

Bird, Maya's Enkelsohn kehrt nach zehn Jahren aus einem Gefängnis im Süden zurück. Er wartet vor einer bevorstehenden Invasion und bittet um Hilfe für die Widerstandskämpfer in den Bergen.

Als Madrone in die Southlands aufbricht, um den Rebellen zu helfen und ein Heilmittel gegen die tödlichen Viren zu finden, muß sie an der Seite kampferprobter Guerillas und hübscher Piratinnen ums eigene Überleben kämpfen.

Im Norden wird derweil beratschlagt, wie die Invasoren zur Umkehr bewegt werden können.

„Jeder Krieg beginnt in unserer Vorstellung, er wird zunächst geführt, um unsere Träume und Visionen zu zerstören,“ sagt Maya. Sie warnt, das Töten der Feinde werde alle Beteiligten zu Gewalttätern machen, und es werde alles zerstören, was sie geschaffen haben. Das Schicksal des Nordens hängt am seidenen Faden.



STARHAWK

Die Bestsellerautorin von „Der Hexenkult“, „Mit Hexenmacht die Welt verändern“ und „Wilde Kräfte“ ist eine Feministin und Kämpferin für den Frieden. Sie ist eine der ersten Stimmen des Öko-Feminismus, einer Bewegung, die sich nicht nur für die Rechte der Frauen einsetzt, sondern auch für den Schutz unserer elementaren Lebensgrundlagen eintritt. Auf ihren weiten Reisen durch Nordamerika und Europa hält Starhawk Seminare und Workshops ab. Sie lebt in San Francisco und arbeitet dort mit einer staatlich anerkannten religiösen Gemeinschaft, die Lehrgänge, Workshops und öffentliche Rituale in erdgebundener Spiritualität anbietet.

Titelillustration © 1993 Keith Batcheller

Foto: Christine Plöber

Printed in Germany

Reich imaginiert und wundervoll geschrieben, ist „Das Fünfte Geheimnis“ ein kraftvoller Roman voller Ideale, eine mitreißende Geschichte, die zum Nachdenken anregt, über Liebe und Krieg, Körper und Geist, Freiheit und Sklaverei – und über die Zukunft menschlichen Lebens überhaupt.

DAS FÜNFTE
GEHEIMNIS



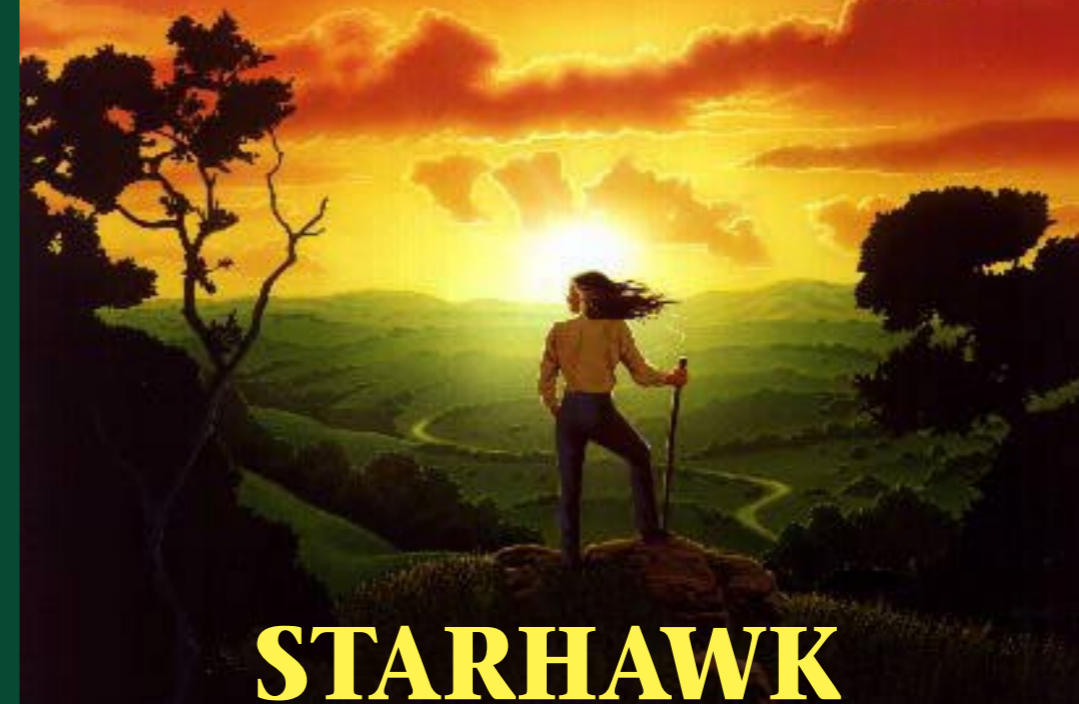
STARHAWK

HANNAH



Ein packender Roman –
eine kraftvolle Zukunfts-Vision

DAS FÜNFTE GEHEIMNIS



STARHAWK

HANNAH

In der Tradition von „1984“ und „Schöne Neue Welt“ liegt hier ein unvergeßlicher Roman vor, der auf dramatische Weise die Entscheidungen aufzeigt, die wir treffen müssen, um das Überleben der Menschen, das unserer Gesellschaft und den Fortbestand unseres Planeten sicherzustellen.

DAS FÜNFTE GEHEIMNIS

Stellen Sie sich eine Welt ohne Armut, Hunger oder Haß vor, eine Welt, in der eine reiche Kultur ihre verschiedenen Rassen, Religionen und Überlieferungen in Ehren hält. Eine Welt in der die vier Heiligen Elemente, die alles Leben ermöglichen – Erde, Luft, Feuer und Wasser – bedingungslose Wertschätzung erfahren.

Und jetzt stellen Sie sich das Gegenteil vor. Eine alptraumartige Welt, in der ein autoritäres Regime einen Apartheid-Staat mit Polizeigewalt regiert. Wasser und Nahrung werden strikt nur denen zugeteilt, die der geltenden korrupten Religion angehören. Frauen sind das Eigentum der Ehemänner oder des Staates. Für Prostitution und Krieg werden Menschen gezüchtet.

Diese beste und schlechteste Zukunftsmöglichkeit treffen im 21. Jahrhundert in Kalifornien aufeinander, und der Ausgang dieses Konflikts hängt ab von der Weisheit und der Courage einer kleinen Gruppe von Menschen. Die 98jährige Maya ist Mitbegründerin einer ganzheitlichen Kultur im Norden. Sie hat eine erdbezogene spirituelle Tradition belebt und neu erstehen lassen.

Madrone, die Enkeltochter von Mayas langjährigem Liebhaber, ist eine Heilerin. Sie versucht, die immer wieder auftretende Epidemie zu bekämpfen, deren Ursache vermutlich biologischen Kriegsführung der faschistischen Southlands ist.

DAS FÜNFTTE GEHEIMNIS

DAS FÜNFTE GEHEIMNIS

STARHAWK

HANNAH
Verlagsgesellschaft mbH

STARHAWK

DAS FÜNFTE
GEHEIMNIS

Ein packender Roman –
eine kraftvolle Zukunftsvision

Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Hans Peter Bauer und Anna Beeckmann

1. Auflage Oktober 1996
Copyright ©1996 by Hannah Verlagsgesellschaft mbH
Buxtehude

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Insbesondere gilt dies für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und das Einspeichern und Verarbeiten in elektronischen Medien.

Die Originalausgabe erschien 1993
unter dem Titel „The Fifth Sacred Thing“
bei Bantam Books New York
Copyright ©1993 by Miriam Simos

Satz und Einbandgestaltung: Hannah Verlag
Titelillustration: Keith Batcheller
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-931735-01-X

Erklärung der vier heiligen Elemente

Die Erde ist ein lebendiges, bewußtes Wesen. Gemeinsam mit anderen Kulturen aus verschiedenen Epochen und Erdteilen sind uns folgende Elemente heilig: Luft, Feuer, Wasser und Erde.

Ob wir diese Elemente als Atem, Energie, Blut und Körper der Mutter bezeichnen oder als gesegnete Geschenke eines Schöpfers oder als die Symbole miteinander verbundener Systeme, die das Leben stützen, es ist uns deutlich bewußt, daß ohne sie kein Leben möglich ist.

Diese vier Elemente heilig zu nennen, bedeutet aber auch, ihren Wert höher anzusetzen als ihren wirtschaftlichen Nutzen. Sie selbst sind zum Maßstab geworden für unser Handeln, unser wirtschaftliches Tun, unsere Gesetze und unsere Absichten. Niemand hat das Recht sie zu besitzen oder von ihnen auf Kosten anderer zu profitieren.

Jede Regierung, die darin versagt, diese vier Elemente zu schützen, verwirkt ihre Existenzberechtigung.

Alle Menschen, alle Lebewesen sind Teile des Lebens auf dieser Erde und also ebenfalls heilig. Kein Wesen ist ranghöher oder rangniedriger als das andere. Nur Gerechtigkeit kann Gleichgewicht garantieren. Nur ökologisches Gleichgewicht kann die Freiheit aufrechterhalten. Und nur in dieser Freiheit kann das fünfte Element, das fünfte Geheimnis, welches wir den Geist nennen, in seiner ganzen Vielfalt erblühen.

Das Heilige zu ehren, bedeutet ein Umfeld zu schaffen, in dem Nahrung, Heimat, Wissen, Freiheit und Schönheit gedeihen können. Das Heilige zu ehren, bedeutet Liebe möglich zu machen.

Dieser Kraft widmen wir unsere Neugier, unseren Willen, unseren Mut, unser Schweigen und unsere Stimme. IHR widmen wir unser Leben.

DAS FÜNFTTE GEHEIMNIS

Es war zur großen Trockenzeit. Eine alte Frau kletterte auf einen Hügel. Wie die meisten Menschen im südlichen Teil der Stadt nannte sie diese Jahreszeit „El Tiempo de la Segadora“, die Zeit der Großen Schnitterin. Dürre überall, Grün nur dort, wo die Gärten noch genug Wasser aus den Zisternen bekamen. Regen war noch für Wochen nicht zu erwarten.

Die alte Frau erklimmte den Hügel, wie sie früher Berge erklimmen hatte, einen Schritt nach dem anderen, den Stock fest vor sich aufpflanzend. Die alte Frau war 98 Jahre alt, geboren in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Noch zwei Jahre und sie würde die Mitte des 21. Jahrhunderts erleben. In ihrer Jugend hatte sie vieles erklimmt: Wüsten-Gipfel, Pyramiden, Stacheldrahtzäune. Sie hatte Verzweiflung erlebt und neue Hoffnung.

Der Hügel reckte sich wie ein schwangerer Bauch über den südlichen Teil der Stadt, über den grünen Flickenteppich aus Häusern und Gärten und Wegen und den blauen Wassern der San Francisco Bucht. Bei der Göttin, dachte die alte Frau, sie war noch immer in der Lage, diesen Hügel zu erklimmen!

Maya blieb stehen, um Atem zu schöpfen. Um sie herum wogten Scharen von Menschen, gekleidet in den grünen und goldenen Farben der Jahreszeit, fröhlich redeten sie oder sie sangen, je nach Temperament. Sie trugen Körbe mit Opfergaben: Brot, Früchte, Käse und frisches Gemüse aus den Gärten.

Unten lagen die Häuser, klein wie Spielzeug, dazwischen die alten Wolkenkratzer, die sich vom flachen Gelände unten an der Bucht erhoben. Ein buntes Mosaik. Grün der Hintergrund, durchzogen von Wasseradern und gesprenkelt mit dunklen Teichen und Seen. Die Blocks alter Reihenhäuser bildeten immer noch Straßenzüge, die nie-

mand mehr benutzte. Stattdessen bewegten sich Fahrräder und Elektroautos und gelegentlich ein Pferd durch das Labyrinth der engen Wege, die sich durch das Grün zogen. Über den Hausdächern schwangen Gondeln wie bunt bemalte Eimer, von Hügel zu Hügel, sie bewegten sich zwischen hohen Türmen, an denen sich Windräder drehten. Im Nordosten konnte Maya einen langen Zug sehen, der sich über das untere Deck der Bay-Brücke bewegte. Ah, dachte Maya, das erste Getreide wird zum Central-Markt gebracht.

Und ganz hinten leuchtete die Golden Gate Brücke aus dem Dunst. Wunderschön, dachte Maya. Seit ihrem ersten Blick auf die City, in jenem Sommer der Liebe, vor mehr als 80 Jahren, war sie in diese Stadt verliebt. Damals, sie war gerade 17 Jahre alt, hatten die Nebel sie entzückt, die Geheimnisse verhüllten oder preisgaben. Die von Menschen wimmelnden Straßen hatten sie erfreut. Sie schienen ständig kostümiert zu sein: Zigeuner, Piraten, Indianer, Hexen, die die Bürgersteige entlang schlenderten und zu den Klängen der Beatles „Love, Love, Love“ sangen.

„Du bist meine ständige Geliebte gewesen“, sagte sie leise. „Eine City, nicht monogam, aber niemals untreu, manchmal etwas aufgedonnert, aber niemals langweilig. Und du bist auch noch nicht vor mir gestorben, wie viele andere.“

„Love is all you need“. - Liebe ist alles was du brauchst! Sie hörte das Lied in ihrer Erinnerung. „Aber die Beatles führten uns auf eine falsche Fährte“, flüsterte sie ins Leere, in die Luft, die gefüllt war mit den Geistern ihrer toten Freunde. Liebe war aber nicht das einzige, was wir damals brauchten. Wir wollten lieben, frei und ohne Beschränkungen. und dafür mußten wir die Welt erneuern.“

Seufzend setzte Maya den steilen Aufstieg fort. In Wahrheit ist dies eine verdammt anstrengende Kletterei für eine alte Hexe wie mich, gestand sie sich ein. Ich hätte mir die Mühe ersparen und Madrone bitten sollen, die Schreine zu besuchen.

Die Schreine der Vier Heiligen Elemente befanden sich in den jeweiligen Himmelsrichtungen. Maya hatte die mühselige Umrundung fast hinter sich. Sie hinterließ Samen seltener Kräuter beim Heiligen Schrein der Erde, Federn der Seevögel und der Hähne beim Heiligen Schrein der Luft. Beim Schrein des Feuers hinterließ sie weißen und schwarzen Salbei sowie Zedernholz, und beim Wasser-Schrein hatte sie ein Glas mit Regenwasser geopfert, das sie vom ersten Sturm des vergangenen Herbstes aufbewahrt hatte.

Aber Madrone hätte vermutlich gar keine Zeit gehabt. Ich weiß ja wie es ist, murmelte Maya. Wahrscheinlich steckt sie bis zu den

Ellenbogen in ihrer Arbeit, froh, wenn sie den Hügel noch in letzter Minute hinaufeilen kann. Auf meine alten Tage werde ich pingelig, dachte sie. Eine orthodoxe Heidin, die auf strikter Einhaltung der alten, überlieferten Rituale besteht; ein ausführlicher Besuch bei jedem einzelnen Schrein, ein Gang den Prozessionsweg hinauf, Zeit zu meditieren, nachzudenken, ein wenig in Trance zu versinken...

Der Pfad wand sich weiter oberhalb des Wasserreservoirs, das seitlich am Hügel angelegt worden war. Sie konnte schon den kleinen Bach hören, der den künstlich geschaffenen Wasserlauf füllte, von dem die Gärten entlang ihrer eigenen Straße gespeist wurden. Heutzutage gab es so viel mehr Gärten. Aus schierer Notwendigkeit, denn Hitze und Feuer hatten die Erde des Central-Valley Anbaugebietes praktisch zu Stein werden lassen.

Schau sie dir an! Maya pausierte erneut, schwer atmend. Die City war ein Ort wilder Blumen, voller Weinstöcke und Bäume, deren Zweige sich unter der Last der reifenden Früchte bogen.

Alles sieht so üppig aus. Sie atmete tief. Man könnte denken, wir hätten reichlich von allem, reichlich Land, reichlich Wasser. Irrtum. Wir haben nur gelernt, nichts zu verschwenden, jeden Wassertropfen zu nutzen, alles wieder zu verwenden, die Hühner mit Unkraut zu füttern, die Enten mit Schnecken und die Würmer den Abfall verwerten zu lassen.

Wir sind wahre Künstler in der Müllvermeidung geworden. Und in der Vermeidung von Gewalt, von Krieg, von Toten. Schauernd dachte Maya an die verwesenden Körpern in den Massengräbern an der östlichen Bucht. Und nun müssen wir nur noch die drohende Begegnung mit der Steward-Armee vermeiden, die vermutlich schon jenseits der Grenze aufrüstet. Nun, wir haben unsere Wahl getroffen. Wir ziehen Nahrung den Waffen vor. Und nun stehen wir hier, lieb-reizend und so unbewaffnet wie die Venus von Milo.

Der Pfad machte eine Biegung nach Westen. Maya näherte sich dem Gipfel. In der Ferne konnte sie Twin Peaks sehen, der aus dem Nebel herausragte, wie zwei braune Brüste aus einem Schaumbad.

„Hörst du Johanna? Twin Peaks erinnert mich an deine Brüste.“ Johanna war schon lange tot und antwortete nicht. Aber der Gedanke an ihre Brüste ließ Maya auch an Johannas Enkelin denken. Madrone arbeitet zu viel, dachte Maya. Alle Heiler tun das. Aber seit Sandys Tod hat sie kaum noch pausiert. Sie wird bald selbst krank werden, wenn sie sich nicht mehr Ruhe gönnt. Ich wünschte, sie hätte sich den Tag frei genommen, wie ursprünglich geplant, aber irgend etwas kommt ja immer dazwischen...

Göttin, hoffentlich ist dies nicht schon wieder eine weitere Epidemie! Bitte Mama, das wirst du uns doch nicht antun? Wir sind auf deiner Seite, erinnerst du dich? Wir sind die Guten.

Wo blieb Madrone nur?

Doch Madrone hatte tatsächlich keine Zeit.

„Die Kranke braucht Flüssigkeit“, rief sie gerade entsetzt. „Aviva prüf’ bitte den Blutdruck. Heilige Mutter, sie verbrennt ja förmlich. Die Eispackung dampft! Wir müssen dieses Fieber runterkriegen, Aviva.“

Avivas dunkle Augen funkelten besorgt über der weißen Maske. Ihr braunes Haar war streng unter einer weißen Schwesternhaube verborgen. Madrone hatte ihr eigenes Gesicht unbedeckt gelassen. Ihrer Meinung nach mußte eine Frau in den Wehen ein menschliches Gesicht sehen können, und sie hatte andere Mittel sich zu schützen.

„Verdammt! Wie sollen wir das Kind rausholen?“

„Kaiserschnitt?“ schlug Aviva vor.

Madrone schüttelte den Kopf: „Sie würde sterben.“ Die eine Hand am Hals der Frau fühlte sie den rasenden Puls, mit der anderen an den Schläfen ließ sie der Gebärenden Ch’i, Lebensenergie, zuströmen.

„Sie stirbt“, flüsterte Aviva entsetzt, mit einem Blick auf den Monitor. „Ihr Blutdruck ist himmelhoch, keins der Medikamente hat angeschlagen.“

„Wir dürfen sie nicht aufgeben. Sie ist meine Nachbarin, und sie ist Rosas Mutter. Wir dürfen nicht aufgeben. Auf keinen Fall!“

Sandy ist Opfer dieser Seuche geworden, das ist genug, dachte Madrone erbittert. Das muß genug sein.

„Am zweiten Tag der Schnitterin würde ich soetwas nicht sagen“, gab Aviva zurück.

Lou schob hastig einen Infusionsständer herbei. Seine schlanken Finger ertasteten eine Vene und schlossen den Tropf an.

„Lou, such’ ihren Druckpunkt für Dilation!“ befahl Madrone. „Ich gebe ihr Ch’i.“

„Sei vorsichtig“, gab Lou zurück. Die Operationsmaske verbarg den größten Teil seines Gesichts, aber seine schwarzen Augen blickten grimmig.

Madrone nickte, holte tief Luft und wiederholte innerlich ihren geheimen Spruch, der sie schnell in Trance fallen ließ. Sie fühlte sich wie ein Baum, dessen Wurzeln bis in den Bauch der Erde hinunterreichten und von dort immer neue Lebenskraft bezog.

Energie pulsierte durch sie hindurch und durch ihre Hände in den

Körper der Gebärenden, nährte sie, hielt sie am Leben. Für wie lange? Solange ich es aushalten kann, dachte Madrone und das konnte fast unbegrenzt sein, wenn ich nur ausgeruhter wäre, wenn ich nichts weiter wäre als ein Baum, ein Kanal.

Funken leuchteten vor ihrem inneren Auge auf. Madrone hatte eine Vision: Mutter und Kind kämpften verzweifelt an einem dunklen, brennend heißen Ort. Madrone tauschte in ihrer Imagination das Erdenfeuer gegen kühlendes Wasser, ließ es durch die Kranke hindurchfließen, immer tiefer reichend, immer tiefer schöpfend. Sie war so in ihre Gedanken und ihre Tätigkeit versunken, daß sie die Stimmen der anderen um sich herum gar nicht mehr wahrnahm. Doch ihre Anstrengungen waren erfolglos. Es war als wollte man Wasser in einen zerstörten Kanal gießen.

Das Seelen-Licht der Kranken entzog sich ihrem Zugriff. Verzweifelt versuchte sie es zu halten. Aber sie spürte die Kraft schwinden.

„Sie hyperventiliert, Puls schwach!“ warnte Lou.

Madrone unternahm einen letzten verzweifelten Versuch, nahm all ihre eigene Energie und richtete sie auf das Seelen-Licht der Kranken. Aber das Licht wurde schwächer und löste sich schließlich im Dunkel auf.

„Sie ist tot“, sagte Lou sanft.

„Holt das Baby“, sagte Madrone. „Wie weit war Consuelo? Fünfunddreißigste, sechsenddreißigste Woche?“ Das Baby würde klein, aber lebensfähig sein, wenn sie sich beeilten. Warum taten sie nichts, bewegten sich nicht? Erst dann bemerkte sie, daß kein Laut über ihre Lippen gekommen war. Sie gab all ihre Energie in das Kind und hatte keine Energie mehr zum Sprechen. Sie versuchte es erneut. „Holt das Kind“.

„Madrone sagt etwas“, bemerkte Aviva.

„Was? Was ist los?“ fragte Lou.

„Holt das Kind“, sagte Madrone noch einmal. Diesmal hörbar. Lou warf ihr einen raschen Blick zu und nickte.

Madrone kämpfte, nicht nur um das Leben des Kindes, auch um ihr eigenes Leben. Diosa, oh Göttin, sie war zu tief eingetaucht, sie war eigentlich viel zu müde dafür, zu schwach. Aber das Kind lebte, ach wenn sie die Verbindung doch nur halten könnte...

Plötzlich fühlte sie eine warme Hand in ihrem Nacken. Wärmende Lebenskraft, frisches Ch'i, flutete durch sie hindurch. Aviva war es, die ihr Rückhalt und neue Kraft gab, während Lou das Baby aus dem geöffneten Bauch der toten Mutter empor hob. Das kleine blutige

Bündel gab einen schwachen Schrei von sich, doch es bewegte sich kaum.

„Es ist ein Mädchen“, sagte Aviva.

„Gib es mir“, Madrone nahm ihre Hände von den Schläfen der toten Mutter und öffnete ihr eigenes Hemd. Lou durchtrennte die Nabelschnur und gab ihr das Baby. Madrone nahm das nasse und blutige Kind und bettete es zwischen ihre Brüste. Der kleine Körper fühlte sich heiß und fiebrig an. Madrone griff nach einem Eiswürfel und bearbeitete damit den kleinen Rücken. Wärme und Kühle gleichzeitig, Liebe und Milch, beide waren wichtig. Diosa, das Kleine brauchte so viel.

„Bist du okay?“ fragte Lou.

Madrone nickte, obwohl sie sich krank und schwach fühlte. „Nein bleib“, sagte sie zu Aviva, die ihre Hände wegnehmen wollte: „Ich bin nicht okay!“

„Und das Baby?“ fragte Lou.

„Es atmet allein“, antwortete Madrone. „Es ist klein und zu früh geboren, aber es könnte durchkommen. Laßt es mir noch einen Moment. Gleich könnt ihr es untersuchen und wiegen.“

„Tief atmen“, Aviva lächelte aufmunternd. Madrone atmete langsam ein, zwang ihren Körper, sich zu entspannen. Aber ihre Gedanken folgten nicht. Wer hat Milch? Wer könnte das Kind stillen?

„Es wäre sicherer, Freiwillige zu finden, die Milch abpumpen.“

„Wir wissen nicht, wie ansteckend die Krankheit der Mutter ist“, gab Lou zu bedenken.

„Aber wenn die Kleine gestillt werden könnte“, bemerkte Madrone zögernd, „wäre es hilfreich für sie.“

„Glaubst du wirklich, sie wird überleben?“ fragte Aviva.

„Ich weiß es nicht. Wir wissen bisher zu wenig über dieses Fieber.“

„Ich glaube, meine Nachbarin würde sie nehmen“, sagte Aviva, „sie hat gerade ihr Baby verloren, und ihre Milch fließt noch. Und außerdem würde ich bei ihr Fieberanzeichen sofort bemerken.“

„Das wäre eine gute Lösung“, stimmte Lou zu.

„Warte“, sagte Madrone, als Lou Consuelos Augen schließen wollte. Sie warf einen letzten langen Blick auf das Gesicht der Toten. „Es tut mir leid, Consuelo. Lo siento mucho.“

„Ich werde Schwester Marie um die Riten bitten“, bemerkte Lou. „Nicht nötig“, wehrte Aviva ab. „Sie hat schon den letzten Segen erhalten, als die Wehen einsetzten, für alle Fälle.“

„Möge die Luft deinen Geist freundlich empfangen“, flüsterte Madrone der Toten zu. „Möge das Feuer deine Seele erlösen. Möge

das Wasser dich reinwaschen von allen Schmerzen, Leiden und Traurigkeiten. Möge die Erde dich empfangen. Möge das Rad sich drehen und dich neu gebären.“

„Gesegnet sei’s“, murmelte Aviva.

Lou hob das Laken und bedeckte Consuelos Kopf. „Laß mich jetzt das Baby nehmen“, sagte Aviva. „Madrone, du bist völlig fertig.“

Madrone hielt einen Moment inne. Das Baby fühlte sich noch heiß an, aber nicht mehr so brennend wie zu Anfang. Der Lebenswille des Kindes schien stark und stabil zu sein, während sie selbst sich schwach fühlte. Sie reichte Aviva das Baby, die ihre eigenen Hände jetzt von Madrones Nacken löste, um das Neugeborene zu umfassen.

Ohne Rückhalt fühlte Madrone jetzt das volle Ausmaß ihrer eigenen Schwäche. Sie rettete sich auf den Stuhl in der Ecke bevor ihre Beine nachgaben.

„Du siehst furchtbar aus“, sagte Lou.

Madrone nickte: „Ich bin etwas zu weit gegangen.“

„Du riskierst zu viel.“ Lous Augen zogen sich zu dunklen Schlitzeln zusammen. „Ich hab’ dich schon mal gewarnt. Wäre ich dein Vater, ich würde dir diese Arbeit verbieten.“

Madrone blickte Lou an. Sandys Augen waren ebenso geformt gewesen, wie die von Lou. Aber sie hatten sie angelacht, hatten mit ihr geflirtet, sie verführte, seine schwarzen, seidigen Haare zu streicheln und seine Lippen zu küssen. Schluß jetzt, befahl sich Madrone, und schloß die Augen.

„Du kannst nicht mein Vater sein, Lou. Du bist jünger als ich.“

„Du brauchst einen Vater, der auf dich aufpaßt“, wiederholte Lou.

„Ich hatte nie einen. Ich wüßte nichts mit ihm anzufangen!“ gab Madrone zurück.

„Wieso? Bist du künstlich gezeugt?“

„Nein, mein Vater fiel im Befreiungskampf für Guadeloupe, wo ich geboren wurde. So oder so ähnlich erzählte meine Mutter es mir.“ Madrone lächelte: „Ich glaube, sie hat gelogen. Ich denke, es war eine jungfräuliche Geburt.“

„Gelobt sei Maria“, antwortete Aviva, die das Baby am Waschbecken badete.

„Eher so wie sich die große Göttin inkarniert hat“, korrigierte Madrone ihn.

„Sich selbst befruchtend, sich selbst kreierend. So war meine Mutter.“

„Und unsterblich. Sie hätte unsterblich sein sollen. Nicht so

schnell sterben und mich verlassen. Aber genug davon.“ Sie sah zu Aviva auf. „Oder glaubst du, daß ich Jesus bin, ein weiblicher Jesus?“

„Jesus wurde gekreuzigt“, erinnerte Lou sie. „Falls du nicht deine Aura heilst, wirst du so krank werden, daß du dir wünschst, du würdest auch gekreuzigt werden.“

Madrone blickte zu ihm auf. „Sei ein Engel, Lou! Wieg’ du das Baby, ja?“

„Du solltest wirklich nicht so weitermachen.“

„Ich wollte Consuelo nicht verlieren.“ Madrone wandte sich von der reglosen, weißen Gestalt im Bett ab. Ihre Augen waren voller Tränen. Das Baby wurde gewogen, die Reflexe getestet.

„Consuelo war eine Freundin. Ihre Familie lebt in derselben Straße wie meine. Ich habe oft auf ihre Tochter aufgepaßt. Was wird jetzt aus Rosa? Ihr Vater starb vor sechs Monaten.“

„Schließ deine Augen“, sagte Lou. Madrone ließ sich im Stuhl zurücksinken. Sie wandte dazu die ganze Kraft ihres eigenen Ch’i auf. Sie spürte wie Lous Hände sich um ihren Kopf herum bewegten, und sie seufzte auf, als sie sich in ihren verspannten Nacken gruben.

„Es ist ein kluges Baby“, sagte Aviva. „Ich hoffe, daß es leben wird.“

„Ich werde es Rosa erzählen“, sagte Lou.

Wenn sie die Augen nur lange genug geschlossen hielt, dachte Madrone, würde vielleicht alles wieder anders sein. Sie würde wieder zurück sein, in der guten alten Zeit, wie Maya zu sagen pflegte, in El Mundo Bueno.

„Jemand anders soll es ihr sagen“, schlug Aviva vor, „ich kann es jedenfalls nicht.“ Sie schluchzte.

Madrone schreckte bei diesem Geräusch hoch. Sie hätte einschlafen können, während Lou sie so massierte und die Spannung in ihrem Nacken löste. Sie hätte zurücksinken mögen in den Traum der vergangenen Nacht, oder war es vorgestern gewesen? Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie eigentlich zuletzt geschlafen hatte. Sie erinnerte sich nur, von Bird geträumt zu haben, und das hatte einen süßen Nachgeschmack hinterlassen.

Im Traum waren sie wieder in den Bergen gewesen, in jenem Jahr, das sie gemeinsam den Wäldern gewidmet hatten, in dem Jahr als sie beide 16 waren. Sie hatten hart gearbeitet, Feuerschneisen geschlagen und neue Bäume gepflanzt. Damals waren sie jung gewesen, jung und begierig. Ihr Schweiß schien wie eine Einladung, die salzigen Ströme der Körper noch tiefer zu kosten.

Seltsam, bislang hatte sie noch nicht von Sandy geträumt, obwohl

er schon seit Monaten tot war. Aber Bird war ihr im Traum mehrere Male erschienen. Vielleicht hatte Maya recht. Sie behauptete, daß er noch irgendwo lebte. Niemand hatte ihn in den vergangenen zehn Jahren gesehen. Niemand. Seit der großen Epidemie, als er zusammen mit Cleis, Zorah und Tom tief im Gebiet der Stewards verschwunden war. Höchstwahrscheinlich war er längst tot, dachte sie voll stummer Trauer. Bird! Tot, wie all die anderen Männer in meinem Leben. Mein schon fast mythischer Vater, Sandy, Rio und die vielen Frauen. Hör auf! Sie stoppte sich energisch. Hör auf, in Selbstmitleid zu baden. Sie seufzte erneut und schrie schmerzlich auf, als Lou sie energisch schüttelte. „Au, was machst du mit mir?“

„Tat's weh?“ fragte Lou.

„Sei vorsichtig, ja? Du sollst mich nicht quälen!“

„Das ist ein Punkt für das Immun-System. Er muß gestärkt werden.“

„Ist das ein Grund, die Stelle so brutal anzufassen? Du solltest den Punkt Lous Rache nennen.“

Er lächelte spöttisch. Seine Finger fuhren kraftvoll und unbeirrt fort ihren Nacken zu kneten, und trotz ihrer Schmerzen fühlte Madrone, wie sie sich etwas entspannte, wie neue Energie sie durchströmte.

„So, Madrone. Beantworte diese Frage ehrlich und ich lasse dich in Ruhe. Was wirst du als nächstes tun?“

„Wenn ich schon die Kranken nicht heilen kann, sollte ich vielleicht lernen, die Toten zu erwecken. Au, du tust mir weh! Ich spaße nicht!“

„Was wirst du als nächstes machen?“

„Pause! Schlafen! Ich schwöre es! Au, das ist gut!“ Sie seufzte auf, als seine Finger den schmerzenden Punkt verließen und sanft ihre Schultern massierten. „Gleich nachdem ich Rosa berichtet habe.“

„Was ist mit der Zeremonie?“ fragte Aviva. „Vertrittst du nicht den Rat der Heilerinnen?“

„Große Göttin, das habe ich total vergessen. Wie spät ist es?“

„Ungefähr ein Uhr nachmittags, am 1. August, oder falls du es lieber hörst, Dritte Nebel-Mondin“, antwortete Lou. „Der Tag der Schnitterin. Der Tag an dem du uns, deine Zunftkollegen, bei den Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag des Aufstandes vertreten sollst. Wenn du dich beeilst, kannst du den Weg auf den Berg noch schaffen.“

„Oh herrlich“, sagte Madrone. „Wenn der Rat aus einem unerforschlichen Grund mich benannt hat und nicht Doktor Sam, setze ich mich besser in Bewegung.“

„Es war ein Vorschlag von Sam“, sagte Lou, „als Tribut an Sandy.“
„Lou, wenn du den Knoten aus meinem Nacken schaffst, werde ich... Ja, was werde ich? Dir ein Kind gebären. Ein Essen für dich kochen. Dich für den Großen Orden nominieren lassen...“
„Das sind keine Versprechungen. Das sind Drohungen.“ Lou bearbeitete Madrones Schultern weiter mit Massagegriffen.

Ich sehe wie die Todesfee persönlich aus. Madrone starrte in den Spiegel des Waschraumes. Strähnen ihres schwarzen lockigen Haares hatten sich aus ihrem dicken Zopf befreit. Blaue Ringe lagen unter ihren Augen und ihre bronzefarbene Haut hatte einen grauen Unterton. Eintrocknetes Blut klebte auf Wangen und Armen. Sie streifte alle Kleidungsstücke ab, warf sie in den Solar- Sterilisator, öffnete ihr Haar und trat in die Dusche. Das heiße Wasser fühlte sich gut an, ließ sie wieder zurückkehren in ihren Körper.

Sie schrubbte sich gründlich bis zu den Haarwurzeln. Sich selbst konnte sie vor dem Fieber schützen. Aber solange sie nicht wußten, wie es sich übertrug, würde sie kein Risiko eingehen. Sauber, aber mit nassem Haar, das noch am Rücken klebte, zog sie ihre Straßenkleidung an und machte sich auf die Suche nach Rosa. Das Mädchen wartete im Flur, zusammen mit Marie, einer anderen Nachbarin. Sie war Mitglied des Ordens „Unsere gesegnete Frau des Wassers“. Dieser Orden unterhielt ein offenes Haus in Madrones Block. Rosa lag, halb schlafend in Maries Arm. Madrone kniete sich zu ihr, weckte sie vorsichtig und nahm ihre Hand.

Rosa öffnete ihre Augen, die groß und dunkel wirkten in dem schmalen Gesicht. Ihre Zöpfe waren leicht zerzaust und unordentlich nach einer schlaflosen Nacht und erinnerten Madrone an Consuelo, wie sie mit den Händen durch das Haar ihrer Tochter gefahren war, das leuchtende Schwarz geflochten hatte.

„Es tut mir leid Rosa“, sagte Madrone, „es tut mir so leid. Deine Mutter ist tot.“ Maries Arm schloß sich fester um das Kind. Sie war auch eine von Madrones Patientinnen, eine, die Madrone nicht retten konnte und verlieren würde. Die milchige Haut, die Marie von ihren irischen Vorfahren geerbt hatte, war nicht dazu geschaffen, den ultravioletten Strahlen zu widerstehen, die durch die geschwächte Ozonschicht der Erde drangen. Madrone bemerkte eine neue Veränderung neben der Nase der alten Frau. Ihre Haut war wie Papier, transparent, der Anzeichen von Krebs!

„Es tut mir leid“, bedauerte Madrone erneut. „Wir haben alles versucht. Dieses Fieber ist uns immer noch ein Rätsel.“

Allmählich drang die Wahrheit zu Rosa durch. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie barg ihr Gesicht an Mariens Schulter und begann zu schluchzen.

„Probecita“, beruhigte Marie sie. „Es tut mir so leid.“ Sie schaute fragend zu Madrone. „Und das Baby?“

„Es lebt. Bis jetzt. Ganz ehrlich, ich weiß nicht, wie es ausgehen wird. Wir haben eine Amme gefunden. Aber ich wäre gern optimistischer.“

Marie nickte. Madrones Hand ruhte auf Rosas Rücken. Gern hätte sie sich selbst zusammengerollt und geweint. Ich hasse dies, dachte sie. Oh, wie ich dies hasse!

„Du schaust müde aus“, sagte Marie. „Ich werde mich um Rosa kümmern. Geh’ und ruh’ dich aus.“

Madrone nickte und stand auf. Wenn sie sich beeilte, würde sie es gerade noch schaffen, ihre Festkleidung anzulegen und Maya zu treffen bevor das Ritual begann.

Am Gipfel des Berges verließen Menschen die Gondeln. Die dicken Kabel überzogen die Stadt wie ein metallenes Spinnennetz. Maya erinnerte sich, wie Rio dagegen gewesen war, als die Seilbahnen nach dem Aufstand eingeführt werden sollten.

„Das übersteigt unsere Möglichkeiten!“ hatte er entgegnet. „Wir haben immer noch Hungernde, wie können wir es uns dann leisten die Stadt in ein zweites Disneyland zu verwandeln.“ „Ich mag die Idee.“ Maya war optimistisch. „Die Leute werden sie mögen.“

„Blödsinn. Es wäre billiger, den Löwen im Zoo einige unserer obergescheiterten Council-Mitglieder vorzuwerfen. Das gefiele mir.“

„Sei kein Spielverderber“, gab sie zu bedenken, doch dann bemerkte sie seine Tränen. Seinen Augen wirkten durch den grauen Star milchig blau und erinnerten an den glasigen Ausdruck von Kleinkinderaugen. Er war immer noch ein gut aussehender Mann, Anfang 80, nur einige Jahre älter als sie selbst. Sein blondes Haar hatte sich in Weiß verwandelt und bildete einen buschigen Rahmen für sein gut geschnittenes Gesicht. Streit endete bei ihnen noch immer mit einer hitzigen Liebesnacht. Und so überwandene sie auch gern den Kummer darüber, daß zu wenig getan wurde, zu wenig für das Miteinander der Menschen, zu wenig für die Welt, ihre Umwelt.

Vielleicht hatte er damals doch recht. Vielleicht haben wir uns hinreißen lassen von unserem Optimismus, im ersten Überschwang des Sieges. Wir haben noch zu sehr in alten Bahnen gedacht, von großen Projekten und heroischen Kämpfen geträumt: die Deiche, die

Gondeln. Jetzt fand Maya die Gondeln sehr praktisch, machten sie doch den Irrgarten passierbar, zu dem die Stadt nach dem Aufstand geworden war. Außerdem waren die Gondeln in den letzten zwei Jahrzehnten ständig verschönert worden. Sie waren mit bunten Farben und heiligen Emblemen bemalt worden: mit Spiralen, ineinandergreifenden Dreiecken, Monden und Sternen, und mit Tieren und Vögeln.

„Hallo Maya.“

„Que nunca tengas hambre! Mögest du niemals hungern!“ Passanten grüßten sie, lächelten, während sie im Vorübergehen die rituellen Segenswünsche murmelten. Und allen antwortete sie freundlich mit dem rituellen Antwortgruß: „Mögest du niemals Durst leiden! Que nunca tengas sed!“

Einige Passanten kannte sie mit Namen, andere kannten sie vom Sehen oder durch die Bücher, die sie geschrieben hatte. Bei einigen hatte sie das Gefühl, daß sie gern mit ihr gesprochen hätten. Aber sie nickte nur freundlich. Zu viel Bewunderung konnte sie nur noch schwer ertragen.

Die Endstation der Gondelbahn war aus dem Metallskelett des alten Funkturmes gebaut, der früher hier gestanden hatte. Sie schimmerte in sanften Metalltönen, ihre weit ausgebreiteten Arme hießen willkommen, die großen Windräder auf dem Dach malten bewegliche Mandalas in den Himmel, während sie den Strom erzeugten.

Jemand kam aus dem Eingang und winkte Maya zu. Endlich, Madrone. Ihre Art zu gehen und sich lebhaft zu bewegen, ließ in Maya sofort die Erinnerung an Johanna lebendig werden. Johanna hatte dieselbe Kleidung geliebt: großzügig fließende weitgeschnittene Hosen, elegant drapierte Blusen und Überwürfe, in denselben Farben, kastanienbraun, lila und tiefblau. Ansonsten glich Madrone Johanna jedoch nur wenig. Außer in jenem Hauch von Afrika im Haar und dem leichten Schokoladeton im Bronze ihrer Haut. Maya empfing sie mit geschürzten Lippen, die rechte Braue hochgezogen und wechselte den Korb mit den Opfergaben von der rechten auf die linke Seite. Ja, es hätte Johanna persönlich sein können, die ihr da entgegen kam. Maya erinnerte sich, diesen Gesichtsausdruck hatte bereits Johannes Mutter gehabt, die ihn wiederum von ihren Vorfahren hatte.

„Bist du zu Fuß heraufgekommen?“ fragte Madrone.

„Meine Beine tragen mich noch.“

„Und du bist immer noch unvernünftig. Du weißt nur zu gut, daß ich dich niemals hätte allein gehen lassen.“

„Mich lassen? Wie kannst du glauben, du könntest mich zurückhalten?“ wollte Maya wissen.

„Nun, zum einen wiege ich mehr als du!“

„Das besagt nicht viel. Ich bin zwar alt, aber zäh.“

„Hmh. Alte Nüsse sind am härtesten zu knacken.“

„Was willst du damit andeuten?“

„Nada, madrina. Nichts, Mütterchen. Nichts, gar nichts.“

Madrone sah Maya mit den Augen einer Heilerin und bewunderte sie. Die alte Frau konnte als „Weise Alte“ gelten. Ein breiter Strohhut schützte sie vor der Sonne, weißes silbriges Haar, ihr Gesicht glich mit seinen unzähligen Runzeln einem Spinnennetz. Ihre Lippen bildeten eine dünne Linie, entschlossen und energisch, ihre Wangenknochen leicht viereckig, ihre braunen Augen noch immer klar und schimmernd. Sie trug ein langes, schwarzes Kleid und stützte sich auf ihren Stock mit dem silbernen Knauf. Sie wirkte tatsächlich zäh, mußte Madrone zugeben, oder besser gesagt, sie wirkte sehr vital. Erstaunlich, daß sie es zu einem solchen Alter gebracht hatte. Und dabei war sie hellwach im Kopf, mit Gedanken scharf wie Cheddar-käse.

„Was siehst du mich so an?“ fragte Maya.

„Abuelita, du siehst großartig aus.“

„Hör auf, mich Abuelita zu nennen. Weder bin ich klein, noch bin ich deine Großmutter.“

„Ich spreche über meine Zuneigung zu dir. Das weißt du ganz genau. Und was uns beide betrifft. Mir fallen keine Worte ein, um das zu beschreiben.“

„Du kennst kein Wort für die Tochter des Kindes, das eine meiner Liebhaberinnen mit einem meiner Liebhaber in die Welt setzte, als ich ihnen den Rücken zukehrte?“ Mayas Frage klang unschuldig. „Gibt es nicht irgendeinen spanischen Ausdruck dafür?“

„Laß es bei Madrina bewenden. Das steht für eine Menge Sünden. Bist du wirklich okay?“

„Mir geht es besser als dir. Wie lange hast du überhaupt geschlafen?“

„Frag nicht.“

Mayas Stimme wurde sanfter. „Wie ist es gelaufen?“

„Wir haben Consuelo verloren.“

„Nein“, stieß Maya hervor.

„Wenn ich darüber jetzt spreche, muß ich weinen.“ Maya legte ihre Hand auf Madrones Schulter. Dankbar preßte Madrone Mayas Hand an ihre Wange.

Ein langgezogener Ton aus einem Schneckenhorn war zu hören.

„Noch eine halbe Stunde“, sagte Maya. „Wohin willst du gehen?“

Die oberen Pfade des Hügels waren übersät mit Schreinen für Göttinnen und Götter und die Vorfahren. Einige waren kunstvoll gestaltet und bemalt, während andere nur aus einem Opferkorb unter einem Baum bestanden.

Eine unglaubliche Mischung alter Religionen, Götterverehrungen und Weltanschauungen vereinigten sich hier zu einem wahrhaft beeindruckenden Durcheinander. Doch es war ein sympathisches Durcheinander - es war alles bunt, chaotisch, so wie das Leben selbst.

Eine Pyramide aus Gedächtnissteinen auf einem grünen Hügel war der Erdgöttin gewidmet, die auch Gaia oder Tonantzin genannte wurde, oder ganz einfach Madre Tierra, Mutter Erde. Auch Kuan Yin hatte einen Schrein, ebenso Kali und Buddha und viele Bodhisattvas, zusammen mit Devis und Devas, afrikanischen Orishas, und keltischen Göttinnen und Göttern. Einige Schreine standen in Gruppen beieinander; die von Yoruba Oshun, einer afrikanischen Liebesgöttin und Göttin der Flüsse. Aphrodite und Astarte bildeten einen Halbkreis um eine freie Grasfläche, wo gerade eine zierliche junge Frau barfuß und nur wenig verschleiert einen Bauchtanz vorführte. Weiter unterhalb des Hügels überblickte die Jungfrau von Guadeloupe die Stationen des Kreuzweges.

Hier oben wurde die Sonne bei ihrem Aufgang zur Winter-Sonnenwende begrüßt; der Shofar wurde geblasen, um das jüdische Neujahr anzukündigen; Gospels wurden am Ostermorgen gesungen, der Aufruf zum Beten erfolgte fünfmal am Tag, und rund um die Uhr waren hier Menschen in stiller Meditation anzutreffen.

„Laß uns zum Steinhügel gehen“, sagte Madrone, „ich habe einen Stein für Sandy mitgebracht.“ Der Stein in ihrem Korb war hübsch eingebettet in Gemüse und Kräuter. Er trug Sandys Namen, den Geburtstag und den Todestag. SANDINO SHEN LOTUS BLACK DRAGON, geboren am 15. September 2019, gestorben am 23. Juni 2048. Sie würde den Stein auf der Gedächtnispyramide oben am Hügel ablegen. Die Pyramide wuchs mit besorgniserregender Geschwindigkeit.

Und das wäre dann alles, was von ihm, ihrem Freund, ihrem Liebhaber, Kameraden, Compañero, übrig bliebe; ein Stein von vielen auf einer Pyramide, die im Garten begrabene Asche und Erinnerungen. Kein Ritual der Welt konnte diesen tiefen Schmerz heilen.

Maya berührte sanft ihren Arm. „Sollen wir den Stein zusammen niederlegen oder willst du es lieber allein tun?“

„Komm mit mir.“

Maya nahm ihre Hand. „Dann gehen wir jetzt.“

Rund um den Hügel waren die Menschen in Bewegung, legten ebenfalls Steine nieder, brachten Früchte und Blumen für die Toten oder standen einfach in stillem Gedenken. Manche weinten und umarmten einander.

Madrone nahm den Stein aus ihrem Korb und hielt ihn einen Moment in ihrer Hand. Sie versuchte an Sandy zu denken, stattdessen erschien Bird. Er war geboren worden am Tag der Schnitterin; eigentlich hätten sie heute seinen Geburtstag feiern sollen. Er hatte immer wie ein Löwe gewirkt, aber er hatte fünf Planeten in seinem Sternzeichen, er war ein Skorpion. Wie alt wäre er jetzt geworden? Sie war 28 und er wäre jetzt 29. Bei der Göttin, sie waren so jung gewesen, damals vor zehn Jahren. Sie konnte sich an sein Gesicht in jener Nacht erinnern, als er fortging, an seine dunkle Haut, samtweich und heil, und an seinen Bart, den er gerade hatte wachsen lassen. Als Überfallkommando waren sie ausgezogen, er und Cleis und Zorah und Tom. Bird hatte sie gebeten, Maya zu grüßen.

„Ihr riskiert Euer Leben“, hatte sie ihm gesagt. Seine Augen hatten fest in die ihren geblickt. „Claro.“ Aber beim Anblick ihres Gesichtes war er sanfter geworden. „Schon möglich.“

Das Verlangen, ihn anzuschreien, ihn einen Narren zu nennen, hatte heiß in ihr gebrannt, sie hatte sich verlassen gefühlt.

Aber ein Blick in seine Augen hatte sie verstehen lassen. Dieser Blick hatte sie erinnert an jene Nacht des Aufstandes, als er sich über seinen blutenden Vater gebeugt hatte, die schreiende Menschenmenge um sie herum, und die Polizisten, die auf sie eingepöbeln hatten. Sie waren noch Kinder gewesen, aber sie hatten damals zu viel an Grausamkeiten gesehen, und seitdem hatten sie sich beide zu alt gefühlt.

Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. Ich sollte an Sandy denken, mich auf ihn konzentrieren. Ich flüchte vor dem neuen Schmerz, indem ich alte Wunden aufreißte. Es ist leichter, um Bird zu trauern, nach all diesen Jahren, als an Sandys Verlust zu denken oder an Consuelo oder an die, die noch sterben werden.

„Es tut mir so leid um Sandy“, sagte Maya.

„Ich muß an Bird denken“, gestand Madrone. „Heute wäre sein Geburtstag. Erinnerst du dich?“

„Das sollte ich wohl.“ Maya lächelte. „Seine Geburt ist mir noch ganz gegenwärtig. Brigid gebar dieses Kind mit derselben Tatkraft, mit der sie alle Dinge tat. Vier Stunden von Anfang bis Ende. Ich war sogar pünktlich zum Ritual in jener Nacht. Unverständlich wie eine Tochter von mir so werden konnte.“

„War es eine Hausgeburt?“

„Ja, und meine Freundin Alix war die Hebamme. Ich war dabei, Jamie, Birds Vater und auch Marley, der damals gerade drei geworden war. Brigid dachte, daß es ihm helfen könnte, sich an das neue Baby zu gewöhnen. Aber er zeigte viel mehr Interesse für die Trommel, die ich ihm vorspielte als für seinen neuen Bruder.“

„Marley war immer mehr an Trommeln interessiert als an Menschen“, erwiderte Madrone.

„Ja, er war ein ganz außergewöhnlicher Trommler“ erinnerte Maya sich, „er konnte den Regen vom Himmel trommeln. Ich hatte so talentierte Enkelsöhne. Bird war ein Genie, egal, welches Instrument er spielte. Das sind keine Übertreibungen. Das sind Tatsachen.“

„Stimmt. Ich liebte seine Stimme. Ich liebte seinen Gesang. Ich liebte ihn.“ Madrone erinnerte sich. Sie liebte ihn seit jenem Tag in San Francisco. Damals steckte ihr noch der Schock der Ereignisse auf Guadeloupe in den Knochen und der Tod der Mutter. „All die Fremden um mich herum machten mir Angst“, sann sie. „Sie waren fremd: Großmutter Johanna, Großvater Rio, Tante Maya, Bird schenkte mir seinen Lieblingsstein, flach und schwarz, und auf der Rückseite war ein weißer fossiler Abdruck.“

„Und er sah gut aus“, fuhr Maya fort. Beide Jungs hatten meine Augen und klare schokoladenfarbene Haut. Erinnerst du dich noch an Schokolade?“

„Manchmal hatten wir welche auf Guadeloupe“, antwortete Madrone.

„Überlebe deine Nachkommen nicht. Es macht keinen Spaß“, belehrte Maya sie. „Ich halte bloß durch bis Bird zurückkommt.“

„Dann mußt du wohl ewig leben, Madrina.“

„Nein.“ Maya schüttelte ihren Kopf. „Er ist nicht tot. Wenn es so wäre, müßte ich es spüren. Egal, wir sind wegen Sandy hier. Sag’ dein Gebet und leg’ deinen Stein nieder.“

Verblühende Ringelblumen und welkende Chrysanthemen ragten aus den Hügeln. Es gab keine Friedhöfe in der Stadt. Der Boden war zu kostbar, und alle Menschen brachten ihre Gaben für die Toten hierher. Sandys Stein würde nicht allein liegen, sondern in Gesellschaft mit anderen. Die Toten würden sich zusammen an den Gaben erfreuen, so wie Lebende das Essen teilten. Zumindest würde Sandy auch im Tode nicht einsam sein.

„Was bringt es, sich an vergangenes Leben zu erinnern?“ Madrone kniete nieder und legte den Stein auf die Nordseite des Haufens.

„Jiyi shi yongyuan bu mie de.“ Sie murmelte die Wendungen, die

Lou sie gründlich gelehrt hatte. Sandy hatte im Norden der Stadt gelebt. Die Leute dort sprachen Mandarin-Chinesisch als zweite Sprache und nicht Spanisch.

„Er war ein guter Mann, freundlich zu allen und feinfühlig. Sein Verlust hinterläßt eine große Lücke“, sagte Maya. Sie vermißte ihn, wie so viele andere. Aber den Kloß im Hals hatte sie wegen Madrone. Sie war noch zu jung, um all diese Verluste zu ertragen.

Maya konnte die Erde unter ihren Füßen spüren, lebendig wie ein schlagendes Herz. Oder spüre ich vielleicht nur meine eigenen schmerzenden Füße, dachte sie voll Selbstironie. Wie auch immer. Hier am Ort der Toten war es gut, sich an die Kraft zu erinnern, der sie ihr Leben gewidmet hatte, der lebendigen Kraft im Herzen aller Dinge, dem sich fortwährend drehenden Rad von Geburt, Wachstum, von Tod und Erneuerung. Diesen Ruf hatte Maya in der letzten Zeit häufiger gespürt. Ihr ganzes Leben lang war sie darum bemüht gewesen, diese Berufung in Worte zu fassen, den Ruf der Göttin.

Madrone wandte sich abrupt ab. Sie spürte plötzlich ein großes Bedürfnis, allein zu sein. „Ich werde Yemaya eine Gabe bringen“, sagte sie. Sie liebte diese Yoruba-Göttin der Meere am meisten von allen Orishas, den alten Göttinnen und Göttern, die mit den Sklaven auf den Schiffen von Afrika gekommen waren.

„Gib mir ein Glas Honig“, sagte Maya, „ich will meine Vorfahren provozieren.“

„Ich dachte, das heißt mit ihnen in Verbindung treten“, sagte Madrone verblüfft, während sie ein Glas Honig aus der Tiefe ihres Korbes hervorzog.

„Mit jüdischen Ahnen tritt man nicht in Verbindung, sie kvetchen. Das heißt, sie beschweren sich.“

„Das ist eines der wenigen jüdischen Worte, die ich kenne, Madrina.“

Maya ging hinüber zu der Stelle, wo eine kleine Gruppe um den jüdischen Schrein versammelt war; einen hellen, gefliesten und wetterbeständigen Bogenbau, unter den überhängenden Zweigen eines Granatapfelbaumes. Ein aus Stein geschaffenes Pult bildete die Unterlage für die Torah-Rolle, und eine junge Frau las etwas auf Hebräisch. Die Klänge trugen Maya zurück in ihre Kindheit, erinnerten sie an den Großvater, der morgens seine Gebete sprach, die streitenden Stimmen ihrer Mutter und ihres Vaters.

„Laß mich zufrieden, Betty!“ konnte sie ihren Vater hören. „Ich hab dir schon gesagt, daß ich nicht in die Synagoge gehen werde, ich glaube nicht an diesen verdammten Gott!“

„Du gehst nicht für Gott - du gehst für ihn. Er ist ein alter Mann, Joe. Kannst du nicht einmal etwas in deinem Leben tun, um einen anderen glücklich zu machen?“

„Warum sollte ich? Würde er soetwas für mich tun? Würde er das kommunistische Manifest für mich lesen, um mich glücklich zu machen?“

„Er ist dein Vater.“

Leise schlüpfte Maya hinter den Baum, um die anderen nicht zu stören. Sie lehnte das Glas gegen den schlanken Baumstamm. Um den Stamm war ein Kupfergürtel mit englischen und jüdischen Inschriften gelegt. „Lebensbaum für alle, die an mir festhalten.“

„Belauerst du deine Beute, du alte Ketzerin!“ raunte eine rostige Stimme gut gelaunt hinter ihrem Rücken. Sie wandte sich um und erkannte Doktor Sam, einen Kollegen Madrones aus dem Krankenhaus. Seine weiße Haarmähne und seine buschigen Augenbrauen erinnerten sie an ihren Vater. Sie musterte Sam. Kein schöner, aber ein interessanter Mann, dachte sie und schenkte ihm ein Lächeln.

„Ich ehre meine Ahnen“, erklärte Maya.

„Und, sind die Ahnen beeindruckt?“

„Wer weiß? Wenn ich den Geist meines Vaters wirklich besänftigen wollte, müßte ich vermutlich Weihrauch vor einem Bild von Karl Marx verbrennen.“

Sam lachte: „Du bist wirklich eine Ketzerin.“

„Und wie steht es mit dir? Behauptest du nicht, Atheist zu sein?“

„Mir geht es um die Argumente. Ist die Zerstörung der Umwelt die neue Form der Tempelzerstörung? An welchem Lebensbaum sollen wir festhalten, Torah oder Asherah, der Erdgöttin?“

„Und, bist du zu einem Entschluß gekommen?“

„Nein, es geht nicht um Entscheidungen. Das solltest du doch am besten von allen wissen. Wo bliebe unser Spaß am Diskutieren, wenn wir uns festlegten.“

Plötzlich spürte Maya einen Funken zwischen ihnen. Dieser Sam, er gefiel ihr. Konnte es sein, daß sie das Bild ihres Vaters auf einen 20 Jahre jüngeren Mann übertrug? Die Gebete endeten, und die Thora-Rolle wurde in den Schrein zurückgelegt, als das Schneckenhorn zum vierten Mal ertönte.

„Es wird Zeit“, sagte Sam und bot ihr seinen Arm an. „Gestattest du?“

Yemayas Schrein war an der Westseite des Hügels, Richtung Ozean, obwohl der Ausblick auf das Wasser durch Twin Peaks

blockiert wurde. Madrone verweilte einen Moment unter der Statue der schwangeren Meerjungfrau, der großen Mutter, der Göttin der Meere. Sie legte ihre letzte Gabe nieder, einen perfekten Sanddollar, den sie vor langer Zeit gefunden hatte. Er erinnerte sie an den Stein, den Bird ihr geschenkt hatte. Versteinerte Sanddollars gab es viele, aber heutzutage waren die verlassenen Hüllen der noch Lebenden rar geworden. Er stellte eine würdige Opfergabe dar. Sie trennte sich nur sehr schwer von diesem Sanddollar, er war eine Verbindung zu ihren Erinnerungen. Da war dieser Spaziergang mit Bird am Strand unterhalb der Deiche, die die äußeren Bezirke der City vor den steigenden Wassern des Ozeans schützten, wie schön hatte doch das Licht auf den Wellen gespielt... Und immer noch klangen ihr seine Lieder im Ohr, immer noch spürte sie, wie seine Hände ihr windzerzaustes Haar gebändigt hatten.

Der letzte, mahnende Ton des Schneckenhorns drang über den Hügel. Es wurde Zeit, die Geister der Verstorbenen zu verlassen und die Zeremonie zu beenden. „Große Mutter allen Lebens, erste Ahnin, nimm diese Gabe an“, murmelte sie zu Yemaya. „Bewahre die Leben der Lebenden. Schenke mir Stärke. Und ja, Iya, Mama, ich bin traurig, ich habe meine Liebhaber und Compañeros verloren, alte und neue. Ich bin einsam. Dreh' das Rad für mich.“

Die Sonne brannte heiß auf Madrones Nacken, als sie zum Sammelplatz zurück ging. Im Osten flirrten Hitzewellen über den von der Sonne versengten Tälern, und Staub wirbelte durch die Luft. Westlich des Berges lagen blaue Nebelbänke über Twin Peaks.

Auf dem Gipfel war ein rundes Amphitheater geschaffen worden. Es war bereits gefüllt mit Menschen, alle in froher Erwartung. Madrone erspähte Maya ganz unten, im untersten Rang, wo alle versammelt waren, die etwas zur Zeremonie beitrugen. Sam stand neben ihr, und Madrone seufzte leicht. Er würde wissen wollen, wie die Geburt verlaufen war, und sie würde wieder darüber sprechen müssen. Sie legte die mitgebrachten Eßwaren auf die gemeinsame Tafel und gesellte sich dann zu den anderen. Sie begrüßten einander, während die vier Concheros mit hoch erhobenen Schilden stolz in die Mitte einzogen. Sie begrüßten zunächst die vier Himmelsrichtungen und dann die Erde, den Himmel und das Zentrum.

Die Musiker begannen zu spielen und alle sangen, als das Ritualfeuer von vier Maskierten angezündet wurde. Sie stellten Vogel, Fisch, Koyote und Hirsch dar und symbolisierten die vier Himmelsrichtungen und die vier Heiligen Elemente.

Es folgten Tänze, Gesänge und Anrufungen der vier Heiligen

Elemente, der Ahnen, der Göttinnen und Götter, der verschiedenen anwesenden Menschen. Madrone liebte die Tänzer, besonders die Gruppen von Tiwok und Ohlone mit ihren Federcapes. Doch während eines längeren Gedichtes zu Ehren des gemeinsamen Gedankens, langsam und monoton vorgetragen von einer ernsthaften jungen Frau aus der Lehrer-Gilde, nickte sie ein, und ihr Kopf fiel vornüber.

„Eigentlich dürfen sie nur fünf Minuten sprechen“, flüsterte Maya Sam zu.

„Wenn die sich nicht beeilen, schlafe ich auch ein.“

Endlich endete der letzte Sprecher und nickte Maya zu.

Maya trat nach vorne. Ein junges Mädchen, sich ganz der Verantwortung ihres Amtes bewußt, reichte ihr den Sprecherstab, einen kunstvoll geschnitzten Eichenstock der mit Perlen und Federn besetzt war, in dessen Spitze ein Mikrofon eingelassen war. Die Lautsprecher waren in den Ästen der vier heiligen Bäume angebracht, diese standen an den vier Ecken des Theaters.

Während sie wartete, wanderten ihre Augen über die bunten Festtagsgewänder, über die Gesichter in allen Hautfarben, die weit geöffneten Augen und die stolz erhobenen Köpfe.

So ist es gut, dachte Maya. Das ist es, wofür ich mein Leben lang gearbeitet habe und auch du Johanna und auch du Rio. Aber wieviele müssen wir noch verlieren, wie Sandy, wie Consuelo? Wie Brigid und Marley und Jamie und vielleicht auch Bird? Was ist all dies wert, wenn wir es nicht bewahren können, es nicht schützen können?

Die Trommeln begannen einen Trancerhythmus zu schlagen, gleichmäßig und allmählich intensiver werdend, um die Gedanken zu lenken und dann in unerwartete Richtungen zu leiten. Maya sprach die Zauberformel mit rhythmischer, musikalischer Stimme, dabei sanft singend. „Este es el tiempo de la Segadora, dies ist die Zeit der Schnitterin. Sie ist das Ende allen Anfangs, die Sense, die das Korn schneidet. Die weise Alte, die Göttin der Ernte. In dieser ihrer Jahreszeit feiern wir das alte Fest des keltischen Sonnengottes Lugh, seinen Untergang, seinen Übergang in den Herbst. Es ist die Zeit des süßen Mais, der reifenden Tomaten, der an den Stangen harrenden Bohnen. Die Ernte beginnt. Wir schneiden, was wir gesät haben.“

Madrone saß aufrecht und lauschte aufmerksam. Sie genoß es jedes Mal, wenn Maya zu einer großen Menschenmenge sprach.

„Die große Alte, die Schnitterin, ist keine leicht zufriedenzustellende Göttin. Sie ist nicht die nährende Mutter. Sie ist auch nicht die Jungfrau, frei und unbeschwert, auch nicht schön, auch nicht leuch-

tend wie die volle Mondin oder die Sichelmondin. Sie ist die schwarze Mondin, die ihr nicht sehen könnt, der ihr euch aber nicht entziehen könnt; der Funke, den der Wind über die Feuerlinie treibt. Zufall, könntet ihr sagen, oder was noch unheimlicher ist: das Zusammentreffen von Zufällen und bereits lange feststehenden Entschlüssen und getanen Taten. Unterholz, das knochentrocken ist nach jahrzehntelanger Dürre, die Erwärmung des Erdklimas, das dafür verantwortlich ist, daß die Stürme nordwärts ziehen, das Loch in der Ozonschicht, das alles ist keine Bestrafung der Menschen durch die Götter. Auch nicht ausgleichende Gerechtigkeit. Aber auf jeden Fall sind die schrecklichen Folge davon Konsequenz unserer eigenen bösen Taten.“

Tiefes Schweigen breitete sich in der Menge aus. Maya fuhr fort. „Diese Mondin bringt eine Zeit der Hoffnung und der Gefahr: die Feuerzeit. Ängstlich beobachten wir die trockenen Hügel, wohl wissend, daß der Regen noch Wochen und Monate auf sich warten lassen kann. Diejenigen unter uns, die alt sind, haben schon riesige Feuer erlebt, die unsere ausgedörrten Städte vernichtet haben. Haben erlebt, wie der Rauch die Sonne verdunkelt hat. Wir haben erlebt, wie reicher Mutterboden zu steinharder Wüste wurde, und wie die Erde selbst über dem abgesunkenen Grundwasserspiegel zusammenbrach. Wir haben erfahren, wie Seuchen unsere Kinder, Liebhaber und Nachbarn gefordert haben. Wir wissen, daß all dies erneut geschehen kann.“

Sie machte eine Pause.

„Wir hoffen auf eine Ernte, wir beten um Regen, aber nichts ist sicher. Wir sagen, daß die Ernte nur dann gut ausfallen wird, wenn wir die Erträge teilen; daß Regen nur dann kommen wird, wenn wir das Wasser bewahren, miteinander teilen und darauf achtgeben. Wir glauben, daß wir nur weiterleben können, wenn wir einander achten. Uns als Menschen und Lebewesen achten. Dies ist das Zeitalter der Großen Schnitterin, wir haben ein 5000 Jahre altes Erbe an immer wieder aufgeschobenen Entschlüssen zu bewältigen, die Früchte unserer Gefühllosigkeit gegenüber der Erde und gegenüber anderen menschlichen Wesen. Doch schließlich sind wir zu der Erkenntnis gekommen, daß auch wir Menschen ein Teil der Erde sind, ein Teil des Wassers, ein Teil der Luft, ein Teil des Feuers, so wie wir Teil eines jeden anderen sind.“

Sie machte wieder eine Pause. Ihre Stimme wurde leiser und heller, fast so, als wolle sie sich unterhalten.

„Zwei gute Jahrzehnte liegen hinter uns, die es uns ermöglicht

haben, diesen Teil unserer Welt in Ordnung zu bringen, das zu leben, woran wir glauben. Heute ist der 20. Jahrestag des Aufstandes, der Wiedererrichtung unserer City. Ich bin gebeten worden, euch die Geschichte von den vier alten Frauen, zu erzählen, die damals im Jahr 2028 die Rebellion auslösten, als die Stewards die freien Wahlen abschafften und das Kriegsrecht verhängten.“

Sie holte tief Luft.

„Damals lebte eine Frau in der Shotwell Street, am unteren Teil dieses Berges, der seinerzeit noch Bernal Heights genannt wurde. Ihr Name war Maria Elene Gomez Garcia. Im Garten ihrer Großmutter standen Obstbäume, die sie aus Pfirsichkernen und Avocadokernen selbst gezogen hatte. Und sie sammelte Tomatensamen.

Während die Steward-Truppen über unsere Halbinsel zogen und alle vorhandenen Lebensmittelvorräte requirierten, während wir noch darüber redeten, was zu tun sei und versuchten, den Mut dafür zusammenzuraffen, tat Maria sich mit ihren Nachbarinnen zusammen. Sie waren vier alte Frauen, die nichts zu verlieren hatten: Sie, Alice Black, Lily Fong und Greta Jeanne Margolis. Am Morgen des 1. August marschierten sie mit ihren Spitzhacken auf den Schultern hinunter in die Mitte der Army Street. Der Verkehr stoppte.

Einige hupten, einige stießen Drohungen aus. Doch es wurde still als Marie die Spitzhacke über ihren Kopf hob, alle hielten den Atem an. Dann ließ sie die Hacke dröhnend niedersausen, und die vier alten Frauen begannen zu graben.“

„Sie rissen den Bürgersteig auf, Stück für Stück und füllten die Löcher mit Kompost, den Greta in einem Sack mitgebracht hatte und säten Samen. Eine Menschenmenge hatte sich versammelt, es hatte sich herumgesprochen, was da vorging, und wir holten eiligst unsere eigenen Werkzeuge um mitzumachen. Manche gruben mit bloßen Händen. Wir waren begierig, etwas Neues zu schaffen. Viele von uns weinten vor Freude oder vor Angst. Es waren genügend Tränen, um die Samen zu begießen.“

„Aber Alice erhob ihre Hand und rief mit lauter Stimme. Hört auf zu weinen. Dies ist nicht die Zeit für Tränen. Dies ist eine Zeit zu jubeln und die Erde zu feiern, denn heute haben wir unsere Freiheit gepflanzt! Dann machten wir gemeinsam weiter, rissen die Straßen auf, während die Autofahrer sich zurückzogen, errichteten Barrikaden auf den Autobahnen, zerstörten die Türen der verschlossenen Lagerhäuser. Und alle, die die Stewards unterstützt hatten, flohen nach Süden, nicht ohne unterwegs alles zu stehlen, was sie mitnehmen konnten. Und wir, die zurückblieben, legten Samen, beschützten

unsere Wasserquellen in den Tälern und in den Bergen, und die Stewards zogen sich zurück, um uns auszuhungern.“

„Wir waren hungrig, sehr hungrig, während wir eine lange Zeit darauf warteten, daß die Samen aufgingen, und die Pflanzen wuchsen. Wir beteten um Regen und wir tanzten die alten heiligen Bittänze um Regen. Es war ein langer trockener Sommer. Wir hatten geschworen, unseren Kindern zuerst Essen zukommen zu lassen, von dem, was wir hatten und zu teilen, was da war und so wurde das Essen, das wir teilten, für uns heilig, und auch Wasser, Luft und Feuer wurden uns heilig.“

„Wenn etwas heilig ist, kann es nicht verkauft oder gekauft werden. Es ist unbezahlbar. Man darf nichts tun, das ihm schaden könnte, denn damit schadet man sich nur selbst. Was heilig ist, wird zum Maßstab, an dem alles gemessen wird.“

Maya holte tief Luft: „Und dies ist unser Maßstab und unser Eid an den lebenspendenden Regen: Wir werden keine Verschwender, sondern Heiler sein.“

Maya richtete sich hoch auf: „Merkt euch diese Geschichte. Merkt euch, daß eine Tat die Welt verändern kann. Wenn du die feuchte Erde umdrehst und deinen Abfall dem Kreislauf des Verwesens anvertraust, und Samen in die Furche legst, bedenke, daß du deine eigene Freiheit mit deinen eigenen Händen pflanzt. Mögen wir niemals hungern! Que nunca tengamos hambre!“

„Mögen wir niemals dürsten. Que nunca tengamos sed!“ antworteten die Stimmen aller Zuhörer im Chor.

„Eine Tat, aber sicher tausend Stunden gemeinsamer Treffen“, flüsterte Sam.

„Sei nicht zynisch“, gab Madrone zurück. „Du solltest eine gute Geschichte würdigen können, wenn du sie hörst.“

„Es ist eine phantastische Geschichte. Es ist ja bloß, daß sie so wenig Ähnlichkeit hat mit dem tatsächlichen Hergang...“

„Ruhe jetzt. Ich bin dran.“ Madrone trat zusammen mit anderen Vertretern verschiedener Gilden, Räte und Arbeitsgruppen in das Zentrum des Kreises. Dasselbe ernsthafte Kind hielt ihnen den Sprecherstab hin.

„Wir sind gekommen, um Rechenschaft abzulegen, um die vier Heiligen Elemente um Zeugnis zu bitten, über das, was wir in den vergangenen zwanzig Jahren aus dieser City gemacht haben“, sagte Salal vom Central Council. „So haben wir unsere Versprechen gehalten. Dies haben wir geerntet.“

Der Sprecherstab wurde weitergereicht, und die Vertreter der

Gruppen sprachen: die Gärtner-Gilde, der Wasser-Rat, Abgesandte der Heiler, der Lehrer und all den untereinander verbundenen Gruppen, die für das Wohl der City sorgten. „Niemand in dieser Stadt leidet Hunger. Niemand ist obdachlos.“

Als Madrone an der Reihe war, zögerte sie einen langen Moment. Schließlich sagte sie: „Es gibt Krankheit, aber für alle wird gesorgt.“ Der Sprecherstab ging weiter.

„Schaut auf die reichen Früchte an Bäumen, die darauf warten, auch den Fremden zu ernähren.“

„Unsere Gewässer sind gut bewacht, unsere Zisternen nicht leer, niemand durstet, und unsere Flüsse sind klar.“

„Alle Gaben der Erde werden geteilt“, sprachen alle Redner gemeinsam.

„Mögen wir niemals hungern!“ antwortete die Menge. „Que nunca tengamos hambre! Que nunca tengamos sed!“

Die Trommeln schlugen einen hypnotisierenden eindringlichen Rhythmus. Die Musik wurde lauter und die Trommeln stärker. Erst zögernd, dann immer fröhlicher tanzten alle im Zentrum und auf den Rängen. Der Himmel schimmerte dunkelblau mit rosafarbenen und goldenen Streifen im Westen. Gegen das leuchtende Licht zeichneten sich riesige Figuren ab, die Schnitterin, 15 Fuß hoch, mit einem Schlangenkopf und einer Kiepe auf dem Rücken, in der sie eine Machete trug. Und viele andere Figuren tauchten auf, Ahnen, Geister, Visionen. Maya wußte, daß sie nur aus Stoff und Pappe waren, aber im Zwielicht der Dämmerung wirkten sie sehr lebendig und eindrucksvoll.

Die Musiker spielten eines von Birds Stücken, und plötzlich durchschloß Maya ein Schmerz wie ein Pfeil, sie vermißte ihn. Die Menschen sangen: „Befreie das Herz, laß es ziehen, was wir ernten, ist, was wir säen.“

Der Gesang schwoll an, wurde zu einem gemeinsamen Ton und endete jäh, wie von einer Stimme gesungen. Alle berührten die Erde. Die Stille verschluckte alle Echos.

„Mögen wir niemals hungern!“ rief die Menge erneut.

Früchte und Korn und gekochte Speisen wurden im Zentrum zusammengetragen.

Ein Kind segnete etwas unbeholfen aber feierlich das Essen und die Getränke, während die anderen den offiziellen Teil des Rituals beendeten, indem sie den Ahnen, den Geistern und den vier heiligen Elementen dankten. Die Feier würde noch lange weitergehen.

„Bleibst du noch?“ fragte Sam Madrone, als er zu ihr kam. „Ich

kann Maya nach Hause bringen.“ Seine Stimme hatte einen hoffnungsvollen Unterton.

Maya hörte es sehr wohl. Er hoffte auf eine Einladung, auf ein Zeichen von ihr. Sie spürte seine Einsamkeit wie die ihre. Es war zu viel. Sie war zu alt, zu müde, um die Verantwortung zu übernehmen.

„Ich brauche dringend Schlaf“, sagte Madrone. „Ich war die ganze Nacht auf.“

„Gute Nacht, Sam“, sagte Maya mit fester Stimme und nahm Madrones Arm. „Es war schön, dich zu sehen.“ „Que nunca tengas und so weiter.“

„Kay noonka“, erwiderte Sam. „Ruh dich aus, Madrone.“

In der Dunkelheit wogten die aufsteigenden Nebel wie vogelhafte Gespenster, Dunst lag über der Stadt, wie Finger eines Handschuhs, und die Mondin suchte sich ihren Weg den Hügel hinunter.

Als Bird erwachte, war ein Junge bei ihm im Bett. Sie lagen aneinandergeschmiegt wie Liebhaber, die sich schon lange kennen. Birds Knie paßten genau in die Höhlung der Knie des Jungen, und er hatte im Schlaf seine Arme über der glatten Brust des fremden Knaben gekreuzt. Sein Penis, das merkte er jetzt, steckte halbsteif und feucht zwischen den Beinen des Jungen.

Tom? dachte er schläfrig. Sandino? Er hatte von Madrone geträumt. Für einen Moment ließ er sich zurücksinken in die Süße dieses Traums. Sie blickte ihn an, sie vergab ihm. Aber was? Er konnte sich nicht erinnern. Während er versuchte, die Spur der Erinnerung aufzunehmen, erwachte er und roch den Gestank von Pisse und Metall.

Er öffnete die Augen. Er fand seine Lippen gegen einen Nacken gepreßt, den er nicht kannte. Der Raum war dunkel, doch allmählich begann es, heller zu werden, als hätte jemand die Sonne aufgehen lassen. Er hörte ein Kreischen über sich. Er lag in einem Metall-Etagenbett, und jemand schlief auf der Pritsche über ihm. Eine Plastik-Matratze wölbte sich gegen Metall-Federn. Sein Blick schweifte weiter. Jetzt konnte er Pritsche auf Pritsche erkennen. Es war ein großer Raum, in dem mindestens sechzig solcher Betten Platz hatten. Im Mittelgang standen Metalltische. Das Licht drang durch die Spalten der Gitter, mit denen die Fenster verrammelt waren.

Bird wußte nicht, wo er war und wie er hierher gekommen war.

Der Knabe in seinen Armen bewegte sich. „Charlie“, murmelte er.

„Bist’ wach?“

„Charlie?“

„Dein Name ist Charlie.“ Die Stimme des Knaben war voller Geduld, als hätte er dies schon viele Male erklärt.

„Uh... ich glaub’ nicht.“

„Mach dir nichts draus. Du kannst dich nur nicht erinnern.“

Er war ziemlich sicher, daß er nicht Charlie hieß, aber einen langen Augenblick lang konnte er sich nicht erinnern, und das machte ihm Angst. Doch dann kam die Erinnerung: Bird. Das klang richtig, das paßte zu ihm, aber er sagte es nicht laut, denn er hatte schon als Kind gelernt, daß Namen eine eigene Kraft haben.

„Wer bist du?“ fragte er den Jungen.

„Ich bin Littlejohn. Ich bin dein Mädchen.“

Bird war ganz sicher, daß der Knabe kein Mädchen war, denn er konnte den fremden Penis spüren, wenn er mit den Händen den glatten Körper hinabstrich. Und dieser Penis begann steif zu werden, genau wie seiner, als erinnerte sich sein Körper an etwas, das dem Kopf verwehrt war. Bird fühlte sich krank und verwirrt.

„Es ist okay“, sagte Littlejohn, „Du erinnerst dich nicht so gut. Unsere Bosse haben irgendwas mit deinem Verstand gemacht. Aber du bist toll.“

„Ich erinnere mich an gar nichts.“

„Ich weiß. Mach dir nichts draus. Fick mich.“

„Ich kenn’ dich nicht.“

Der Junge lächelte. „Charlie, du hast mich das ganze letzte Jahr gefickt, jeden Tag. Du erinnerst dich nur nicht.“

„Ein ganzes Jahr? Welches Jahr haben wir?“

„Achtundvierzig im neuen Jahrtausend.“

„Vierzig?“

„Nein, a-c-h-t undvierzig.“

„Das ist zehn Jahre von heute!“

„Nein, Charlie, das ist heute.“

„Das kann nicht wahr sein.“

„Soll ich das Fernsehen anschalten und es beweisen? Alles, was ich brauche, ist ein Bildschirm.“

„Ich habe zehn Jahre verloren?“

„Warum nicht? Wenn du eins verlieren kannst, warum nicht zwei? Zwei, warum nicht fünf? Fünf, warum nicht zehn? Glaub mir, was wir hier wirklich im Überfluß haben, ist Zeit. Du könntest zwanzig Jahre verlieren und würdest es kaum merken.“

„Scheiße.“

„Vogelscheiß“, sagte Littlejohn, „oder besser noch, laß uns einfach vögeln.“

Aber Bird hatte sich auf den Rücken gerollt. Er fühlte sich schwindlig, alles um ihn herum drehte sich.

„Wo sind wir?“

„Terminal Island. Angel City, im Herzen der Southlands. Sie nennen dies hier Mine Pit.“

Für einen kurzen Moment überfiel Bird die schiere Panik. Er hatte mit einem Fremden gefickt, einem Jungen, der jede Art von Krankheit haben konnte, sogar die alte Immunschwäche oder den archaischen Blutkrebs. Er fühlte in seinen Körper hinein und in den des Knaben; aber sie schienen beide clean zu sein.

Als er in seinen Körper hineinhorchte, kamen ihm Erinnerungen; Der Schwindel schwand und er fühlte, wie die Nebel in seinem Gehirn sich lichteteten.

„Ich erinnere mich an einen Gefängnisarzt, der mit einer Nadel auf mich zukommt“, sagte er.

„Daran erinnerst du dich? Hey, du hast dich niemals vorher an irgend etwas erinnert.“ Der Junge rollte sich herum, um ihn anzusehen. Littlejohn hatte kurz geschnittenes glattes braunes Haar, ein dunkles Gesicht mit fein modellierten Zügen und helle blaue Augen. Ein überraschender Effekt. „Vielleicht kommt dein Verstand zurück.“

„Kann ich mich an gar nichts erinnern?“

„Du erinnerst dich für ungefähr fünf Minuten. Danach muß ich dir alles erzählen, immer wieder. Wer du bist, wer ich bin.“

Das Schwindelgefühl kam zurück und nun noch zusätzlich das Gefühl von Übelkeit. Was, wenn nun alles in den nächsten fünf Minuten wieder entschwand? Was, wenn er den Verstand verloren hatte und ihn niemals wieder erlangen konnte?

„Das muß schwer sein, für dich,“ sagte Bird.

„Macht mir nichts aus. Es gibt Schlimmeres. Und außerdem erinnerst du dich immer, wie man fickt. Manchmal, wenn du mich gevögelt hast, vergißt du, daß du's schon gemacht hast und fickst mich gleich noch mal. Und du erinnerst dich immer, wie man kämpfen muß. Das ist hier so ungefähr alles, was man wissen muß.“

„Wie bist du hierher geraten?“

„Sie haben mich beim Wasserklauen erwischt. Verdammt, ich bin hier praktisch aufgewachsen. All meine Familienmitglieder galten als Zauberer. Sie wurden '43 ausgehoben, und ich landete auf der Straße, klar?“

„Was meinst du mit Wasserklauen?“

„Du kennst doch Wasser?“

Bird schwieg. Da war etwas, das er einfach nicht verstand. Etwas, das für Littlejohn so selbstverständlich war, daß er es anscheinend nicht erklären konnte. War es eins von den Dingen, die Bird verges-

sen hatte? Wie sollte er wissen, was er nicht wußte? Er ließ die Sache fürs erste fallen.

„Wie alt bist du?“ fragte Bird.

„Neunzehn.“

Der Junge wirkte jünger. Vierzehn, fünfzehn vielleicht. Bird war selber neunzehn - oder war es mal gewesen. Aber wenn das zehn Jahre her war, wo war er gewesen? Er wollte Halt finden, schnell, bevor alles wieder versank in einer endlosen Welle verlorener Jahre. Sein Verstand drehte sich im Kreis, versuchte, sich zu erinnern und schaffte es nicht. Sind schon fünf Minuten um? wollte er fragen. Bin ich noch hier? Bin ich's noch?

Und noch etwas anderes beschäftigte ihn. Es war wie eine schwache Stimme in seinem Hinterkopf. Wenn er ihr folgte, fiel er in eine Welle aus Schmerz. Schweiß trat auf seine Stirn.

„Bist du okay?“ fragte Littlejohn.

„Weiß nicht.“ Er hatte sich verstrickt zwischen Erinnerung, Realität und irgend etwas anderem. Er konnte nicht sagen, zu wem der Schmerz gehörte, den er empfand. „Kannst du mich erden?“

„Was meinst du?“

Sprechen wurde eine immer größere Anstrengung. „Ich dachte du bist ein Zauberer?“

„Ja, aber ich weiß nichts über Magie. Meine Leute sind alle gestorben, bevor sie's mir beibringen konnten.“

Bird begann, sich selbst zu erden, indem er versuchte, mit der Erde Kontakt aufzunehmen, doch sie schien meilenweit entfernt, eingekerkert unter Beton und Stahl. Er zerbiß sich die Lippe, versuchte zu atmen und sich zu erinnern, an eine Vorstellung, ein Wort, das ihn verankern könnte.

„Nimm meine Hände“, flüsterte er.

Littlejohn gehorchte. Sein Händedruck war fest und real. Bird konnte seine Hände fühlen und wußte, es waren seine. Und mit diesem Wissen konnte er langsam der Spur der Empfindungen im Körper folgen. In seinem eigenen Körper, seine eigenen dumpfen Schmerzen aus alten Verletzungen. Und die waren ganz etwas anderes, das wußte er jetzt, als der Schmerz, den er in seinem Inneren mehr hörte, als wirklich fühlte. Jemand hatte Schmerzen. Jemand rief um Hilfe.

„Dank dir.“ Bird zog die Hände zurück. „Jemand ist verletzt. Aber nicht ich.“

„Vielleicht der neue Typ, den sie gestern gebracht haben,“ sagte Littlejohn. „Die haben ihn ziemlich übel verprügelt.“

„Wo ist er?“

„Die letzte Pritsche, vorne bei der Tür.“

Bird setzte sich auf. Das Bett quietschte.

„Sei vorsichtig!“ flüsterte Littlejohn.

Bird nickte und stand langsam auf. Sein Körper fühlte sich unwirklich an, unangenehm aber auch vertraut. Er bewegte sich langsam, einerseits um kein Geräusch zu machen aber auch, weil es einen Zeitsprung zu geben schien, zwischen den Impulsen seines Gehirns und jeder Bewegung seiner Muskeln. Schließlich erreichte er die Pritsche an der Tür. Ein stiller Körper lag dort. Bird konnte fühlen, wie er Schmerz verströmte. Er kniete nieder und legte eine Hand auf den Unterleib des Mannes. Der Atem des Mannes war schwach, die Lebenskraft schwand schnell. Er lag im Sterben.

Bird holte tief Atem. Er hätte sich jetzt Madrone oder Sandy oder jemanden anderes gewünscht, der Talent zum Heilen hatte. Sein Verstand geriet bei den Namen plötzlich in Panik. Wer war Madrone? Wer war Sandy? Dunkel war ihm so, als könnte er sich an sie erinnern, wenn er nicht zu intensiv darüber nachdachte. Aber als er sich auf die Erinnerung konzentrieren wollte, schwamm er in Zweifeln. Erinnernte er wirklich oder erfand er nur? Wie konnte er sicher sein?

Nicht denken, sagte er sich. Laß es deine Hände tun. Sein Verstand war immer noch wie taub. Der Schmerz des anderen war ein lästiges Geräusch in seinem Kopf. Wenn dieser Schmerz ein Geräusch machen konnte, vielleicht ließ es sich auch verändern. Aber das war nicht möglich. Konnte er das Geräusch in seinem Geist verändern? Er erinnerte sich an einen alten Gesang:

Wenn wir die Kraft haben,
sind wir die Heiler;
Wie die Sonne
werden wir uns erheben...

Der letzte Ton klang in seinem Kopf nach, er hielt ihn, verstärkte ihn und stellte sich vor, wie er durch den verletzten Körper dort auf dem Bett schwang.

Tatsächlich, der Atem des Mannes wurde langsamer, tiefer und bekam mehr Substanz. Birds inneres Gehör schärfte sich. Er hörte nun, was dem Mann fehlte. Er hörte die gebrochenen Rippen. Die verletzten Nieren waren Dissonanzen, die die Harmonie des Körpers störten. Doch er konnte eine Note finden, die die schlimmsten Zerstörungen aufhielt. Der Mann würde leben.

Die Augenlider des Mannes zitterten. In der Dunkelheit war die

Bewegung kaum sichtbar. Nun öffnete er die Augen. Bird konnte ihre Farbe nicht sehen, aber er ahnte ihre Intensität. Die Lippen des Mannes bewegten sich, als wisperte er etwas. Bird beugte sich ganz nah über ihn.

„Die Erde ist unsere Mutter“, sagte der Mann.

Das war der Anfang eines Liedes. Bird erfaßte, daß der Mann eine Erwartung hatte, als wartete er auf eine Entgegnung.

„Wir müssen sie bewahren“, beendete Bird den Vers.

Ein schwaches Lächeln huschte über die Lippen des Mannes.

„Danke Bruder“, wisperte er und schief ein.

Bird kroch zurück zu seiner Pritsche und legte sich neben Littlejohn. Sein Herz schmerzte. Er wollte gern schlafen, aber er hatte Angst, das Bewußtsein zu verlieren, Angst, es nicht wieder zu erlangen.

„Was hast du gemacht?“ fragte Littlejohn.

„Er wird okay sein“, flüsterte Bird.

„Paß lieber auf, Mann. Wenn sie dich erwischen, wie du jemanden behext, bringen sie dich um. Ich rate dir, bleib ganz cool. Ich meine, tu weiter so als wärest du verrückt. Bist du nun eigentlich wieder klar?“

„Comprendo.“

„Scheiße. Sprich Englisch.“

„Com... klar. Hab's verstanden. Göttin, hab ich Kopfschmerzen!“

„Kann sein, daß du unter einem starken Zauber warst. Oder du hast es selbst gemacht. Woher kommst du?“

Er wußte nicht, was er antworten sollte. Bilder blitzten in ihm auf: Gesichter, Gärten, eine City. Die Fassade eines Hauses mit einem steilen Dach. Sein Kopf wollte sich öffnen, und er konnte nicht sagen, welche dieser Bilder real waren.

„Von weit,“ sagte er. Das zumindest, da war er sicher, war richtig.

„Von weit, weit weg.“

Eine Glocke läutete blechern. Littlejohn sprang aus dem Bett, zog graue Hosen und ein Sweatshirt an und schob Bird einen Haufen der gleichen Sachen hin. Seine Geste war ganz automatisch, als wäre er gewohnt, es immer so zu machen.

„Zieh das an,“ sagte er. „Steh schnell auf. Ein Appell.“

Bird hatte gerade noch Zeit, in die Sachen zu schlüpfen und mühsam aufzustehen, da sprang auch schon die schwere Eisentür auf. Fünf hochgewachsene Wachmänner kamen herein und überschauten die Szene. „Alles auf zum Appell!“ bellte einer.

Urplötzlich war der Raum angefüllt mit Scharren und Murmeln.

Sechzig Männer kämpften sich auf die Füße. Der Mann im Bett an der Tür lag immer noch halb bewußtlos da. Einer der Wachmänner riß ihn mit einer rauhen Bewegung hoch. Nun lehnte er am Metallgestell der Pritsche, während die Wachen herumgingen und zählten, einmal, zweimal und noch einmal.

„Aufstellen zum Frühstück.“

Bird stand hinter Littlejohn und machte halb bewußtlos nach, was dieser tat. Mechanisch hielt er Ausschau nach dem Mann, dem er geholfen hatte. Im hellen Licht konnte er sehen, daß der Mann sehr mager war, eigentlich nur Haut und Knochen. Seine dunkle Haut war kreuz und quer durchzogen von feinen Fältchen, die ihn nicht gerade alt, aber irgendwie weise erscheinen ließen. Er sah aus wie ein verschumpelter Apfel, der zu lange in der Sonne gelegen hatte. Aber Bird wagte nicht, ihn zu sehr anzustarren oder gar seinen Blick einzufangen.

Die Gefangenen stellten sich in einer Schlange auf, die durch einen langen grauen Betonkorridor bis zum Eßraum reichte. Dort nahmen sie Aufstellung, um ihre Tablett mit Essen von körperlosen Händen hinter einer Metallwand in Empfang zu nehmen. Sie saßen auf Bänken und aßen schweigend. Bird empfand diese Routine seltsam vertraut, als hätte ein Teil von ihm dies schon tausendfach getan, nur sein Verstand erinnerte sich nicht daran. Vielleicht war es auch nur, daß ihn nichts überraschte, nicht die Wachen, die sie anschrien, nicht der fade Geschmack der Stärkepampe, die hier als Frühstück durchging.

Er war dankbar für das Schweigen. So hatte er Zeit, die Mitgefangenen zu beobachten und die Erwartungen in ihren Köpfen abzulesen.

Von ihm, das entdeckte Bird, erwarteten sie so gut wie nichts. Als sie zu den Baracken zurückkamen, drückte ihm jemand einen Besen in die Hand, schob ihn in einen Korridor und verschloß die Tür. Automatisch begann er zu fegen.

Am Ende der Halle war die Wachstation, ein quadratischer hell erleuchteter Raum mit schweren Glasfenstern, durch die sie Bird und den Eingang hinter ihm im Auge behalten konnten. Die Fenster auf der anderen Seite des Raums überwachten den Schlafsaal, der jetzt leer war. Alle Männer mußten jetzt wohl an ihren Arbeitsplätzen sein. Während Bird nahe am Fenster stand, konnte er die drei Wachen sehen und ihre Unterhaltung schwach durch das Glas hindurch hören.

„So, Harris, du bist nun also für fest hier unten! Vermute mal, da

hat einer klar Schiff gemacht.“

„Klar Schiff? Von mir aus. Sie glauben, du brauchst hier jemanden mit saftigen Eiern zwischen den Beinen. Einen der euch Jungs auf Vordermann bringt.“

„Yeah, den richtigen Vordermann könnten wir hier unten schon gebrauchen. Schade auch, daß du's nicht bist.“

„Nich' dein Typ, Coleman?“

„King Cole mag hübsche Jungs. Schade auch, aber du hast nicht die erforderlichen Qualitäten.“

„Wer ist denn der hübsche Junge in der Halle?“

„Der? Ein Idiot. Fang' nix mit dem an, der ist plemplem. Faß ihn an und der schlägt dir die Zähne aus. Nie einen gesehn, der sich wie der bewegt. Die sagen, er ist ein Hexenmeister, darum haben sie was mit sei'm Kopf gemacht. Du kommst ihm zu nahe, oder seinem verdrehten Mädchen, und du glaubst, er ist der Teufel persönlich.“

„Meine Zähne ausschlagen? Ich werd ihm seine verdammten Eier zerquetschen.“

„Hat kein' Zweck. Der vergißt es. Weiß nicht, wer er ist oder du. Du trittst ihm in den Arsch, und der weiß es beim nächsten Mal nicht mehr. Hat keine Angst vor dir.“

„Dann is' er gefährlich. Jesus, warum lebt der noch?“

„Die wollen ihn lebend, aus was für 'nem Grund auch immer. Weiß nicht. Vielleicht denken die, sein Verstand kommt irgendwann zurück und sie könn' was rausfinden. Vielleicht woll'n sie irgendein Experiment mit ihm machen. Oder sie haben einfach vergessen, warum er am Leben bleiben soll. Aber halt' dich fern von ihm, dann gibt's keine Probleme. Da gibt's andre, die schlimmere Probleme sind.“

„Wer denn?“

„Der neue Hillboy, den sie letzte Nacht gebracht haben. Nennt sich Hijohn.“

„Die nennen sich alle John. John irgendwas oder sowieso John. Das ist einer ihrer Namen für den Teufel,“ sagte Coleman.

„Und was ist sein Problem?“

„Sein Problem ist unser kleines Problem: Eigentlich müßte er tot sein. Die haben ihn wirklich gut durchgearbeitet. Haben ihn hier reingeworfen als kleine Lektion für unsre Jungs, daß keiner auf komische Ideen kommt. Und warum steht der heute auf und läuft rum?“

„Er ist ein zäher kleiner Teufelsficker. Aber das kriegen wir hin.“

Der erste Wachmann schüttelte den Kopf. „Der ist ganz sicher ein Hexer. Muß er sein, wenn er noch lebt.“

„Ihr habt Hexen im Gehirn, Mann. Ihr wollt den Jungen tot,

scheint mir, also arbeiten wir ihn heut' abend nochmal durch.“

„Das ist leichter gesagt als getan.“ Coleman zog eine Zigarette aus der Packung in seiner Brusttasche und tippte damit auf seinen Schreibtisch. „Warte, bis du den Papierkram hinterher gesehen hast.“

Sie redeten weiter, aber Bird beschloß, daß es klüger sei, sich ein Weilchen woanders aufzuhalten. Er fegte, hielt inne, schwankte und fegte dann wieder. So war es ihm gelungen, ein wenig Raum um sich herum zu erobern, ohne daß er selbst genau wußte, wer er eigentlich war. Diosa, was war ihm nur zugestoßen?

Noch mehr verwirrte ihn aber das Gespräch über den Mann, den er geheilt hatte. Da war zu vieles, was er nicht verstand. Er fühlte sich, als sei er mitten in eine Geschichte geraten, von der alle anderen den Hintergrund und das Drehbuch kannten. Er aber war nicht einmal sicher, wer die Hauptperson war. Eines schien klar: Hijohns Leben war in Gefahr. Er würde ihn warnen müssen, obgleich er nicht sagen konnte, wozu das gut sein sollte. Aber er war es ihm schuldig. Es schien Bird jetzt klar, daß Hijohns Not ihn irgendwie zurückgerufen hatte von dort, wo auch immer er verlorengegangen war. Er hätte noch viele Jahre verloren sein können, vielleicht sogar für immer; der Gedanke verursachte ihm ein kaltes Gefühl in der Magengrube.

Er bemerkte, daß sein Körper sich steif und schmerzhaft anfühlte, doch der Schmerz war dumpf, und er schien daran gewöhnt. Sein linkes Bein und die Hüfte schmerzten und wenn er die Seite zu lange belastete, begannen die Muskeln in seinem Schenkel zu zittern. Seine Hände am Besenstiel schienen steif, die Finger irgendwie mißgebildet, als wären sie gebrochen gewesen und nicht ordentlich gerichtet. Das verstörte ihn auf seltsame Weise mehr als alles andere. Als hätte er hier einen Verlust erlitten, der so elementar war, daß er sich vor der Erinnerung daran schützen mußte. Doch es zerrte in seinem Hinterkopf wie fließende Musik, wie Melodien, die von den Saiten einer Gitarre perkten.

Und dann traf ihn die Erinnerung mit einer Gewalt, die geradezu körperlich war, die ihn schwitzen ließ, und er umklammerte den Besenstiel, um Halt zu finden. Er konnte sich plötzlich an seine Finger erinnern, die geschickt und fließend Musik machten, indem sie aufgriffen, was schon vorhanden war. Die Musik floß durch ihn hindurch. Die Hände waren eins mit dem Instrument und in ihm eine große singende Stimme.

Er starrte auf seine zerbrochenen Hände, die schmerzten, wenn er sie um den Besenstiel schloß. Was hatte man ihnen angetan? Und ihm? In seinem Gedächtnis waren Gärten, der Geruch von feuchter

Erde und Rosen, der dunkle Sound von Drums, Trommelgeräusche, die aus dem Kellergeschoß eines großen angestrichenen Hauses kamen, das sich wie sein Zuhause anfühlte. Der Name fiel ihm ein. Die Straße hinunter lag „Black Dragon House“, wo seine Großmutter lebte. Aber er konnte sich weder an ihren Namen, noch an ihr Gesicht erinnern. Er konnte Essensgeruch wahrnehmen. Zwiebeln und Knoblauch und Paprika, er konnte Stimmen hören und Gelächter, das aus dem Küchenfenster drang. Das war real. Das war, wohin er gehörte. Wie war er nur hierher geraten? War er durch einen Spalt in Zeit und Raum hier herübergerutscht? Und war er nun hinter diesen Mauern gefangen und zerbrochen?

„Beweg’ den Besen, Kerl!“ Bird hatte die Wache nicht bemerkt, die die Halle herunter auf ihn zukam. Es war der große, der Neue, Harris. Als er vorbeiging, stieß er Bird rauh aus dem Weg. „Beweg’ deinen gottverdammten Arsch!“

Bevor Bird reagieren konnte, war er schon weg, und das war gut so, dachte Bird. Denn er war plötzlich so voller Aufruhr, daß er mit Leichtigkeit etwas Dummes hätte tun können. Wenn er sterben wollte, fiel ihm plötzlich ein, hatte er dazu jede Möglichkeit. Doch was er wirklich wollte, war, diese Mauern und die Metallgitter einreißen und wieder klare Luft atmen. Er fühlte, wie die Erregung in ihm floß und schließlich konnte er sie als vitale Kraft fühlen. Es kam ihm der Gedanke, daß er trotz seiner Schmerzen und Verluste doch sehr lebendig war. Er könnte überleben und sehr sehr lange in diesen kahlen Mauern und öden Korridoren gefangen sein. Sein Brustkorb zog sich zusammen und er hatte Mühe, weiter zu atmen.

Wo Furcht ist, ist auch Kraft, sagte er zu sich selbst. Von irgendwoher erinnerte er sich an diesen Satz. Er mußte hier raus.

Der lange Tag ging zu Ende. Nach ein paar Stunden langweilte es Bird, noch länger darüber nachzudenken, ob er nun wirklich verrückt wurde. Er kämpfte vielmehr, um immer mehr Bruchstücke seiner Erinnerungen festzuhalten, so wie er einst mit Fingern Halt gesucht hatte an blanken Felsen. Das war eine Erinnerung, körperlich und real, wie das zischende Geräusch des Besens, der ganz konkret den Fußboden fegte. Er konnte den sonnenwarmen Granit riechen und er hörte Stimmen von unten, die ihn anfeuerten. In seinem Körper fühlte er die Furcht in jeder Faser und dann die Erschöpfung, als er sich über eine steile Klippe nach oben zog. Aber er konnte die-

sen Augenblick in keinen Zusammenhang mit anderen Dingen oder mit sich selbst bringen.

Er fand heraus, daß er mit der Stufe zur Bewußtlosigkeit spielen konnte, als wäre sein Gedächtnis ein Ballon an einer lockeren Schnur, die er durch die Finger gleiten lassen konnte, um dann plötzlich fest zuzugreifen. Wenn er seine Erinnerung treiben ließ, bekam die Zeit selbst in dieser grauen Wirklichkeit Leuchtkraft. Auch die rhythmischen Bewegungen seiner Muskeln, das sanfte Geräusch des Besens, reichten aus, ihn grenzenlos zufrieden zu machen. Als er sein Bewußtsein zurückholte, wäre er am liebsten schreiend davongelaufen.

Seine Großmutter hatte braune Augen, die einen ansahen, als könnten sie dir bis auf die Knochen schauen. Maya. Das war ihr Name. Maya. Fast konnte er ihre Stimme hören, die ihm zuflüsterte: „Du bist ein Hexenmeister, mein Junge. Gebrauche deine Magie.“ Aber er konnte sich an die Magie nicht erinnern.

Sicherlich dachte seine Großmutter, er sei längst tot, wenn sie überhaupt an ihn dachte. Nein, nicht, wenn sie an ihn dachte, wenn sie überhaupt noch am Leben war. Er hatte Angst, sich zu weit in ihre Richtung zu bewegen, Angst auch, seinen Geist heimzuschicken, bevor er wieder fest in seinem Körper verwurzelt war.

Eine Glocke ertönte, und alle marschierten zu den Baracken zurück zum Appell. Die Männer reihten sich auf und schlurften dann zum Mittagessen. Er konnte Hijohn sehen, der sich langsam bewegte, als schmerzte sein Körper. Littlejohn kam hinter Bird zu stehen, sie nahmen ihr Essen in Empfang und setzten sich an einen Tisch.

„Warte,“ flüsterte Littlejohn, als Bird beginnen wollte zu essen. Als alle Männer saßen, falteten sie die Hände, beugten die Köpfe und eine Lautsprecherstimme intonierte ein Gebet, das Bird an manchen Stellen bekannt vorkam.

„Wir verabscheuen den Teufel und seine Werke aufs Äußerste...“

Es war einer der Glaubensartikel der Millennialisten. Bird hatte ihn einst für eine Schulaufführung auswendig gelernt. Damals hatte er Justin Hardwick, den Fundamentalisten gespielt, der um die Jahrtausendwende gepredigt hatte. Warum nur erinnerte er sich an so etwas, wo doch so viele andere Dinge auf ihn einstürmten?

„In Erinnerung an Jesus Christus, der zur Erde zurückkehrte, um die Sünder für ihre Sünden zu bestrafen, so verabscheuen auch wir die Erde, die Spielhölle des Teufels und das Fleisch, das da ist Satans Werkzeug. Wir verabscheuen die falschen Propheten und die falschen Götter, jene, die lügen, wenn sie Rettung versprechen und jene, die uns in Versuchung führen, den Dämonen zu huldigen, heißen sie nun

Göttinnen, Heilige, Luzifer oder die sogenannte Jungfrau Maria. Denn wir wissen, daß unser Herr sich niemals herabließ, irdisches Fleisch anzunehmen, sondern er war, ist und wird für alle Zeit sein, reiner Geist. Amen.“

Die Worte gingen ihm über die Zunge, als hätte er sie seit Jahren gesprochen – was zutraf, wie er mit leichtem Schaudern erkannte. Als Kinder hatten sie immer Scherze mit Hardwicks Namen getrieben. „Wie hart ist dein Fick?“ Er konnte das Lachen noch ganz deutlich hören, obgleich er sich nicht erinnern konnte, wer da gelacht hatte. Aber wenn er sich bemühte, seine Erinnerungen scharfzustellen, kamen auch die Erinnerungs-Fetzen zu ihm zurück. Gesichter. Ein dunkles Gesicht, wie seins, braune Augen, die nur in die Ferne schauten, Hände, die Rhythmen auf die Tischkante trommelten. Marley. „Wenn ihr Jungs nicht stillsitzen könnt, bei Tische, dann könnt ihr draußen im Garten mit den Hunden fressen.“ Die Stimme seiner Mutter, forsch und bestimmt an der Oberfläche, aber Bird hörte den kummervollen Unterton.

Jemand war tot. Sein Vater. „Das ist nicht fair, Marley macht Lärm, ich nicht!“ Das war seine eigene Stimme, und die schwarzen Augen seiner Mutter blickten ihn an. Ihre Stimme war jetzt scharf, aber mit einem humorvollen Unterton.

„Jetzt machst du auch Lärm und dieser Lärm heißt jammern.“

Ein Mädchen steckte den Kopf zur Hintertür herein. Ihr wildes Haar wand sich in zwei dunklen Zöpfen über ihren Nacken, ihre Haut war braun, golden und rosig im warmen Abendlicht. „Kann Bird zum Spielen rauskommen?“

Madrone. Das war Madrone.

Er wollte raus, jetzt sofort und rennen, rennen, rennen, seine nackten Füße fühlen, wie sie in den Dreck hineinstampften und Distanz schufen zwischen ihm und seiner Gefangenschaft. Wenn er daran dachte, daß er vielleicht nie mehr hier herauskam... Aber diesen Gedanken konnte er sich nicht leisten. Stattdessen konzentrierte er sich auf die kalten fettigen Nudeln auf seinem Teller, zwang sich zum Kauen und Schlucken, damit er nun im Hier und Jetzt bleiben konnte. Es gab etwas, das mußte er tun. Hijohn. Er mußte ihn warnen.

Der Moment war günstig, als sie sich aufreichten, um die Tablett in die Abwäsche zu geben. Hijohn war direkt vor Bird. Als er sein Tablett auf den Tresen ablegte, stolperte Bird und ließ seins fallen. Die Wache brüllte ihn an, aber Hijohn beugte sich runter und half, die Scherben aufheben.

„Die wollen dich heut' Nacht umbringen“, sagte Bird leise, ohne

die Lippen zu bewegen.

„Yeah!“

„Was können wir tun?“

„Wir?“

„Wir.“

„Wenn ich's wüßte“, sagte Hijohn. „Ich wollte, ich wüßte es. Danke Bruder.“

Ihre Augen trafen sich für den Bruchteil einer Sekunde. „Ich versuche, bei dir zu sein“, flüsterte Bird.

Hijohn bestätigte das Gesagte mit den Augen, während er still fortging.

Im Zellenblock gab es unter den Männern eine unangenehme Aufteilung in Territorien. Bird erkannte, daß es verschiedene Gruppen gab, die alle ihre eigenen Tische und ihre eigenen Abteilungen mit Pritschen hatten. Sie nannten sich Schwarze und Latinos und Asiaten. Diese Bezeichnungen hatten nur ganz entfernt etwas mit Hautfarbe oder Herkunft zu tun. Niemand sprach ein Wort Spanisch, und wann immer seiner Zunge ein paar unbedachte Worte entschlüpfen, brachte Littlejohn ihn zur Ruhe. Einige der Schwarzen sahen weiß aus oder asiatisch und einige der Latinos waren schwarz. Dennoch identifizierten sie sich gegenseitig. Bird vermutete durch Handzeichen oder Körpersprache oder durch subtile Unterschiede in der Art, wie sie die Einheits-Uniform trugen. Und die Identifikation mit der einen oder anderen Gruppe bestimmte alles: Wo man schlief, mit wem man aß, auf wen man zählen konnte und vor wem man sich besser in acht nahm.

Bird gehörte nirgendwo hin. Niemand konnte einen Trottel gebrauchen, der nicht wußte, wer er war. Niemand fürchtete einen Feind, der mitten im Kampf vergaß, was er tat. Littlejohn hatte Schutz bei ihm gefunden und wachte nun seinerseits über ihn, sorgte dafür, daß er nicht vergaß, zu essen, sich anzuziehen und sich zum Appell aufzustellen. Er schützte ihn vor vermeidbaren Gefahren, hielt ihn fern von den anderen. Er war wie ein großer, freundlicher, beschützender aber auch gefährlicher Hund.

Hijohn ging hinüber zu einem Tisch, wo eine Gruppe Männer Karten spielte. Er setzte sich.

„Teilt nur aus“, sagte er.

Die Männer schauten nicht auf.

„Hau ab. Häng bei deinen Leuten rum“, murmelte einer.

„Ich bin bei meinen Leuten.“

„Du bist nicht schwarz.“

Hijohn stand auf. Plötzlich war es still im Raum. Alle beobachteten ihn.

„Wir alle hier sind von der gleichen Sorte“, sagte er.

Bird hatte den Eindruck, die Temperatur sank schlagartig um zehn Grad. Niemand atmete.

„Ich komme von den Hügeln“, fuhr Hijohn fort. Er atmete schwer und sein weises Gesicht schien wie durch eine innere Anstrengung in einem Faltenpunkt zusammengefaßt. „Wir sind durch eine harte Schule gegangen. Sie haben uns gegeneinander ausgespielt, damit sie uns regieren konnten. Wir müssen uns zusammentun.“

Er erinnerte Bird an einen Gnom, alles schien verkehrt. Hijohn hätte größer und heldenhafter wirken müssen.

„Mach so weiter, und die bringen dich um, Mann“, raunte einer quer durch den Raum.

„Wir werden alle sterben“, sagte Hijohn.

„Einige schneller als die anderen.“

„Wann habt ihr denn eine Chance gehabt zu leben? Seid ihr hier am Leben? Für wie lange? Bis sie euren Arsch rausschmeißen zu so 'ner Mörderarbeit und vorher werdet ihr mit Boostern vergiftet.“

„Was willst du eigentlich, Mann?“

Aber Hijohn hatte keine Chance zu antworten. Die Tür sprang auf und die Wachen nahmen ihn mit.

Bird lag auf seiner Pritsche und starrte auf die Drähte, die die Matratze über ihm hielten. Er konnte fühlen, daß Hijohn Schmerzen hatte. Bird wollte ihm helfen, aber alles, was er tun konnte war, sich in Hijohns Geist zu versetzen und als hilfloser Zeuge die Schläge zu fühlen, wie sie ihn trafen. Es war Nacht und die Männer um ihn herum schliefen. Er konnte unterdrückte Schreie und Stöhnen durch die Wand hören, oder vielleicht meinte er auch nur, sie zu hören. Hijohns Qualen lastete auf ihm wie Felsen und dazwischen kam Erinnerung auf an seine eigenen Leiden. Er fühlte sich gefangen, konnte kaum atmen, und doch verließ ihn der Gedanke nicht, daß er dem Mann helfen konnte und sei es auch nur, zu sterben. Wenn er sich nur erinnern könnte, erinnern an etwas, das er wußte.

Er fiel an einen dunklen Ort, eine Erinnerung, die noch grenzenlos schwebte ohne Zusammenhang. Er war allein in einer dunklen Zelle,

nur wußte er nicht, wie er dorthin geraten war. Er wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war. Er fror, obgleich er mit einer dünnen Wolldecke bedeckt war. Seine rechte Hand war an etwas gekettet - er konnte sie nur wenig bewegen - und sein linkes Bein war schwer, eingeschlossen in etwas, das es hinabzog. Sein ganzer Körper schmerzte mehr als er sich vorstellen konnte. Er sehnte sich nach Madrone, wünschte, sie wäre hier, beugte sich über ihn, ihr Gesicht ernst aber zuversichtlich. Ihre heilenden Hände, die Wärme in seine Wunden fließen ließen. Aber sie war weit weg. Und er war allein. Er hatte sich noch nie so allein gefühlt.

Er mußte pinkeln und tastete mit seiner freien Hand nach einer Bettpfanne, aber er fand keine. Wenn er das Bett naßmachte, würde ihm nur noch kälter werden. Mit großer Anstrengung und einigen Schmerzen gelang es ihm schließlich, sich zur Seite zu drehen und über die Bettkante zu pinkeln. Erleichtert sank er zurück und fühlte sich jetzt durstig und ausgehöhlt. Er konnte sich nicht entsinnen, wie lange es her war, daß er zuletzt etwas gegessen oder getrunken hatte. Aber er war im Begriff zu heilen, denn sein Geist war zumindest so klar, daß er sich Sorgen machen konnte. Was, zum Teufel, würde nun mit ihm geschehen?

Nach einer langen, langen Zeit öffnete sich die Tür. Er roch Suppe. „Du Stinker!“ fauchte eine Stimme. Hände setzten ein Tablett neben seiner freien Hand ab. Er hörte ein metallisches Geräusch als werde etwas an die Bettseite herangezogen. „Nimm den verdammten Eimer“, sagte die Stimme und die Tür fiel ins Schloß.

Wenn er aß, würde er auch seine Notdurft verrichten müssen, aber darüber wollte er jetzt nicht nachdenken. Es gab eine Art dünne Suppe und Brot und eine heiße bittere Flüssigkeit zu trinken. Der Umstand, daß es ihm gut tat, war Beweis genug, wie hungrig er war. Dann schlief Bird ein.

In seiner Erinnerung verbrachte er sehr lange Zeit in diesem Käfig. Allein im Dunkeln hatte er begonnen zu fliegen. Es war schon immer eine seiner besonderen Fähigkeiten gewesen, in Gedanken zu reisen, und nun hatte er unendlich viel Zeit für Entdeckungen ohne Ablenkung von außen. Er wanderte zu seinem Ort der Kraft in den Bergen; es war Winter dort und in seinem Geist wurden die Kristallstrukturen des Schnees zu einem Labyrinth aus Regenbogenkammern durch die er Stunden und Tage wandern konnte. Jedes Kristall war eine Welt für sich. Er konnte sich bewegen, durch sie hindurch in dunkle Räume hinein, die gleichzeitig wie große leere Räume zwischen Sternen waren.

Seine Peiniger hatten die Zeit zu einem Instrument der Strafe

gemacht, aber er befreite sich davon auf seinen Sternenstraßen und sie konnten ihn nicht erreichen. Er war in der Unterwelt wie ein Samenkorn, das im Dunklen keimt. Die Bruchstücke alter Mythen, an die er sich nur halb erinnerte, wurden zu wirklichen Orten, wo er gemeinsam mit Inana eintauchte in die Welt der Königin der Toten. Auch die Vergangenheit war ein Ort, an dem er mit den Kriegerern der Königin Nzinga ritt, um ihre belagerte Stadt zu verteidigen, wo er Städte angriff, wo er in einem Verlies wie diesem hier lag und man ihn herauszerrte, um ihn zu verbrennen, wo er hinter der Maske der Inquisition die Frage stellte und die Folter anordnete, wo er, wenn er nur lange genug in diesem Loch lag, jede Folterqual erleben konnte, die jemals einem menschlichen Wesen zugestoßen war.

Und es gab auf diesen Traumreisen wunderschöne Orte, Obstgärten, deren frucht tragende Bäume in ihrem eigenen Licht erstrahlten, neblige Inseln, auf denen er dem entzückenden Rücken einer Frau folgte, die immer gerade in seiner Reichweite schien. Er bewegte sich in einer Welt aus Farben, die so rein waren, daß selbst das Sonnenlicht nicht an sie heranreichte; er hörte Musik, Akkorde, so perfekt abgestimmt, daß er sich in ihrer Perfektion auflösen konnte und alle Furcht verlor. Er wußte, wenn er nur die Melodie behalten und erinnern konnte, würde sie seine zerschmetterten Knochen heilen. Und als er weit genug gegangen war, als er sich in der Welt seiner Träume zu verlieren drohte, da kam sie. Die tödliche Königin, die Große Schnitterin, die, deren Atem du im Haar fühlst, wenn das Tor des Lebens geschlossen wird und es kein Zurück mehr gibt, die schreckliche Schönheit, die Hexe, die ihre weißen Arme ausbreitet und deine Umarmung fordert. In den Märchen waren es immer die älteren Brüder, die ihr widerstanden. Aber er war der jüngere Bruder, derjenige, der seinen Mantel für sie ausbreitete und sich bei ihr niederlegte und ihr erlaubte, ihn in sich aufzunehmen und er nahm sie auf. Und so kam es, daß er in seinem Körper die Kraft der Großen Schnitterin erkannte und den Gesang der Sterne.

Genug, dachte Bird und schüttelte die Erinnerungen ab, um die Augen zu öffnen. Genug! Doch die Bilder überrollten ihn unaufhaltsam. Er erinnerte sich an den Schock, als die Wachen kamen. Die Kleidung wurde ihm herunter gerissen, sie stellten ihn auf die Füße, zwangen ihn, mit Beinen zu laufen, die gar nicht mehr wußten, wie. Er war in einem kahlen Raum. Grelles Licht stach ihm in die Augen, und Männer saßen ihm gegenüber und ihre Bereitschaft, ihn zu quälen, war offensichtlich.

„Willst du jetzt reden, Kerl?“

Aber er war nicht bereit, mit ihnen zu reden.

„Wie heißt du?“

Ihm kam der Gedanke, daß Bird von Lavender und Black Dragon, guter Hexenmeister aus dem Norden, hier nicht gerade die beste Adresse sein könnte. „Paco“, sagte er. Es war sein alter Spitzname, eine Abkürzung für pajero, Bird, Vogel auf Spanisch. „Paco Negro.“

Ein erster Schlag traf sein Kinn. „Red' Englisch, Scheißer. Keine Teufelszungen hier. Wie heißt du?“

„Uh... Charlie. Charlie Parker.“

„Charlie, wir wüßten gern, wie du in das Kraftwerk gekommen bist. Wer hat dich reingelassen?“

Er schwieg. Wer konnte schweigend verraten? Wer war am Leben? Wer war tot? Geister-Flügel durchschwirrten den Raum. Nein, er würde ihnen gar nichts erzählen. Claro. Und es würde noch mehr Schmerzen geben und dann das Ende.

„Junge, wenn du mit uns arbeitest, arbeiten wir auch mit dir. Du kannst es dir leichter machen. Aber wenn du die Steinwand willst, bitteschön, damit kommen wir auch klar.“

Er stand und schwieg.

„Junge, gib deine Hand.“ Einer von den Bewachern nahm seine linke Hand, hielt sie fast zärtlich in der seinen. Sein Gesicht war rund mit grauen Stoppeln auf den Wangen. Er hatte strahlend blaue Augen und er lächelte sehr. Gut, dachte Bird, es ist immer auch ein freundlicher Folterer dabei.

„Was für eine schöne Hand“, sagte der Mann freundlich. Er berührte Birds Fingerspitzen. Durch die Berührung empfand Bird seine Haut schleimig und verunreinigt. „Fast 'ne Mädchenhand. Musiker? Gitarre gespielt?“

Kontrolle! Bird zwang sich, nicht zu antworten, weder durch einen Atemzug noch durch ein Augenzucken oder eine Geste. Er wußte, wie dieses Spiel gespielt wurde. Wenn sie ein „Ja“ bei ihm lesen konnten, zu Dingen, die sie sicher wußten, würden sie sein „Ja“ und sein „Nein“ zu allem ablesen können, was sie wissen wollten, ob er nun antwortete oder nicht.

„Bist'e ein Zauberer, Junge?“ fragte der zweite Mann. Er hatte schwarze Haare und trug eine verspiegelte Sonnenbrille, die seine Augen verbarg. „Antworte!“ bellte er.

Bird schwieg. Vor sich sah er Madrones Gesicht, schlafend auf dem Kissen und über ihrem Bett die Stickerei, die Johanna vor langer Zeit angefertigt hatte:

WER ALLE WESEN IN IHREM EIGENEN SELBST UND

DAS EIGENE SELBST IN ALLEN WESEN SIEHT, DER VERLIERT ALLE FURCHT.

In seinem eigenen Selbst sah er den Vollstrecker. Er erinnerte sich an ein Gewehr in seinen Händen, ein Gesicht, das ganz nahe kam, wütend, schnaufend, dann fiel es, und Blut schoß ihm aus der Nase. Wie bei seinem Vater, als er von fremder Hand starb. Der Tod schritt voran, und Hände wie diese, wie seine, reichten ihn weiter.

Die Männer, die Bird gegenüberstanden, waren ihm nicht fremd, und deshalb würden sie ihn auch nicht besiegen können. Sie konnten ihn höchstens töten und er fragte sich, warum sie nicht weitermachten.

Der erste Mann hielt Birds Hand mit stählernem Griff auf dem Tisch fest. Der zweite zog einen langen Metallknüppel, betrachtete ihn lange und nachdenklich und ließ ihn urplötzlich auf Birds ausgestreckte Hand niedersausen.

Bird fühlte, wie die Gelenke knirschten und die Knochen brachen. Der Schmerz war wie ein Akkord aus schrillen Dissonanzen. Er konnte ihn Sound sein lassen und ihn nicht fühlen und so an dem Ort bleiben, wo die Furcht ihn nicht erreichte. So lange er vor der Furcht geschützt war, konnte ihn gar nichts erreichen. Zumindest suggerierte er sich das. In einem nächsten Leben würde er um seine verlorene Gitarre weinen und um die verlorene Möglichkeit, Musik zu machen.

Sie brachen ihm beide Hände und schickten ihn zurück in seine private Unterwelt.

Möglich, daß dies die moderne Version der alten Hexenproben war, jene, wo du ins Wasser geworfen wurdest. Wer unterging und starb, war gewiß unschuldig. Wer aber an der Wasseroberfläche blieb und schwamm, der war schuldig und wurde verbrannt.

Wenn er dies überlebte, so mußte er wirklich ein Zauberer sein, dachte Bird, als er Sternengesang für seine Heilung herbeibetete. Aber er konnte seine Knochen nicht mehr dazu bringen, ihre alte Position einzunehmen. Doch immerhin gelang es, sie wieder miteinander zu verbinden. Und die Schmerzen konnte er gebündelt in einem Pfeil von sich wegschießen.

Er wußte, daß sie wiederkommen würden, ihn zuholen. Er wollte aber keine Furcht aufkommen lassen, denn er wußte jetzt, diese Angst war groß genug, ihn mit Haut und Haaren zu fressen. Und er

würde sie nicht ganz und gar abblocken können. Er brauchte einen Plan. Er wünschte, er könnte durch Wände gehen, unsichtbar die Korridore passieren, hinaus in die Nacht. Er wollte heimgehen.

Immerhin konnte er laufen. Soviel war klar. Nicht leicht oder lange oder gut, aber das war zum Teil nur mangelnde Übung. Die Muskeln hatten sich zurückgebildet. Aber er würde sie trainieren, er würde in der Zelle wandern, drei Schritte in die eine Richtung, drei Schritte zurück, bis er die Gewalt über seine Beine wiedererlangt hatte.

Sein Verstand war eher das Problem. Früher oder später würden sie seine moralische Widerstandskraft brechen. Sie würden den einen, den schlimmsten Schmerz finden, den er nicht aushalten konnte oder noch härtere Methoden ausprobieren.

Und dann würden sie sich langweilen, und sie würden ihn unter Drogen setzen. War es wirklich wichtig, was er ihnen erzählte? Sie stellten ihm Fragen über Magie. Was konnten sie schon tun, wenn sie wußten, wieviel oder wie wenig er davon beherrschte? Und sie fragten ihn über den Norden, wie die Stadt regiert und verteidigt wurde. Planten sie einen Krieg? Wenn er ihnen die Wahrheit sagte, daß sich der Norden nicht bewaffnet hatte und auf keinen Krieg vorbereitet war, würden sie dann dort einen Überfall wagen?

Er wanderte im Geist durch seine Wunderwelten und sorgte sich trotzdem. Ganz allmählich und leise packte ihn Angst. Es konnte sein, daß er seinen Verstand verlor. Aber vielleicht war das die Lösung.

Als sie wiederkamen, ihn zu holen, war er vorbereitet. Auch eine gute Sache, dachte er, als sie ihn auf eine Hospital-Liege legten und mit einer Spritze auf ihn zukamen. Er erinnerte sich an die Geschichte mit dem Stein, den sie Wüstenrose nannten, er war rosa mit Streifen. Maya hatte ihm erzählt, daß einige Leute ihn Hexen-Gehirn nannten. Der Sage nach hatten die alten Hexen ihre Geheimnisse in diesem Stein aufbewahrt, damit sie sicher vor den Hexenverbrennern waren, wenn sie zur Folter abgeholt wurden. Eines Tages würde die Zeit der Erinnerung kommen. In seinem Kopf war ein solcher Stein verborgen. Bird tat einen tiefen Atemzug, atmete wieder aus und stellte sich vor, daß sein Verstand und seine Erinnerungen in diesem Stein eingeschlossen seien.

Er dachte sich ein Wort aus, ein Codewort, mit dem er sich wieder zu sich zurückbringen konnte, wenn es notwendig war. Dann erfaßte ihn einen starken Augenblick lang die Angst. Seine Peiniger suchten und fanden seine Vene. Bird nahm das Kristall-Ei mit seinem Verstand und seinen Erinnerungen und allem, was in ihm eingeschlossen war, und floh. Je mehr sie mit Drogen und Fragen in ihn drangen, um

so ferner rückte er. Und der Stein war tief im Untergrund begraben. Dort, wo sein Verstand gewesen war, herrschte jetzt etwas Undurchsichtiges, von dem jede Erinnerung elastisch abprallte.

Littlejohn lag neben ihm im Bett und rieb sich an ihm. Bird wurde sofort wach, und Furcht beherrschte ihn sofort wieder. Wo war er? In den Baracken. Wer war er? Bird. Wie lange war er schon hier?

Zehn Jahre? Zehn Jahre.

Und die Schmerzen, die ihn so peinigten, waren Hijohns Schmerzen. Nicht seine, wie er diesmal sofort erkannte.

Klarheit, Grenzen. Er erinnerte sich an die Lehren seiner Kindheit. Zieh immer den magischen Schutzkreis, bevor du dich zwischen die Welten begibst. Geh' dir nicht verloren.

„Einst war ich verloren, doch nun bin ich wiedergefunden.“ Sein Vater sang diesen alten Song immer.

„Laß' uns vögeln“, flüsterte Littlejohn.

„Nein, warte. Ich kann jetzt nicht.“ Er konnte immer noch hören, wie Hijohn jammerte. Und er fühlte, wie immer noch diese geheimnisvolle Kraft durch ihn hindurchrann.

Merkwürdig, er war nie ein Heiler gewesen, und er hatte es auch nie sein wollen. Aber durch seine zerbrochenen Hände hatte er ganz unerwartet diese Kräfte in sich entdeckt. Er stellte sich vor, mit seinen Händen Hijohn zu erreichen, ihn emporzuheben aus seinem zerschmetterten Körper. Sie standen gemeinsam an den Hängen eines Berges. Er roch den wilden Thymian.

„Willst du leben oder sterben“, fragte Bird.

„Ich möchte sterben. Aber ich muß leben, wenn ich nur irgend kann.“

Birds Körper war das Instrument für die großartige Musik, die durch ihn hindurch singen konnte, um so das Leben zurückbringen in Hijohns zerbrochene Knochen und in sein zerrissenes Fleisch. Und da war Littlejohn, der etwas mit Birds Körper tat: Er konnte ganz entfernt fühlen, wie sich sein Penis aufrichtete zu einem heißen Stab aus Begehren. Vorsichtig setzte Bird die Grenzen in seinem Geist etwas niedriger und suchte nach dem jüngeren Mann, um ihn mit hineinzuziehen in diese Verbindung. Wie elektrisiert zog sich Littlejohn panikartig zurück.

„Verhex' mich nicht“, sagte er, „laß uns nur ficken, sonst nichts.“

Bird fühlte den Schock, der die Harmonien durchdröhnte, wie das

Schlagen einer Tür mitten in einer Symphonie. Fast hätte er den Kontakt verloren, aber er suchte nach Hijohn und fand ihn wieder. Erden, sagte er zu sich selbst und ließ die Kraft seiner Seele zur Erde strömen. Laß die Erde sie halten, pflegte Maya zu sagen, sie wird die Kraft nicht verlieren und du wirst immer wissen, wo du sie wiederfinden kannst.

Erden.

„Nun komm schon“, schmollte Littlejohn.

„So ficken die Hexen“, atmete Bird in sein Ohr, „anders kann ich es nicht.“

„Klar kannst du, wie du's sonst immer gemacht hast. Bitte, laß es uns einfach machen wie immer.“

Bird spürte, daß der Junge ihn jetzt fürchtete. Offenbar hatte er Angst, Bird könnte bis in sein Herz reichen, sich dort etwas greifen, das er selbst nicht einmal anschauen wollte, und ihn dann hassen und verachten. Wahrscheinlich zog er einen Bird ohne Verstand vor. Das war auch viel einfacher.

Bird begann, sich zurückzuziehen. Er konnte immer noch Hijohns Geist fühlen, der in einer Muschel aus Schmerz eingeschlossen war. Er wollte gern bei ihm bleiben, nicht von ihm fortgerissen werden. Aber Littlejohns Mund war jetzt an seinem Penis, und die Begierde in ihm begann zu rasen und zu wachsen. Die Finger des Jungen trommelten auf seine Brust und Bird hörte ihn kleine Geräusche der Lust ausstoßen. Soweit er sich erinnerte, hatte er niemals zuvor einen Körper benutzt, ohne sich dem Geist zu öffnen, und der Gedanke an solchen seelenlosen Sex stieß ihn ab. Aber irgend etwas daran erregte ihn auch, schien zu dem kalten Dasein an diesem Ort zu passen. Als könnten die Gitterstäbe um ihn herum zu erotischen Träumen werden. Irgendwo stöhnte Hijohn, und Littlejohn stöhnte ihm ins Ohr. Und dann vermischte sich plötzlich alles, der Sex, das Heilen, die Kraft und der Schmerz, bauten sich auf, vibrierten in seltsamer Dissonanz und mündeten schließlich in einen Höhepunkt. Er kam.

Und dann schuldete er es dem Jungen, daß er dafür sorgte, daß er ebenfalls kam.

In der folgenden Stille fühlte er ein Schweigen, dort wo Hijohn war. War er tot? Die Tür öffnete sich, und die Wachen ließen Hijohns Körper auf die Pritsche in der Ecke fallen. Als sie gegangen waren, schlüpfte Bird aus dem Bett und legte seine Hand leicht auf die Brust des Mannes. Nein, er war nicht tot, er schlief. Bird versuchte dem Schlafenden neue Energie einzugeben. Es gelang ihm nur unvollkommen. Hijohn war verletzt und voller Schmerzen, aber am Leben.

Dank der Göttin.

Bird kehrte zu seiner Pritsche zurück. Er lag wach, während Littlejohn sich zusammengerollt hatte und schlief. Bird erinnerte sich an den stillen Tom. Liebe mit ihm war wie das Fallen in einen Spiegel. Wie sich Geist dem Geist geöffnet hatte, und wie sie jeder das Vergnügen des anderen fühlen konnten und in der Hitze des anderen zu neuen Höhepunkten fanden. Er dachte an Sandy, den Empfindsamen, der alle Traurigkeit aus ihm herauszingen konnte. Und er erinnerte sich an Cleis, an Zorah und an Madrone. Niemals hatte er sich vorstellen können, daß er sich für Sex eines Tages schämen könnte.

Was würden sie am Morgen tun, wenn Hijohn immer noch am Leben war? Würden sie ihn in der darauffolgenden Nacht wieder verprügeln? Wie viele Male würde es Bird möglich sein, ihn aus seinem Todeskampf zurückzuholen, bevor sie ihn wirklich erwischten? Und bevor er sich selbst erschöpfte?

Er mußte die beiden und sich hier herausbringen. Aber er sah keinen Weg.

Maya erwachte an den meisten Tagen, um überrascht festzustellen, daß sie noch am Leben war. Dabei waren doch so viele, die sie geliebt hatte, schon lange tot. Diese Toten besuchte sie in Gedanken gern am frühen Morgen, wenn das Sonnenlicht allmählich immer strahlender durch das obere Erkerfenster schimmerte. Sie hatte es immer geliebt, von der Sonne geweckt zu werden. Vor vielen Jahren hatte sie sich Vorhänge gemacht, schöne Vorhänge. Raffrollos aus roher Seide, eingefärbt in Türkis und besetzt mit französischer Spitze. Jetzt waren diese Vorhänge uralte. Sie lösten sich schon fast in ihre Bestandteile auf. Doch Maya ließ sie wie sie waren. Wenn die Vorhänge kaputt gingen, na und? Dann konnte eben jeder bei ihr ins Fenster sehen. Sie fürchtete sich nicht mehr vor dem Enthülltsein.

Von ihrem Bett aus konnte Maya durch das Fenster sehen, und im Winter, wenn die Bäume kahl waren, konnte sie die Flanken des Ritualhügels sehen. Das war die eine schöne Seite ihres Zimmers. Und wenn ihre Zimmertür geöffnet war, konnte sie den langen Korridor entlang durch die Glastür der Küche hinaus aus dem Hinterfenster auf die Hänge des Twin Peak blicken.

Die Jüngeren nannten den Twin Peak halb spöttisch, halb bewundernd auch die Brüste: Brüste der Jungfrau, Brüste der Göttin, je nach Überzeugung. Für Maya war die Göttin immer eine Jungfrau gewesen, vollständig in sich ruhend, ungezähmt und unberührt. Sie war auch einmal eine Jungfrau gewesen, doch dann traf sie Rio.

„Warst du nicht, du warst keine Jungfrau als du mich trafst. Denk nach, du warst ziemlich erfahren.“

Plötzlich sah sie Rio wieder am Ende ihres Bettes sitzen, blond, bärtig und sexy in seinen ausgebleichenen Jeans, wie er mit neunzehn war.

„Du versperrst den Ausblick, alter Gockel“, sagte sie zu ihm, „rutsch rüber. Wo bist du die letzten paar Wochen gewesen?“

„An verschiedenen Orten. Aber wechsele nicht das Thema. Wir sprachen gerade über deine unbeweinte Jungfräulichkeit, von der du dich, wie ich mich erinnere, selbst befreit hast. Da warst du gerade mal fünfzehn.“

„Ich spreche nicht über mein Jungfernhäutchen. Ich spreche über meinen Zustand. Ich erlaubte dir, mit mir zu schlafen.“

„War denn das so schlimm?“

„Nun, es gab verschiedene Momente. Gute und schlechte.“

„Die Besten und die Schlechtesten,“ sagte Rio, „du weißt, daß ich niemals halbe Sachen mache.“

„Früher hätte ich gesagt, daß es mich Jahre meines Lebens kostete. Aber ich glaube, ich kann mich nicht beschweren.“

„Pech gehabt“, sagte Johanna, die nun ebenfalls neben Rio auf Mayas Bett saß. Ihre honigfarbene Haut schimmerte im warmen Licht der Morgensonne, ihr Hemd aus gewaschener Seide glitzerte in sanften grünen Tönen. Aber es zeichnete sich kein Gewicht auf Matratze oder Bettzeug ab.

„Zufall. Nicht irgendeine Tugend, die der Rest von uns nicht besitzt.“

„Worüber redest du?“

„Über dich. Du bist immer noch am Leben und der Rest von uns ist tot.“

„Eifersüchtig?“

Johanna schnaubte, einer ihrer charakteristischen Laute zu Lebzeiten. „Nicht auf dich, liebe Freundin. Es gibt einige Freuden, die die Unannehmlichkeiten und die kleinen Demütigungen der Körperlichkeiten ausgleichen. Aber ich fürchte, darüber bist du schon lange hinweg.“

„Sei dir da nicht so sicher. Und paß auf. Denk nicht zu häufig über die Freuden des Fleisches nach. Es heißt, daß man dann wiedergeboren wird. Reinkarnation nennt man das.“

„Wiedergeboren werden? Dazu hätte ich nicht übel Lust, bei der ersten besten Gelegenheit, wenn nicht in meiner, dann in deiner Familie.“

„Meine Familie scheint auszusterben.“

„Gib Bird noch nicht auf“, sagte Rio.

„Warum nicht? Weißt du etwas, was ich noch nicht weiß?“

„Toten ist es verboten zu erzählen, was sie wissen“, belehrte Johanna sie.

„Oh, fick dich“, sagte Maya, aber ihr Ton war liebevoll.

„Das, fürchte ich, ist nicht mehr möglich zwischen uns.“ Johanna grinste, ihren Kopf nach unten geneigt, um dann mit hochgezogenen Augenbrauen emporzuschauen, eine verführerische Geste, an die sich Maya gut erinnerte.

„Aber warte nur, eines Tages werden wir beide wieder in jungen gut entwickelten Körpern stecken, und es wird so sein wie beim ersten Mal, als wir von all den Drogen high waren und zu unserer eigenen Überraschung auf dem Fußboden des Umkleieraums landeten. Nicht zu vergessen die beiden Sportlehrer, die uns dort fanden.“

„Selbst tot bist du noch unverbesserlich.“

„Ich bin eine Tochter des Flusses, von Oshun, der Göttin der Liebe.“ Maya wandte sich wieder Rio zu. „Weißt du nun etwas oder weißt du nichts über Bird?“

„Kann ich nicht sagen.“

„Nun, ich bin mir nicht sicher, ob ich überhaupt jemanden wie euch in meiner Familie haben möchte.“

„Warum nicht? Habe ich mich nicht immer wie ein perfekter Vater benommen?“

„Du warst ein großartiger Vater zu allen Kindern, außer zu deinen eigenen.“

„Und wessen Fehler war das? Wenn du oder Johanna mir erzählt hätten, daß sie existiert, wäre ich auch ihr ein guter Vater gewesen.“

„Das macht nichts“, sagte Maya, „ich habe an deinen Fähigkeiten als Vater nichts auszusetzen. Nur als Sohn wärest du die Hölle.“

„Glaubt ihr, ich möchte das meinen Nachkommen antun? Wartet, bis Madrone Mutter wird, wartet nur ihr beiden, du und Johanna, sie ist eure Enkeltochter.“

„Nicht, daß sie im Moment Pläne in diese Richtung hätte, nicht nachdem Sandy gestorben ist.“

„In meiner Familie werden solche Dinge nicht geplant“, sagte Johanna, „bei uns gibt es glückliche Zufälle.“

„So wie der glückliche Zufall, der sich ereignete, nachdem du es hier mit Mr. Superhengst gemacht hast?“ Maya trat mit ihrem Fuß in Richtung Rio.

„Wer war, wenn ich dich erinnern darf, mein Freund zu dieser Zeit?“

„Das war kein Zufall. Das war ein an die Tür klopfender Ahne, der gern Rachel werden wollte.“ Johanna streckte sich, gähnte und blinzelte. „Vielleicht ist Zufall hier nicht der richtige Ausdruck. Vielleicht sollte ich lieber sagen, ich bin empfänglich für Wünsche der Toten. Wie erklärst du dir sonst Rachel, eine 50jährige Medizinerin, vertraut mit den Tatsachen des Lebens, die sich von einem 26jährigen

Mitkämpfer der Guadeloupe Befreiungsfront schwängern läßt?“

„Sie folgte dem schlechten Beispiel ihrer Alten.“

„Schau dich doch selber an, meine Liebe.“

„Ich war ziemlich unerfahren, als ich Brigid bekam. Und sie wäre von dir gewesen“, – sie drehte sich zu Rio –, „wenn du nicht im Gefängnis sterilisiert worden wärest.“

„Du warst doch praktisch schon in den Wechseljahren, aber das tut nichts zur Sache. Fest steht, daß Rachels kleine Tändelei uns Madrone bescherte und dein Seitensprung mit – wie war sein Name?“

„Carlos.“

„Richtig, wie dem auch sei, er schenkte dir Brigid und durch sie entstanden Marley, die Göttin hab ihn selig, und Bird. Und ohne sie alle stünden die Chancen noch schlechter.“

„Die Chancen auf was?“

„Die Chancen, daß unser nächstes Leben die erholsame, vergnügliche tropische Idylle wird, die ich im Moment plane, anstelle eines furchtbaren Aufenthaltes in einer Zuchtstation der Millennialisten?“

„Unser nächstes Leben?“

„Du, ich und Rio, unser kleines Trio. Das reimt sich sogar, hast du es bemerkt?“

Maya sah Johanna mißtrauisch an. Für einen Moment schien es, als hätte sie ein Bündel farbiger Broschüren in der Hand. Als sei sie gerade in irgendeinem Reisebüro gewesen. Gab es Reisebüros im Leben nach dem Tod, die einem spezielle Angebote für die Unterkunft im nächsten Leben machen konnten? Gewährten sie Gruppenrabatt?

„Wie kannst du Pläne für mein nächstes Leben machen“, fragte Maya, „wo ich doch noch in der Mitte meines jetzigen stehe?“

„Ich würde sagen, am Ende, nicht in der Mitte“, konterte Johanna, „deine Zeit läuft ab.“

„Noch bin ich nicht tot. Wie auch immer, haben wir nicht genug in diesem Leben geleistet, um uns einen gewissen Wohlstand fürs nächste zu sichern?“

„Das ist genau das, was niemand bei diesen Wiedergeburten zu verstehen scheint. Es ist nicht einfach eine Frage von Ursache und Wirkung, Belohnung und Bestrafung. Es ist eine Frage der Verfügbarkeit. Verstehst du, so lange das Leben auf diesem Planeten für die Mehrheit der Seelen nur aus Hunger, Folter und frühem Tod besteht. Glaube mir, außerhalb dieses schicksalhaften Fleckchens Erde ist das eine treffende Beschreibung der Lage. Solange nur ein paar Menschen ein Leben in Wohlstand führen, während die Massen sich in Not durchschlagen, solange müssen wir zurückkehrenden Seelen unseren

gerechten Anteil zahlen, indem wir auf die Seite der Hungrigen wechseln.“

„Du denkst, das Leben, das du lebst, sei hart? Laß dir gesagt sein, es ist nichts gegen ein Leben, in dem du niemals an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ein anständiges Essen bekommst oder schon im ersten Jahr nach deiner Geburt an verseuchtem Wasser stirbst.“

„Johanna, du heiterst mich nicht gerade auf.“

„Ich bin nicht gekommen, um dich zu erheitern. Ich bin gekommen, dich zu warnen. Dieses nächste Jahr ist ein Schlüsseljahr. Einer dieser Angelpunkte, die die Tür des Schicksals öffnen oder schließen. Nimm dich in acht!“

„Was meinst du damit?“ fragte Maya in Gedanken. Mit einem Ruck setzte sie sich auf und öffnete die Augen. Der Raum war leer.

Madrone öffnete leise die Tür und trat in Mayas Zimmer. Sie trug ein sehr altes Tablett, welches der Hochzeit von Prinz Charles und Lady Diana im letzten Jahrhundert gedachte. Auf ihm standen zwei von Mayas chinesischen Lieblingstassen, dünn wie Eierschalen, jade-grün mit einem Schmetterlingsmuster und eine braune abgestoßene Teekanne.

Maya betrachtete Madrone aufmerksam. Sie sah ausgeruht aus, doch da war immer noch ein blasser Unterton in der Färbung ihrer warmen Haut, der von tiefer Erschöpfung sprach.

„Wie geht es dir heute morgen?“ fragte Madrone.

„Ich lebe noch, was hältst du davon?“

„Ich bin froh, daß noch jemand da ist,“ sagte Madrone, während sie vorsichtig das Tablett niederstellte und sich ans Fußende des Bettes setzte. „du hast wieder mit den Toten gesprochen?“

„Woher weißt du das?“

„Da ist dieser gewisse Abwesenheitsblick, den du dann in deinen Augen hast.“ Madrone lächelte und schenkte Maya Tee ein. „Gibt es gute Nachrichten von der anderen Seite?“

„Die Toten sind ärgerlicherweise äußerst rätselhaft.“

„Sie werden wahrscheinlich von Neuankömmlingen überrollt.“

Maya nippte an ihrem Tee. Es war Tee von jenen Kräutern, die sie 'Mystery Mint' nannte. Ziemlich merkwürdige Kräuter, vermutlich eine spontane Kreuzung von Minze und Spearmint im Garten von Black Dragon House. Sie wünschte, es wäre guter alter teehaltiger schwarzer Tee gewesen. Etwa English Breakfast-Tee. Den hatte sie so

gern gemocht. Mit einem kleinen Schubs Milch. Man fand solche Sachen nicht mehr. Sie hatte sogar alte Teesorten überlebt. Oder vielleicht gab es solchen Tee ja noch irgendwo? In irgendeiner Ecke der großen, weiten Welt, in der sie sich nicht mehr bewegte. Vielleicht tranken in irgendeinem Luxusapartment ihre Feinde, die Stewards, jeden Tag solchen guten Tee.

„Du bist wirklich besorgt wegen dieser neuen Krankheit, oder?“
Maya beobachtete sie.

Madrone rührte heftig in ihrem Tee. Als sie antwortete, klang ihre Stimme sanft und kontrolliert, doch Maya konnte den verborgenen Schmerz hören.

„Es hat mich schon wieder getroffen, Counselo ist tot.“

„Wie konnte das geschehen?“

„Ihr Fieber schoß plötzlich in die Höhe und löste anhaltende Wehen aus. Am Tag vorher ging's ihr noch gut. Nichts deutete auf ein Problem. Keine Schmerzen, keine Zeichen von toxischen Einwirkungen. Nur diese seltsam erhöhte Temperatur und leichte Kopfschmerzen. Kopfschmerzen, wie Sandy sie auch hatte, bevor er vom Dach fiel.“

„Du meinst, er fiel wegen des Fiebers vom Dach?“

„Ja, dessen bin ich gewiß. Ich konnte es fühlen, dieses, dieses Fieber, oder was immer es auch ist. Als sei da irgend etwas in seinem Blut. Ich kann diese fremde Krankheit fühlen, aber ich kann sie nicht sehen oder dingfest machen. Niemand von uns kann herausfinden, was das für eine geheimnisvolle Krankheit ist, wie sie sich verbreitet oder was wir zu erwarten haben. Es tut mir leid Madrina.“

Was soll ich nur sagen, fragte Maya sich. Sollte sie nicht alt und weise und tröstlich sein. Wann würde sie die große Weisheit plötzlich überkommen, die doch dem Alter zugeschrieben wurde? Würde Weisheit ihr wie züngelnde Flammen oder wie Noahs Taube erscheinen?

„Ich wünschte, ich könnte dir helfen“, sagte sie endlich.

„Du trägst zu viele Bürden für dein Alter.“

„Ich bin achtundzwanzig. Schon fast erwachsen.“

„Du bist ein Baby. Noch ein Kind, gerade aus den Windeln. Viel zu jung für das, was du tust. Warum wohl war der Curandera, der Ärztin, die mich in Mexiko im Heilen unterrichtete, nicht erlaubt, irgend jemanden, außer sich selbst, zu behandeln, bis sie dreißig war. Und sie durfte niemanden außerhalb ihrer Familie behandeln bis sie vierzig wurde.“

„Das hört sich außerordentlich vernünftig an“, gestand Madrone.
„Aber wir leben nicht in derart vernünftigen Zeiten.“

„Auf jeden Fall brauchst du Erholung. Oder zumindest Anregungen, die du in der Gesellschaft einer alten quengeligen Frau nicht bekommst. Hast du etwas von Sage, Nita und Holybear gehört? Wann kommen sie zurück?“

„Erst in ein paar Wochen.“

„Sie sollten hier unten sein bei dir. Das Haus ist leer ohne sie.“

„Sie können ihre Versuchsteiche nicht verlassen, bevor ihre Experimente nicht vollständig durchgeführt worden sind. Du solltest mehr Anerkennung für ihre Anstrengungen zeigen.“

„Wie soll ich 57 neue Wasserbakterienarten anerkennen?“

„Bakterien, die Gift neutralisieren, können bedeuten, daß deine Nachfahren eines Tages wieder Muscheln aus der Bucht essen können, sollte jemand von uns die nächsten zwanzig Jahre überleben, was ich für immer unwahrscheinlicher halte.“

„Alle sind so pessimistisch heutzutage“, beschwerte sich Maya, „selbst die Geister halten das Schicksal geheim.“

Madrone lächelte. „Ist das nicht das Vorrecht der Geister?“

„Vielleicht, aber es beunruhigt mich, dich so niedergeschlagen zu sehen.“

„Ich fühle mich einfach schlecht wegen Counselo, wegen Sandy. Ich fühle mich, als sei es alles mein Fehler. Als wäre ich schuld an ihrem Tode.“

Maya streichelte ihren Arm. Es fiel ihr wirklich nichts ein, was sie hätte sagen können.

Auch sie fühlte sich schlecht, dachte sie an jeden einzelnen Toten, den sie gekannt hatte, angefangen bei Sandy bis hin zu Cameron Graham Rosenthal, der vor sechs Jahren an Aids starb, als das Haus noch in zwei verschiedene Wohnungen geteilt war. Ja, sie vermißte ihn immer noch, vermißte es, sich schick anzuziehen und mit ihm durch die Einkaufsviertel und Kneipen zu schlendern und spöttisch-witzige Kommentare zu machen, über all die jungen hübschen Männer, an denen sie vorbeikamen. Sie hatte damals von Johannes Wohltätigkeit gelebt, gerade zurück aus Mexiko. Und versucht, ein Buch zu schreiben. Und die hübschen jungen Männer hatten sich noch nicht in lebende Skelette verwandelt, fleckig von einer geheimnisvollen Krankheit. Lagen noch nicht nach Luft ringend im Sterben.

„Ich wünschte, ich könnte dir helfen“, sagte Maya.

„Das tust du, Madrina, du hilfst mir sehr.“ Madrone schloß ihre Augen. Wirklich, sie konnte schon fast wieder in Trance sinken, hier in der Sonne, Mayas Hand beruhigend auf der Schulter. Wenn man müde genug war, dachte Madrone, waren die Welten der Ruhe, die

Welten des Ch'i nur einen Atemzug entfernt. So wie gestern, als sie neben Counselos Sarg gewacht hatte, umgeben von brennenden Kerzen im Schwesternzimmer. Die kleine Rosa war hereingekommen, feierlich mit einem riesigen Blumengesteck aus Lilien.

„Es tut mir leid“, hatte Madrone zu ihr gesagt, „es tut mir so leid.“

„Es ist nicht dein Fehler“, hatte Rosa unter Tränen gestammelt.

Nicht mein Fehler, aber meine Unzulänglichkeit, dachte Madrone, während sie sich setzte, um Wache zu halten. Ihren Blick starr auf den Sarg gerichtet, ließ sie sich langsam in Trance sinken, bewegte sich im Geiste durch das Holz der Kiste, bis sie mit ihrem inneren Auge sehen konnte, wie der Körper von Licht umspielt, sich von seiner Energiehülle trennte. Spuren von Counselos Geist, ein Abglanz ihrer Persönlichkeit, verwehten langsam. Madrone roch Gefühle, Ärger, Empörung, ein Gefühl des Betrogenwordenseins, die kränkende Überraschung eines plötzlichen Todes. Schweiß perlte auf ihrem Gesicht, und befahl sich, tief durchzuatmen, noch tiefer zu sinken. Dies war der schlimmste Zustand, und sie konnte ihn nur durchleben, indem sie sich immer wieder sagte: „Es ist nicht mein Schmerz, nicht mein Leid.“

Immer weiter sank sie hinunter. Und ja, da war noch etwas anderes – diese schwer definierbare Sache, diese Krankheit, die sie schon wahrgenommen hatte, als Sandy starb. Aber was war es? Konnte eine Mikrobe eine Persönlichkeit haben? Oder übertrug Madrone menschliche Verhaltensweisen auf nichtmenschliche Dinge? Wenn sie nur verstehen könnte, was es war, diesen Krankheitserreger bestimmen könnte, lernen könnte, wie er sich ausbreitete und wie er zu bekämpfen war. Sie konnte ihn dann verfolgen, ungeduldig wie jeder Jäger. Aber was gab es da zu wittern, außer undefinierbaren Spuren in der Luft, Veränderungen im Energiefeld der menschlichen Körper?

Es war kein Grippevirus und nichts, was irgendwie ins Muster der alten HIV-Reihe oder in die durch bekannte Bakterien übertragenen Krankheiten, wie Syphilis oder die Lymekrankheit paßte. Solche Krankheitserreger hatten alle ihre charakteristische Handschrift im Energiebereich, und Madrone konnte sie genauso gut erkennen, wie sie Beifuß oder Schwarzwurz im Garten bestimmen konnte. Nein, dies war etwas anderes, und sie fing gerade erst an zu erkennen, wie es sich anfühlte, aber sie konnte es noch immer nicht sehen, sie konnte ihm nur folgen, tiefer und tiefer.

„Wohin treibst du in deinen Gedanken?“ sagte Maya energisch. Sie griff fest nach Madrones Arm und rüttelte sie.

Madrone richtete sich mit einem Ruck auf. Sie spürte einen starken Schwindelanfall und kämpfte gegen die Übelkeit an.

„Diosa, Maya, mach das nicht noch einmal mit mir!“
„Ich habe dich dreimal gerufen.“
„Wirklich, das habe ich nicht gehört, ich war zu weit weg.“
„Du sollst nicht so in Trance gehen, ungeschützt und ohne Erdung. Du hast nicht einmal einen Kreis gezogen.“
„Ich wollte nicht in Trance geraten. Ich dachte nur über Consuelo und den fremden Virus nach. Oh, in Ordnung, ich vermute, ich begann danach zu suchen.“
„Sei bloß vorsichtig. Du fängst an, von der Sache besessen zu sein und Bessenheit öffnet dem Bösen die Tür. Habe ich dir jemals die Theorie der alten Curandera, der weisen Ärztin, erklärt?“
Madrone grinste: „Mindestens ein dutzendmal.“
„Nun ich werde es dir besser noch einmal erklären, denn du scheinst es nicht zu verstehen. Doña Elena pflegte zu sagen, daß es die sogenannte gute Wirklichkeit oder auf Spanisch, El Mundo Bueno, gibt und die schlechte Wirklichkeit oder El Mundo Malo. Diese beiden Welten konkurrieren immer miteinander. In der guten Wirklichkeit hast du leichte Kopfschmerzen, in der schlechten eine verhängnisvolle Gehirnkrankheit. In der guten Wirklichkeit kannst du das Gelände erreichen, wenn du ausrutschst, in der schlechten Wirklichkeit verfehlt du es, fällst die Treppen hinunter und brichst dir das Genick.“
Sie hielt kurz inne: „Wir laufen in der guten Wirklichkeit wie über dünnes Eis. Es ist immer möglich einzubrechen und zu ertrinken. Wenn du ein unnötiges Risiko eingehst, besonders bei magischer Arbeit, wie du es gerade getan hast, ist es, als stecktest du dem Schicksal die Zunge heraus. Du forderst die schlechte Wirklichkeit heraus, dich hinunterzuziehen. Und es heißt, daß El Mundo Malo niemals eine Herausforderung verliert.“
„Wer sagt das?“
„Alle. Verstehst du? Die Körperlosen, die Allgegenwärtigen, die Geister. Ihren Rat kannst du nur auf eigene Gefahr ignorieren.“
„Ich höre immer auf deinen Rat, Madrina. Nur manchmal nehme ich ihn nicht an.“
„Da ist auch eine hoffnungsvolle Seite an Doña Elenas Lehre“, fuhr Maya fort, „selbst in El Mundo Malo ist die gute Wirklichkeit immer genau auf der anderen Seite der Oberfläche. Wenn du lernen kannst, diese zu erreichen und dich sozusagen selbst hinüberzuziehen, dann kannst du Wunder vollbringen.“
„Ich werde mir das merken“, sagte Madrone. Denn diese Welt und diese Zeit scheint mehr und mehr nach Wundern zu verlangen. Sie

stand auf und stellte ihre Teetasse zurück auf das Tablett. „Hast du deinen Tee ausgetrunken?“

„Nein, ich habe mich mit dir unterhalten. Laß alles hier stehen, ich wasche die Tassen später ab. Hast du schon etwas gefrühstückt?“

„Bist du hungrig? Ich mache dir was“, bot Madrone an.

„Nein, ich möchte, daß du etwas ißt. Ich selbst brauche nichts.“

„Ich werde essen, wenn ich hungrig bin.“

„Schlaf' noch ein bißchen. Ruh' dich aus. Du bist ausgelaugt.“

„Das werde ich.“ Madrone beugte sich vor und küßte Mayas Wange.

„Aber später. Heute bin ich dran, die Heiler bei der Versammlung zu vertreten, und ich komme eigentlich jetzt schon zu spät.“

Die gewölbte Versammlungshalle lag eingebettet zwischen den zwei Hügeln des Twin Peak. Madrone stieg schnell aus der Gondel, die sie den Hügel hinaufgebracht hatte, und sprang die Treppe hinunter, indem sie jeweils zwei Stufen nahm. Die Sitzung hatte schon begonnen, als sie die Halle durchs Tor der Luft im Osten betrat.

Das Versammlungshaus war für jeden geöffnet, aber jedes Viertel in der City und jedes Arbeitskollektiv wählte die Redner aus, die jeweils einen Tag pro Woche anwesend waren, ehrenamtlich. Alle Heiler wechselten sich ab, so daß jeder aufgefordert war, einen oder zwei Tage im Monat diesen Treffen zu widmen. Einige Gilden wählten Repräsentanten, die eine festgelegte Zeit dienten, um Kontinuität herzustellen.

Aber kein Heiler konnte mehrere Wochen oder Monate entbehrt werden.

In den vier Ecken des Raumes waren die Heiligen Stimmen aufgestellt, die in Trance für die Vier Heiligtümer sprachen. Im Norden, in der Himmelsrichtung der Erde saß die erste Stimme mit der Maske des Weißen Hirschen, dem heiligen Damwild, das die Ponit Reyes Peninsula und die Hänge von Tamalpais durchstriefte.

Der Träger der Falken-Maske mit seinem geschwungenen, scharfen Schnabel, Wächter der Wesen der Luft, saß im Osten.

Der Coyote, der eine hölzerne Maske trug, bemalt mit Punkten und Streifen in kräftigen Farben, saß im Süden als Wächter der Energie und des Feuers.

Im Westen unter einer Maske mit glänzenden Schuppen in Rot und Grün saß der Heilige Lachs. Er galt als Wächter des Wassers, Symbol der Wiederkehr und der Hoffnung.

Vor langer Zeit waren die Buchten und die Flüsse, die durch die Stadt flossen, die südlichste Grenze des Lachs-Landes gewesen. Sie wurden jährlich von unzähligen Fischen durchzogen, die aus den Tiefen des Meeres zurückkamen, um hier zu laichen und dann zu sterben. Aber der rosa Lachs, der kalifornische Lachs und die großen Regenbogenforellen kamen schon lange nicht mehr in die vergiftete Bucht.

Der große Traum des Wasser Council und der Toxikologen-Gilde, die gegen Gift im Wasser ankämpfte, war es, den Lachszug wieder herzustellen. Holybear sagte immer, ihre Arbeit sei erst dann erfolgreich, wenn er wieder in seinem Vorgarten sitzen und fischen könnte.

Obleich, wie Nita immer einzuwerfen pflegte, es durchaus ein zweifelhafter Segen sein könnte, wenn der Fisch den Weg fand in ihre Nachbarschaft, dort seine Eier ablegte und die Brut dann in den Bächen der City herumschwamm.

In ihrer Mitte ging der Sprecher der Stimmen umher, der immer entweder ein Mann war, der wie eine Frau gekleidet war – oder umgekehrt. Heute war der Sprecher ein großer, muskulöser Mann, der einen wunderschön verzierten japanischen Kimono trug, dazu eine Menge silberne Armreifen, die, immer wenn er sich bewegte, klangen wie Glöckchen.

Der Raum war kreisrund und mit einer Lichtkuppel überwölbt. In der Mitte gab es eine wärmende Feuerstelle. Die vier Stimmen hatten jede eine niedrige, kissenübersäte Plattform, die es erlaubte, in der jeweiligen Himmelsrichtung zu sitzen. Alle anderen saßen in einem großen Kreis, auf Kissen, auf Stühlen und auf alten Sofas. Die Versammlung würde diese provisorischen Sitzgelegenheiten eines Tages durch kunstvolle Sitzgestelle mit wunderschönen Sitzpolstern ersetzen, so, wie zuvor schon die alten abgenutzten Teppiche, die einst den Boden bedeckt hatten, durch Läufer ersetzt worden waren, die wahre Kunstwerke darstellten. Sie waren aus handgesponnener Wolle gewebt, in lebhaften Farben und vielschichtigen Mustern, die die heiligen Symbole darstellten.

Die Stimmen gaben der Zusammenkunft die Atmosphäre eines Rituals. Ohne sie wäre es nur eine gewöhnliche Versammlung gewesen. Madrone, die sich einen Weg zu ihrem Platz bahnte, spürte, wie die Energien dieser Sprecher den Raum durchzogen. In Gedanken sang sie:

*Wenn wir gehen, werden sie bleiben,
Wind und Fels, Feuer und Regen,
Sie werden bleiben, wenn wir gehen,
Das Feuer wird brennen, der Wind wird wehen.*

Sie schaute in die Augen von Coyote, gemalte Spiralen, die sie förmlich in ihre Tiefe zogen. Die Menschen rings umher schienen ihr unwichtig und vergänglich, während die Figuren mit den Masken etwas Ewiges hatten. Und doch konnte sie sich noch deutlich an den Tag erinnern, an dem sie die Sprecher eingeführt hatten. Es war nur knapp fünf Jahre her. Sie war damals eine hingebungsvolle Besucherin jeden Meetings gewesen – ein Stadium, das wohl jeder durchmachen mußte, so sah es wenigstens Maya... Die Versammlungen wurden von vielen kritisiert, sie dauerten zu lange, sie seien zu kopfbetont, und alle fühlten sich hinterher, wenn sie nach Hause gingen, ausgelaugt und ungeerdet. Klar, das war die Natur von Meetings, aber war man denn nicht angetreten, die Dinge zu verändern und zu verbessern? Und auf irgendeine Weise hatte diese Frage in der Versammlung schließlich zur Einrichtung der Sprecher der vier Heiligtümer geführt. Viele Menschen waren der Meinung, ohne die Anwesenheit der vier Heiligen Elemente könne keinerlei Entscheidung getroffen werden. Die Tiere, die Pflanzen, das Wasser, sie hatten keine Stimme im Council und sollten doch bei jeder Entscheidung auch berücksichtigt werden. Nach einer schier endlosen Diskussion kam es zu einem dieser Ausbrüche plötzlicher kollektiver Kreativität – vielleicht war's auch einfach nur Verrücktheit – und sie hatten dieses Ritual eingesetzt, in dem die Repräsentanten der Heiligen Elemente in Trance dasaßen und die Stimmen von Luft, Feuer, Wasser und Erde kanalisierten.

„Möge das Gleichgewicht wieder hergestellt werden“, murmelte Madrone. Es war üblich, diese Worte zu sprechen, in Gegenwart der vier Heiligen Dinge und auch dann, wenn man einen heiligen Ort betrat oder verließ. Sie sagte es fast tonlos, um die Versammlung nicht zu stören.

Sie ließ sich auf ein Sofa gleiten, neben eine knochige farbige Frau mit kurzen Haaren, die Muskeln hatte, wie ein Bauarbeiter. Die Frau blinzelte ihr zu.

„Ich bin Surya“, sagte sie. „Tischler-Gilde.“

„Madrone von den Heilern“, antwortete sie und fühlte einen Funken Sympathie überspringen. Doch sie war zu erschöpft, sich weiter darum zu kümmern. Sie versank in Trance, kaum daß sie saß, und für ein Council-Meeting war das völlig unpassend. Aber als sie sich im Saal umsah, konnte sie nur Energien sehen, Erde und Luft, Feuer und Wasser, geronnen zu Knochen und Atem, Nerven und Blut. Sie traten in Erscheinung und entschwanden wieder in Formlosigkeit.

Sie durchwebten die Farben des Lichts, das durch die Deckenfenster flutete und die einzelnen Strahlen, die durch die Türritzen drangen. Sie spielten in dem genetischen Vermächtnis der Ahnen, das die Versammlung ringsumher reflektierte mit Hautfarben und Körperbau und mit der Beschaffenheit der Haare. Osten, Süden, Westen, Norden: Europa, Afrika, Asien, die Inseln, Nord- und Südamerika. Alle Wasser der Welt waren über dieses geistgetränkte Land geflossen, und alle hatten etwas an Land gespült. Elfenbein, Sepia, Ocker, Umbra, Ebenholz, Kohle, Siena - eine Palette von Erdtönen, wie aus dem Farbkasten eines Malers.

Es bedeutete Glück, wenn Kinder von Ahnen aus allen Himmelsrichtungen beisammen saßen und der Kreis geschlossen war.

Etwa fünfzig Leute waren heute versammelt und diskutierten darüber, Sonnen- und Mondkalender wieder in Einklang zu bringen, ein Tagesordnungspunkt, zu dem Madrone nichts beizutragen wußte.

Salal, die heute Leiterin der Versammlung war, nickte Madrone zu, um ihr zu zeigen, daß sie ihr Kommen wahrgenommen hatte. Sal hatte eine besondere Begabung, ausgleichend zu wirken, und Madrone war froh, sie dort zu sehen. Sal sah ruhig und gelassen aus, wie immer, ihre Beine hatte sie graziös übergeschlagen. Ihre knallrot gefärbten Haare standen in flammenförmigen Büscheln vom Kopf ab. Ihre dunklen Augen sprangen pfeilschnell im Raum umher, um die Stimmung in der Versammlung abzuschätzen. Salal war nicht so leicht einzuschüchtern oder aus der Ruhe zu bringen, auch nicht unter Streß.

Ich mache nur kurz meine Augen zu, um mich etwas auszuruhen, sagte Madrone zu sich. Das Geräusch der Stimmen und die fliegenden Hände der Sprecher, die das Gesagte simultan in Gebärdensprache übersetzten, wirkten hypnotisch. Die Hauptdiskussion wurde zwar in Englisch geführt, doch gleichzeitig wurde auch in Spanisch, Mandarin, Arabisch, Kantonesisch und Tagalog gesprochen. Jedes Quartier in der Stadt hatte eine eigene Muttersprache, die kultiviert wurde. Nachdem der weltweite Verkehr zusammengebrochen war und die Stewards nach zwanzig Jahren immer noch den Funkverkehr blockierten, wußte niemand, was in Kanton oder Kairo, Manila oder Mexiko los war. Die Quartiere der City waren möglicherweise die letzten Reservate dieser Sprachen und Kulturen.

Vom Stimmengewirr eingeschläfert träumte Madrone, die Kuppelhalle sei das Herz der City mit seinen vier Herzkammern. Sie ruhte darin, konnte den Puls fühlen, den Herzschlag in sich aufnehmen und auf das lauschen, was verborgen in den Venen pulsierte, Spirochäen,

Parasiten und Viren. Oh, die Stärke, die Vitalität war trügerisch. Sie konnte hören, was im Untergrund summt, wie die eine einzige Mücke im Raum, die das Einschlafen unmöglich macht.

„Madrone?“

Ihr Name riß sie aus ihren Träumen. Sie öffnete die Augen. Salal schaute sie erwartungsvoll an.

„Kannst du uns vom Treffen der Heiler berichten? Was ist los mit dieser gegenwärtigen Epidemie, wie gefährlich ist sie?“

Madrone erhob sich, um zu sprechen. Sie sah in Augen jeglicher Form und Farbe, und alle waren auf sie gerichtet. Sie starrte zurück. Auf diese Weise schaute sie manchmal eine Mutter an, wenn sie ihr fest in die Augen sehen mußte, um ihr zu sagen, daß ihr Kind nicht am Leben bleiben würde. Sie konzentrierte sich dann auf die Augenform und die Farbe der Iris, auf die Art, wie das Lid geformt war oder wie die Wimpern aus dem Lid herauswuchsen. Auge nach Auge, jedes ein kleiner Wasserbehälter mit einer Linse davor.

„Es ist schlimm. Sehr schlimm!“ Madrone sprach, wie alle anderen, die vor der Versammlung sprachen, Englisch, das mit Handzeichen verstärkt wurde. „Es beginnt mit erhöhter Temperatur, wie eine leichte Grippe. Kopfschmerzen, Muskelschmerzen, Bluthochdruck. Bei einem kleinen Prozentsatz der Patienten ist das alles, und nach einer Woche erholen sie sich. Die meisten aber gehen durch eine Krisis. Das Fieber schnellst urplötzlich so hoch, daß es Gehirnschäden oder auch den Tod verursachen kann, besonders bei Kindern. Und für Schwangere ist die Krankheit einfach ein Desaster. Das hohe Fieber schädigt den Fötus, selbst wenn das Kind überlebt, wird es mit hoher Wahrscheinlichkeit behindert zur Welt kommen.“ Das waren die Fakten. Doch Madrone fühlte, daß es nötig war, noch mehr zu sagen. „Wir haben es in den vergangenen Jahren mit einer Menge Krankheiten zu tun gehabt, eine Epidemie nach der anderen, auch wenn sie alle nicht so heftig waren, wie die im Jahre '38. Die gegenwärtige Epidemie aber lehrt uns das Fürchten.“ Sie wußte, daß der kontrollierte Ton, in dem sie gesprochen hatte, vieles mildern konnte, aber ihre Hände konnten ihre Emotionen nicht verbergen. „Ich würde niemals sagen, daß es uns nicht ängstigt. Dies ist die schlimmste Sache, mit der wir seit zehn Jahren zu tun haben.“

Stille.

Wenn Madrone sagte, daß sie Angst hatte, wußten alle, daß es wirklich schlimm stand. Normalerweise wartete man auf ihre beschwichtigenden Worte.

„Habt ihr versucht, die Ursachen herauszufinden?“ fragte Sal.

„Wir befürchten, es handelt sich erneut um einen mutierten Virus, aber wir wissen es nicht. Keines unserer Anti-Virenmittel schlägt an und auch sonst kein Medikament.“

Wieder Stille.

„Macht es Sinn, die Schwangeren zu evakuieren?“ fragte jemand.

„Wohin denn?“ gab Madrone zurück. „Das verdammte Ding ist flüßauf fast zum gleichen Zeitpunkt aufgetreten, wie hier.“

„Was schlägst du denn vor?“

Am liebsten hätte sie gesagt: Tut irgendetwas, alles, was ihr schon immer gern tun wolltet, aber tut es schnell, so lange ihr noch könnt. Eßt unreife Trauben, laßt eure Vögel frei. Aber das konnte sie nicht sagen. Geisteraugen starrten sie an. Madrones einzige Antwort waren ihre hilflos in die Höhe gereckten Hände – nur für die Blinden fügte sie noch hinzu: „Ich weiß es nicht!“

„Welche Unterstützung braucht ihr Heiler vom Council?“ fragte Sal.

Eine wunderbare Marienerscheinung. Eine blutende Statue mit heilenden Kräften. Eine Curandera mit Kräutern, die nur die Indianer kennen. Eine Wunder-Droge.

„Wir sind okay, denke ich“, sagte Madrone. „Wir könnten noch eine Hilfskraft gebrauchen, die uns bei der Kräuterezubereitung hilft, jetzt, da Sandy nicht mehr da ist.“

„Wir finden jemanden“, rief eine Frau.

„Wie sieht’s mit persönlicher Unterstützung aus?“ fragte Surya, die neben Madrone saß. „Du siehst ganz schön fertig aus.“

„Ich bin nur müde. Zu wenig Schlaf. Aber das hab’ ich ja gewußt, bevor ich Hebamme wurde.“

„Alle Heiler, die ich kenne, sehen genauso aus“, sagte ein junges Mädchen. „Wir können sicher keine Wunderkur anbieten, aber wir könnten euch doch von anderen Arbeiten entlasten. Eure Gärten und eure Haushalte.“

Madrone wollte protestieren, doch eingedenk des Zustandes von Black Dragon House hielt sie den Mund. Der Garten war verwildert, seit Sandy tot war. Und hundert Sachen waren liegengeblieben, zu denen sie nicht kam.

Eine Frau mit gelbem Kopftuch, die Madrone vom Central-Market her kannte, sprach jetzt: „Und nicht nur die Heiler, auch die Kranken brauchen Hilfe, und ihre Haushalte auch. Ich weiß nichts über euch alle, aber auf dem Weg hierher habe ich eine Menge heruntergekommener Gärten gesehen. Wir sollten Nachbarschaftshilfe organisieren und so besser für unsere Leute sorgen.“

„Wenn dies eine ausgewachsene Epidemie wird, ist planvolles Vorgehen unabdingbar“, sagte ein Mann von den Fairys aus der Schwulen-Kommune in der Stadtmitte.

„Laßt uns darüber nachdenken“, forderte Salal. „Laßt uns die ganze Sache nicht einfach verdrängen, nur weil wir diese Möglichkeit nicht ins Auge fassen wollen. Wer hat Ideen, was man tun könnte?“

„Ich denke, jeder sollte in seiner Arbeitsgruppe eine zweite Person haben, der er seine speziellen Fähigkeiten beibringt. Und wer über wichtige und besondere Informationen verfügt, sollte diese mindestens zwei anderen mitteilen. Jeder Haushalt sollte zwei Patenhaushalte haben, um die Arbeitslast zu teilen, wenn es nötig ist.“

Zustimmendes Gemurmel.

„Gibt es irgendwelche Bedenken?“

„Ja, könnten die Leute nicht in Panik geraten?“

„Das kommt ganz darauf an, wie wir unsere Mitteilung abfassen. Auf keinen Fall darf sie klingen, wie eine Anweisung des Jüngsten Gerichts.“

„Die meisten Dinge, die wir hier empfehlen, sind doch eigentlich ganz normal. Das sollten wir immer so machen, auch ohne Epidemie. Es kann immer jemand sterben, und die Arbeit muß getan werden.“

„So ähnlich haben wir es im Transport-Kollektiv längst geregelt. Jedes Wartungsteam hat ein Ersatzteam. Jeder Koordinator hat zwei Stellvertreter, denen er alle wichtigen Informationen mitteilt. Alle drei rotieren in ihren Positionen. Ich dachte, alle Arbeitsgruppen seien so organisiert.“

„Die Toxikologen sind es – mehr oder weniger.“

Sie waren jetzt dabei, Probleme zu lösen, und Madrone merkte, wie ihre Aufmerksamkeit nachließ. Es waren gute Menschen. Sie vertraute ihnen. Wenn es einen besten Weg gab, um mit dieser Krise fertigzuwerden, dann würden sie ihn herausfinden, da war sie ganz sicher. Was auch immer getan werden müßte, sie würden es tun. Vielleicht konnte sie wenigstens für fünf Minuten die Augen schließen...

Der Sprecher stampfte mit seinem Stab auf den Boden, das Zeichen dafür, daß eine der Stimmen etwas sagen würde. Als sie ihre Augen öffnete, konnte Madrone sehen, wie sich die im Raum aufgewirbelten Energien veränderten.

Sie warteten, und der Sprecher horchte mit dem Ohr in das Maul des Fisches.

„Freund Fisch sagt folgendes: Diese Angelegenheit betrifft das Wasser. Die Menschen müssen überleben, damit sie die Schweinerei, die sie angerichtet haben, in Ordnung bringen können.“

„Na, das ist hilfreich“, murmelte einer der Fairy-Männer. „Hat Freund Fisch denn auch eine Idee, wie das gehen soll?“

„Das Überleben fließt in eurem Blut, ebenso, wie das Verderben. Öffnet euch dem, was ihr fürchtet.“

Leben und Tod schwangen gemeinsam in den Strömungen in diesem großen Kuppelsaal. Welchen Dingen konnte sich Madrone öffnen? Sie empfand keine Angst, nur bleierne Müdigkeit, sie hatte Mühe, die Augen offenzuhalten. Ach, was tat's? Möglich, daß sie alle sterben mußten, und nur die Energien, die sie umgaben, blieben übrig. Und warum sollte sie einen Rat von einem Fisch annehmen, der nicht einmal etwas Verständliches sagen konnte? Gab es irgendeinen Grund, weshalb Orakel in Rätseln sprachen? Diosa! Sie brauchte mehr Schlaf.

„Madrone, man fragt dich etwas!“

„Sorry.“

„Ich bin vom Verteidigungsausschuß“, sagte eine alte Frau mit glattem weißem Haar und einer vergilbten pergamentenen Haut. Plötzlich erkannte Madrone, daß es Lilly Fong war, eine von den schon fast mythisch gewordenen Cuatro Viejas, den Vier Weisen Alten. Madrone erinnerte sich, wie Lily damals am Tag des Aufstandes mit erhobener Spitzhacke dagestanden hatte, mit spielenden Schultermuskeln, das Gesicht ruhig und leuchtend. Schon damals war sie alt gewesen.

„Was wir wissen möchten“, sagte Lily, „seid ihr der Meinung, diese Krankheit ist natürlich oder könnte es eine Waffe sein?“

Madrone schaute sie erstaunt an. „Wenn ihr es nicht wißt, wer dann?“

Lily gehörte zu der spirituellen Gruppe, die sich Listener nannten und die sich auf der Insel inmitten des Sees im Park aufhielten und diese nur selten verließen. Dort hielten die „Deep Listener“ einen festen Schutzschild in der geistigen Welt aufrecht. Sie wachten über Angriffe auf ihre Leute. Konnten sie denn die Antwort nicht hören?

„Meinst du biologische Kriegsführung?“ fragte die Frau neben Madrone.

„Ja, das meine ich. Du bist mit diesen Dingen direkt konfrontiert, Madrone. Wir sehen nur die Vibrationen in der Ch'i-Welt.“

„Ich wünschte, ich wüßte es.“ Madrone war so müde. Müde. Mußte sie sich wirklich noch einmal damit herumschlagen?

„Wir beratschlagen das ständig in der Versammlung der Heiler.“ Tatsächlich ging sie täglich mit sich selbst zu Rate. „So, wie die Computersimulationen das Ding darstellen, gehen einige von uns davon

aus, daß die Sache künstlich entwickelt wurde. Aber solange wir nichts analysiert haben, wissen wir nichts zuverlässig. Tut das denn etwas zur Sache?“

„Klar tut es das. Wie sollen wir uns denn verteidigen, wenn wir den Angriff nicht erkennen?“

„Nun ja, es ist so“, fuhr Madrone fort. „Wir leben hier mit einer Menge von Giften. Laßt euch von den blühenden Gärten und dem klaren Wasser nicht täuschen. In der Bucht sind immer noch Chemikalien, die wir vielleicht nie analysieren können, geschweige denn neutralisieren. In der Atmosphäre ist ein Ozonloch, das sich so schnell nicht regenerieren wird. Das ist abhängig davon, was mit dem Regenwald weiterhin geschieht und ob nach wie vor fossile Brennstoffe genutzt werden im Rest der Welt, von dem wir gar nichts wissen. Wir haben radioaktive Strahlung, die noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt, und wer weiß, was eben jetzt in die Atmosphäre gepustet wird. Schon vor Jahrzehnten sind biologische Waffen entwickelt worden, und es könnte sein, daß einige von ihnen inzwischen mutiert sind. Und dann gibt es da auch noch die ziemlich unkontrollierten Experimente mit Gen-Manipulationen. Wenn man das alles zusammen nimmt, ist es nicht erstaunlich, daß wir mit Epidemien zu kämpfen haben. Wenn wir uns über irgendetwas wundern sollten, dann darüber, daß es uns allen immer noch verhältnismäßig gut geht.“

„Was du sagst, bedeutet, daß wir uns unsere Isolation gar nicht mehr leisten können“, sagte eine Frau vom Transport-Kollektiv. Madrone wußte, wie dringend sie ein Schiff bauen wollten, das see-tüchtig war und jenseits der Bucht auf Erkundungsfahrt gehen könnte. Wieder und wieder war dieser Wunsch vorgetragen worden. Nicht, daß das Council sie daran hätte hindern wollen, es war nur niemand da, der die spärlichen Rohstoffe dafür verwenden wollte.

„Was sie sagen will ist, daß wir unsere toxischen Programme immer noch nicht ernst genug nehmen“, sagte einer von Nitas Schützlingen vom Toxic Council.

„Laßt mich lieber selbst sprechen“, warf Madrone bissig ein. „Ich möchte mich hier nicht in politische Streitereien verstricken. Die Wahrheit ist, daß ich einen dieser Viren in Trance visualisiert habe und er sah irgendwie konstruiert aus.“

„Und wie ist es mit diesem speziellen?“

„Wir haben ihn immer noch nicht entdecken können. Weder mit Magie, noch mit dem Mikroskop. Wir sind nicht einmal sicher, daß es sich um einen Virus handelt.“

„Wir glauben, es ist eine Waffe“, sagte Lily Fong. „Und wir den-

ken, ihr solltet das wissen. Vielleicht ist es der Vorläufer für einen richtigen Angriff.“

Im Saal breitete sich Stille aus.

„Wäre es nicht möglich, daß der Verteidigungs-Ausschuß alles als Attacke bewertet, nur weil er sich mit Verteidigung beschäftigt?“ Cress vom Wasser-Council fuhr mit der Hand durch sein buschiges braunes Haar und starrte Lily ins Gesicht. Er erinnerte Madrone an einen Hund, der sein Fell zum Kampf sträubt. Fehlte nur noch, daß er knurrte.

Lily mühte sich hoch: „Junger Mann, diese Möglichkeit ist uns durchaus geläufig, meinst du, wir würden das nicht in Betracht ziehen? Alle Mitglieder des Verteidigungs-Council sind alt. Und wir sind nur Frauen – genau aus diesem Grund. Denn so ist es weniger wahrscheinlich, daß wir irreführt werden durch unsere Hormone oder unseren Verfolgungswahn.“

„Darf ich mit allem Respekt für den Verteidigungs-Ausschuß sagen, daß auch ehrwürdige alte Frauen nicht unfehlbar sind!“

„Und wollten wir nicht genau diesen Punkt in diesem Sommer neu beraten?“ fragte ein anderer Mann. „Wie geht es an, daß ausgerechnet die Verteidigung das einzige Council mit Geschlechter-Restriktionen ist?“

„Möglich, daß wir uns eines Tages erholt haben von fünftausend Jahren Männerherrschaft und wir den Männern dann auch wieder die Verteidigung anvertrauen“, sagte die blonde Frau.

„Könnte ja sein, daß wir auch ein paar Generationen länger brauchen, um uns von Jahrtausenden des Rassenhasses zu erholen, bevor wir wieder Weiße an unserer Verteidigung beteiligen!“ rief ein dunkelhäutiger Mann dazwischen.

„Die Stimmen haben es so eingerichtet.“

„Auch die Stimmen sind nicht unfehlbar! Unter den Masken sitzen Menschen, jeder mit seiner eigenen Biografie!“ warf Cress ein. „Was willst du damit sagen?“

„Ich will sagen, daß wir unsere Entscheidungen auf der Basis von Konsens treffen, und daß das auch für die Vier Heiligtümer gelten muß, sonst wird alles bedeutungslos. Die Stimmen können ja gern entscheiden. Aber ich für meinen Teil bin nicht bereit, einen Befehl von einem Vogel, einem Fisch oder meiner Großtante in Coyoten-Maske entgegenzunehmen. Wir sind verpflichtet, selbst zu denken.“

„Ruhe, bitte, Ruhe!“ rief Salal. „Jetzt lassen wir uns von persönlichen Meinungen irreleiten.“

Während der Stille befragte der Sprecher die Hirsch-Maske.

„Freund Hirsch schlägt vor, daß wir unsere Verbindung zu Erde nicht vergessen sollten. Er sagt, die Erde ist größer, als jeder einzelne von uns.“

Es herrschte Stille. Madrones rebellische Seite hätte lieber ihre Beziehung zu dieser Versammlung erörtert, statt die Verbindung zur Erde. Aber ihre Ungeduld mit solchen Versammlungen und Prozessen rührte vermutlich von zu wenig Schlaf her. Oder von ihrem Sinn für die Notwendigkeiten – ihr Wissen, daß auch jetzt, da sie hier saßen und diskutierten, die Menschen starben. Nicht, daß die Fragen nicht wichtig gewesen wären, aber diese Streitereien zwischen Verteidigung und Wasser waren nichts Neues, sie wiederholten sich schon seit Jahren. War es denn wirklich wichtig, daß sie hier zuhörte? Oder war sie nur ungeduldig und wollte sich als etwas Besonderes herausstreichen? Superheilerin, von den gewöhnlichen Pflichten freigestellt?

„Freund Hirsch sagt, Madrone, hüte dich vor dem kalten Ort!“

Zur Hölle, was wollte Freund Hirsch damit sagen, dachte sie irritiert, aber ihr Kopf nickte Zustimmung.

„Wichtige Dinge sind hier angesprochen worden“, sagte Salal. „Es gibt kontroverse Gefühle, was den Verteidigungs-Ausschuß angeht, und auch Fragen, die Stimmen betreffend. Aber wir wollen unsere Kraft jetzt nicht damit vergeuden. Das sind zwar Dinge, die wir nicht ignorieren können, aber wir sollten sie später besprechen – oder nächste Woche. Jetzt aber sind wir immer noch dabei, über die Epidemie zu sprechen. Und ich glaube, niemand von uns möchte wirklich mit ihr konfrontiert sein. Ich jedenfalls nicht. Viel lieber streite ich mich hier mit euch herum.“ Das löste Gelächter aus. „Aber wenn wir überleben wollen, müssen wir den Dingen ins Auge sehen.“

Lily räusperte sich: „Ich hätte diese Frage nach einem biologischen Krieg in der Versammlung nicht aufgeworfen, wenn wir sie nicht sorgfältig geprüft hätten. Leider ist das kein Verfolgungswahn. Wenn ich euch all unsere Befürchtungen erzählte, könnte niemand von euch mehr schlafen. Nein, wir denken, daß dies wirklich möglich ist, sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit.“

„Ihr glaubt, aber wie können wir sicher sein?“

Im Osten entstand Unruhe. Der Sprecher lauschte dem Vogel.

„Bird weiß es“, sagte er.

„Die Vögel?“ fragte Salal.

„Das hat Freund Hawk nicht gesagt, er sagte Bird.“

„Wer ist Bird?“

„Es gab einen Bird bei uns zu Hause“, sagte Madrone. Was war nur

los in letzter Zeit? Bird war wie ein Gespenst in ihr Leben zurückgekehrt und hatte eine Gegenwärtigkeit erlangt, die sie lästig fand. „Er ist vor fast zehn Jahren verschwunden. Wir können ihn nicht finden. Kann Freund Hawk ihn finden?“

„Hawk sagt weiter nichts“, antwortete der Sprecher.

Madrone fühlte sich trostlos. Für einen kurzen Augenblick hatte sie die Hoffnung gehabt, man hätte Bird gefunden. Die Stimmen oder die Listener oder irgendjemand sonst hätte Kontakt mit ihm aufgenommen. Aber zu hoffen war gefährlich. Die Hoffnung war in ihre Seele geströmt, wie Luft in ein Vakuum. Und nun, da sie von ihrer Hoffnung wieder ablassen mußte, schien die Lücke, die sie hinterließ, scharf umgrenzt und schmerzhaft leer. Sie haßte sich selbst dafür, aber sie mußte weinen.

Mehrere Leute eilten herbei und umarmten sie. Die Frau neben ihr gab ihr ein Taschentuch.

„Tut mir leid“, sagte Madrone. „Ich bin nur schrecklich erschöpft. Am besten kümmert ihr euch gar nicht um mich.“

Die Versammlungen der Heiler waren gewöhnlich tränengetränkt, durchmischt mit Galgenhumor. Doch Leute, die in der Vollversammlung heulten, waren Madrone ein Greuel. Aber sie konnte nicht aufhören zu weinen. Surya nahm Madrone in den Arm und barg ihr tränenüberströmtes Gesicht an ihrer Schulter.

„Verdammt“, sagte Surya, „wir alle möchten am liebsten heulen, ich auch. Warum machen wir nicht eine kleine Pause. Und du, Madrone, geh’ doch nach Hause und schlaf’ ein bißchen.“

Mit einer großen Willensanstrengung hob Madrone den Kopf. „Es gibt soviel zu tun, und heute ist es meine Aufgabe, hier zu sein.“

„Schick sie nicht fort“, sagte Lilly. „Sie wird sich sowieso nicht ausruhen. Geh’ zum Strand, Mädchen, und hole dir neue Kraft vom Ozean. Dann wird dir auch die Arbeit leichter fallen.“

„Das ist ein Spezial-Beschluß der Versammlung“, sagte Salal. „Haben wir darüber Konsens?“.

Madrone stand vor der Versammlungshalle und schaute nach Westen. Von dieser Höhe aus konnte sie den Ozean hinter den Hügeln silbern blinken sehen. Für einen Augenblick fühlte sie sich versucht, den Rat des Council anzunehmen, die Arbeit hinzuwerfen, eine Gondel zu nehmen und den Tag mit den anrollenden Wogen zu verbringen. Steine und Muscheln sammeln. Wie lange war es schon

her, daß sie einen Tag auf diese Weise verbracht hatte? Immer noch dachte sie an Bird. Er hatte das Wasser geliebt. Als er vierzehn war, hatte er Tag für Tag auf der Bucht gesurft. Sie hatte versucht, es ihm gleichzutun, aber immer wieder war sie abgerutscht und ins Wasser gefallen, und Johanna hatte sie angeschrien, wegen des verseuchten Wassers und Krebs und alldem.

Plötzlich hatte sie eine starke Vision. Bird stand neben ihr. Er war so real, sie hätte fast ihren Arm um ihn legen können. Er schien verwirrt und hatte Schmerzen. Sie hatte den Eindruck, er würde sie begleiten, wenn sie zum Strand ginge. Sie könnten dort nebeneinander herlaufen, ihre Füße von Wellen überspülen lassen, im Sand liegen und einander festhalten. Er war zum Greifen nah, sie brauchte sich nur nach ihm auszustrecken um ihn in einen physischen Körper zu verwandeln.

Die goldene Kuppel der Versammlungshalle glänzte hinter ihr in der Sonne. Ihre Arme bewegten sich durch die leere Luft.

Seltsam, dachte Bird, während er mit dem Besen den sauberen Korridor fegte, seltsam, wie die Kraft, die ihn nachts durchströmte, ihn tagsüber verließ und völlig hohl zurückließ. Seine wieder erwachte Intuition schrie in seinem Inneren: Raus hier! Raus hier! Die Stewards hatten Hijohn die letzten zwei Nächte in Ruhe gelassen. Aber es war natürlich nur eine Frage der Zeit, wann sie ihn sich wieder vornehmen würden. Und Bird war nicht sicher, wie lange er noch würde vortäuschen können, daß er sein Gedächtnis verloren hatte. Sein Erinnerungsvermögen wurde von Tag zu Tag besser. Zwar war es immer noch vergleichbar mit den Landkarten der frühen Entdecker, voller großer weißer Flecken. Doch er erinnerte sich inzwischen an genügend Einzelheiten. Vor allem wußte er wieder genau, wer er war und woher er kam. Was würden seine Bewacher unternehmen, wenn sie erkannten, daß er sein Gedächtnis wiedererlangt hatte?

Nein, sie würden alle drei von hier verschwinden müssen und Birds Aufgabe war es, herauszufinden wie. Littlejohn war zu resigniert, Hijohn zu mitgenommen von seinen chronischen Schmerzen. Zwar schaffte Hijohn es jeden Tag, sich erst zum Appell und dann zur Arbeit zu schleppen. Doch hinterher brach er zusammen und fiel in einen totenähnlichen Schlaf. Aber Bird war ein Hexer mit dem starken Willen, den Hexer haben, wenn sie sich einer Sache ganz hingeben. Es war seine Bestimmung, Hijohn zu retten. Die gemeinsam erlittenen Schmerzen verbanden sie – und das so stark, daß es für Bird undenkbar war, ihn zu verlassen. Diosa, es war seine Bestimmung, Littlejohn zu retten, denn nur wenn er ihm die Solidarität gab, die er dem Liebhaber schuldete, konnte er diese Beziehung einlösen.

Wenn es ihnen gelang zu fliehen, konnten sie vielleicht die Berge

erreichen, aus denen Hijohn kam. Vielleicht konnte er auch irgendwie zurückkehren in sein eigenes Zuhause, in die City, die jeden Tag klarer in seiner Erinnerung erstand.

Seine Gedanken kreisten ruhelos wie eine Fliege an einer Fensterscheibe. Er mußte hier raus, sie mußten hier heraus, aber sie konnten keinen Ausweg finden.

„Benutze deine Magie“, hörte er seine Großmutter sagen. Offenbar aber konnte er nur nachts zu seiner Magie finden, wenn er außer sich war vor Schmerzen. Am Tage schien seine Kraft geschwunden, die Verbindung zu dieser Quelle unmöglich. Vielleicht war er zu lange von Erde und offener Luft ausgesperrt gewesen. Die Wirklichkeit schien ihm überschattet, künstlich, nicht real. Auch die Erinnerungen an die City schienen ihm manchmal nur Phantasie zu sein, konnten diese angenehmen Erinnerungen denn tatsächlich Wirklichkeit sein? Er stand den ganzen Tag mit einem Besen in der Hand, doch die Borsten waren aus orangefarbenem Plastik, und er verstand nichts vom Fliegen.

„Ist hier jemals jemand rausgekommen?“ fragte er Littlejohn an diesem Abend, als sie beisammen lagen.

Littlejohn wälzte sich schwerfällig herum und warf Bird einen Blick zu. Überraschung blitzte in seinen Augen auf, abschätzende Vorsicht. Er hat Angst vor mir, stellte Bird für sich fest. Unsere Körper sind zwar inzwischen aneinander gewöhnt, aber unsere Seelen nicht. Jetzt, wo er merkt, daß ich mich wieder erinnern kann, daß ich Gedanken fassen und ausführen kann, bin ich ein Fremder für ihn.

„Einige wurden verurteilt und starben. Andere wurden freigelassen, und viele kamen ins Arbeitslager.“

„Was ist mit diesen Lagern? Erzähl' doch mal.“

„Da möchtest du bestimmt nicht hin, glaub's mir ruhig. Du bist hier viel besser aufgehoben, selbst wenn Harris ständig auf deinem Hintern reitet. Alle im Lager müssen arbeiten und zwar überall wo kein normaler Mensch hin will, weil es zu gefährlich oder zu giftig ist, müssen sie ran. Das halten sie nur unter Drogen durch. Es gibt immer wieder schreckliche Unfälle. Die meisten sind nach drei Monaten tot.“

„Und wie wird man dafür ausgewählt? Kann man sich freiwillig melden?“

„Du bist lustig. Freiwillig! Nein, es ist wie alles hier, du hast keine andere Wahl, du mußt. Eines Tages bist du einfach dran und damit basta.“

„Vielleicht sind wir eines Tages plötzlich dran. Vielleicht gibt's dabei eher eine Gelegenheit zur Flucht, irgendwie?“

„Setze lieber nicht darauf.“

Schließlich versuchte Bird es mit der einfachsten Art von Magie, die er kannte:

Er versuchte einen Zauber. Dabei mußte er sich mit den simpelsten Dingen begnügen: Schamhaare, ihr vermischtes Sperma, Barthaare von Littlejohn, seine eigenen Kopfhaare. Er rollte die Haare zu einer winzigen Kugel zusammen, tränkte sie mit dem Sperma und versteckte alles unter seinem Daumennagel. Dann wartete er, bis er beim Korridor-Schrubben allein war.

Niemandem fiel auf, daß er mit seinem Besen beim Fegen Kreise schlug, daß er in den vier Himmelsrichtungen kleine Pausen machte. Nicht, daß er etwa die Himmelsrichtungen exakt bestimmen konnte, doch er tat sein Bestes. Er beschwor stumm und inbrünstig die Vier Heiligtümer, Erde, Wasser, Feuer, Luft, seine Verbündeten, seine Helfer. Es war nicht wie früher, als er die Kräfte seinen Körper durchströmen fühlte, wie ein phosphoreszierendes Feuer. Es waren nur Worte und ein Gefühl der Notwendigkeit.

Er rief die Mutter an, den ersten Aspekt der Großen Göttin, den jedes Kind kannte, die Behütende in ihrer ganzen Fülle. Ihre Brüste hatten die Fülle des vollen Mondes, ihre Milch strahlte in sanftem Weiß über die Erde und bewegte die Meere, brachte Fruchtbarkeit mit sich. Er betete, daß er den Mond wieder mit eigenen Augen sehen würde, das silbrige Licht auf seinem Gesicht und Erdkrumen unter seinen nackten Füßen spüren würde. Er stammelte Gebetsfetzen und fand nur ganz einfache Worte für seine heißen Gefühle.

„Bitte hilf! Santa Lucia, Heilige Göttin, Mutter Erde, bring mich hier raus!“

Seine Phantasie überschwemmte ihn mit einer Fülle von Fluchtbildern. Bird versuchte, realistische Ideen herauszufiltern. Nüchtern prüfte er Gedanken für Gedanken auf seine Durchführbarkeit. Dann baute er, während er fegte, ein magisches Bild in seiner Phantasie auf. Er versuchte mit seinem Geist nach dem Plan zu tauchen, einen Faden aufzunehmen vom Gewebe der Wirklichkeit, um es mit seinem Willen neu zu gestalten. Doch ihm gelang nur eine schwache Visualisierung. Er sah Littlejohn, Littlejohn und sich selbst draußen in den Bergen stehen, seine Nase roch den Duft von Erde, von Sonnenglast, und ein Hauch von Meer hing in der Luft. Der Geruch der Freiheit! Vorsichtig holte Bird den kleinen Haarball aus seinem Versteck, küßte ihn inbrünstig. Sein Atem übertrug alle Gedanken,

Sehnsüchte und Hoffnung auf das kleine durchfeuchtete Haarknäuel. In Gedanken verneigte er sich tief in die Vier Heiligen Richtungen – und arbeitete weiter, als sei nichts geschehen. Dann wurde er gerufen, die Wachstube zu putzen. Mechanisch verrichtete Bird seine Arbeit, und in einem unbewachten Moment warf er das kleine, verfilzte Haarknäuel ins Gehäuse des Computers.

Die ganze Sache war wie eine Übung in Sinnlosigkeit. Er konnte keine Kraft aufbauen, und seinen Geist konnte er nicht in jenes andere Reich schicken. Doch er erinnerte sich, was Maya ihm früher über die heilige Zeremonie gesagt hatte: „Aus echter Not erwächst neue Stärke“. Die Göttin mußte es wissen, er war in schwerer Not.

Am späten Nachmittag mußte er wieder in der Nähe der Wachstation putzen. Er hörte, wie sich die Soldaten unterhielten.

„Was ist mit diesem Burschen aus den Bergen? Die Zentrale verlangt einen Bericht über ihn.“

„Über den kleinen Teufel? Dem geht's gut, der läuft hier irgendwo herum und putzt.“

„Was soll das heißen? Du solltest ihn doch fertig machen.“

„Hab' ich ja. Ich habe ihn fertig gemacht, und wie. Zweimal sogar. Aber wie gesagt, er läuft schon wieder hier herum. Wenn das keine Zauberei ist.“

„Dann mach' ihn nochmal fertig, am besten heute nacht.“

„Teufel, nein! Nicht schon wieder ich. Was denkst du, was ich bin? Ein Sadist, der die Leute pausenlos zu seinem Vergnügen zusammenschlägt?“

„Na ja, genau diesen Eindruck hatte ich.“

„Natürlich, ich muß die Arbeit ja tun. Gefährliche Arbeit, sag ich dir. Gibt es eine Gefahrenzulage dafür?“

„Egal, mach deinen Job heute nacht.“

„Wie oft soll ich denselben Kerl noch fertig machen? Das wird ja langweilig.“

„Wenn es dir spannender vorkommt, dann jag' ihm doch eine gottverdammte Kugel in seinen gottverdammten Kopf.“

„Sicher, und du füllst nachher die Formulare wegen unerlaubtem Gebrauch von Feuerwaffen für mich aus?“

„Mir wurscht, wie du es machst, aber mach' ihn fertig.“

„Am liebsten würde ich den Arsch und noch ein paar von den anderen Hurenböcken rausschicken ins Arbeitslager. Dann wären wir sie los.“

„Wunderbar! Und was, wenn die Zentrale den Kerl dann zu sehen wünscht?“

„Zehn gottverdammte Jahre lang hat keiner diesen Idioten sehen wollen. Sie haben diese Boys hier ins Gefängnis geworfen und sie dann offenbar vergessen. Und nun sollen wir plötzlich um sie heruntanzen.“

„Es ist mir scheißegal, was du tust, solange ich es nicht zu verantworten habe.“

„Sehr fair von dir.“

Zwei Tage später beim Appell. Bird hielt sich mühsam stramm, um keinen Ärger zu bekommen. Ein Mann kam herein mit einem Klemmbrett und einer Computer-Liste. Mit kalter Stimme las er eine Reihe von Zahlen vor. Birds Ohren fingen drei Nummern auf. Seine eigene und die von Littlejohn und Hijohn. Hijohn hatte es auch gehört und sah erschrocken auf. Was sollte das bedeuten?

„Fertig machen für den Abtransport“, sagte der Wachposten, „packt eure Sachen zusammen!“

Sie waren fast nackt, die Fußfesseln erlaubten nur trippelnde Schritte, die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Einzeln wurden sie in einen alten Bus gestoßen, der sich dann langsam und ächzend in Bewegung setzte mit seiner uralten Verbrennungsmaschine. Metallblenden an den Fenstern verhinderten den Ausblick. Nach vielen Stunden Fahrt wußte keiner von ihnen mehr, war es Tag oder Nacht? Schmerzhaft spürte Bird das Bedürfnis zu pinkeln, es steigerte sich zu Höllenqualen, bis er schließlich völlig gefühllos wurde. Er versuchte zu schlafen, doch es gelang ihm nur, ein wenig zu dösen.

Schließlich hielt der Bus mit einem Ruck. Ein Wächter bellte Befehle und sie kletterten mühsam aus dem Wagen. Dämmerung um sie herum. Der Horizont glühte orange, der Himmel wurde heller, während Bird den Blick über diesen ungewohnten Ort schweifen ließ. Sie standen im Staub vor einem verwehrlosen, mit Wellblech gedeckten Gebäude und warteten. Die Offiziere sprachen miteinander und unterzeichneten gegenseitig die Übergabepapiere für die Gefangenen. Bird schnupperte in die Luft. Alle seine Sinne erwachten schmerzhaft zu neuem Leben. Er fühlte seinen schmerzenden Körper als hätte er ihn noch nie gefühlt, und spürte plötzlich, wie der Hunger rasend in seinen Eingeweiden wühlte.

Hinter dem Wellblechdach ragten die dunklen Hügel der Küstenlandschaft auf. Verhalten schimmerte dort von der Trockenheit gol-

den gefärbtes Gras. Bird atmete tief und sog die Luft ein. Was immer nun passieren mochte, er hatte diesen einen, diesen winzigen Moment des Glücks genossen. Er stand auf Erde, richtiger Erde, fast meinte er, ihr lebendiges Vibrieren in seinen Füßen zu spüren, das Rollen der Erdkugel durch das Weltall. Eine sanfte Brise wehte vom Pazifik her, strich über die Gesichter der Gefangenen und brachte den Geruch von Blättern, Staub und Seetang, von Lorbeer und Beifuß mit sich. Bird sah die Natur in ihrem sanften Blau und Grün und erdigen Tönen am Boden. Er hätte am liebsten vor Glück laut gejubelt, doch er wagte es nicht. Stattdessen sog er wieder und wieder die frische Luft in seine Lungen und fühlte, wie das Leben in seinen Körper zurückkehrte, und im nächsten Augenblick würde die Sonne aufgehen.

Dann gellten Befehle. In langer Reihe marschierten die Gefangenen in einen tristen, grauen Raum. Schwer fiel die Eisentüre hinter ihnen ins Schloß.

„Aufstellen zum Appell.“ Eine rauhe Stimme dröhnte durch die Baracken und brach sich an den Wänden. Bird richtete sich hastig auf und knuffte Hijohn in die Rippen. Über sich hörte er Littlejohn stöhnen. Es gab dünne Hafersuppe, nachdem sie sich etwa eine Stunde von ihrer anstrengenden Reise hatten erholen können. Bird bewegte versuchsweise alle Gliedmassen. Arme und Beine kamen ihm bleischwer und unförmig vor. Sein Geist war stumpf. Durch das verschlossene und vergitterte Fenster in der Wand über ihm sickerte ein dünner Lichtstreif.

Vierzig Mann waren in den Baracken. Die Wachen zählten, während sie an den Fußenden ihrer Pritschen standen. Und dann zählten sie noch einmal.

„Rechten Arm ausstrecken!“, befahl einer der Wache, nachdem der Zählappell vorüber war. Bird gehorchte und hätte am liebsten mit seiner ausgestreckten Hand dem Mann das Lasergewehr entrissen. Schmerzhaft und hilflos wurde ihm die Leere, die Waffenlosigkeit seiner Hände bewußt. Die Wache befestigte ein dünnes Metallband, das sein Handgelenk fest umschloß.

Am anderen Ende des Raumes kam ein Offizier herein.

„Aufgepaßt“, dröhnte seine Stimme hart und klar, „ihr habt jetzt ein Kontrollband um eure Handgelenke bekommen. Mit seiner Hilfe können wir euch über den Monitor kontrollieren. Wir wissen genau, wo ihr seid, was ihr gerade macht und auch was ihr in eurem gott-

verdammten Kopf denkt. Deshalb tut ihr gut daran, nicht auf dumme Gedanken zu kommen. Und wenn doch, wird folgendes passieren.“

Der Offizier machte eine Pause. Plötzlich durchschloß Bird ein brennender Schmerz. Er begann beim Metallband am Handgelenk, durchzuckte ihn von oben bis unten und versengte, so schien es Bird, jede einzelne Zelle seines Körpers. Eine Sekunde später war es wieder vorbei, aber er spürte, wie Schwäche ihn durchflutete und er am ganzen Körper zitterte.

„Versucht nur irgend einen dummen Gedanken, dann passiert dies für lange, lange Zeit. Alles klar?“

„Yeah, Sir!“ antworteten die Männer fast im Chor. Dann wurden sie hinausgetrieben zur Arbeit.

Der warme Sonnenschein tat Bird gut, dennoch fühlte er sich schlecht. Er fühlte sich am Sprechen, ja sogar am Denken gehindert. Sein ganzes Sinnen und Trachten galt nur noch einem, diesen fürchterlichen Schmerz zu vermeiden!

Die Wachen führten sie eine kurvenreiche, staubige Straße entlang, die sich durch die Hügel wand. Bird konnte seine Füße endlich wieder frei bewegen. Doch sie schlurften, als wären sie immer noch gefesselt, und sein Kopf dröhnte. Der Weg machte eine Biegung und, plötzlich konnte Bird den Ozean sehen. Er schimmerte hell im Morgenlicht. Eine Sekunde lang fühlte sich Bird klar. Ich stehe unter Drogen, schoß es ihm durch den Kopf. Dann war das Gefühl der Benommenheit wieder da und schlug über ihm zusammen.

Auf einem Stück Land hoch über den Wellen des Pazifiks wuselten Horden von Männern um das Wrack einer großen Maschine. In der Mitte ein riesiger Kran, ein schwarzes Skelett gegen den Himmel. Ganz oben erkannte Bird Männer mit Laser-Schweißbrennern. Einen Steinwurf weiter war eine größere Gruppe damit beschäftigt, eine Rakete zu zerlegen.

Die Gefangenen mußten die schmalen Metallstreifen aufsammeln, die die Männer mit ihren Schweißbrennern abgeschnitten und heruntergeworfen hatten. Sie wurden nach Größe sortiert und auf einen Lastwagen geladen. Die zackigen Metallstücke waren oft messerscharf und fast immer glühend heiß. Hin und wieder schrie einer der Gefangenen auf, wenn er von einem heruntergeworfenen Metallstück getroffen wurde. Birds Hände und Arme waren schon bald von Schnitten und Rissen übersät. Er versuchte, die Stücke vorsichtiger anzufassen und gleichzeitig dem Metallregen von oben auszuweichen. Aber umsonst. Seine Gedanken irrten ab und es machte ihm nicht viel aus. Die Sonne war warm und er fühlte keinen Schmerz.

Die Tage vergingen. Tiefer und tiefer sank Bird in einen Dämmerzustand, ganz wie die anderen. Es gab keinen Streit in den Baracken, keine Gespräche der Männer untereinander, kein Kartenspiel mit selbstgemachten Karten und auch kein lustvolles nächtliches Stöhnen. Nach der Rückkehr in die Baracke aßen sie, schliefen, erwachten morgens, um wieder zu arbeiten. Gefügig gemacht.

Dunkel fühlte Bird, daß er sich an etwas erinnern wollte. Aber es fiel ihm einfach nicht mehr ein. Jedesmal, wenn sie zur Arbeit marschierten und sein Blick aufs Meer hinaus wanderte, fiel ihm dumpf ein, daß er sich an etwas erinnern wollte. Aber er vermochte seine Gedanken nicht lange genug zu sammeln, um draufzukommen, was es denn nur war.

Dafür kamen andere Erinnerungen, ausgelöst durch Düfte in der Luft oder durch ein Geräusch oder zufällige elektrische Muster in seinem Gehirn. Er erinnerte sich, wie er von einer Fastenwoche aus den Bergen zurückgekommen war, wo er meditiert hatte. Er war voll gewesen mit Melodien und Träumen. Madrone erschien ihm, nackt lag sie neben einem Swimmingpool, der sein glasklares Wasser direkt von den Gletschern erhielt. Er sah ihren Körper durch das Naß gleiten, sah sie herausklettern, das Wasser reflektierte das Himmelsblau, so daß sie zu glühen schien, Blau, Silber und Gold in ihrer eigenen neuentdeckten Kraft. Sie vereinigten sich auf dem reichen grünen Hochland-Gras, wo die wilden Frühlingsblumen erst im August blühten.

Dann war seine Vision wieder verschwunden. Schmerz durchzuckte ihn, wieder hatte er sich an einem scharfkantigen Stück Eisen geschnitten.

Irgendetwas war wichtig, aber was nur? Er fühlte sich wie im Nebel, er wollte nur schlafen. Irgendjemand schrie von hinten und er warf das große Metallstück auf den Lastwagen zu den anderen. Es landete mit einem Geräusch, das ihn urplötzlich an das Geräusch zufallender Türen erinnerte.

Tobender Schmerz schoß durch seinen Körper und machte seinen Gedanken ein Ende.

„An die Arbeit, du Schleimscheißer!“ brüllte die Wache zu ihm herüber. Und als hätten die Männer mit den Schweißbrennern nur darauf gewartet, regnete es Metallstücke. Es waren Stücke einer alten Rakete, von der heute niemand mehr sagen konnte, wie sie zu bedienen war. Und ihm konnte auch niemand sagen, wie er von hier fort kommen und den Heimweg finden würde.

Wenn ich mich doch nur erinnern könnte, dachte Bird. Vom Meer her wehte der Geruch nach Tang und Freiheit.

„Reiß dich zusammen, Junge“, sagte er laut zu sich selbst. Und dann fiel ihm ein: „Der Ozean ist die Straße nach Hause. Die Straße nach Hause führt über den Ozean. Der Ozean ist die Straße nach Hause.“

Er verfiel in einen Singsang: „Die Straße nach Hause führt über den Ozean.“ Der Rhythmus seiner Worte beruhigte ihn. Er hörte die Rufe und die heiseren Schreie der Männer um sich her nicht mehr. Er war zu müde, um der Bedeutung seiner Worte nachzugehen. Er glaubte ja schon nicht mehr an sein Zuhause.

In der zweiten Woche wurde die Arbeit im Arbeitslager noch härter. Bird fragte sich, wer diese Knochenarbeit jemals überlebt hatte. Doch die Frage erschien ihm von Tag zu Tag unwichtiger. Er schleppte sich morgens zur Arbeit, wunderte sich, wie er die Mittagshitze ausgehalten hatte, warf Stunde um Stunde Metallstücke auf Lastwagen und schleppte sich abends wieder zurück. Den anderen erging es nicht besser. Hijohn hatte eine klaffende Wunde am Arm, die einfach nicht heilen wollte. Bird sah es, aber er konnte keine Energie aufbauen, mit der er die Wunde hätte heilen können. Littlejohn sprach in letzter Zeit kaum noch etwas, und Bird hatte das Gefühl, er sollte irgend etwas tun. Doch er kam nicht dahinter, was. Müdigkeit überflutete ihn. Vielleicht war es ja auch egal.

Er stand gerade über ein besonders großes Stück Metall gebeugt, als er über sich einen hellen, durchdringenden Schrei hörte. Bird blickte auf. Hoch über ihnen segelte ein Falke, zog Kreise, die Schwingen im Aufwind. Und abermals hörte er diesen hellen, stolzen Schrei. Birds Herz flog empor, wenn er doch nur mit dem Vogel um die Wette fliegen könnte. Über die Hügel, über den Strand, über das Meer. Umtost vom Wind der Freiheit.

Da, ein riesiges Stück Metall stürzte vom Himmel auf ihn zu. Er war völlig geistesabwesend, aber irgendwie reagierte sein Körper. Er sprang zur Seite. Dann donnerte das Metallstück dicht neben ihm auf den Boden. Er hörte noch das Pfeifen in der Luft, dann hüllte eine Staubwolke ihn ein. Todesangst durchströmte Bird und verdrängte für Sekunden die lähmende Kraft der Drogen.

Ich lebe! dachte er atemlos, beinahe wäre ich tot gewesen. Aber ich werde wirklich sterben, wenn es mir nicht gelingt, hier herauszukommen. Er wußte plötzlich, daß er die ganze Zeit unter Drogen gestanden hatte, und er nahm sich vor, nichts mehr von dem vergifte-

ten Zeug zu essen, das die Gefangenen bekamen. Nichts mehr davon zu essen, und wenn nötig, auch nichts mehr von ihrem Wasser zu trinken. Er machte sich ein Lied zurecht und wiederholte rhythmisch: „Nichts essen, nichts trinken. Nichts essen, nichts trinken – bis die Drogen aus mir heraus sind und ich wieder klar im Kopf bin.“

Nicht gerade ein toller Song, aber fürs erste würde er seinen Zweck erfüllen.

Er ließ das Abendessen aus, unter Qualen, denn er war hungrig, und der Geruch der Mahlzeit betäubte ihn fast. Niemand merkte etwas, denn innerhalb der Baracke war die Überwachung nicht so scharf wie sonst. Er schlief schlecht und unruhig und wachte mit quälenden Kopfschmerzen auf. Er übersprang auch das Frühstück. Zitternd schlich er zur Arbeit, pochende Schmerzen in den Schläfen, die noch schlimmer wurden, je höher die Sonne stieg. Wasser holte er sich dann und wann unter den Augen der Wache von einem der Tanks, er hatte gesehen, daß die Soldaten ebenfalls davon tranken. Also, so hoffte er, würde es vielleicht frei von Drogen sein.

Am Abend war er todmüde, seine Muskeln waren verkrampft. Übelkeit stieg in ihm auf, aber er schleppte sich bis auf sein Lager.

Die Nacht war qualvoll. Seine Muskeln schmerzten, er biß sich in die Faust, um nicht zu weinen. Er versuchte, sich selbst zu heilen, aber er schaffte es nicht. Er versuchte, seelischen Kontakt mit Maya oder Madrone aufzunehmen, doch auch das gelang ihm nicht. Er hatte vergessen, wie er den Weg zu ihnen gehen konnte.

Die Schmerzen wühlten tief in seinem Körper, er versuchte sich mit Erinnerungen abzulenken. Als er noch ein kleiner Junge gewesen war, hatte ihn Brigid, seine Mutter, mit Märchen und Geschichten von Zauberern in den Schlaf gewiegt. Nun stellte Bird fest, daß sie ihm damals Unterricht in Magie gegeben hatte. „Es waren einmal Kinder, die konnten sich in Vögel verwandeln“, hörte er den einschläfernden Singsang seiner Mutter. Er versuchte sich vorzustellen, wie das gewesen war, als sie an seinem Bett saß und seine Schmerzen mit ihren kühlen Händen vertrieben hatte. Sie war nun schon lange tot, gestorben während der großen Epidemie, in einen Vogel verwandelt war sie fortgeflogen.

Leise summte Bird ein altes Lied:

*Wenn ich ein Vöglein wär,
und auch zwei Flügel hätt',
flög ich zu dir..*

Wie das Lied weiterging, konnte Bird sich nicht erinnern, also summte er wieder und wieder diese ersten Zeilen vor sich hin, bis es

nur noch ein monotones Brummen war, das Hunger und Schmerzen betäubte. Langsam schlief er ein.

Als er am nächsten Morgen hinausging, fühlte er, wie die Erde unter seinen Füßen vor Leben vibrierte, und er konnte ihre Kraft in seinen Körper hinaufziehen. Er konnte die Kraft der Sonne in sich einsaugen und so die Nachwirkungen der Drogen zum Verschwinden bringen.

Endlich war er wieder er selbst, stand mit beiden Füßen fest auf der Erde, unter einem grenzenlos weiten, freien Himmel, die Hügel und die Weiten des Meeres vor sich. Er fühlte sich wieder eins mit der Welt, mit seinem Land, mit der Erde. Er war bereit, wieder Pläne zu machen. Und dann schnell zu handeln, denn er konnte nicht länger ohne Nahrung auskommen.

Das erste Problem waren seine Begleiter. Als sie mit einbrechender Nacht wieder zu ihrer Baracke wanderten, stupste er Littlejohn an und bedeutete ihm zur Seite zu gehen.

„Iß nichts“, sagte er, „das Essen ist voller Drogen.“

„Ja, sicher“, gab Littlejohn matt zurück. Doch später griff er ohne zu Zögern zum Löffel und aß. Bird nahm ihm den Teller fort, zog Littlejohn hoch und zerrte ihn in den Winkel bei ihren Schlaf-Pritschen.

„Was soll das?“ knurrte Littlejohn böse.

„Halts Maul“, fauchte Bird ihn an, „ich habe dir gesagt, iß nichts davon. Wir müssen klar im Kopf sein, wenn wir von hier fliehen.“

„Klar“, sagte Littlejohn und ging zurück zum Tisch, wo sich bereits einige andere Gefangenen über seinen Teller hergemacht hatten. „Hey, Leute“, brüllte Littlejohn, „das ist mein Essen.“

Bird zerrte ihn fort. „Sei still“, sagte er, „du ißt nichts davon! Nur dann kommen wir von hier fort.“ Er schubste Littlejohn auf seine Pritsche. Dann machte er sich auf die Suche nach Hijohn. Der stand wie üblich in der hinteren Reihe an der Essensausgabe, wohin ihn die Stärkeren mit Fausthieben getrieben hatte. Bird zog Hijohn beiseite.

„Das Essen ist vollgepumpt mit Drogen“, flüsterte er, „iß nichts davon. Wir hauen hier ab.“

Es schien, als müßten seine Worte erst durch dicke Nebel sickern, bevor sie Hijohns Gehirn erreichten. Doch dann glomm etwas wie Verstehen in seinen dunklen Augen auf. Ohne ein Wort zu sagen schlurft er zu seiner Schlafpritsche, legte sich hin und schlief ein.

Bird verbrachte eine schlaflose Nacht. Er hielt Littlejohn fest in den Armen. Er mußte vermeiden, daß die Wachen auf sie aufmerksam wurden. Es war ziemlich ruhig in der Baracke. Wenn Littlejohn sich

auf dem Lager herumwarf, schien es Bird als erbeben die Blechwände. Doch niemand wachte auf, niemand kümmerte sich um sie.

Bird zog all seine Heilungskräfte zusammen und versuchte, Littlejohn etwas davon zu geben. Der Morgen graute, und Littlejohn machte nun einen wesentlich klareren Eindruck als am Tag zuvor. Bird mußte kaum etwas sagen, um ihn vom Frühstück fernzuhalten.

Weil Littlejohn seine ganze Aufmerksamkeit beansprucht hatte, wußte Bird nicht, wie Hijohn die Nacht überstanden hatte. Als der Morgen kam, konnte Bird zu seiner Freude sehen, daß die Furchen in Hijohns Gesicht zwar noch schärfer geworden waren, aber seine Augen wirkten nun hell und klar, und er nickte Bird grüßend zu, während sie sich vorsichtig vom Frühstück zurückzogen.

Während sie zur Arbeit marschierten, ließ Bird zum ersten Mal bewußt seine Blicke über die Umgebung schweifen. Er war sicher, wenn sie nur erst in den Hügeln verschwunden waren, daß niemand ihnen mehr folgen konnte. Es gab genügend Deckung in den Hohlwegen, zwischen den Büschen und Bäumen. Es war zwar Trockenzeit, aber er wußte, sie würden Wasser und etwas zu essen finden.

Ein Problem waren ihre elektronischen Armbänder. Doch gerade daß sie elektronisch waren, erfüllte Bird mit Hoffnung. Gegen gewöhnliche Schlösser war Magie machtlos, aber Elektronik ließ sich durch elektrische Hirnströme beeinflussen. Zu Hause war das genügend durch ihre Kristall-Computer bewiesen, die allein durch die Kraft des Gehirns gesteuert wurden. Ja, dachte Bird, die Techniker zu Hause würden genau wissen, was sie mit diesen verdammten elektronischen Handfesseln anstellen mußten. Aber die Techniker hatten auch jahrelanges Training hinter sich, und er nicht. Bird erinnerte sich nur noch dunkel an die Übungsstunden, die jedes Schulkind bei ihnen zu absolvieren hatte. Aber das war lange her, und er hatte seitdem nie wieder über solche elektronischen Probleme nachgedacht.

Okay, er würde es einfach versuchen. Maya hatte oft genug gesagt, daß Magie so einfach sei wie Radfahren: „Das lernt man einmal und vergißt es nie wieder.“ Nie mehr. Freilich, dachte Bird bei sich, je mehr du aus der Übung bist, umso eher machst du Fehler. Er wünschte sich, daß er erst einmal etwas üben könnte. Etwa, die Lichter in der Braracke flackern zu lassen, allein durch die Kraft seiner Imagination. Oder gar die Computer der Wachen ein bißchen durcheinander bringen. Aber er wagte es nicht, es wäre verdächtig gewesen, es hätte Aufsehen erregt, Wachsamkeit herausgefordert. Noch hatte niemand von den Stewards bemerkt, daß drei ihrer

Gefangenen das Essen verweigerten, und dabei sollte es auch bleiben.

Am sechsten Tag seines Fastens wachte er auf und vermißte nach einer Weile das bisher vorherrschende Hungergefühl. Er fühlte sich leicht und beschwingt, sein Entschluß war jetzt sonnenklar. Verschwörerisch flüsterte er Hijohn und Littlejohn zu: „Heute!“ Hoffnung und Angst ließen ihn innerlich erbeben.

Sie wanderten den gewundenen Weg zu ihrer Arbeit, und sie schlurften genauso müde daher wie die übrigen Gefangenen. Doch Bird war hellwach. Nur vor einem hatte er Angst: daß irgend etwas Unvorhergesehenes ihre Flucht unmöglich machen würde. Die paar Tage seines freiwilligen Drogenentzugs hatten ihm gezeigt, wie wenig er seinem malträtierten Körper zumuten konnte. Seine Muskeln hatten in den Jahren der Gefangenschaft ihre Spannkraft eingebüßt, auf sie durfte er nicht allzu lange vertrauen. Das Gleiche galt sicher für seine Gefährten.

Ja, und sein Bein. Bird schüttelte den Kopf. Sein Bein war niemals richtig behandelt worden, es war niemals richtig geheilt. Er konnte zwar gehen, aber nur hinkend, und dieses Hinken beanspruchte die Sehnen und Muskel ungleichmäßig. Er fragte sich, ob er beides bewältigen könnte – die Magie und das Laufen. Vielleicht würde er zurückfallen, unfähig, Schritt zu halten. Und vielleicht würden sie alle sterben müssen.

Die Zeit schien sich heute endlos zu dehnen, jeder Schritt, jeder Handgriff immer länger zu dauern. Doch endlich neigte sich die Sonne dem westlichen Horizont zu, und im schwindenden Licht des Tages reihten sich die Gefangenen zum Rückmarsch auf. Es herrschte dumpfes Schweigen.

Bird richtete es so ein, daß sie zu dritt etwa in der Mitte der Kolonne marschierten. Einer der Wächter ging vorne, einer hinten. Bird wußte, es gab zwei Stellen am Rückweg, an dem der Weg eine starke Biegung machte, so daß der Wächter am Anfang der Kolonne das Ende nicht mehr überblicken konnte. Die Wachen verließen sich dabei ganz auf die elektronischen Handschellen. Sie erwarteten gar keinen Ärger.

Sie marschierten los, soweit man bei dem müden Schlurfen der geschundenen Männer überhaupt von marschieren reden konnte. Bird wußte, jetzt war der Augenblick des Handelns gekommen.

„Madre Tierra, Mutter Erde, hilf uns nun, hilf uns nun“, mechanisch wiederholte Bird sein Stoßgebet, „hilf, reiche uns eine helfende Hand. La Llorona, die um ihre Kinder weint, hilf mir jetzt, wenn du nicht wieder um mich weinen möchtest“, betete er. „Wenn du irgend-

wo da draußen bist, reich' mir deine Hand!“ Er fühlte, wie die Ströme der Erde durch seine Füße eintraten und seinem Atem Regelmäßigkeit gaben. Und sein Geist erreichte den Zustand, an den er sich aus seinen lang vergessenen Trainingszeiten erinnerte.

Er konnte sich noch genau an die Lehrerin erinnern, obwohl ihm ihr Name nicht mehr einfiel. Er sah sie vor sich in ihrem roten Kleid, das jede Kurve ihres Körpers nachzeichnete. „Wer sein Gehirn unter Kontrolle hat, hat auch seine Gehirnströme unter Kontrolle und damit auch Einfluß auf elektronische Felder“, hatte sie gesagt. Er hatte seine Augen schließen müssen, damit ihm die Trance gelang. „Stellt es euch so vor, als ob ihr in ein Haus eintretet und durch die Flure zu den Zimmern geht. Merkt euch die Farbe oder das Muster der Eingangstür und der weiteren Türen, damit ihr den Rückweg findet.“

Farbe? Muster? Bird fielen nur die Klangfarbe und der Rhythmus von dem irischen Volkstanz ein, den er an jenem Morgen auf der Gitarre zu spielen versucht hatte. Was einem so alles durch den Kopf geht, lächelte er in sich hinein. Merkwürdig, daß ihm das einfiel, nicht aber der Name der Lehrerin. Er summte leise vor sich hin und bemerkte, daß er in den Zustand geriet, in dem er an dem elektronischen Armband die Energieströme sehen konnte.

Aufpassen! ermahnte Bird sich. Nur keinen Fehler machen, sonst würden die Wachen etwas bemerken. Doch wie sollte er die elektronischen Wächter am Handgelenk unwirksam machen, ohne Alarm auszulösen? Ruhig bleiben, tief und gleichmäßig atmen, befahl er sich. Ganz ruhig! Ganz tief erden! Er schickte seinen Geist tiefer hinab. Und wirklich: Die Energieströme an seinem Handgelenk vertieften ihre Farbe und zeigten sich in den Farben Rot, Gelb und Blau. Er konnte eine rote Linie sehen, die die marschierenden Männer miteinander verband, diese Energielinie zog sich wie ein rötlicher Faden von ganz hinten nach ganz vorn. So ist das also, dachte Bird. Blitzartig kam ihm die Erleuchtung. Wenn diese Linie durchbrochen wurde, wurde die Energiekette durchbrochen, der Alarm ertönte und die schmerzhaften elektrischen Peitschenhiebe wurden ausgeteilt. Aber was sich einschalten läßt, läßt sich auch ausschalten, dachte er.

Er schaute sich die blauen Linien genauer an. Sicher gab es eine Energiequelle, aus der alles gespeist wurde und die er ausschalten könnte. Er machte einen tiefen Atemzug und erinnerte sich an den Schmerz, den er am ersten Tag mit diesem Gerät zugefügt bekommen hatte. Und er beobachtete dabei die Energielinien. Tatsächlich leuchtete eine der Linien stärker. Er nahm das sorgfältig zur Kenntnis und folgte der Strömung zurück bis zur Energiequelle, die rhythmisch

pulsierte. Er atmete tief und holte ein Stück vom Erdenfeuer von ganz tief unten zu sich herauf – und schlug zu. Ein unbeschreiblicher Schmerz schoß durch seinen Körper und durchpulste ihn bis unter die Haarwurzeln. Dann war es vorbei. Bird blickte schnell auf sein Handgelenk und dann nach vorn und hinten. Er jubelte innerlich: Die rötliche Energielinie lief weiter von vorn bis hinten, eine einzige lange Linie. Aber er selbst war nicht mehr in diese Linie eingeklinkt. Er war frei!

Bird brach der Angstschweiß aus. Doch dann fing er sich wieder, und entschlossen drehte er sich zu Littlejohn um. Er nahm dessen Hand und griff nach dem elektronischen Armband. „Es wird weh tun“, warnte er, „aber nur einen kurzen Moment.“ Wieder suchte und fand Bird die Energiequelle, schneller als beim ersten Mal. Er sah wie Littlejohn sich verkrampfte, doch kein Laut kam über seine Lippen. Dann war es auch schon vorbei.

Einen Moment später hatte Bird auch Hijohn befreit. Der stöhnte kurz auf und verzerrte die Lippen. Aber niemand schien es bemerkt zu haben.

Jetzt näherte sich der schlurfende Trupp der Wegbiegung, die sich Bird für die Flucht ausgesucht hatte. Jetzt, jetzt war der Wächter vorn außer Sicht. Ein schneller Blick nach hinten: Auch der Wächter hinten war durch die Kurve nicht zu sehen.

„Los!“, zischte Bird. Schnell drängte er sich durch die Gefangenen, und ließ sich ins dichte Unterholz des Abhangs zwischen dem Pfad und dem ausgetrockneten Wasserlauf fallen. Sein Herz schlug wie rasend und er bekam einen Schreck, als er das Krachen hörte, mit dem die beiden anderen durch das Gebüsch trampelten und sich unweit von ihm hinwarfen. Sie hatten nicht die Fähigkeit, lautlos durchs Gebüsch zu fliehen, wie er es früher beherrscht hatte. Jetzt war auch sein Körper sperrig und plump.

Hatten die Wächter etwas bemerkt? Würden die anderen Gefangenen etwas rufen? Müde und apathisch wie sie waren. Oder schweigen, um sie zu schützen? Oder hatten sie überhaupt nicht gemerkt, was sich abgespielt hatte? Möglich, sie standen alle unter Drogen.

Vielleicht würden sie im nächsten Augenblick von Kugeln durchsiebt oder von Laserblitzen verkohlt. Möglicherweise wurde ihre Flucht erst in ein, zwei Stunden bemerkt, beim abendlichen Zähl-Appell. Jetzt waren sie in der Senke, durch Gebüsch und eine Gruppe von Eichen geschützt. Bird warf sich hin und bedeutete den anderen, es auch zu tun. Er bemühte sich, leise zu atmen und lauschte. Nichts. Nur ihr Keuchen und sein klopfendes Herz.

„Verschwinden wir“, befahl Bird, „vorwärts“. Und er führte sie langsam und vorsichtig durch den Hohlweg, den der trockene Bachlauf bildete. Die Sonne sank schnell, Dämmerung setzte ein. Es war klüger, bis zum Einbruch der Dunkelheit zu warten. Sie mußten nordwärts, wenn sie nach Hause wollten. Wenn es ein Zuhause überhaupt noch gab, wenn es nicht nur noch in seiner Einbildung existierte. Die Flüsse und Bäche hier mündeten alle in den Pazifik, sie flossen meist von Ost nach West. Um nach Norden zu kommen, mußten sie über die Hügelketten wandern, die sich links und rechts der Wasserläufe emporzogen. Dort gab es weniger Bäume und Gebüsch, dort zu marschieren war ungefährlicher in der Dunkelheit. Sie mußten zusehen, daß sie die Zeit gut nutzten, bevor ihr Verschwinden bemerkt wurde. „Los!“, befahl er erneut.

Sie überquerten das freie Feld neben dem Flußlauf so schnell sie nur konnten. Geduckt rannten sie einzeln von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch, von Deckung zu Deckung. Birds Körper schmerzte, er keuchte stoßweise. Am liebsten hätte er sich hingeworfen, um niemals wieder aufzustehen. Doch er wagte es nicht. Er war sich so sicher gewesen, daß niemand sie in den Hügeln einfangen würde. Doch jetzt, erschöpft wie er war, war er nicht mehr ganz so zuversichtlich. Wer wußte, ob die Stewards die Hügel nicht elektronisch überwachten? Vielleicht waren sie längst entdeckt? Vielleicht hatten sie scharfe Suchhunde? Vielleicht kamen sie in der Nacht mit einem Hubschrauber und Infrarot-Suchgerät? Vielleicht.

„Hubschrauber!“, rief Hijohn halblaut. Bird hörte es jetzt auch. Ein hartes Dröhnen aus der Luft hinter ihnen. „Runter! Versteckt euch gut im Gebüsch. Bedeckt das Armband mit eurem Körper!“

Bird warf sich ins Gebüsch und barg seinen rechten Arm unter dem Oberkörper. Er startete in den Staub und versuchte, sich und die anderen mit Unsichtbarkeit zu umhüllen. Der Helikopter dröhnte dicht über sie hinweg. Er drehte ab und kam zurück.

Hijohn hatte sich unter einen Manzanita-Busch geworfen, keine drei Meter von Bird entfernt.

„Sie versuchen, uns zu orten“, flüsterte Hijohn mit krächzender Stimme, „ganz still, sie haben Geräte, mit denen sie sogar die Vibrationen unserer Stimmen lokalisieren können. Also leise, leise!“

„Können sie uns sehen“, fragte Bird, „irgendwie?“

„Das ist gar nicht nötig“, wisperte Hijohn, „vermutlich können sie unsere Armbänder orten. Vielleicht ist irgend etwas drin, was das möglich macht.“

„Scheiße!“, stieß Bird hervor. Er schloß die Augen und ließ sich in

Trance zurückfallen. Er blickte auf sein Armband, doch nichts war zu sehen. Kein Licht, keine Farbveränderung, nichts. Aber vielleicht funktionierten sie ganz anders. Vielleicht hatten die Wachen einen Scanner, mit dem sie die Armbänder aufspüren konnten. Himmel, warum sandte der Himmel keinen Sturm, warum nicht wenigstens ein Gewitter? Doch der Himmel blieb klar, wenn auch die Dunkelheit langsam zunahm.

Sie mußten die Armbänder loswerden. Soviel war klar. Aber wie? Sie hatten kein Messer oder irgend etwas Scharfes. Die Armbänder hatten keinerlei sichtbare Schließen, die sich vielleicht hätten zerstören lassen. Nur zwei feine, sich gegenüberliegende Haarlinien zeigten, daß diese Bänder nicht aus einem einzigen Stück Metall bestanden.

Hinter sich hörte er Littlejohn rascheln.

„Nicht bewegen!“ zischte Hijohn.

Der Helikopter kehrte um, wieder kreiste er suchend über ihnen, niedriger jetzt. Die Rotoren wirbelten Staub, Blätter und dürre Äste neben ihnen auf. Birds Herz schlug so heftig, daß er meinte, sein ganzer Körper schlug rhythmisch auf den Boden. Du mußt etwas tun, dachte er. Aber was? Denk' nach!

Mit tiefen Atemzügen zwang er sich zurück in die Trance. Hinunter zu der Tür, das Muster im Kopf, dann der Schlüssel. Öffnen, Eintreten, dann das Armband von dieser Ebene aus anschauen. Ja, da war etwas, ein Ring, eine Spur aus Licht. Zerbrich das, ja! Und schnapp! Etwas öffnete sich.

Aufgeregt winkte Bird zu Hijohn hinüber: „Ich kann die Armbänder knacken!“

„Toll! Aber wir müssen sofort weg von hier, irgendwie.“

Das Dröhnen des Hubschraubers war nun so dicht über ihnen, daß Bird kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnte. Sie waren hier unter den Büschen nicht geschützt genug, das war klar. Hinter ihnen war der sanfte Abhang, den sie heraufgekommen waren. Vor ihnen ging es steiler hinunter zu einem Hohlweg, der links und rechts dicht bewachsen war. Aus der Luft konnte man vermutlich nicht einmal sehen, daß es dort einen Hohlweg gab. Sie wären so gut wie unsichtbar. Doch wie ungesehen dorthin kommen? Vielleicht, wenn der Helikopter sich wieder mehr von ihnen entfernt hatte und eine Kurve flog, um zurück zu kommen?

Doch der Hubschrauber zog immer engere Kreise über ihnen, Bird brauchte gar nicht aufzublicken, er konnte es am peitschenden Luftzug spüren. Dann übertönte plötzlich ein Knall das Motordröhn,

ein Schuß! Eine Kugel bohrte sich in den Baumstamm neben Hijohn. Rindenstücke wirbelten umher. Weitere Schüsse folgten. Einige schlugen so dicht neben Bird ein, daß ihm Erde in die Augen spritzte.

„Unten bleiben“, stieß Hijohn hervor, „wenn sie uns sehen, sind wir tot.“

Allerdings, dachte Bird, vermutlich waren sie so oder so gleich tot. Von Kugeln durchsiebt.

Der Hubschrauber drehte ab und flog eine enge Kurve. In diesem Moment streifte Bird sein Metallarmband ab und warf es den Abhang hinunter, den sie heraufgekommen waren. Das Glück war mit ihnen. Das Metallstück kollerte tiefer und tiefer, weiter und weiter, bevor es endlich liegenblieb. Blitzartig warf sich Bird über Hijohns Körper und griff in einem Atemzug nach dessen Armband. Eine konzentrierte Berührung, das Armband fiel ab, Hijohn war frei.

„Dort runter, in den Hohlweg“, flüsterte Bird, „so schnell wie du nur kannst. Lauf aber erst, wenn ich es dir sage!“

Er wartete eine Sekunde: „Jetzt!“

Der Helikopter war immer noch etwas von ihnen entfernt. Bird griff hastig nach Hijohns Armband, während er eilig zu Littlejohn kroch.

„Gib mir deine Hand“, zischte er und riß dessen Arm an sich. Vorsichtig berührte er das Armband, doch nichts geschah. Scheiße! Er war aus seinem Trancezustand herausgeglitten und vermutlich auch zu aufgeregt, um schnell einen neuen aufzubauen. Er hörte wie der Helikopter sich wieder näherte. Sie lagen übereinander, um das Armband möglichst gut abzudecken. Kugeln pfften um sie herum, mit einem Feuerstoß nach dem anderen durchkämmt die Stewards das Unterholz. Da fiel Bird das Armband von Hijohn ein, das er immer noch in der Hand hielt. Er warf es mit aller Kraft in flachem Bogen den Abhang hinunter.

„Heilige Mutter, Heilige Erde“, flehte er, mach, daß das Armband weit weg fliegt. Mach, daß die Stewards dem Armband folgen. Dann konzentrierte er sich wieder auf die Handfessel von Littlejohn. Wieder berührte er das kalte Metallband. Nichts.

Und noch einmal. Bird hörte, wie der Hubschrauber wieder näher kam. Feuerstoß auf Feuerstoß durchsiebte die Büsche, ganz langsam und systematisch. Gut, gut, das gab ihnen noch einige Augenblicke, die letzte Chance. Sieh die Energie, befahl sich Bird. Spüre sie! Ganz ruhig, und nun das Armband berühren...

Ganz leicht fiel das Metallband zu Boden. Gracias a la Diosa, der Göttin sei gedankt!

„Den Abhang hinunter“, flüsterte er Littlejohn zu. „Kriech auf dem Bauch von Deckung zu Deckung. Ich komme nach.“

Er wartete bis Littlejohn verschwunden war. Dann warf er das Metallstück einige Meter weit in ein Gebüsch und kroch vorsichtig hinter Littlejohn her. Kugeln fegten um ihn herum durchs Unterholz. Er rollte sich den Abhang hinunter und fiel schließlich fast über die obere Kante des Hohlwegs. Angstvoll krallte er sich in das lockere Erdreich des Abhangs, um seinen Sturz zu mildern.

Er schlug hart auf dem Boden auf. Er rang nach Atem. Littlejohn war ganz nah. Auch er keuchte. Hijohn kroch heran und zerrte Littlejohn an den Stamm eines Baumes. Dort richtete er den Keuchenden auf und lehnte ihn an die rauhe Rinde. Bird zwang sich, zu den beiden zu kriechen. Er holte tief Luft und versuchte, seinen keuchenden Atem zu beruhigen. Alles, aber auch wirklich alles schien ihm weh zu tun. „Aber ich lebe“, sagte er sich, „wir leben.“

„Bist du okay?“ fragte er. Hijohn brummte zustimmend. Littlejohn blutete aus einer leichten Schürfwunde am Kopf. Bird riß einen Streifen von seinem T-shirt ab und verband die Wunde. Es war zwar nicht allzu sauber, aber es würde die Blutung stoppen.

„Tenemos suerte“, sagte Bird.

„Was?“ fragte Hijohn.

„Heute ist unser Glückstag“, wiederholte Bird, „die hätten uns beinahe gekillt.“

„Hätt' schlimmer kommen können“, bestätigte Hijohn, „hätten sie Lasergewehre gehabt, wäre der ganze verdammte Wald in Flammen aufgegangen.“

Sie hörten immer noch Schüsse peitschen.

„Wie lang' es wohl dauert, bis sie merken, daß wir nicht mehr da oben sind?“, fragte Bird.

„Nicht lange genug“, meinte Hijohn, „wir sollten von hier verschwinden.“

„Bist du okay, Littlejohn? Startklar?“

„Klar“, gab Littlejohn zurück, „auf, auf.“

Die Sonne stand schon sehr tief. Das Zwielight verstärkte sich nun von Minute zu Minute. Bird führte die beiden das Bachbett entlang, immer auf Sichtschutz bedacht. Es gab etwas Wasser im Bach, und sie knieten nieder und tranken, indem sie den Dreck durch die Zähne filterten. Könnte schlechtes Wasser sein, dachte Bird, aber wir brauchen jetzt Flüssigkeit. Sie krochen durchs Dickicht, durch Dornen und Wüstenstrauch und ganze Lager von rauhbältrigem Poison-Oak. Und sie hielten durch, bis der Bach eine Biegung machte und sie in

einem Seitental ihren Weg nach Norden fortsetzen konnten. Schüsse waren nicht mehr zu hören.

Die Sonne versank hinter den Hügeln, und die einsetzende Dunkelheit gab ihnen ein neues Gefühl der Sicherheit. Doch das war mehr Einbildung als real. Die Steward konnten mit dem Hubschrauber in Minuten die Strecke fliegen, die sie so mühsam in Stunden zurückgelegt hatten. Nein, sie waren alles andere als sicher.

Ein kühler Windhauch, der vom Ozean kam, erfrischte die schwitzenden Männer. Bird hoffte, daß sie noch in der gleichen Nacht ein gutes Stück voran kommen würden. Je weiter weg vom Gefangenenlager, desto besser. Er spürte jetzt nicht nur seine Müdigkeit, sondern auch seinen Hunger. Und er wußte, daß es seinen Gefährten nicht besser erging. Morgen, tröstete er sich, morgen, bei Tageslicht, würden sie etwas zu essen finden. Jetzt blieb ihnen nichts, als die Zähne zusammenzubeißen und vorwärts zu marschieren.

Sie wanderten die ganze Nacht hindurch und den größten Teil des nächsten Tages. Birds Beine fühlten sich an wie Steine – wenn Steine Schmerz empfinden konnten. Dann dachte er gar nichts mehr, er war einfach zu erschöpft. Mühsam setzte er einen Fuß vor den anderen, und noch einen Schritt, und noch einen. Seine Lungen schmerzten, ihm war heiß, als hätte er Fieber.

Schließlich, in der Hitze des Nachmittags, rasteten sie. Hijohn sah grau aus vor Erschöpfung, und Littlejohns Stirnverletzung fing wieder an zu bluten. Sie hatten nur sehr wenig Wasser gefunden. Doch endlich stießen sie auf einen Bach, der trotz Trockenzeit Wasser führte. Sie knieten nieder und tranken. Hijohn brach im Schatten von Büschen zusammen. Bird hatte nicht übel Lust, es ebenso zu machen, aber er widerstand der Versuchung. Erst einmal einen Blick in die Runde zu werfen, war sicher nicht falsch. Wo es so viel Wasser gab, und offenbar das ganze Jahr, da konnten in der Nähe auch Menschen wohnen. Das versprach zweierlei, Essen, aber auch Gefahr. Er beschloß, beides sofort zu erkunden. Lieber jetzt und sofort, bevor er der Müdigkeit nachgab.

„Ich gehe und versuche, etwas zum Essen aufzutreiben“, sagte er zu Littlejohn, „willst du mitkommen oder hier bei Hijohn auf mich warten?“

„Mann, ich möchte mich am liebsten überhaupt nicht mehr bewegen. Ich bleibe hier.“

Eine Meile bachaufwärts entdeckte Bird einen alten Obstgarten. Um die Bäume wucherte Unkraut, die Äste waren nicht beschnitten, überall lag Fallobst herum, der süße Duft des Verfalls lag in der Luft. Es konnte einem schwindlig werden davon. Nachmittagssonne sickerte durch das dichte Gezweig, Bienen summten und versammelten sich an den gefallenen Früchten. Ein seltsamer Zauber lag über dem verlassenem Garten. Hier, so fühlte Bird, hatten magische Rituale stattgefunden, hier war den Göttern und Geistern der Ahnen geopfert worden, dessen war er ganz sicher. Und zum ersten Male seit langem fühlte er sich an einem Ort glücklich, zufrieden und sicher.

Er setzte sich unter einen alten knorrigen Apfelbaum und lehnte sich gegen dessen schrundigen Stamm. Plötzlich spürte er etwas Feuchtes auf seinen Wangen. Überrascht erkannte er, daß er weinte. Bis jetzt hatte er nicht weinen können. Der Kampf ums Überleben war einfach zu fordernd gewesen. Er blickte auf seine steifen Hände und weinte. Nie wieder würde er so Gitarre spielen, wie früher. Er weinte um die verlorenen Jahre seines Lebens. Er weinte darüber, daß die Welt um ihn herum so abstoßend, gewaltbereit, häßlich und unmenschlich geworden war. Er weinte um alle die Lieder, die er nie mehr spielen konnte und um all das Lachen, das er in den verflossenen zehn Jahren nicht hatte lachen können. Und er weinte, weil er es nicht glauben konnte, daß er all dies überlebt hatte, daß er nun doch noch zurück nach Hause kommen würde. Nach Hause!

Hunger und Erschöpfung hatten ihn ausgehöhlt. Das Summen der Bienen klang ihm laut in den Ohren. Es schien ihm, als sei er unverhofft in den heiligen Garten der schimmernden Insel gestolpert, wo die Lebenden und die Toten miteinander spazieren gingen.

Vor seinen Augen öffnete sich die Gartenpforte und die Verstorbenen kamen herein. Cleis und Zorah und Tom erschienen. Das Gras raschelte unter ihren Füßen, dürre Äste knackten. Blütendüfte vermengten sich mit Salbei und Fäulnis. Sie kamen alle auf ihn zu, seine geliebten Toten, lächelnd und mit ausgestreckten Armen, und hinter ihnen tauchte Rio auf, Mayas Freund von früher. War er nicht sein Großvater? Bird wußte es nicht genau. Als er zu seinem großen Abenteuer aufbrach, lebte Rio noch. Bird streckte seine Hände nach ihnen aus und öffnete den Mund, um etwas zu fragen. Was war damals passiert, wollte er wissen. Warum hatten sie alle ihn verlassen? Doch da war niemand im Apfelgarten. Über ihm kreisten drei Kormorane und eine schwarze Krähe.

Er blickte zu Boden. Da lagen vier schwarze Federn. Er blickte wieder auf und sah auf dem Kamm des nächsten Hügels eine Wild-

Herde, die ihn mit weichen Tierblicken beobachtete. Das Leittier war ein Hirsch mit vollem Geweih. Die Sonne färbte den Himmel hinter ihm rot.

Der Hirsch senkte den Kopf. Bird streckte die Linke aus und machte ein Segenszeichen in Richtung der Herde. Das Gefühl von neugewonnener Stärke und Mitgefühl durchflutete Bird. Entzücken erfaßte sein Herz und neue Hoffnung. Die Krähe schrie. Die Herde tauchte im Wald unter.

Bird aß langsam einen Apfel und sammelte Früchte, so viele er tragen konnte. Er fand einen Walnußbaum und stopfte seine Taschen voller Nüsse. Und unter großen Eichen in der Nähe lagen Unmengen von Eicheln. Sicher, sie schmeckten sehr bitter, aber das ließ sich mildern, wenn man sie im Bach einweichte. In einer Ecke des Obstgartens entdeckte er Sträucher voller Beeren, und wilder Fenchel wartete nur darauf, geerntet zu werden. Beladen mit Früchten kehrte er zu seinen Gefährten zurück.

Er fand Littlejohn neben Hijohn knieend, und er ließ ihn aus seinen gewölbten Händen trinken. Die untergehende Sonne färbte den Himmel rosa und nachtblau. Die Szene erinnerte Bird an ein Heiligenbildchen, das die Schwestern zu Hause in ihrem Wohnzimmer hatten. Die seltsam-friedlichen Augenblicke im alten Obstgarten klangen noch in ihm nach. Er setzte seine Ernte neben seinen beiden Begleitern ab.

„Ich habe etwas zu essen gefunden“, sagte er glücklich. „Laßt uns essen!“

„Etwas zu essen“, flüsterte Littlejohn staunend, „Mann, du bist wirklich ein Hexenmeister!“

Sie aßen die Äpfel mit Behagen und öffneten die harten Schalen der Walnüsse mit zwei Steinen. Die Äpfel waren noch nicht ganz reif, aber genießbar, einige der Beeren schmeckten zwar ausgesprochen sauer, aber Bird fand alles köstlich. Ihm war, als hätte er nie zuvor so gut gegessen. Es schmeckte nach richtiger Erde, nach richtiger Sonne, nach Wind und Freiheit. Alles was er in den vergangenen Jahren hatte essen müssen, hatte irgendwie vergiftet oder präpariert geschmeckt.

Nachdem der erste Hunger gestillt war, knackten sie Walnüsse und immer mehr Walnüsse. Bird beobachtete gedankenvoll Hijohn. Eine Nacht voller Ruhe würde ihm gut tun. Hijohn hatte sich von den brutalen Prügeln der Stewards noch immer nicht erholt. Das Gefan-

genenlager und nun die Flucht hatten ihm weiter zugesetzt. Bird sah, wie Hijohn immer wieder den Mund schmerzhaft zusammenkniff. Doch er sagte nichts, klagte nicht. Dabei war es offensichtlich, daß ihm jede Bewegung weh tat.

Bird sagte: „Ich denke, wir sind heute Nacht hier sicher. Ich glaube, wir sollten hier bleiben. Was meint ihr?“

Hijohn lächelte: „Wenn du von mir erwartest, daß ich jetzt sage, wir gehen weiter, ich kann es nicht. Selbst wenn ich wollte nicht!“

„Laß mich nur ein bißchen ausruhen, dann werde ich dich massieren“, sagte Bird. „Und du, Littlejohn, was denkst du?“

„Weiter? Wohin denn?“

„Sorry“, meinte Bird, „ich weiß auch nicht genau wohin. Einfach weiter, Richtung Heimat. Habe ich euch doch schon erklärt.“

„Und wo ist deine Heimat?“ fragte Hijohn.

„Im Norden. In San Francisco. Und sagt um Himmels Willen nicht Saint Francis oder Frankies Platz oder sonst einen blöden Namen. Die Stadt heißt San Francisco, obwohl viele dort jetzt auch Hierba Buena sagen, seit den Aufständen.“

Hijohn sah ihn gedankenvoll an: „Und was für eine City ist das?“

„Nun, eben eine City“, gab Bird zurück, „und das Land drum herum ist die Wasserscheide. Das Gebiet der High Sierra im Osten. Der Küstenstrich nach Norden hin. Es ist schön dort. Es ist das Land der Rotzedern.“

„Ich habe früher davon gehört“, sagte Hijohn, „was sind das für Bäume?“

„Nun, sie sind wie... ja wie Wächter. Wenn du unter ihnen stehst, fühlst du dich geborgen. Beschützt. Sie halten mit ihren Zweigen den Nebel fest. Die Leute sagen freilich, es sei kein Nebel, sondern die Seelen der Verstorbenen, die du geliebt hast.“

Bird wurde in der Erinnerung an die Rotzedern-Wälder von Mount Tamalpais lebhaft. Er roch förmlich ihren Duft, sah ihre rauhe rissige Rinde vor seinem inneren Auge und die duftenden Lorbeerbäume darunter. Eine lange vergessene Melodie fiel ihm wieder ein. Er sang sie.

„Das ist der Rotzedern-Song“, sagte er, „er nimmt das Rauschen der großen, alten Bäume auf.“

Das Lied klang in seinem Inneren nach und unwillkürlich wollte er nach seiner Gitarre greifen. Doch seine Hände schmerzten von alten Wunden, und es gab ihm einen Stich, als er es bemerkte. Aber die Musik ist immer noch in mir, beruhigte er sich. Ich bin immer noch voller Musik, und irgendwie werde ich wieder zu ihr finden.

Es war nun ganz dunkel und die nachtblaue Luft trug schon die Kälte der Nacht herbei. Bird überlegte, ob sie Feuer machen sollten. Doch wie? Sie hatten keine Streichhölzer, sie würden wie die Steinzeitmenschen zwei trockene Hölzer gegeneinander reiben müssen. Eine mühselige Sache, aber er würde es sicherlich schaffen. Er hatte es damals als Jugendlicher gelernt, als er sein Feuer-Jahr absolvierte. Ja, das war typisch für die Schule von Johanna gewesen. Sie war dafür, daß Kinder eine Sache von Anfang bis zum Ende kennenlernten. So übten die Kinder in San Francisco das Feuermachen mit zwei trockenen Hölzchen ebenso wie sie lernten, ein Feuer kunstgerecht wieder zu löschen und dann lernten sie, wie Dampfmaschinen zu bauen waren oder Solar-Heizungen. Ja, eine gute Art und Weise, die Dingen wirklich zu begreifen, dachte Bird. Es war jedenfalls nie langweilig gewesen in Johannas Schule, und alle hatten etwas Vernünftiges, etwas Brauchbares gelernt. Danke Johanna, dachte er, ich wollte du wärest noch am Leben, damit ich dir das selbst sagen könnte. Aber Johanna war tot, gestorben im selben Jahr wie seine Mutter, an derselben Epidemie. Was würdest du mir jetzt raten, Johanna? Wie macht man hier am besten Feuer?

„Versuche dein Glück nicht zu sehr“, hörte Bird Johannas Stimme.

Das war sicher Johannas Geist, aber vermutlich bildete er sich das nur ein, so wie in dem alten Obstgarten. Aber Geist oder nicht, Bird überkam Bedenken. War es unklug, Feuer zu machen? Sie waren im Moment hier sicher. Aber waren sie auch sicher, wenn ein Feuer brannte?

„Es wird kalt“, klagte Littlejohn.

„Laßt uns zusammenrücken, hier unter diesem Abhang“, schlug Bird vor, „so können wir uns gegenseitig ein bißchen warm halten.“ Sie rückten eng zusammen. Das ansteigende Gelände hinter ihnen hielt den kühlen Nachtwind ganz gut ab. Doch das Erdreich war feucht und kalt, Littlejohn klapperte bald mit den Zähnen.

„Denk nicht an die Kälte“, riet Hijohn, „wir können nichts dagegen tun. Denk an etwas anderes. Charlie, erzähl' uns mehr über deine Heimat. Wem gehört dort das Wasser?“

„Wie meinst du das?“

„Nun das Wasser. Wasser zum Trinken, zum Bewässern der Gärten und Felder. Wem gehört das Wasser?“

„Niemandem. Bei mir zu Hause kann niemand Wasser besitzen.“

„Aber irgendwem wird es doch gehören“, meinte Littlejohn, „irgendwer ist immer der Eigentümer.“

„Wir glauben, daß die Vier Heiligtümer niemandem gehören kön-

nen“, erklärte Bird, „und Wasser ist eines der vier Heiligen Dinge. Die anderen sind Erde, Luft und Feuer. Niemand kann diese vier Dinge besitzen, sie gehören allen. Denn das Leben aller Menschen hängt von diesen vier Dingen ab.“

„Genau das wäre doch der Grund, diese vier Dinge besitzen zu wollen“, wunderte sich Littlejohn, „wenn dein Leben davon abhängt, ist es doch gut, so etwas zu besitzen. Jeder wird dir viel Geld dafür bezahlen. Jeder wird es haben wollen, wird stehlen, lügen oder töten dafür.“

„Genau deshalb darf es niemand besitzen“, antwortete Bird.

„Aber wenn das Wasser niemandem gehört, wer entscheidet dann darüber, wer Wasser bekommt und wer nicht?“, wunderte sich Hijohn.

„Das entscheiden wir alle gemeinsam. Viermal im Jahr schickt jeder Haushalt jemanden zum Nachbarschafts-Council. Dort wird dann über die Verteilung des Wassers beraten. Das Council entscheidet auch über die notwendigen Arbeiten an den Bewässerungskanälen und Dämmen. Jeder Haushalt hat seine eigene Zisterne, die mit dem winterlichen Regen gefüllt wird. Das reicht aber nicht für den ganzen Sommer. Deshalb holen wir Wasser aus den Flüssen, von den Sierras und aus den großen Reservoirs auf den Hügeln hinter der Stadt. Das machen wir alle gemeinsam.“

„Und was ist, wenn ihr euch einmal nicht einigen könnt?“

„Wir diskutieren so lange, bis wir uns einig sind. Das klappt schon.“

„Und wenn doch mal nicht?“

„Wir haben uns bisher immer geeinigt. Wir wissen, was uns sonst droht.“

„Was denn?“

„Die Herrschaft der Stewards, oder etwas Ähnliches.“

In der Stille hörten sie die Rufe der Nachtvögel. Der Wind hatte sich gelegt, es war nicht mehr so kalt.

„Nun, wo wir zu Hause sind, da mußt du zahlen“, sagte Hijohn, „die Stewards kontrollieren alle Wasserquellen. Das ist auch der Grund, weshalb sie ‘28 an die Macht kommen konnten. Die Millennialisten unterstützten sie mit Geld. Im Gegenzug erließen die Stewards Gesetze nach dem religiösen Geschmack der Millennialisten. Heute ist jeder gezwungen, für die Stewards zu arbeiten und den Glaubensvorstellungen der Millennialisten zu folgen. Wer das nicht tut, bekommt kein Wasser und keine Lebensmittel zugeteilt.“

Bird seufzte. „Von den Millennialisten haben wir schon in der

Schule gehört. Sie sind Teil unserer Geschichte, die dazu führte, daß wir unsere City neu gründeten. In den zwanziger Jahren hatten sie großen politischen Einfluß. Aber wir können uns heute nur schwer vorstellen, daß irgend jemand sie ernst genommen hat. Das ganze salbungsvolle Gerede von der Wiederkehr Jesu im Jahre 1999 und der Verdammung aller Sünder in die Hölle!“

„Jesus kam und verließ uns Menschen wieder“, sagte Hijohn, „er verließ uns, und seitdem haben wir Menschen die Pflicht, gegen die Sünde zu kämpfen.“

„Und die Menschen bei euch glauben das wirklich?“

„Viele“, nickte Hijohn, „oder geben es zumindest vor. Sie müssen es, wenn sie einen Job wollen, ein Dach über dem Kopf und etwas im Bauch. Oder sie schließen sich den Widerstandskämpfern in den Bergen an.“

„Schwer vorstellbar“, schüttelte Bird den Kopf, „selbst nach den Erlebnissen, die wir hinter uns haben.“

„Für mich ist es schwer vorstellbar, daß es eine City gibt, wo niemand durstig ist“, sagte Littlejohn, „das ist es, wofür wir kämpfen. Daß es soetwas gibt, ist kaum zu glauben.“

„Niemand bei uns ist durstig oder hungrig“, bekräftigte Bird noch einmal, „niemand muß bei uns ins Gefängnis.“ Einige Momente lang zweifelte Bird selbst an seinen Worten. Waren seine Erinnerungen wahr? Hatte er nicht alles nur geträumt? Dann fuhr er fort: „Aber die City ist durch die Epidemie schwer getroffen worden. Ich weiß nicht, wie es heute dort aussieht. Auch deshalb möchte ich wieder nach Hause, um es herauszufinden.“

„Ich habe nicht angenommen, daß du wieder zurück in die Southlands willst“, sagte Hijohn sarkastisch, „aber jemanden wie dich könnten wir gut gebrauchen. Wir haben Geschichten gehört, von Zauberern und Hexen und Menschen mit übernatürlichen Kräften, die nur durch Handauflegen heilen können. Seit ich dich richtig kennengelernt habe, glaube ich dran.“

Bird lachte: „Meine Kräfte sind nicht übernatürlich. Und überhaupt, ich bin nicht sehr geübt darin.“

„Dann bin ich nicht sicher, ob ich jemanden von euch treffen möchte, der in diesen Dingen geübt ist“, gab Hijohn etwas verwundert zurück.

„Erzähl’ mir von den Bergen. Was hast du vorhin gemeint, als du gesagt hast: Wir?“, fragte Bird.

„Komm zu uns in die Berge und du wirst es sehen. Wir kämpfen für das, was ihr in eurer City schon habt. Gegen die Stewards und die Millennialisten. Ein harter Kampf.“

„Für unsere City war es auch nicht einfach. Es gab viele Tote. Aber wir haben es geschafft, wir sind frei!“, meinte Bird.

„Frei, aber für wie lange?“, gab Hijohn düster zu bedenken.

„Ja, für wie lange? Noch sind wir frei“, sagte Bird, „wir wissen, daß die Stewards eine Bedrohung für uns sind, und wir wissen nicht, was wir tun sollen, wenn sie wirklich kommen.“

„Das, was wir auch tun“, Hijohn erhob seine Stimme, „kämpfen! Hungern, dürsten, sterben! Ab und zu gewinnen wir einen kleinen Kampf. Ansonsten hätten wir gern jemanden wie dich, der uns in seine geheimnisvollen Kräfte einweihet.“

„Ich war zehn Jahre nicht mehr zu Hause, Mann. Ich weiß nicht, wer von meinen Verwandten und Freunden überhaupt noch lebt. Vermutlich denken sie alle, ich sei schon lange tot.“

„Dann sind sie auch schon lange damit fertig, dich zu betrauern. Wozu alte Wunden wieder aufreißen? Komm mit uns in die Southlands und hilf uns bei unserem Kampf. Wenigstens für eine Weile“, sagte Hijohn.

„Ich werde es mir überlegen“, sagte Bird ablenkend. Und fragte gleich weiter: „Aber warum heißt ihr eigentlich beide John?“

„Oh, das ist eine alte Tradition. Wenn du in die Berge flüchtest, läßt du alles hinter dir, auch deinen Namen. Du wirst anonym: John. Es ist auch als Ehrung für John, den Eroberer gedacht, den Geist, der mit den Sklaven von Afrika hierher kam. Er gibt den Hoffnungslosen neue Hoffnung. Denn um ehrlich zu sein, wir haben nicht viel Hoffnung, unseren Kampf zu gewinnen. Aber wir geben nicht auf.“

Bird hörte heraus, was Hijohn nicht sagte: Wir sind verzweifelt! Er spürte wie Hijohns Kampfwille ihn mitriß. Selbst in der Dunkelheit spürte er seinen Blick glühend auf sich gerichtet. Aber er mußte nach Hause. Er mußte wissen, ob es überhaupt noch ein Zuhause gab. Hijohn schwieg jetzt. Bird roch, wie der Salbei-Wind sich vom Land erhob und aufs Meer strich.

Littlejohn lag neben ihnen und schlief. Jetzt richtete er sich auf und gähnte: „Ich bin eingnickt. Seid ihr immer noch nicht müde genug?“

„Ja, schlafen wir jetzt ein wenig“, nickte Bird, „morgen können wir entscheiden, wohin wir gehen.“

Als die Sonne aufging, erwachte Bird. Die Kälte der Nacht hatte sich in seine Knochen und jeden Muskel gefressen. Er fühlte sich steif und zerschlagen. Ein Blick auf Hijohn sagte ihm, daß es diesem nicht

anders ging. Der kühle Wind, der vom Wasser hereinwehte, schmeckte nach ungebändigten Fluten. Bird brachte den Geistern Dankbarkeit entgegen für den feuchten Nebel auf seinem Gesicht, für die Abwesenheit von Mauern zwischen sich und den Elementen. Sie aßen Äpfel und die letzten Beeren und Walnüsse.

„Bist du immer noch entschlossen, nach Norden zu gehen?“ fragte Hijohn.

„Yeah“, gab Bird zu, „und du? Nach Süden?“

„Yeah.“

„Aber der Weg nach Süden führt an unserem Gefängnis vorbei. Dort willst du doch sicher nicht wieder hin?“

„Schau“, sagte Hijohn. Er griff nach einem Stöckchen und kratzte eine grobe Landkarte in das Erdreich, „hier ungefähr sind wir.“ Er deutete mit dem Stock auf eine Stelle. „Hier ist das Arbeitslager. Es liegt in einer leicht hügeligen Gegend. Hier sind die Berge, nördlich vom Arbeitslager. Beide liegen auf dieser großen Halbinsel, mehr im Westen. Deshalb muß ich nach Osten in die South Coastal Hills. Von dort aus finde ich den Weg zurück nach Angel City.“

„Das ist ein weiter Weg“, staunte Bird, „und das ganz allein?“

„Nicht allein. Es gibt Freunde in diesen Bergen. Die helfen. Bei dir ist es etwas anderes. Nördlich von hier wirst du ins Dünengebiet kommen. Da ist wenig Deckung. Danach kommen wieder Berge. Noch weiter nördlich stößt du dann auf Slotown. Dort verläuft auch die alte Küstenstraße den Strand entlang. Die Steward-Armee kontrolliert diesen Abschnitt. Das Umgehen der Straße in Richtung Osten ist gefährlich, da gibt es Minenfelder. Aber wenn du es schaffst, bis zu den Irish Hills westlich von Slotown durchzukommen, dort haben wir Freunde, die dir weiterhelfen werden.“

„Danke“, sagte Bird, und wandte sich an Littlejohn, „und du?“

Littlejohn zuckte zusammen: „Niemand erwartet mich in den Southlands. Ich schätze, ich begleite dich ein Stückchen.“

„Gut“, nickte Hijohn, „dann heißt das jetzt Good bye! Es ist ein bißchen wenig, nur danke zu sagen. Aber es kommt von Herzen: Ich danke dir, Bird!“

„De nada“, sagte Bird auf spanisch. Er legte Hijohn die Hände auf die Schultern und gab ihm eine letzte Woge von Energie ab. Er fühlte, wie auch seine Muskeln sich entspannten, während er die Energie aus der Erde heraufzog.

„Que te vaya bien, que vayas con Diosa. Que nunca tengas hambre. Que nunca tengas sed.“

„Was heißt das?“ fragte Littlejohn.

„Laß es dir gut gehen, möge die Göttin dich begleiten, mögest du niemals hungern und niemals durstig sein“, verabschiedete sich Hijohn.

„Niemand durstig“, sagte Bird nachdenklich.

„Merry meet, and merry part“, lachte Bird. „So sagen die Hexen aus dem Norden.“

„Ja, das sagen meine Leute auch“, sagte Littlejohn. „And merry meet again.“

„Gebt auf euch acht.“

Bird füllte Hijohn die Taschen mit den restlichen Äpfeln und Eicheln. Dann sahen sie zu, wie Hijohn durch den Bach watete und hinter einer Biegung verschwand.

„Okay“, nickte Bird nun Littlejohn zu, „gehen wir!“

Über dem kleinen Waschbecken im Zimmer neben der Krankenstation hing ein handgemaltes Schild: Tragt Masken, schützt Euch vor der Epidemie! Darunter hatte jemand gekritzelt: „Damit bist Du gemeint, Madrone!“ Es war Sam’s Handschrift.

Madrone fühlte sich stark versucht, etwas Bissiges darunter zu schreiben, aber sie hielt sich zurück. Es war hoffnungslos, Sam zu erklären, daß sie ganz andere Möglichkeiten hatte, sich vor Ansteckung zu schützen, er würde es ja doch nicht verstehen. Und wenn ihr magischer Schutz vor dieser Krankheit versagte, würde ihr auch eine Maske nicht mehr helfen können. So war das.

Sie hielt ihre Hände unter den kalten Wasserstrahl, atmete tief aus und ein. Langsam fühlte sie neue Stärke, ihre Verbindung zu Mutter Erde erneuerte sich. Ihr unsichtbarer Abwehrschild strahlte, nur für sie sichtbar, ein geheimnisvolles Licht aus. Sie wußte, das waren die Abwehrkräfte, die sie in äußerster seelischer Sammlung in der Ch`i-Welt gefunden hatte. Sie fühlte diese Kräfte um sich herum summen, wie einen Schwarm unsichtbarer Bienen. Sie stand still und betrachtete sich im Spiegel, während helle Lichter ihren Körper umzuckten, wie Botschaften aus einer anderen Welt. Dann erblickte sie im Spiegel hinter sich ein uraltes Frauengesicht, zerknittert und von tiefen Furchen durchzogen. Eine geheimnisvolle Stärke und Würde ging von diesem Gesicht aus, die unzähligen Runzeln leuchteten wie ein Spinnennetz im Mond. Madrone fühlte Hände auf ihren Händen, starke Hände, gute Hände. Da drehte sie sich um und öffnete die Tür zu dem nächstgelegenen Krankenzimmer.

Der große Raum war vollgestellt mit Betten. In den meisten lagen Kinder. Sie schienen besonders anfällig für diese Epidemie zu sein. In

der unteren Halle lagen Männer, und in einem besonderen Raum die schwangeren Frauen. Sie würde sie später besuchen. Sie hielt für einen Moment in ihren Bewegungen inne, die Luft war stickig, es roch nach Schweiß, ja, Madrone gestand es sich nur ungern ein, nach Tod. Über allem lag der leicht beißende Geruch von Heilkräutern, die Lou neben einem kleinen Jungen in einem gußeisernen Töpfchen verbrannte. Der Junge lag wie leblos auf der Seite, sein Rücken war mit Akupunktur-Nadeln gespickt. Madrone sah schweigend zu, wie Lou die Nadeln eine nach der anderen vorsichtig wieder herauszog, den Jungen wieder auf den Rücken drehte, und die Decke sorgfältig über ihn breitete.

Wie stets, wenn sie Lou sah, mußte sie auch gleich an Sandy denken. Beide hatten das gleiche schwarze, seidig glänzende Haar. Lou hatte ihres zwar kurz geschnitten, während Sandy es sehr lang trug. Normalerweise trug er es zu einem Knoten geschlungen und hochgesteckt. Aber sie konnte sich gut vorstellen, wie er in einer Liebesstunde sein Haar öffnete und damit das Gesicht der Geliebten umhüllte, so daß sie beide allein zu sein schienen unter diesem Zelt aus seidigen Haaren. Sie hatte oft genug unter diesem Zelt gelegen, ihre Finger durch dieses wundervolle Haar gleiten lassen. Es war wie ein dichter Wald aus silberschwarzen Birken.

Lous Augen beobachteten sie über die Gesichtsmaske hinweg.

„Du hast unser Meeting verpaßt, Liebes“, sagte sie. Und mit einem scharfen Blick auf sie: „Sam hat geschworen, wenn er noch einmal jemanden von uns ohne Gesichtsmaske antrifft, gibt er uns eine Anschauungsstunde in Vivisection.“

„Mit anderen Worten, er will uns lebend die Haut abziehen“, sagte Aviva, die hinzukam. „Er wird wirklich wütend sein, Madrone, und er hat sicher Grund dazu.“ Avivas schwarze Locken waren sorgfältig unter einem weißen Käppchen versteckt, und ihr weißer Kittel war fleckenlos sauber.

Madrone schüttelt den Kopf. „Er weiß, daß ich ganz andere Möglichkeiten habe. Und seit wann, bitte, stellt er die Regeln auf?“

„Wir alle haben seinen Anordnungen zugestimmt“, meinte Lou bedächtig.

„Wir alle? Und wann? Ich bestimmt nicht!“

„Wenn du die Meetings versäumst, verpaßt du natürlich auch die gemeinsamen Entscheidungen“, parierte Lou.

„Ich mußte zum Council. Ich kann nicht an zwei Orten gleichzeitig sein“, gab Madrone zurück.

„Nicht?“ Lou hob die Brauen, „Was für eine Sorte Hexe bist du?“

„Ich gehöre zu den Wicked Witch of the West“, Madrone sagte es mit stolzem Unterton. Dann machte sie eine wegwerfende Bewegung und holte sich eine der bereitliegenden Gesichtsmasken. Sie fühlte sich dem Ersticken nahe und machte eine verzweifelnde Grimasse: „Ich hasse so etwas.“

„Keiner von uns hat Spaß daran“, sagte Aviva freundlich.

„Du siehst so müde aus“, sagte Lou, „hast du nicht gut geschlafen?“

„Du denn?“

„Du arbeitest zu viel“, begütigte Aviva.

„Und du nicht? Du bist seit fünf Uhr morgens hier, und ihr zwei sicher noch länger?“

„Laßt uns aufhören, davon zu reden“, warf Lou ein, „erzähle lieber, wie es beim Council war.“

„Die Leute bekommen allmählich Angst“, berichtete Madrone von ihrem Eindruck.

„Wir alle haben Angst“, meinte Aviva, „was hältst du von dieser Epidemie? Glaubst du, es ist eine künstlich erzeugte Epidemie – durch die Stewards?“

„Ich persönlich glaube das nicht“, sagte Lou entschieden, „ich glaube nicht, daß dies eine Verschwörung der Stewards ist, die Strafe eines rächenden Gottes oder ein geglückter Angriff von Unbekannten aus dem Weltraum. Alles Quatsch. Wir müssen diese Epidemie nur überstehen – weiter gibt es dazu nichts zu sagen.“

„Und was willst du von mir?“ fragte Madrone.

„Wunderbare Heilungen“, gab Lou zurück, „während ich dran arbeite?“

Sie besprachen, welche Fortschritte ihre Fälle machten.

Dann drehten sich Lou und Aviva auf dem Absatz um, während Madrone ruhig stehen blieb. Sie blickte über den Raum, sammelte ihre Kräfte. Dann ließ sie sich eine Stufe tiefer in Trance fallen. Die Körper der Kranken verschwammen unter ihrem Blick zu diffusen Gestalten. Madrone wartete, äußerlich gelassen, innerlich unter Hochspannung, auf einen Befehl, einen Hinweis, sie wußte selbst nicht, auf was sie wartete. Ich werde schon herausfinden, was ich tun muß, beruhigte sie sich. Große Göttin, zeig mir, was ich tun muß, und ich werde es tun, was immer es ist.

Das Licht verschwamm ihr vor den Augen, hell und dunkel, dunkel und hell, Schatten tauchten auf und verschwanden wieder. Schließlich ging Madrone zum Bett eines Mädchens, das ihr am nächsten lag. Sie setzte sich neben sie aufs Bett und bettete das Kind an

ihre Schulter. Die Kleine lastete schwer in ihren Armen, halb bewußtlos. Madrone fühlte die Aura des Todes um das Mädchen schweben. Sie blies dem Kind ihren eigenen frischen Atem ins Gesicht, wieder und wieder und wieder. Eine lange Zeit der Stille verging so, nichts war zu hören außer dem Murmeln und Stöhnen der anderen Kranken und ihrem eigenen Atem. Ihrem Atem, der über das Gesicht des Mädchens strich, tiefer und tiefer in den kranken kleinen Körper eindrang, der sich auf geheimnisvolle Weise zwischen Angst und Pein, zwischen Schmerz und Tod drängte. Die Kraft des Ch'i, die Energie meiner Seele, dachte Madrone, während sie fühlte, wie der Körper des Mädchens leichter und leichter wurde, wie neues Leben durch den kleinen Körper strömte und die Atemzüge regelmäßiger und kräftiger wurden. Ch'i, die Kraft des Lebens.

Fast automatisch streichelte Madrone mit ihrer nun kühlen Hand dem Mädchen die fieberheiße Stirn, sie fühlte, wie ihre Lebensenergien durch die Fingerspitzen in den Körper des Mädchens eindringen. Sie fühlte aber auch, das war eigentlich nicht ihre eigene Hand. Es waren andere Hände, Hände hinter ihr, Hände uralter Frauen, weiser alter Frauen, und dahinter das knöcherne Gesicht der einen Uralten, La Vieja, der Großen Schnitterin des Todes.

Während Madrone so am Bett des Kindes saß, verblich vor ihren Augen die äußere Welt. Sie fühlte sich in den Bauch der Spinnenfrau versetzt, sah, wie Spinnweben die ganze Welt umgarnten und einfingen. Sie sah alles glühen und schimmern, wieder verdämmern und heller werden, roch den Duft frischer Kräuter und den leisen Aashauch des Todes. Dazwischen erkannte sie das Spinnwebnetz des Lebens. Die vielen verschiedenen Möglichkeiten der menschlichen Entfaltung, zwischen den Hohlwegen, den Tälern und den kurvigen Straßen über die Hügel zu fernen Zielen. Sie wußte, daß sie hier zu Hause war, seit grauen und undenklichen Vorzeiten, auf der Jagd, ein Mittel gegen Fieber und Krankheiten zu finden. Aber vergeblich.

Madrone wußte, es mußte noch andere Wege geben. Andere Wege, wenn auch viel gefährlichere. Alle hatten sie davor gewarnt. Einige Heiler, die es versucht hatten, waren gestorben. Aber sie wollte, sie mußte es einfach versuchen. Ihr Wunsch danach war übermächtig. Die City mußte leben, die Epidemie mußte gestoppt werden. Gefährlich oder nicht, es gab zuviel zu tun für die Gemeinschaft, und sie hatten ohnehin nicht genügend Hände für die vielen Aufgaben. Jedes einzelne Menschenleben war für die Gemeinschaft in dieser City wichtig.

Bin ich stark genug? Diese Frage stellte sich Madrone mit leiser Angst im Herzen.

Sie wurde plötzlich ganz ruhig. Heiß durchflutete sie das Gefühl von Stärke, von Zuversicht. Niemand würde ihr die Frage beantworten. Sie selbst mußte sie beantworten, und dazu gab es nur einen Weg. Ihr Göttinnen und Götter, ihr meine Ahnen, ihr alle seid diesen Weg gegangen, dachte sie. Aber niemand würde erscheinen und ihr die Entscheidung abnehmen. Es lag allein bei ihr, nur bei ihr, es war ihr *geis*. Sie gebrauchte unwillkürlich das alte keltische Wort für den Mut, der nötig ist, eine unbekannt und gefährliche Aufgabe in Angriff zu nehmen, für den Mut, der unabänderlich aufzuwenden ist, um ein Tabu zu brechen.

Das Kind in ihren Armen stöhnte. Das Mädchen war etwa sechs Jahre alt, ihr schönes braunes Haar war zu Zöpfen geflochten und mit blauen Bändern zusammengebunden. Irgend jemand sitzt zu Hause und sorgt sich um sein geliebtes Kind, hat ihr so sorgfältig und liebevoll die Zöpfe geflochten. Vorsichtig entspannte sich Madrone. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit weg von dem Kind, mehr auf sich selbst, öffnete behutsam ihr Inneres den geheimnisvollen Mächten. Sie nahm die Maske ab. Wie von starker Hand niedergedrückt, sank ihr Kopf über den Solarplexus des Kindes, sie spitzte die Lippen und saugte die unsichtbare Krankheit aus dem schwächtigen Körper heraus. Sie fühlte, wie der alte Mund der Schnitterin aufnahm, was sie aus dem Körper des Kindes saugte. Die Aura des Mädchens löste sich und wurde wieder klar.

Dies war, wie sie wußte, eine Jahrtausende alte Heilmethode, eine nicht ungefähliche. Schamanen und Medizinmänner überall auf der ganzen Welt hatten sie angewandt: Die Krankheit aus dem Leib des Kranken herausaugen und sie im eigenen Körper unschädlich machen.

Unmittelbar danach begann Madrone zu fürchten, sie hätte einen Fehler gemacht. Es war alles so leicht gewesen. Viel zu leicht. Doch dann fühlte sie ein Rauschen in ihren Ohren, Fieberhitze stieg ihr ins Gesicht. Sie spürte, wie etwas Heißes ihren Körper durchzitterte, ihr in den Kopf, in die Augen und ins Gehirn schoß. War dies der Tod? Was hatte sie nur falsch gemacht? Ihr schwindelte und sie lehnte sich, plötzlich zu Tode erschöpft, gegen die Mauer, Schweißperlen auf der Stirn. Sie versuchte, die Götter anzurufen. La Vieja, die Große Schnitterin. Madrone fühlte plötzlich ihr Alter schwer auf sich lasten. Das Blut schoß ihr heiß durch die Adern, die Hitze verbrannte ihre Jugend.

Diosa, wie schnell sich die Dinge veränderten! Warum fiel ihr nicht der Name einer einzigen Göttin ein, die sie um Hilfe anflehen konnte, warum keiner der mächtigen Namen? Und wie die Kräfte nutzen, die sie ihr vielleicht schickten? Hatte sie alle diese Dinge vergessen, die sie doch seit frühester Kindheit kannte? Flehend bat sie darum, wieder Kind zu sein, wieder auf den Schoß ihrer Mutter klettern zu können und sich geborgen zu fühlen. Aber ihre Mutter Rachel war schon vor langer Zeit im fernen Guadeloupe gestorben. Rio war gekommen und hatte sie nach Kalifornien mitgenommen. Aber auch er war tot, und nun hatte sie nur noch Maya. Yemaya, diese Göttin der Kraft, diese Göttin von fern über dem Ozean. Ja, das war nun ihre Mutter, nur sie konnte sie vielleicht noch schützen und ihr neue Kräfte spenden oder sie ertrinken lassen.

Ich ertrinke, Mama, Yemaya. Hilf mir, schick' mir Hilfe, schick' mir jemanden, der mich rettet. Dann war da ein Rauschen in ihren Ohren, es klang wie die anrollende Brandung des Meeres. Sie sah ein Gesicht mit dem Glanz des Mondlichts in den Augen, eine uralte Mondin, ein Altweiber-Mond, milchiges Licht blitzte auf der Sensenklinge der Großen Schnitterin des Todes. Die Meereswellen zerrten an ihren Füßen, Dunkelheit ringsumher, eine lebendige Dunkelheit, und aus ihr heraus trat ein leuchtendes Etwas mit zwei Köpfen, blutrote Rachen öffneten sich, furchterregende Reißzähne richteten sich drohend auf sie, Schlangenhäupter mit schmalen Augen blitzten ihr entgegen. Gelblich glühend irisierten die Schlangenaugen im Mondlicht. Madrone streckte beschwörend die Hände aus.

„Coatlucue, Große Schlangengöttin“, flüsterte sie bebend, „Tiamat, Mutter aller Götter. Hilf mir, verstecke mich in dir, schütze mich!“ Die Schlangenhäupter wichen zurück, wie die Meereswellen an der Küste zurückströmen, zischelnd, rauschend. Die Schlangenköpfe bogen sich, wandten sich einander zu und verschmolzen dann zu einem einzigen Kopf, der blitzschnell auf Madrone zuschoß. Sie roch den Hauch von Blut und schmeckte den salzigen Geschmack des Ozeans. Sie sah die gespaltene Zunge auf sich losschießen, spürte wie sie an den Hüften umschlungen wurde. Dann versank sie in ein Meer von Dunkelheit und alles um sie herum brannte, mühsam öffnete sie die Augen und sah direkt in die Augen der Schlange. Sie wand sich, sie kroch, sie glitt über ein Netzwerk schimmernder Pfade, überwältigt vom scharfen Geruch von Verwesung und Tod, der sich in ihrer Nase festsetzte. Sie fühlte sich verfolgt, aber sie hatte keine Beine, um zu fliehen, nur die Muskeln in ihrem Leib zuckten und bewegten sich wie in Wellen.

Längst hatte sie jedes Gefühl für Zeit verloren. Sie durchwanderte Welten voller Energien, lichte, kraftvolle Wälder der Schönheit und Gesundheit, die neben einem Meer von krankem Schleim und Blut wuchsen über dem der Mond sanft schimmerte. Sie konnte ihre Verfolgerin bereits riechen, hören, schmecken. Sie kam näher und näher.

Plötzlich schoß sie aus den Bäumen zu ihrer Rechten. Madrone fühlte sich hart am Hals gepackt und gewürgt. Sie rang nach Luft, kämpfte, wollte sich befreien, von dem, was stärker war als sie. Sie versuchte zu schreien, es ging nicht, sie versuchte zu beißen, aber sie bekam den Mund nicht auf. Sie keuchte und strampelte, rang nach Luft. Die Schlange zischte an ihrem Ohr, bog ihr Haupt zurück und schoß blitzschnell auf sie los. Sie schrie und riß sich los, Luft, endlich einen richtigen Atemzug tun! Scharf gruben sich die Zähne in ihre Haut, noch einen Moment und die Schlagader wäre durchbissen und sie würde sterben. Sie nahm all ihre Kräfte zusammen, aber umsonst. Dann ein scharfes Reißen, der mörderische Würgegriff lockerte sich, etwas fiel zur Seite. Sie sah ein Rieseninsekt, aber konstruiert, aus grauen Metallformen zusammengenietet. Auf seinem Rücken festgeklammert in einen merkwürdig altmodischen Fahrradlook war ein riesiges Röhrensystem. Das alles erinnerte sie an den gewöhnlichen Erkältungsvirus, wie er in der Ebene auftrat. Während sie das Ding beobachtete, erhob sich das metallene Monster in die Luft und ließ sich auf sie niederfallen. Und sie kämpfte mit ihm, aber je mehr sie schlug und sich drehte, umso schwerer verletzte sie sich. Das Ding ergriff sie von hinten und schwenkte sie herum. Sie sah den Erdboden sich drehen und die Bäume. Nur noch einen kurzen Moment und es würde ihr den Verstand rauben. Sie war im Begriff zu sterben, wie Sandy und die anderen gestorben waren. Dieses Etwas war größer als sie und würde sie auf einem Baum töten. Einem Madrone-Baum.

Madrone. Doch als sie so ihren Namen aussprach, fühlte sie neue Kraft. Sie schlüpfte aus ihrer Haut und segelte durch die Lüfte. Die Schlange war eine Verwandte der Vögel, seit undenklichen Vorzeiten. Und ähnlich dieser Verwandtschaft würde sie sich nun verwandeln, mit dem Ch'i ihres Körpers würde sie lange Beine und Flügel ausbilden. Als Vogel schwang sie sich hoch durch die Lüfte auf die Wipfel der Bäume und ließ das Ding zurück mit einer Klaue voller Schlangenhaut.

Sie fühlte ihre Vogelschwingen kraftvoll die Lüfte zerteilen. Sie hatte keine Zeit, herauszufinden, was für ein Vogel sie sei. Ihre Schwingen irisierten grau und blau und der Schweif war ziemlich

lang. Der Vogel taumelte, als sich Madrones Körper in einer anderen Wirklichkeit wieder von Fieberwellen ergriffen fühlte. Dann griff das Ding erneut an, indem es den Baum entwurzelte, in dem Madrone, der Vogel, Zuflucht genommen hatte. Sie floh, verzweifelt mit den Flügeln schlagend, höher und höher in das Blau des Himmels empor. Als Vogel konnte sie nur flüchten, aber sie konnte ihren Angreifer nicht attackieren.

Sie fühlte ihre Kräfte erlahmen, mehr und mehr. Sie war zu schwach, sie mußte einen Augenblick ausruhen können. Die Kraft einer Schlange, dachte sie intuitiv, liegt auch darin, sich zu wandeln, die Haut abzustreifen, sich zu erneuern, immer wieder und wieder. Mit einem mächtigen Schlag ihrer Flügel machte sich Madrone frei, schlüpfte aus ihrem Flügelkleid, es wirbelte zerstiebend in die Tiefe, während ihr Körper leicht und frei in die Höhe schnellte, leicht, frei und klein schoß sie zwischen ein Distelgestrüpp und war verschwunden. Sie hörte, wie geisterhaft und böse grollend, zischelnd nach ihr gesucht wurde.

Vorsichtig schob sie ihren Kopf aus dem Distelgestrüpp und sah das unbekannte Monster vor sich liegen oder vielmehr seine leere Hülle. Schnell kroch sie hinein, machte sich ganz klein und dann wieder groß, um ihren Körper dieser neuen Hülle anzupassen. Irgendwo hörte sie das Monster grollen, ihr Körper schmerzte sie überall, aber sie kroch langsam vorwärts. Schmerzen schossen durch ihren Körper. Langsam kroch sie aus dem Schlüsselloch und dann am Körper dieses Monstrums hinunter, über zusammengenietete Metallplatten. Es drehte und wendete sich und machte Jagd auf sie. Die Oberfläche war rutschig, doch ihre Fliegenfüße fanden Halt, und ihre Flügel halfen ihr, die Balance zu halten. Sie bewegte sich auf der schimmernden Oberfläche bis sie an einen riesigen Stellbolzen auf dem Rücken gelangte.

Sie brauchte ein Werkzeug. Sie dachte wieder an den Ozean, an die zunehmende Mondin, die gerade außerhalb ihrer Reichweite schien. Sie brauchte Hände, mit denen sie zupacken konnte, eine Form, wie ihren eigenen menschlichen Körper, der irgendwo lag, schwitzend, keuchend und diesem Kampf Raum gab. Mujer Serpiente, Mutter des Wandels, laß mich ich selbst sein, inmitten meines Selbst. Wieder verwandelte sie sich und hockte nun in Menschengestalt dem Ding auf dem Rücken wie ein Affe.

Wieder schrie und wand sich das Monstrum, drehte sich, bäumte sich auf, um sie abzuwerfen. Sie hielt sich fest, mehr konnte sie nicht tun. Sie konnte den Bogen aus Mondlicht nicht erreichen, konnte keine

Veränderung herbeiführen. Das Monster bewegte sich mit erschreckender Kraft, die umgebenden Bäume zerbarsten. Es sprang auf und warf sich mit aller Macht auf den Rücken. Schmerz zerriß sie schier. Sie wurde zusammengestaucht, war nicht in der Lage zu atmen. Kopf und Augen pochten. Der Wald war zertrümmert, der Strand zerklüftet.

Ganz entfernt ahnte ein Teil von ihr, was sie da sah: Es war die Reflektion der Ch'i-Welt über die Verschlechterung ihres eigenen Körperzustandes. Nun entstanden Löcher im Ozean, in denen das Wasser in Strudeln eingesaugt wurde, und die Wasser rissen den Wind und das Mondlicht mit sich. Der Meeresgrund fiel trocken. Und sie streckte sich abermals nach der sinkenden Mondin, und diesmal konnte sie sie fassen und hielt sie fest in der Hand.

In ihren Händen wuchs das Mondlicht zu einem Schraubenschlüssel, der sich wand und aufbäumte. Madrone hielt sich mit der linken Hand fest am Rücken des Monsters, während sie mit der rechten Hand den Schlüssel über den Bolzen legte und ihn zu drehen begann. Der Bolzen war festgefroren. Verzweiflung stieg in ihr auf. Sie hatte nicht die Kraft, ihn zu bewegen. Ihre Beine verkrampften sich und ihr Griff verlor an Kraft. Schweiß rann ihr übers Gesicht. „Mama, Yemaya, Johanna, irgendjemand, wer auch immer“, jammerte sie. „Te suplico, ich bitte dich, hilf mir!“

Sie rief ihre letzten Kraftreserven zusammen und ließ sie alle in ihren Arm, in ihren Griff fließen. Das Monster warf sich hin und her, ihr Kopf wurde vor und zurückgeschlagen, bis ihr Nacken von dem Peitscheneffekt schmerzte. Aber sie hielt den Schraubenschlüssel fest umklammert und ließ nicht locker. Er schien sich zu bewegen, ganz langsam. Wieder warf sich das Untier mit aller Macht auf sie. Wieder schoß der Schmerz durch ihren Körper. Ihre linke Hand verkrampfte sich zur Kralle wie die metallischen Klauen des Monsters.

Der Schraubenschlüssel rutschte ab und sie brachte ihn mit einer ungeheuren Kraftanstrengung zurück an den Bolzen. Er bewegte sich wirklich und sie drückte noch fester. Der Bolzen machte eine Vierteldrehung.

Plötzlich war Hoffnung da, und diese Hoffnung gab ihr neue Energie. Sie drehte den Bolzen einmal und noch einmal. Das Tempo der Maschine wurde geringer. Es bellte und kreischte, aber die Bewegungen hatten jetzt weniger Kraft. Alles tat ihr weh, aber Zentimeter für Zentimeter lockerte sie den Bolzen.

Das Ende kam plötzlich. Der Bolzen drehte sich, der Kopf des Monstrums fiel klappernd zu Boden. Sie saß auf einem Haufen von Metallgewirr, der nach Aceton roch.

Madrone saß ganz still. Sie fühlte sich kühl. Das Fieber in der physischen Welt schien gebrochen. Die Krisis war überstanden, aber sie war auf allen Daseinsebenen erschöpft, so als wäre ihr Lebenskraft abgesaugt worden. Sie hatte gewonnen, aber sie war nicht sicher, ob es ihr gelingen würde, zurückzukehren.

Nur langsam wurde ihr bewußt, daß die Landschaft sich verändert hatte. Wald und Ozean waren verschwunden. Stattdessen befand sie sich an einem Ort, an dem sich die Pfade aller Möglichkeiten trafen, so wie viele Stränge sich zu einem Tau vereinigen, so wie unabwendbare Wendungen sich in Straßen verwandeln. Drei Straßen. Drei Kreuzwege. Sie befand sich genau im Zentrum, wo die drei Straßen zusammentrafen. Auf einem dreibeinigen Hocker auf der Mitte der Kreuzung saß eine alte, alte Frau im Straßenstaub und sah ihr ins Gesicht. Ihr schwarzes Gewand war aus einem Stoff, wie ihn Madrone noch niemals gesehen hatte. Er verhüllte ihre Figur vollständig, nur das runzelige alte Gesicht war unbedeckt. Sie erinnerte Madrone sofort an La Vieja, die Schnitterin. Das Gesicht verwandelte sich langsam in einen Schlangenkopf. Meine Kleidung ist rot und schwarz, dachte Madrone zusammenhanglos, wie die Farben von Guadeloupe. Sie hörte merkwürdige Geräusche und sah sich um. Zu ihren Füßen wanden sich unzählige kleine Schlangen, die schuppigen Leiber leuchteten im Sonnenlicht und ihr zischendes Züngeln über-tönte alles. Und dann konnte sie ihr Singen hören:

Muyer Serpentine, cambia su piel,

Snake woman, shedding her skin...

Schlangenfrau, du wechselst deine Haut...

Die singenden Töne lagen in der Luft, und das sanfte Zischeln wurde lauter. Der Schlangenkopf schien sich aufzuspalten. Darunter konnte sie La Vieja sehen, Tiamat, die Dragon Lady, die Schlangenfrau – deren Gesichter übergingen in das Antlitz von Coatlicue, Mutter aller Götter, genannt Cihuacoatl. Das Gesicht war kalkweiß, als sei es mit dem Staub zerfallener Gebeine gepudert. Madrone neigte voller Ehrfurcht ihr Haupt. Die Schlangenfrau hatte die Kiepe vom Rücken genommen und hielt sie Madrone hin.

Madrone streckte die Hand danach aus und plötzlich war es ein Schlangentrachen, ein Geburtskanal, der pulsierend etwas vorantrieb, das nur ihre geschickten Hände ans Licht bringen konnten. Aber was sie zu Tage förderte, war kein Kind, sondern ein Bündel, eingehüllt in rotes und schwarzes Tuch. Sie wickelte es aus. Es war ein Messer aus schwarzem Obsidian. Madrone zitterte vor Angst. Was bedeutete das? Tod? Sie nahm das Messer in die Hand. Es fühlte sich gut an in

ihrer Hand, wie das blitzende Skalpell, mit dem sie nach einer Geburt die Nabelschnur eines Neugeborenen sauber durchtrennte. Das war die Vollendung einer jeden Geburt, und gebären hieß ans Licht bringen, und auch der Tod war ein Zerschneiden der Schnur und ein ins Licht geben. Vielleicht sogar in ein größeres Licht. Sie sehnte sich nach diesem Licht, sehnte sich danach, sich hineinfallen zu lassen, in die Tiefe jenseits der Tiefe, in die Stille, die nichts als Frieden bedeutete.

Von ihrem eigenen Nabel führte eine dunkelrote, dunkelblauschwarze Nabelschnur, die sie hielt. Nur dieses Obsidian-Messer, das wußte sie im selben Moment, konnte sie befreien. In einem Augenblick. Wenn sie sich erinnerte, aber an was? Sie war in der Mitte von irgendetwas. Sie mußte denken, aber was? Ganz von fern hörte sie etwas wispern. Ihren Namen: Madrone.

Oh, sie würde jetzt so gern bei Sandy sein. Und bei den anderen: Rachel, Johanna, Rio. Und bei Bird. Sie hatte nicht sterben wollen in den Händen des Monsters. Aber sie fühlte, es war La Serpiente, die Todesgöttin, die ihr einen Platz neben sich anbot. Der Tod würde ihr endlich Ruhe bringen. Aber da war das Monster – das Ding, über das sie nachdenken mußte. Ach nein, es war das kleine Mädchen neben ihr. Und in den Betten daneben noch mehr Kinder. Und in den anschließenden Räumen weitere kranke Menschen, Männer und Frauen. Was sollte sie tun? Ihre eigene Existenz erschien ihr plötzlich so unwichtig.

Die Nabelschnur in ihrer Hand bewegte sich, sie hatte sich plötzlich in eine Schlange verwandelt. Eine Schlange mit dem steinernen, kalten Gesicht von Coatlicue, der Göttin, die Menschenopfer verlangte. Ihre Augen blickten nicht böse, nur unnachgiebig. Diese scharfen Augen sahen alles, diese Augen boten aber auch Schutz und Frieden – bis in alle Ewigkeit. Diese Augen waren ihre Bestimmung.

Ihre Hand hielt das Obsidian-Messer. Ihre andere Hand hielt die Nabelschnur. Es gab immer eine Wahl. Es gab immer eine Entscheidung am Kreuzweg.

„Leih’ mir das Messer“, sagte sie, „und ich will dein Instrument sein.“

Ihre Augen waren weit geöffnet, als jemand sich über sie beugte und ihren Arm drückte. Sie blinzelte und atmete tief.

„Madrone“, hörte sie jemanden sagen, „Madrone, hörst du mich? Erkennst du mich, ich bin Aviva.“

Madrone nickte langsam. Ihr war übel. „Ich bin okay.“

Das Kind in Madrones Armen schlief friedlich. Sie ließ es vorsichtig wieder aufs Bett gleiten. „Hilf mir“, fauchte sie die verblüffte Aviva an. An ihrem Arm taumelte sie ins Badezimmer und übergab sich. Sie sank erschöpft zu Boden, von Schüttelfrost gepeinigt. Sie rief Erde und Feuer auf, ihre unsichtbaren Wunden zu heilen. Die Wunden ihres Geistes, ihrer Seele.

Jetzt war sie nur noch müde. Aber in ihrem Herzen brannte ein Feuer, neue Kräfte durchströmten sie. Aviva stützte sie, und so kam sie wieder auf die Füße, obwohl ihre Knie noch nachgaben. Sie sprengte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Tief einatmen, tief ausatmen, befahl sie sich. Sie lebte, und das war schon ein Sieg. Sie hatte diese Sache durchgestanden, das war ein weiterer Sieg. Und sie konnte sogar ohne Hilfe wieder aus dem Badezimmer gehen.

„Was ist denn passiert?“ fragte Aviva ängstlich, während sie einem der kranken Kinder die fieberheiße Stirn mit einem feuchten Tuch abwischte, „warst du ohnmächtig?“

„Es ist alles okay“, sagte Madrone statt aller Erklärungen, aber in Gedanken durchlebte sie den ganzen Höllenritt noch einmal. Ihre Hände brannten. Sie sah, wie Aviva sich um das kranke Kind bemühte. Sie trat auf die beiden zu und legte ihre feurige Hand auf den Hals des Kindes. Es zuckte zusammen, ein dunkles Etwas floh. Das Kind atmete tief und erleichtert auf. Ja, dies war der Weg, dachte Madrone. Und es war nun so einfach. Nur, daß sie so müde war. Aber sie konnte doch jetzt nicht schlafen, während die Kranken vielleicht starben. Solange noch Atem in ihr war, solange sie noch stehen konnte, mußte sie nun von einem Bett zum anderen gehen, ihren Mund auf den Mund der Kranken legen, ihnen die Krankheit aussaugen, ihre Hände auf die Stirn der Leidenden legen, und ihnen helfen. Sie würde die Schlangen der Krankheit aus ihnen heraustreiben, immer wieder.

Sie ging zum nächsten Bett. Und dann zum nächsten .

Ach könnte sie doch alles vergessen, Schlaf, Ruhe, Essen und Zeit, so daß dieser Moment der Heilung ihr Aufenthalt werden könnte.

Fünf Stunden später brach Madrone zusammen.

Eine schwarze Krähe wurde Birds Wegweiser. Sie flog immer wieder vor ihnen auf und zeigte ihnen so einen Weg quer durch eine Schlucht. Oder Bird hörte, wie sie an einem bestimmten Pfad, an einer Kreuzung Locktöne von sich gab. Er und Littlejohn folgten Trampelpfaden, stolperten auf überwucherten Sandwegen und Feuerschneisen, bisweilen traf ihr Fuß plötzlich auf Teile geborstener Pflasterung, die von Baumwurzeln hochgedrückt wurde.

Oft verloren sie jeden Hinweis auf einen Pfad. Dann krochen sie auf Händen und Knien durchs Unterholz. Die Krähe leitete sie durch das Dünengebiet, das dem Hügelland vorgelagert war, und sie flatterte munter in einen verlassenen Garten an einem flachen morastigen Tümpel. Hier fanden sie Weintrauben und wild wuchernde Tomaten. Sie waren zwar immer noch hungrig, aber sie wußten nun, sie würden überleben.

Das Laufen im Dünensand war fast zu viel für Birds schmerzende Muskeln, aber er hielt durch. Manchmal konnten sie einem Pfad folgen, der über schroffe Felsen führte, von denen man das Wasser sehen konnte. In den Hügeln hatte Bird versucht, dem giftigen Lack-Sumach aus dem Weg zu gehen, aber am dritten Tag fühlte er sich schlecht und sein ganzer Körper juckte.

Früher hat es mir nichts angehabt“, jammerte Bird. „Ich konnte mich in dem Zeug wälzen und es hat mir nichts ausgemacht.“

„Piss drauf,“ sagte Littlejohn, „das bringt das Jucken weg.“

„Bist du sicher?“

„Klar, das hilft. Kannst du's nicht heilen?“

„Ich tu' mein bestes. Aber ich bin ja kein richtiger Heiler. Nur manchmal, wenn's um Leben und Tod geht, kommt etwas über mich,

aber das scheint mich nun verlassen zu haben. Wenn Sandy nur hier wäre. Er hätte Kräuter gegen das Jucken gewußt und Madrone, die kann dich schon fast mit einer Handbewegung gesund machen.“

„Wer sind sie?“

„Meine Familie. Meine Geliebten. Wenn sie überhaupt noch am Leben sind.“

Sie schwiegen. Das lange Heranrollen und Verebben der Wogen erreichte sie dort wo sie saßen nicht, halb verborgen unter den schattigen Ästen eines Lack- Sumachs.

„Was wird passieren, wenn wir zu dir nach Hause kommen?“ fragte Littlejohn plötzlich.

„Du bist dort willkommen.“

„Yeah? Wird sich zeigen.“

„Nein, wirklich.“

„Klar. Deine Familie wird begeistert sein, wenn du nach Hause kommst und schleppst so'n schwulen Typen mit, den du im Knast aufgelesen hast.“

„Littlejohn, wenn ich von meiner Familie rede, meine ich all meine Geliebten und deren Geliebte und Kinder und Ex-Lover und alle. Und die Hälfte von ihnen sind schwul, zumindest die Hälfte der Zeit. Wir halten es für ein Wort, auf das man stolz sein kann.“

„Sie heißen ihre Nebenbuhler willkommen?“

„So denken wir nicht darüber.“

„Klar, tut ihr nicht.“

„Ich will nicht behaupten, daß niemand jemals eifersüchtig ist. Aber wir arbeiten dran.“

„Ja klar. Schau mal, Charlie, was wir da im Knast getrieben haben, muß draußen nicht unbedingt weitergehen, ich versteh das ja.“

„Ich nicht.“

„Wir kommen aus verschiedenen Welten. Du bis ein richtiger Hexer. Jedenfalls hast du geheimnisvolle Kräfte. Aber das einzige, was ich wirklich über Magie weiß, ist, daß es dich zum Freiwild für jeden dahergelaufenen Teufelsaustreiber macht, der sich vorgenommen hat, dich umzubringen. Wenn du zu deinesgleichen zurückkehrst, wirst du nicht mit so einem wir mir rumhängen wollen.“

„Ich werd's dir zeigen“; sagte Bird. „Wir alle werden es dir beweisen.“ Aber er versuchte, sich selbst zu überzeugen, denn er fürchtete, Littlejohn könnte recht haben. Ihre Körper vereinigten sich, aber es blieben Schranken, die Bird nicht überschreiten konnte, und vielleicht fürchtete er sich auch davor. Littlejohn war ihm undurchschaubar.

„Verdammt, Charlie, wenn du mich nicht im Loch kennengelernt hättest, würdest du mich nicht mal mögen.“

„Sag das nicht.“

„Es ist wahr.“

Ein Teil von Littlejohn hatte sich schon selbst verurteilt, oder er hatte das Urteil einer Umwelt akzeptiert, die ihn nie wirklich gewollt hatte, außer tot. Oder um ihn zu benutzen und hinterher wegzuwerfen, wie einen Putzlappen. Bird wollte mit Littlejohns Dämon kämpfen, aber er konnte die Zauberworte nicht aussprechen, die Worte, die eine Veränderung bewirken sollten, denn er war nicht sicher, daß sie richtig waren. Er kannte Littlejohn nicht, nicht bis auf den Grund seiner Seele. Und nur das zählte. Er sehnte sich nach Leuten, die er kannte, die sich ihm auch seelisch öffneten und den gleichen Boden mit ihm teilten.

„Nun, es hat keinen Sinn darüber zu klagen“, sagte Bird schließlich. „Kann sein, daß wir mein Zuhause nie erreichen. Und wenn, lebt dort vielleicht niemand mehr.“

„Ja, das könnte sein“, sagte Littlejohn. „Aber irgendwie glaube ich, du wirst deine Leute finden.“

„Danke.“

„Wenn sie auch nur ein bißchen so sind wie du, werden sie verdammt schwer zu töten sein.“

Sie schliefen, gegen die Kälte aneinander geschmiegt, geborgen zwischen Baumwurzeln. Bird hatte einen magischen Schutzkreis geschlagen und unsichtbare Wächter ausgesetzt. Er war durch alle Formen des Rituals gegangen, obgleich er nicht so genau wußte, welche Riten er beachten mußte.

Aber die Kraft kommt mit der Übung, das sagte Maya immer. Je mehr er seine Magie gebrauchte, um so stärker würde sie werden.

In seinen Träumen verwandelte er sich in jener Nacht zu einem Falken, der über die Hügel zum Norden hinstrich. Die Hügel waren so grün wie zu Frühlingsbeginn nach einem nassen Winter. In einer blauen Senke kauerte ein kuppelüberwölbtes Gebäude, das alte Atomkraftwerk, das Anfang der zwanziger Jahre generalüberholt worden war. Bird konnte das Energiefeld sehen, als wäre es ein lebender Organismus und die Funken darin waren die Energien der Menschen, die hier arbeiteten.

In seinem Traum verglommen die Funken einer nach dem anderen.

Die Kuppel des Atomkraftwerkes begann zu glühen, Gras und Bäume ringsumher begannen abzusterben.

Bird erwachte zitternd und schweißüberströmt. Er hatte dies alles schon einmal geträumt. Nur wann?

„Was ist los?“ fragte Littlejohn, der nun ebenfalls erwachte.

„Nur ein Traum. Ein alter Traum. Sonst nichts. Ich glaube, das gehört zu den Dingen, an die ich mich nicht erinnern kann. Wie ich hierher gelangt bin und was ich tat.“

„Mach dir nichts draus“, sagte Littlejohn. „Wir kommen hier raus. Nur das ist wichtig.“

Je weiter sie nach Norden kamen, umso nervöser wurde Bird. Bald würden sie die Stelle erreichen, wo die Küste sich nach Osten bog und auf die Abzweigung der alten Küstenstraße vom Inland-Highway traf. Die Straße verlief mehr als zehn Meilen geradewegs an der Küste entlang. Ohne jede Deckung, hatte Littlejohn gewarnt. Er konnte fühlen, wie die Straße sie gefangennahm, fast wie eine Sackgasse. Wenn die Stewards sie suchten, hier würden sie sie finden können. Jeder gab dann ein perfektes Ziel ab. Aber die Krähe flatterte aufgeregt vor ihnen her, weiter, weiter!

Als es dämmerte, konnte Bird die Linie einer Umzäunung ausmachen. Er fühlte die starken Energieschwingungen einer elektronischen Barriere.

„Laß uns hier abwarten,“ sagte er. Sie warteten, bis die Nacht hereinbrach. Das eingezäunte Land vor ihnen war mit militärischen Zeichen gespickt. Dort, wo die Straße sich zur Küste wandte und der Zaun begann, war ein Tor mit Checkpoint. Bewaffnete Wachposten patroullierten auf und ab.

Vielleicht konnte er die Elektrizität des Zauns lange genug unterbrechen, damit sie hindurchgelangen konnten. Aber das würde auf jeden Fall die Aufmerksamkeit der Wachposten auf sie lenken. Und sie mußten noch viele, viele Meilen zurücklegen, auf einer Straße mit wenig Deckung, auf der mehr Fahrzeuge mit eingeschalteten Lichtern hin- und herfuhren, als er je gesehen hatte.

Gedankenvoll blickte Bird aufs Wasser. Suchscheinwerfer glitten in regelmäßigen Abständen darüber hin. Er verzog das Gesicht. Das Wasser konnte mit allem möglichen kontaminiert sein, von Gift bis Radioaktivität. Aber welche Wahl hatten sie?

„Kannst du schwimmen?“ fragte er Littlejohn.

„Leider nein.“

Bird überlegte. Der Zaun reichte bis ins Wasser, aber er wußte nicht, wie tief er hinein ging. Er legte die Kleidung ab.

„Warte hier,“ sagte er. Ein Suchscheinwerfer streifte über die Zaunfront, aber er paßte den Zeitpunkt gut ab und lief im Schatten los. Als das Licht zurückkam, warf er sich zu Boden. Er kroch den Zaun entlang und glitt langsam ins Wasser. Die Kälte ließ ihn erstarren. Die Wogen zogen an seinen Beinen. Aber der Zaun endete, bevor es wirklich tief wurde. Sie konnten es schaffen – sogar mit Leichtigkeit.

Vorsichtig kroch er wieder zurück zu Littlejohn, ließ ihn die Kleider ausziehen und wies stumm mit dem Kinn aufs Wasser: Los! Bird rollte alle Kleidungsstücke zu einem festen Bündel zusammen und balancierte es auf dem Kopf, während er Littlejohn in die Wogen führte. Einen schrecklichen Moment lang erfaßte sie der Suchschweinwerfer. Sie hockten im eiskalten Wasser und bibberten. Sie lauschten auf Stimmen, aber der Lichtkegel strich weiter, und niemand kam hinter ihnen her.

Auf der anderen Seite des Zauns krochen sie zähneklappernd an Land. Die Leitplanke am Rand des Highways gab ihnen gerade soviel Schatten, daß sie dahinter Seite an Seite liegen konnten. Sie rangen nach Luft und kauerten sich aneinander, um etwas Wärme in ihre kalten Körper zurückzubringen. Birds Absicht war, sich in diesem Schatten fortzubewegen, notfalls kriechend und rennend, wenn die Scheinwerfer es erlaubten.

Leichter Nebel bedeckte den Himmel und bot wenigstens etwas Deckung, obgleich es nahezu Vollmond war. Sie konnten nicht warten, bis der Mond unterging, das würde erst kurz vor Morgengrauen sein. Sie mußten sich beeilen; bis zum Tagesanbruch mußten sie den Umkreis dieser Militärbasis verlassen haben oder zumindest gut versteckt sein. Also drängte er Littlejohn, seine Hose und sein zerrissenes Hemd anzuziehen, und sie machten sich auf den Weg.

Wenn sie sich auf Händen und Knien fortbewegten, würden die Scheinwerfer über sie hinweggleiten. Während der dunklen Phasen konnten sie rennen und sich auf den rauhen Boden niederwerfen, sobald die Lichter zurückkehrten.

Eine anstrengende Art zu reisen, lächelte Bird spöttisch. Er dachte an Pilger, die auf den Knien zu Wallfahrtsorten krochen. Seine Knie bluteten schon, und seine Hände waren abgeschürft. Aber sie hatten keine Wahl.

Nachdem sie mehrere Stunden so weiter gemacht hatten, fragte sich Bird, wie lange er seinen Körper immer wieder nötigen konnte, sich zu bewegen. Er hatte keine Ahnung, wieviel von der Gesamtstrecke sie hinter sich gebracht hatten. Acht Meilen? Nein? Im Osten begann der Himmel grau zu werden, und die Sterne ver-

blaßten. Er trieb Littlejohn an. Er glaubte in der Ferne, etwa eine Meile vor ihnen wieder einen Zaun zu sehen. Das mußte die Stelle sein, wo die Straße eine Biegung landeinwärts machte und die Küstendünen sich nach Westen bewegten. Wenn sie den Zaun vor Tagesanbruch überqueren konnten, würden sie ein Versteck finden.

Das nächtliche Grau verwandelte sich in zartes Rosa, und das Schwarz verblaßte zu Blau. Sie kamen gut voran, aber nicht gut genug. „Laß uns rennen“, sagte er zu Littlejohn, der nickte. Sie gaben das vorsichtige Kriechen auf und rannten geradeaus. Bird fühlte, daß sein Körper ihm nur noch gehorchte, weil er vorwärts gezwungen wurde. Er hatte weder Kraft noch Schnelligkeit. Aber irgendwie schafften sie es bis zum Zaun. Am Zaun hing ein Totenschädel mit gekreuzten Knochen auf einem Schild mit der Aufschrift:

WARNING: TOXIC TERRITORY.

Was sich auch immer auf der anderen Seite des Zauns befand, konnte für sie nicht halb so gefährlich sein, wie die Straße es in ein paar Minuten sein würde. Bird legte seine Hand auf den Zaun und rüttelte vorsichtig daran. Es war nicht mehr wichtig, ob sie die Wachen aufschreckten. Wenn sie nur über den Zaun kamen, konnten sie sich in dem dichten Unterholz auf der anderen Seite gut verstecken. Littlejohn kletterte schnell über den Zaun, und Bird wollte ihm folgen. Er schaffte ein paar Zentimeter, dann streikte sein krankes Bein. Die Muskeln versagten ihm den Dienst. Bird blieb auf halber Höhe stecken. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Littlejohn blickte sich um.

„Los, komm“, flüsterte er halblaut, drängend.

„Geh weiter“, sagte Bird. „Ich schaff's nicht.“

Littlejohn kehrte um, kletterte über den Zaun zurück, packte Bird und zerrte ihn hoch und dann hinüber.

Auf der anderen Seite fielen sie gemeinsam auf den betonharten Boden. Sie waren erschöpft und atemlos. Es dauerte ein paar Augenblicke, bis Bird seinen Körper wieder fühlen konnte. Ein paar Hautabschürfungen, aber nichts war gebrochen.

„Bist'e okay?“ fragte er Littlejohn.

„Ja.“

„Dann laß uns abhauen!“

Nur eine schmale Straße trennte sie von einer neuen Hügelkette. Sie hatten sie bald überquert und verschwanden im Unterholz. Sie schafften es, noch eine weitere Meile von dem Tor fortzukommen, bevor Bird schließlich zusammenbrach. Er hatte gerade noch genug Kraft, um in den Schatten eines Eichengehölzes zu kriechen und

einen Schutzkreis zu schlagen. Dann wurde er fast bewußtlos. Die Sonne schien durch die Blätter, trocknete ihre Kleidung und wärmte ihre Körper. Doch sie nahmen davon nichts wahr. Sie schliefen.

Der Tag verging, die Sonne ging unter und ließ Dämmerung zurück. Bird fühlte die Kühle im Schlaf, erwachte und öffnete die Augen. Littlejohn schlief noch immer. Bird wollte aufstehen, doch seine Muskeln waren so steif, daß er sich nur auf den Bauch rollen konnte, um sich dann in eine knieende Position hochzustemmen. Als er den Kopf hob, blickte er in die Mündung eines alten Gewehrs.

Einen Moment lang schien alles, was er sah, eine scharfe Kontur zu haben. Ein Blatt, ein Ast, ein Erdfleck waren in seine Netzhaut eingegraben, letzte Eindrücke, die er mit hinübernehmen würde in die Welt des Geistes. Er wußte, er konnte nicht rennen; er hätte alle Muskeln seines Rückens und der Hüften bewegen müssen und sein Nacken schmerzte so sehr, er konnte nur fortfahren, ganz langsam den Kopf zu heben. Wenn er nicht rennen konnte, mußte er sterben, so einfach war das. Er würde nie wieder ins Gefängnis zurückgehen.

Doch als seine Augen den Gewehrlauf aufwärts wanderten, wurde ihm klar, daß sein Gegenüber kein Wachposten war. Die Hände am Gewehr waren braun, zerschunden und schmutzig, mit angerissenen Nägeln, aber unverkennbar weiblich. Die Arme gehörten zu einem Körper, der unter einem zerrissenen Baumwollhemd Brüste hatte. Und das Gesicht – doch als er in das Gesicht blickte, erstarrte er wieder. Ein Gesicht wie dieses hatte er niemals gesehen. Zunächst schien es wie ein klaffendes Loch zu sein, dann erkannte er eine Unterlippe und eine Oberlippe, die in zwei Hälften geteilt war, und dort, wo eine Nase sein sollte, war eine tiefe Scharte. Ein wildes Gestrüpp von Haaren umrahmten das Gesicht.

Und die Augen... Die Augen nahmen ihn sofort gefangen. Sie waren braun, weit auseinander stehend unter wohlgeformten Brauen, und während er in diese Augen sah, versank er förmlich in ihnen. Seit Jahren hatte er nicht in solche Augen gesehen. Diese Augen durchdrangen ihn bis in den letzten Winkel seiner Seele und lasen ganz exakt, was er dachte und fühlte. Kein Wimpernschlag veränderte ihren Ausdruck. Er fragte sich, wie es wohl war, hinter diesem Gesicht mit den wissenden Augen zu leben. Sie würden sich nie irren beim Aufspüren von Ablehnung oder Zurückweisung. Aber er las auch Mitgefühl in diesen Augen.

„Wer ist unsere Mutter?“ fragte eine männliche Stimme hinter ihm.

Er mühte sich auf die Füße und drehte sich um. Da war niemand. Höre ich Stimmen, fragte er sich, doch dann sah er hinunter auf eine Pistole, die auf ihn gerichtet war. Der Mann, der sie hielt, ging ihm nur bis zur Hüfte. Er war muskulös und gutaussehend mit runden blauen Augen und einem dicken Wuschelbart, der den größten Teil des holzbraunen Gesichts bedeckte. Doch wo seine Beine sein sollten, sah Bird nichts, als wäre sein Körper aus dem Boden geschossen.

„Wer ist unsere Mutter?“ wiederholte der Mann.

Vielleicht waren das Spätfolgen der Drogen, mit denen sie ihn vollgestopft hatten. Littlejohn begann zu erwachen. Bird erinnerte sich plötzlich an seine erste Begegnung mit Hijohn.

„Die Erde ist unsere Mutter“, sagte Bird.

„Wir müssen sie schützen“, erreichte ihn eine unsichtbare Stimme von links.

Littlejohn drehte sich halb um. Sie waren umringt von bewaffneten Figuren, einige hatten seltsam entstellte Gesichter, anderen fehlten Gliedmaßen oder es baumelten schlaffe Schenkel. Sieben waren es, zählte Bird.

„Wer seid ihr?“ Es war die seltsame Frau, die ihn fragte. Ihre Stimme klang heiser und irgendwie entstellt, aber es schwang ein Unterton von Autorität mit. Bird drehte sich wieder zu ihr um. Sie las in ihm, wie in einem offenen Buch, wie es jede richtige Hexe getan hätte.

„Ich heiße Bird“, sagte er. „Bird Lavender Black Dragon.“ Sein eigener Name hatte einen süßen Geschmack und zugleich war er ihm fremd. Es war so lange her, daß er ihn laut ausgesprochen hatte. Er fühlte etwas, das von Littlejohn herkam, einen Funken Verletztheit. Und ihm war plötzlich klar, daß er ihm nie seinen richtigen Namen gesagt hatte. Doch nun konnte man's nicht mehr ändern. „Und dies ist Littlejohn.“

„Woher?“

„Wir sind geflohen. Aus dem Süden. Aus einem Arbeitslager. Aber ich stamme aus dem Norden – aus der City.“

Aufgeregtes Gemurmel.

Die Frau sagte etwas, das Bird nicht richtig verstehen konnte. Der beinlose Mann wiederholte es deutlicher.

„Ihr seid also Hexenmeister.“

„Richtig.“

„Aus dem Norden?“

„Er“, sagte Littlejohn.

„Seid ihr verfolgt worden?“

„Nein“, sagte Bird.

„Verdammt“, fügte Littlejohn hinzu, „wenn man uns verfolgt hätte, wären wir sicher schon tot und nicht hier. Meint ihr nicht, ihr solltet die Knarren runternehmen?“

„Wir sind wirklich ziemlich harmlos“, sagte Bird.

Die Augen der Frau fixierten ihn, suchend. Sie erinnerte ihn an Maya; er fühlte sich bis ins Herz erkannt und nach einer Weile akzeptiert.

„Nicht ganz harmlos“, sagte sie, „aber ich will euch vertrauen.“

Erneutes Gemurmel und die Gewehre wurden gesenkt. Die Frau machte ein paar Schritte auf Bird zu und streckte ihm die Hand entgegen. Er reichte ihr die seine, und sie hielt sie herzlich zwischen ihren beiden Händen.

„Willkommen“, sagte sie und deutete auf sich. „Ich bin Rhea.“

Bird fühlte, wie ihre Berührung ihn durchpulste wie ein elektrischer Schlag. Plötzlich wünschte er nichts mehr, als in diese Arme genommen zu werden, eingehüllt in diese Berührung und in diesen Augen zu versinken. Er fühlte, daß eine Beziehung zu ihr möglich war, und das leidenschaftliche Verlangen danach übertönte sogar seinen Hunger.

Der Mann ohne Beine steckte seine Waffe in den Gürtel. Er bewegte sich auf ihn zu. Dabei balancierte er graziös auf den Händen und schwang den Körper zwischen den Armen.

„Ich bin Morton“, sagte er, „willkommen auf dem Tanzplatz der Monster.“

„Monster?“ fragte Littlejohn.

Morton grinste. „Das sind wir. Passender Name, oder?“

„Das können sie nun wirklich nicht beantworten, wenn sie ehrlich und auch höflich sein wollen“, sagte eine schlanke junge Frau. Ihr langes schwarzes Haar umrahmte in einer Masse kleiner Locken ihr katzenhaftes dreieckiges Gesicht. Ihre linke Hand hatte die Form einer Klaue. „Ich bin Dana. Willkommen.“

„Aber wer seid ihr?“ fragte Bird. „Und was macht ihr hier?“

„Wir leben hier“, sagte Rhea.

„Ist das Land nicht verseucht?“

„Schau uns doch mal genau an“, sagte Morton, „wir sind alle in Slotown und den Irish Hills geboren, alle, als der alte Reaktor noch in Betrieb war, vermutlich war er leck wie ein Sieb. Aber was hat's die da oben schon gekümmert? Und alle jene, die an Krebs starben, seht ihr hier nicht.“

„Und ihr lebt hier immer noch?“ fragte Littlejohn.

„Irgendwo müssen wir ja leben“, antwortete Dana.

„Wir können hier leben“, sagte Morton. „Klar, da gibt’s sicher noch Strahlung, die geht ja nicht weg. Aber es ist schon besser als früher. Vor zehn Jahren, während der großen Epidemie, schickten die Hexer aus dem Norden eine Gruppe, die den Reaktor und seine Mannschaft überfiel. Sie haben alles zerschossen und die Kontrolltafeln zerstört. Und sie starben selbst dabei.“

„Göttin, gib ihnen Frieden“, murmelte Dana.

Über ihren Köpfen rief eine Krähe. Irgendwo in Birds Rücken zerbrach eine Verhärtung und ganz plötzlich strömten gewaltige Energien sein Rückgrat entlang bis unter die Schädeldecke. Ein Tumult von Bildern jagte ihm durchs Hirn: lange weiße Korridore und ein runder weißer Raum, eingefaßt mit Bildschirmen und Schaltern. Und über allem die Anwesenheit einer mit Leben angefüllten Sache, die eine ganz eigene Schönheit hatte. Materie, die sich selbst zu purer Energie befreite. Eine Erscheinung, die nicht sterben wollte.

Aber er hatte das Ding getötet.

„Seitdem ist es hier besser“, fuhr Morton fort. „Die Stewards haben so viele Techniker entlassen, daß die Verwaltung nicht mehr das Know-how hatte, den Reaktor zu reparieren oder ihn gar zu starten. Das Land fühlt sich jetzt besser, und es wurden sogar schon ein paar Kinder geboren, die gesund sind. Nicht von uns, aber da sind auch noch andere Menschen in der Stadt, Deserteure aus der Armee.“

„Wir arbeiten daran, das Land zu heilen“, sagte Rhea. „Bei den Mondritualen und auf unseren Festen.“

Bird hörte kaum noch, was sie sagte. Er erinnerte sich an das kalte Metall in seiner Hand, einen altmodischen Revolver, den Tom ihnen aus den Wald-Gemeinden mitgebracht hatte. Und wenn er dem Lauf der Waffe mit den Augen folgte, sah er ein fahl-weißes Gesicht, angstverzerrt und eine teigige Hand, die Schalter nach Schalter umlegte und nach einem vorgegebenen Muster Sicherungsstäbe zwischen die Brennstäbe legte und so den Reaktor runterschaltete. Es hatte sehr sehr lange gedauert. Sie hatten sich gegenseitig beschworen, er und Cleis und Zorah und Tom, während sie ihre Gewehre auf den Mann richteten, damit er tat, was sie wollten.

„Wir verbreiten weiter die Auffassung, daß dieses Land zu verseucht ist, als daß man etwas damit anfangen könnte“, sagte Morton, „das hält uns ungebetene Einmischung vom Hals.“

„Wenn es nötig ist, erscheinen wir so lange auf der Bildfläche, bis die Gerüchte wieder überhand nehmen“, sagte Dana.

Doch Bird hörte sie nicht. Er erinnerte sich an den Überfall auf den Atomreaktor.

Jemand war auf ihn zugekommen. Ein Mann, sommersprossig mit sandblondem Haar. Er rief etwas. Birds Hand machte eine plötzliche Bewegung und die Kugel traf den Mann zwischen die Augen. Der Körper brach vor Birds Füßen zusammen, die Seele des Sterbenden floh davon in Schock und Empörung. Das Summen des Reaktors vererbte wie ein heulender Hund. Ja, er erinnerte sich, wie er gefühlt hatte, daß der Mann starb. Ja, er erinnerte sich, daß er auf sein Gesicht hinuntergesehen hatte, wie er damals nach dem Aufstand in das Gesicht seines Vaters gesehen hatte. Möglich, daß alle Toten gleich aussahen.

„Wie lange habt ihr hier gelebt?“ fragte Littlejohn und beobachtete neugierig Birds einwärts gerichteten Blick.

„Seit der große Hunger kam“, antwortete Dana, „die meisten von uns waren damals noch Kinder. Wir lebten mit unseren Eltern in Slotown oder im staatlichen Internat. Als das Essen knapp wurde, haben sie uns rausgeschmissen.“

Als der letzte Schalter umgelegt war und das Brummen des Reaktors verstummt war, hatten sie all ihre Munition auf die Kontroll-Armaturen verschossen. Danach waren sie hilflos, als die Türen explodierten und die Wachen hereinbrachen und auf sie schossen. Zorah hatte geschrien, Cleis jammerte und fiel, während Tom aufschrie und dann wurden sie zu Vögeln, die im Aufwind davonsegeln. Etwas hatte Bird in den Schenkel getroffen. Er erinnerte sich, wie die Schmerzen ihn überfluteten. Und dann kam das Nichts.

„Bist du okay?“ fragte Littlejohn und packte Bird beim Arm. Bird nickte und versuchte, sich auf Morton zu konzentrieren, der seine Geschichte weitererzählte.

„Da lebte eine Frau in Avila Beach. Wir nennen es jetzt Avalon Beach,“ sagte Morton. „Die nahm uns auf. Brachte uns ein paar Dinge bei über das Anbauen von Nahrung und Kräutern. Sie hatte bestimmte Kräuter, von denen sie behauptete, sie heilten Krebs, darum hatte sie keine Angst vor dem Land. Sie war eine gute Frau.“

„Die Millennialisten brachten sie '35 weg“, sagte Dana.

„Göttin gib ihr Frieden“, murmelten die anderen im Kreis. Sie traten jetzt nacheinander näher und stellten sich vor: Gardner, ein schwächlicher zwergenhafter Mann, Anna, eine Frau, der der linke Arm fehlte, und Holly und Heather, Zwillingsschwestern mit buckligem Rücken.

In Birds Kopf verwirrten sich Namen und Erinnerungen. Erde dich, befahl er sich selbst, bleib in der Gegenwart. Hier und Jetzt. Ein

geheimer Stolz keimte in ihm auf. Dies waren seine Leute, auch wenn sie es nicht wußten. Er hatte ihnen ihr Leben gegeben. Er hatte eine Tat begangen, die die Welt verändert hatte.

„Seid ihr hier?“ rief er leise nach Cleis, Zorah und Tom. „Wißt ihr, daß ihr mit euren Leben doch etwas erkauft habt? Warum kann ich euch nicht fühlen?“ Die Luft war kalt geworden und der Himmel hatte sich verdunkelt, er fröstelte.

„Dies ist unser Ritual-Kreis“, sagte Rhea. „Wir wollten gerade das Vollmond-Ritual beginnen, als wir über euch beide stolperten. Wollt ihr mit uns feiern? Es kommt nicht oft vor, daß Hexer aus anderen Gegenden dabei sind.“

„Es wäre für uns eine große Ehre“, sagte Bird.

Die Monster begannen eifrig, Holz für ein Feuer in der Grube aufzuschichten, die auf der Mitte der Lichtung lag. Hinter den Bäumen ging die Sonne rotglühend unter. Die Luft wurde kalt, während der Himmel sich von Blau nach Indigo verfärbte. Irgend jemand warf Bird eine Wolldecke über die Schultern und er ergriff sie dankbar. Langsam hob sich der Vollmond und tauchte das Gras in silbernen Schein.

Sie versammelten sich ums Feuer. Bird fühlte die Wärme in seinen Händen und sog sie in seinen Körper ein. Er hatte nun schon so lange nichts mehr gegessen, daß er fast schon jenseits des Hungers war. Mit leichtem Kopf, ohne noch die Formen der Dinge wahrzunehmen, nur noch ihre Energien. Sein Bein schmerzte. Ja, er hatte damals einen Schuß abbekommen. Die Wunde war nie richtig verheilt, und das war einer der Gründe, warum das Bein so oft schmerzte. Das Feuer wärmte gut, aber er wußte nicht, wie lange er sich noch würde aufrecht halten können.

Die Monster errichteten einen Altar auf einem flachen Stein im Norden der Senke. Dana zündete eine Kerze in einem Glaskrug an, und die anderen holten Eßwaren aus ihren Körben und stellten sie rund um den Altar, Brotlaibe, Käse, Schüsseln mit Äpfeln und Trauben und Töpfe voller Nahrungsmittel.

Bird schluckte. Seine Kehle war trocken, und der Hunger überwältigte ihn nun. Auch Littlejohn starrte das Essen an. Rhea kam und drückte Bird einen Kanten Brot in die Hand.

„Iß“, sagte sie, „du bist hungrig.“

Bird konnte es nicht leugnen. Seine Hand zitterte, als er eine kleine Ecke Brot abbrach und als Opfer ins Feuer warf. Dann biß er ins Brot und begann zu kauen. Schmerzhafte schoß ihm der Speichel in den Mund, und er zwang sich, langsam zu kauen und nicht an dem Brot zu reißen wie ein wildes Tier.

Littlejohn saß am Boden und gab wimmernde Laute von sich, während er seine Portion hinunterschlang. Als Rhea sah, wie hungrig die Männer waren, brachten sie und Dana ihnen Schüsseln mit Eintopf, noch mehr Brot und süßen Apfelsaft.

Es dauerte nicht lange, bis Bird merkte, daß er sich zusammennehmen mußte, damit ihm nicht übel wurde. „Mach langsam“, sagte er zu Littlejohn. „Wenn wir jetzt zuviel essen, werden wir’s bereuen.“

„Ihr könntet später weiteressen“, sagte Rhea. Bird fand, daß er sie immer besser verstand, in dem Maße wie sich sein Gefühl für sie vertiefte. „Es ist jetzt Zeit für das Ritual.“

Sie standen in einem Kreis um das Feuer herum. Morton wandte sich an Littlejohn. „Willst du uns erden?“ fragte er.

Littlejohn sah ängstlich in die Runde. „Ich weiß nichts darüber“, sagte er. „Frag ihn.“ Er deutete mit einer Kopfbewegung auf Bird. „Er ist ein richtiger Zauberer aus dem Norden. Und er hat echte Energien.“

„Wir haben nicht so viel in Sachen Energie“, sagte Morton. „Sie brachten unseren Lehrer um, als wir gerade erst begannen zu lernen. Aber wir haben gute Bücher.“

„Willst du uns erden?“ wandte Rhea sich an Bird.

„Ich fühle mich selbst nicht sehr geerdet“, sagte er, „kann das nicht jemand anderes machen? Und ich werde dann den Schutzkreis schlagen.“

Die kleine Frau, der der linke Arm fehlte, trat vor. Bird hatte ihren Namen vergessen. Sie holte ein Buch hinter dem Altar hervor, öffnete es und begann laut zu lesen. Die Worte kamen Bird seltsam bekannt vor, aber er brauchte eine Weile, ehe er sie einordnen konnte. Es schockierte ihn, als er erkannte, daß es eine Übung aus einer von Mayas frühen Veröffentlichungen war – diejenige mit der sie sich als Kinder immer amüsiert hatten. Sie hatten gekichert über das, was ihnen damals als eine allzu einfältige Unterweisung erschienen war. Und sie hatten Maya damit aufgezogen, bis diese schließlich auf sie losgegangen war und sie hinausgejagt hatte.

„Ihr Rangen wißt gar nicht, wie glücklich ihr seid“, hatte sie ihnen damals böse zugerufen. „Wißt ihr überhaupt, wie das ist, wenn man ein halbes Leben ohne Gefühle aufgezogen wird? So daß ihr eurer Intuition nicht trauen könnt, keine Aura sehen könnt und nicht, wie die Energie sich bewegt? Und dann versucht mal, als Erwachsener alles nachzuholen und versucht, das alles zu lernen! Legt mein Buch weg!“

Er bemerkte jetzt, daß die Frau nur die Anweisungen für eine Erdung vorlas, aber irgendwie ausdruckslos. Mit einem entschlosse-

nen Atemzug erdete er sich selbst, schickte Energiewurzeln durch seine Füße ins Erdreich, schloß den Kontakt zum feurigen Herzen der Erde und zog hinaus in das Mondlicht. Die Lesung endete. Jeder im Kreis sah ernst aus, sogar feierlich, aber er nahm wahr, daß sich ihre Energie-Ausstrahlung kaum verändert hatte.

„Willst du jetzt den Schutzkreis schlagen?“ fragte Rhea.

Er ging zum Altar, immer noch langsam, sein Bein schmerzte. Er dachte über die Werkzeuge nach. Sie lagen alle in ihrer richtigen Position. Im Osten das Messer, Werkzeug der Luft, Symbol für die Kraft des Geistes, um Entscheidungen vorzunehmen und Trennungen; im Süden der Stab, Werkzeug des Feuers, Symbol für Energie und die Kraft, etwas zu kanalisieren und auszurichten; im Westen eine Tontasse mit dem Wasser, das für Gefühle stand, für Fruchtbarkeit und Liebe; und im Norden ein fünfzackiges Pentagramm in eine Steinplatte eingeritzt, Symbol der Erde, des Körpers, der fünf Sinne, fünf Finger und Zehen, Symbol der vier Elemente, der vier Heiligtümer, verbunden mit dem fünften Heiligtum, dem Geist.

„Darf ich den Stab benutzen?“ fragte er.

„Er gehört mir“, sagte Morton, „nimm ihn ruhig.“

Bird nahm den Stab auf und hielt ihn einen Moment in der Hand. Er fühlte die Kraft darin und auch etwas von Morton. Halsstarrige Stärke. Entschlossenheit zu überleben. Er schritt in die Mitte und stand nun am Feuer. Mit einem tiefen Atemzug weitete er seine eigene Energie aus, so daß sie den ganzen Kreis der Umstehenden einschloß und sich verband mit ihrem Wunsch und Willen, zusammenzukommen. Als er fühlte, daß die Energie im Kreis ein Ganzes wurde, erdete er sie, indem er sie durch seinen Körper hinabschickte in die Erde und sie schließlich wieder heraufholte. Er sah in die Runde. Es war geschehen, was er gehofft hatte: Ihre Energiemuster hatten sich verändert und sie waren jetzt wirklich alle mit der Erde verbunden.

Er begann im Norden und ging um den Kreis herum. Er benutzte jetzt das Messer und schlug um alle herum einen Schutzkreis in die Luft, der als flackernde blaue Flamme sichtbar wurde. An allen vier Enden schlug er ein Pentagramm. Hinter sich hörte er verwundertes Murmeln, so als hätten sie nie zuvor gesehen, wie sich der Schutzkreis materialisiert. Möglich, daß es so war, überlegte er, während er das Messer auf den Altar zurücklegte.

„Bei der Erde, die *ihr* Körper ist und bei der Luft, die *ihr* Atem ist und beim Feuer, das *ihr* glänzender Geist ist, und bei den lebendigen Wassern *ihres* Schoßes, der Kreis ist geschlossen“, sagte er.

Sie riefen die vier Himmelsrichtungen an und die ihnen zugeordneten Elemente, indem sie wieder aus dem Buch lasen. Immer wieder warfen sie ihm kurze Blicke zu, so als wollten sie fragen, ist das richtig? Machen wir das wirklich richtig? Er kontrollierte seinen Gesichtsausdruck, insgeheim aber rief er sich selbst an, indem er seine eigene Energie hineinschickte in die elementaren Sphären, um in Kontakt zu treten mit Erde, Feuer, Luft und Wasser. Es war lange her, seit er mit anderen im Kreis gestanden hatte. Es war anrührend zu sehen, wie diese Menschen sich bemühten, die Riten einzuhalten, ohne die Energie wirklich aufbauen und kanalisieren zu können.

Einige Leute nahmen Trommeln und begannen einen einfachen Rhythmus zu schlagen. Sie sangen einen alten Gesang, den er kannte.

*Silbern schimmerndes Rad
mit strahlendem Glanz, strahlendem Glanz,
große Mutter, komm zu uns.*

Sie riefen die Mondgöttin an, mit ihrem Übermaß an Gefühlen, die Sonne, die Mutter, die Lebensspendende; und Bird warf seine Arme empor und dankte ihr. Er erinnerte sich an seine Gebete im Gefängnis und er fühlte wie Tränen sein Gesicht überströmten, während er IHR Licht scheinen sah. Sie hatten überlebt und sie waren frei.

Jemand drückte ihm eine Trommel in die Hand, ein geschnitzter hölzerner Zylinder, mit Haut bespannt. Er hielt das Instrument ans Feuer, bis sich die Trommelhaut von der Wärme spannte, dann begann er zu spielen. Seine Hände waren steif und schmerzten, aber als er den Rhythmus gefunden hatte, wurde er unempfindlich gegen den Schmerz. Nur wenige der anderen Drummer waren mit dem Rhythmus des Gesangs im Einklang; die anderen waren eher vage, mal trafen sie den Rhythmus, mal nicht. Er begann einen starken mitreißenden Beat, um sie alle zu einer Einheit zu versammeln, um dann damit zu spielen und Synkopen und Gegen-Rhythmen hinzuzufügen. Die Gitarre war sein Instrument gewesen, nicht die Trommel, aber wie jedes Kind in der Stadt hatte er trommeln gelernt, noch bevor er überhaupt zählen konnte. Er hatte Addieren, Subtrahieren und Teilen gelernt durch das Verändern eines Rhythmus, lange bevor er je etwas von Zahlen gehört hatte. Jetzt erweckte er den Beat zum Leben, wenn ihn auch seine zerschmetterten Hände davon abhielten, schnelle Läufe und Wirbel zu versuchen und er bei den einfacheren Mustern bleiben mußte.

Rhythmus war etwas Altes, so alt wie der Rhythmus des Mondes,

anschwellend bis zur schimmernden Scheibe und wieder abnehmend bis zur Finsternis. Seine Hände machten ihm klar, daß er niemals wieder mit einer Gitarre oder einem Piano musizieren würde wie früher. Was er in seinem Herzen hörte, würde für immer dort verschlossen bleiben, weil seine Finger nie mehr die Kraft aufbringen würden, es hörbar zu machen. Er war zerbrochen, so wie die seltsame verwundete Gesellschaft, die ihn umgab mit ihrem zerbrochenen Rhythmus. Möglich, daß dies alles war, was übrig war, dieser Kreis Verstümelter am Ende einer vergifteten Welt; vielleicht hatte er gar kein Zuhause mehr, keine Familie; vielleicht gab es auch gar keine Zauberer mehr, die genau zwischen Kraft und Form zu unterscheiden wußten. Möglich, daß zu Hause niemand mehr darauf wartete, ihn willkommen zu heißen, keine alten Weiber, die mit den Geistern reden konnten, niemand mehr, der bereit war, für das Überleben der Erde zu kämpfen, nicht einmal jemand, der das Andenken der Toten ehren würde.

Der Gesang spitzte sich zu und erstarb.

„Die Göttin ist hier“, sagte Rhea. „Was sollen wir für den Gott singen?“

„Ich weiß es“, sagte Bird.

Er begann erneut die Trommel zu schlagen und stimmte dazu einen rufenden Gesang an. Die rauhen Stimmen um ihn herum nahmen das Gehörte auf, während er den Bock visualisierte, den er auf den Hügeln gesehen hatte, mit der Sonne zwischen seinen Beinen, der Sonne, die zu dieser Jahreszeit abnahm, so daß die langen Nächte kommen konnten. Die Sonne, die sich selbst verwundete und so dem Regen erlaubte zurückzukehren.

Leben zu Leben gibt sich fort, so wie es mag,

Tag zur Nacht und Nacht zum Tag.

„Er ist hier“, sagte Rhea.

Sie tanzten ums Feuer, opferten, sangen die alten Lieder der Heilung und der Wandlung. Bird holte heilende Kräfte vom Mond herunter und verspann sie in einen Kokon, aus dem eine Quelle hervorsprang, die sich über das ganze Land ergoß.

Nachdem die Energie wieder geerdet war, saßen sie schweigend, sahen ins Feuer und lauschten auf seine Botschaft. Dann begannen Paare, sich aus dem Kreis fortzustehlen, indem sie das Feuer durchschritten. Bird lag auf der Erde neben den flackernden Flammen und ließ die Wärme seine wunden Muskeln entspannen. Er sog die Ener-

gie ein, um die Brüche in seinen Zellen zu heilen. Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Als er sich umwandte, sah er in Rheas Augen.

„Willst du den großen Ritus mit mir feiern?“ fragte sie.

Er fühlte wieder das Verlangen, die Anziehungskraft von Energie zu Energie, aber er zögerte, blickte in den Kreis und suchte Littlejohn. Er wollte ihn nicht verletzen. Doch Littlejohn schien verschwunden zu sein. Vielleicht hatte er auch jemanden gefunden.

Rheas Augen waren auf ihn gerichtet, warteten. Ihre Hand auf seiner Schulter war warm, glühend. Das ist nicht sicher, dachte er, selbst wenn sein erschöpfter Körper noch die Kraft hatte, aufzustehen. Aber es fühlte sich richtig an. Die Kraft des Gottes brannte noch in ihm; in seinen Adern floß Feuer. Vor diesen Leuten, seinen Leuten, konnte er nichts zurückhalten. Rhea führte ihn aus dem Kreis heraus zu einem kleinen geschützten Platz unter den Zweigen einer großen, alten Eiche. Hier breitete sie eine Decke aus.

Bird schaute in Rheas Augen. Sie waren alt und dunkel und leuchtend. Ihr Gesicht veränderte sich. Es erschien nicht mehr grotesk, sondern war genau richtig, Spiegel des geschädigten Landes, das ebenso wie dieses Gesicht überlebt hatte und die Möglichkeit für Wachstum und Veränderung barg.

Ihr Körper fühlte sich unter seinen Händen weich an. Sie schmiegte sich an ihn. Er öffnete sich ihr ganz und gar. Er ergab sich der Kraft, die sie in sich barg. Und sie öffnete sich ihm und entdeckte ihm all den Schmerz und die Schönheit, die auf seine Schmerzen antworteten. Sie war gebrochen, ebenso wie er, ebenso wie dieses Land, aber dank seiner und der anderen, die dafür gelitten hatten und gestorben waren, nicht zerstört. Sie war das bittere Gebräu, das dennoch heilende Wirkung hatte, wie eine von Sandys Mixturen, die homöopathische Dosis Gift, die heilte. Er brachte ihr die Sonne, die sterbende, sinkende, verwundete Sonne, die sich selbst verzehrt, während sie Licht spendet – so wie er auch diesem Land seinen dem Leben standhaltenden Willen entgegengebracht hatte. Und so bekam er das bittersüße Geschenk dieses Landes zurück und verströmte sich.

Am Morgen erwachte Bird vom Geräusch entfernter Wogen. Sein Bett war eine mit Woldecken belegte Palette auf einem Holzfußboden. Sonne strömte durchs Fenster. Er drehte den Kopf und konnte den Ozean erspüren. Er gähnte und reckte sich. Er fühlte sich erstaunlich gut, vielleicht auch gar nicht erstaunlich. Denn er hatte allen Grund, sich gut zu fühlen. Sein Körper war gefüttert worden, in jeder Hinsicht, und er hatte allen Grund anzunehmen, daß er auch wieder gefüttert wurde. Und sie hatten es geschafft – sie waren

wirklich und wahrhaftig entkommen. Es war der erste Morgen von vielen, an dem er erwachte ohne befürchten zu müssen, noch vor Sonnenuntergang tot zu sein.

Die Tür öffnete sich, und Rhea trat herein mit einem Tablett, auf dem zwei Tassen Tee dampften. Bird drehte sich um und lächelte ihr zu. Bei Tageslicht konnte er sie deutlicher sehen. Sie war kein Monster, nur eine Frau mit einem Wolfsrachen und einem zögernden Blick, so als erwartete sie, daß er sich bei ihrem Anblick abwenden müßte.

„Guten Morgen“, sagte er, „ich fühle mich gut heute. Es ist gut, hier zu sein. Bei dir zu sein.“

Sie blanchierte das Tablett, um den Tee nicht zu verschütten und setzte sich mit einer graziösen Bewegung zu ihm. Er nahm seine Tasse zwischen beide Hände.

„Danke“, sagte er.

Sie sah ihn lange und fragend an, als wollte sie erforschen, was er wirklich fühlte. Er hielt ihrem Blick stand.

„Du bist ein ungewöhnlicher Mann“, sagte sie schließlich, „auch am Morgen bist du noch wie ich.“

„Ich mag dich“, sagte Bird, „du bist sehr kraftvoll und sehr schön.“

„Nun lügst du.“

„Es würde mir nicht in den Sinn kommen, dich mit Lügen zu beleidigen. Du würdest mich sofort durchschauen. Ich war so hungrig. Und ich wollte dich vom ersten Moment an, da ich dich sah.“

„Vom *ersten* Moment an?“

„Na gut, vielleicht nicht vom allerersten Moment“, gab Bird zu. Er wartete, dann lächelte er. „Aber nachdem du die Knarre runtergenommen hattest.“

Sie blickte verwirrt.

„Das ist ein Scherz“, sagte Bird.

„Oh.“

„Mach dir nichts draus.“

„Bleibst du hier? Willst du unser Lehrer sein?“

„Das kann ich nicht, Rhea. Ich muß heimgehen. Ich muß meine Familie finden – wenn sie noch am Leben sind. Ich bin mehr als zehn Jahre von ihnen fortgewesen.“

„Aber du wirst ein Weilchen bleiben? Bis du wieder bei Kräften bist?“

„Sicher.“

„Wir brauchen aber einen Lehrer. Wir brauchen einen Heiler. Du könntest uns helfen.“

„Ich würde euch gern helfen. Ich will tun, was ich kann. Aber ich muß einfach heimgehen. Du kannst das doch verstehen, oder?“

„Ich verstehe. Aber ich werde einen Zauber auf dich legen – damit du wiederkommst. Oder schick’ uns jemanden, der uns unterrichten kann.“

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern. Er fühlte, wie sich eine Last auf ihn legte. Ich will das nicht, wollte er rufen, aber er schwieg still und öffnete sich und nahm den Zauber an. Eine Last zu tragen, bedeutete, am Leben zu sein.

„Ich nehme an“, sagte er, „wenn ich es nach Hause schaffe, werde ich zurückkehren. Oder es wird jemand anderes kommen.“

„Wir müssen zusammenarbeiten“, sagte Rhea. „Wir alle, Norden, Süden und Mitte. Wir werden zusammenarbeiten und überleben.“

Bird blieb, schwelgte in Ruhe und Essen und einer Art von Zuflucht. Die Ernährung war einfach, aber es erschien ihm wundervoll zu essen, wenn er hungrig war, richtiges Gemüse zu kauen und richtiges Brot, statt des schleimigen Breis im Gefängnis. Er und Littlejohn verbrachten ganze Tage am Strand, im Schatten eines großen Sonnensegels, das die sengende Sonne von ihnen abhielt, ohne die heilende Wärme abzuhalten. Man hatte sie gewarnt, nicht ins Wasser zu gehen; Menschen, die hineingingen, kamen mit seltsamen Hautveränderungen heraus und manche verloren ihr Haar. Aber sie konnten die Wellen beobachten und das Licht, das über ihre Oberfläche tanzte und sich von den rhythmischen Geräuschen der Wellen einlullen lassen. Bird war müde, viel müder als er sich selbst eingestehen wollte. Sein Verstand trieb ihn heimwärts, aber sein Körper wühlte sich in den warmen Sand und verweigerte jede Bewegung. Nach dem ersten Morgen gab er es auf, dagegen anzukämpfen.

Littlejohn war bei Morton eingezogen. Bird blieb in Rheas Hütte. An den langen Nachmittagen lagen er und Littlejohn beieinander. Die Stille war mit Spannung erfüllt.

Am dritten Tag fühlte Bird seine Kräfte zurückkehren. Er setzte sich auf, als die Sonne das Wasser berührte und ihm flüssiges Gold zu Füßen legte. Er wünschte, er könnte auf dieser Spur nach Hause gehen. Bald würde es soweit sein.

„Noch einen oder zwei Tage, denke ich, dann bin ich soweit, um aufzubrechen“, sagte er zu Littlejohn. „Wie ist es mit dir?“

Littlejohn schüttelte den Kopf. „Ich geh’ nicht mit. Ich bleib’ hier.“

„Warum?“ fragte Bird, obgleich er sich eigentlich nicht wunderte.

„Du hast mir nie deinen Namen gesagt.“

Darauf hatte Bird keine Antwort. Er konnte nicht einmal ernsthaft behaupten, es täte ihm leid. „Littlejohn, egal, was sie sagen, es kann nicht gesund sein, hier zu leben. Ich sag’ dir noch einmal, du wärest willkommen bei mir zu Hause.“

„Hier bin ich willkommen. Und ich bin hier.“

„Ich kann nicht widersprechen.“

„Ist schon in Ordnung, Bird. Du schuldest mir nichts.“

„Mein Leben.“

Littlejohn schüttelte den Kopf. „Ich schulde dir meins fünfmal mehr. Sag, wir sind quitt, okay?“

„Ich werde dich vermissen“, sagte Bird.

„Du weißt, wo ich bin. Vielleicht kommst du ja zurück.“

An diesem Abend aßen Bird und Rhea erst spät, als es an der Tür klopfte. Als Rhea öffnete, kamen zwei Männer herein. Einer hatte braune Haut und sandblondes Haar, die Haut des anderen war heller, aber er hatte dunkles krauses Afrikaner-Haar wie Bird. Sie hatten beide das drahtige Aussehen von Leuten, die mit knappen Rationen überleben mußten, und obgleich sie jung schienen, vielleicht Mitte zwanzig, waren ihre Gesichter von tiefen Runzeln überzogen wie die alter Männer. Rhea ließ sie ein, sie setzten sich zu Bird an den Tisch und nickten eine Begrüßung. Rhea bot ihnen Essen an, aber sie lehnten ab.

„Wasser würde uns gut tun, wenn ihr welches habt“, sagte der hellhaarige Mann.

Sie betrachteten Bird aus der Nähe. Er blickte sie an und fragte sich, was an ihnen so seltsam war. Abgesehen von ihren ausgedörrten Gesichtern wirkten sie völlig gesund. Was machten sie hier bei den Monstern? Sie erinnerten ihn an Hijohn. Bird fragte sich, wie es ihm wohl ging, ob er Freunde gefunden hatte und ob er zurückgefunden hatte in die fragwürdige Sicherheit seiner Berge.

„Du bist der Hexer aus dem Norden“, sagte der Hellhaarige schließlich. Bird nickte. Der Mann streckte seine Hand aus. „Ich heiße John. Johnny Appleseed kannst du mich nennen. Oder kurz Apple. Und dies ist mein bester Freund John.“

„Johnnycake“, sagte der.

Bird unterdrückte ein Lächeln und erzählte ihnen, wer er war.

„Ich glaub’, kann sein, ich kenn’ einen Freund von dir“, sagte er. „Er heißt Hijohn.“

Sie warfen sich Blicke zu.

„Wo hat du ihn getroffen?“

„Im Gefängnis.“ Und Bird erzählte ihnen die Geschichte.

„Also hast du ihn in den Bergen gelassen, südlich der Dünen?“

„Ja, fünf oder sechs Tage ist das her.“

Sie tauschten wieder Blicke aus. „Gut zu wissen.“

Das Gespräch erstarb, und Bird beendete sein Essen. Rhea kam zurück mit vier Gläsern Wasser. Die beiden Männer hielten ihre Gläser einen Moment lang feierlich, als sprächen sie ein stilles Gebet.

Sie tranken langsam, standen dann auf. „In was für einer Verfassung bist du?“ fragte Apple. „Traust du dir 'ne Wanderung zu? Wir müssen dir etwas zeigen, hinter dem Berg.“

Sie wanderten hinauf in die Hügel, folgten gewundenen Pfaden und überwucherten Sandwegen. Birds Bein schmerzte, aber er redete sich ein, es sei nicht so und glaubte es fast. Sie schienen endlos aufwärts zu klettern. Die Dämmerung war bereits in Dunkelheit übergegangen, aber die beiden Männer fanden ihren Weg mit traumwandlerischer Sicherheit. Bird stolperte hinter ihnen drein. Schließlich machten sie am Fuß eines Hügels halt. Sie rutschten auf dem Bauch, um Deckung zu finden und setzten ihren Weg so fort bis an die Kuppe. Von dort spähten sie in die Tiefe. Sie konnten das gesamte Tal überblicken, das die Irish Hills von den Santa Lucias im Norden trennte.

Während sie dalagen und beobachteten, ging der abnehmende Mond auf und verschüttete Silber über ein gitterartiges Geflecht aus Lichtern. Fahrzeuge bewegten sich auf den Straßen, Suchscheinwerfer kreisten und warfen ihr Licht in die Hügel.

„Das ist es“, sagte Johnnycake. „Slo Valley.“

„Alles Steward-Militär“, sagte Apple. „Truppen, Waffen, Fuhrpark. Schau gut hin.“

Bird sah das alles. Aber es machte für ihn keinen Sinn, es sei denn, die Stewards planten einen größeren Angriff. Warum sonst sollte man so viele Truppen und so viel Ausrüstung an einer Stelle zusammenziehen? Und was konnte man angreifen, außer den Norden?

Nach einiger Zeit fühlte er Johnnycakes Hand auf der Schulter, die ihn zurückzog. Sie krochen zurück in eine Mulde und fanden Unterschlupf in einem Eichengebüsch.

„So, jetzt siehst du, womit wir's zu tun haben“, sagte Apple. „Du weißt jetzt, warum wir jemanden wie dich brauchen.“

„Wer ist wir“, fragte Bird, „wer seid ihr?“

„Wir sind das Netzwerk.“

„Wie – der Widerstand?“, fragte Bird.

„Du bist ein Zauberer aus dem Norden. Hast’ e viel von Angel City geseh’n als du im Knast warst?“

„Nur das Innere eines Zellenblocks,“ sagte Bird.

„Es ist trocken da unten. Trocken, Mann! Regen vielleicht zwei drei Wochen im Jahr. Und der Gesellschaft gehört das ganze Wasser.“

„Welcher Gesellschaft?“, fragte Bird.

„Tut das was zur Sache? Sie haben fusioniert und Fusionen aufgelöst und sich so oft gegenseitig aufgekauft, sie sind wirklich alle ein und dasselbe. Ihnen gehört Angel City, größtenteils. Farmland, das Saatgut, die Maschinen, alles gehört ihnen.“

„Ihnen gehören die Prediger der Millennialisten und das Fernsehen“, sagte Johnnycake, „ihnen gehören Verwaltung und Regierung – oder was davon noch übrig ist.“

„Und wie ich schon sagte, sie besitzen das Wasser“, fügte Apple hinzu.

„Und kassieren anständig dafür“, sagte Johnnycake.

„Du kannst aus zwanzig Meilen Entfernung erkennen, welches die reichen Stadtteile sind. Die sind grün. Sonst ist es überall braun, tot und durstig.“

„Wir haben dort Gruppen“, sagte Johnnycake. „Wir haben überall Gruppen. Unten im Tal und in den Bergen verborgen. Und sie sind durstig und krank.“

„Die Verwaltung kontrolliert die Gegenmittel und die immunstärkenden Drogen.“

„Gegenmittel?“

„Habt ihr im Norden Epidemien gehabt?“ fragte Apple.

„Ja, klar.“

„Einige sind natürlich. Aber manche auch nicht.“

„Eine Menge Leute mögen die Verwaltung nicht, glauben nicht den Millennialisten-Scheiß“, sagte Johnnycake. „Sind viele da, die würden zu uns kommen, und die werden zu uns kommen.“

„Aber sie sterben“, sagte Apple, „ohne die Abwehr-Drogen sterben die meisten. Darum brauchen wir dich. Wir brauchen einen Heiler.“

„Ich bin kein Heiler,“ sagte Bird, „ich bin Musiker. Zumindest war ich mal einer.“

„Wenn du kein Heiler bist, so kommst du von allen, die wir je gesehen haben, einem Heiler doch am nächsten“, sagte Apple. „Littlejohn

hat uns von dir erzählt. Und du brauchst uns. Wir wissen, daß du zu deinen Leuten zurück willst; wir verstehen das. Aber denk an das, was du heute Nacht gesehen hast. Was glaubst du, wo diese Armee einmarschieren will?“

„Du brauchst uns“, wiederholte Johnnycake, „du brauchst uns, damit wir hier die Stellung halten. Wir müssen zusammenarbeiten.“

„Aber warum?“ fragte Bird. „Warum wollen sie uns ausgerechnet jetzt überfallen, nachdem sie uns zwanzig Jahre in Ruhe gelassen haben?“

„Wieviel weißt du über die Geschichte der Southlands in den letzten zwanzig Jahren?“ fragte Apple.

„Nicht viel“, mußte Bird zugeben.

„Du weißt, daß nach dem Hunger, der '25 nach der Dürre kam, und nach dem Zusammenbruch '28 die Steward-Partei das Kriegrecht ausgerufen hat und die Wahlen ausgesetzt hat.“

„Das war zu der Zeit, als wir sie im Norden rausgeschmissen hatten“, sagte Bird.

„Nun, hier unten war's nicht so einfach. Besonders in Panasia. Da haben sie fast den Krieg erklärt, aber sie haben es dann bei einem Handels-Embargo bewenden lassen. Dachten, das würde uns in die Knie zwingen. Tat es auch fast. Unsere Wirtschaft ist ruiniert. Wir überleben, indem wir Teile von alten Maschinen zu neuen zusammenflicken.“

„Wir tun auch eine Menge solcher Sachen“, sagte Bird. „Aber wir haben auch viele neue Technologien entwickelt. Wir machen Dinge mit Kristallen, die kaum zu glauben sind, und wir haben große Fortschritte bei Wind- und Sonnen-Energie gemacht.“

„Wir haben keinen Pfifferling bewegt, außer so weiterzumachen, daß die Reichen immer noch glauben können, daß sie reich und mächtig sind. Aber selbst das bröckelt allmählich. Wir können keine neuen Teile produzieren, weder für Computer noch für Bildgeräte oder sonst was, wir können nur die alten Geräte ausschlachten. Und jetzt geht's zu Ende. Früher konnte jeder arme Arsch sich ein TV-Gerät leisten und an die Steckdose anschließen. Dann wurden die Geräte aber immer teurer; einen Monats-Lohn, zwei Monats-Löhne, sechs Monats-Löhne. Dieses Jahr kannst du so'n Ding überhaupt nicht kaufen, um keinen Preis. Die Situation ist aussichtslos.“

Er sah Bird fast herausfordernd an: „Also hat Waggoner, er ist der Anführer der Steward-Partei, Diplomaten ausgesandt, mit Panasia zu verhandeln. Und es sieht so aus, als wollten sie wohl wieder Handel mit uns treiben, wenn wir bereit sind, unsere Schulden zu bezahlen.“

Was haben wir schon, was die wollen könnten? Wie ich schon sagte, wir stellen nicht viel her. Früher haben wir eine Menge Videofilme, Großbildschirme und Audiodisks exportiert, aber seit die Millennialisten die Industrie sozusagen gesäubert haben, gibt's nicht mehr viel, was sich irgend jemand ansehen möchte. Wir verkaufen ein paar Drogen, und es gibt einen guten Porno-Handel, aber als Schwarzmarkt. Es gibt nur eins, was Panasia dringend braucht.“

„Und was?“

„Holz. Und da kommt ihr ins Spiel, mit den nördlichen Wäldern und dem Golden Gate als Hafen.“

„Niemals“, sagte Bird. „Jahre unseres Lebens investieren wir in diese Bäume, pflanzen sie mit unseren eigenen Händen. Wir würden eher sterben, als zuzulassen, daß unsere Wälder abgeholzt und verschifft werden.“

„Genau, das sollt ihr gerne tun“, sagte Apple. „Denk' dran, was du da unten gesehen hast. Die Southlands sind zwar keine wirtschaftliche Macht mehr, aber die Stewards können immer noch die größte militärische Maschinerie mobilisieren, die auf dieser Seite des Globus übriggeblieben ist. Das einzige, was sie nicht haben, sind Flugzeuge.“

„Also werden sie uns nicht mit Bomben bewerfen?“

„Sie würden schon, aber keiner hat mehr diesen Technologie-Level. Und das müssen sie auch gar nicht. Ist viel leichter, ein paar Bakterien loszulassen. Die eigene Armee wird mit Antikörpern vollgeimpft, marschiert ein und räumt auf. Wer will sie denn stoppen?“

„Wir könnten sie aufhalten“, sagte Johnnycake, „ein Aufstand unten in den Southlands könnte sie stoppen. Darum brauchen wir jemanden wie dich.“

„Ich muß heimgehen“, sagte Bird. Er wiederholte es für sich selbst. Heim, bringt mich heim. Wenn das, was sie sagten, die Wahrheit war, und er glaubte es, dann mußte er um so dringender zurückgehen und den Norden warnen. „Ich muß heimgehen. Aber ich werde wiederkommen. Vielleicht mit jemandem, der ein besserer Heiler ist als ich. Ich werde wiederkommen. Und wir werden zusammenarbeiten.“

„Du wirst unsere Hilfe brauchen, um heimzukommen“, sagte Johnnycake. „Es gibt keinen Weg um die Morro Bay. Aber wir werden dir helfen.“

Rhea gab ihm ein Päckchen, prall gefüllt mit getrocknetem Fleisch, Käse und Früchten, und eine zusammengerollte Decke. Er verab-

schiedete sich von ihr und Littlejohn, und dann nahmen ihn Apple und Johnnycake an Bord eines Schmugglerbootes, das ihn küstenaufwärts bringen sollte bis jenseits von Morro Bay. Der Kapitän war eine Frau, die sich Isis nannte. Ihre Haut hatte die Farbe von schwarzem Sirup, ihre Fingernägel waren silbern und rot lackiert, die Haare mit hunderten von Goldperlen verflochten, und jeder Muskel ihres Körpers war wohlgeformt und einzeln modelliert. Bird fand sie schrecklich attraktiv, aber Rhea hatte ihn vorgewarnt, daß sie Männer nicht sehr mochte, und das schien die Wahrheit zu sein. Sie ignorierte ihn völlig, nachdem er erstmal sicher an Bord war. Das Schiff war eine seltsame Anordnung von nachgeahmten Segeln und einer schlecht aufgemotzten Maschine, die mit Elektrizität angetrieben wurde. Der Strom stammte aus Solarelementen, die in eigenartigen Winkeln auf Deck und in den Masten hingen. Aber Isis lotste das Schiff geschickt durch die Lücken des alten Marine-Radars, das ohnedies nur sporadisch arbeitete. Am alten San Simeon Pier ließ sie ihn an Land.

Den Rest der Nacht marschierte er die alte Küstenstraße nach Norden. Als der Tag anbrach, versteckte er sich und schlief. In der nächsten Nacht machte er sich auf in das Bergland von Big Sur. Nach ein paar Stunden war die Küstenstraße verschwunden, vor langer Zeit schon vom Meer weggespült. Er schlug sich in Richtung Norden durch, indem er alten Trampelpfaden oder Bachläufen folgte. Er aß Beeren, getrocknetes Fleisch und Früchte aus seinem Gepäck.

Bis zu dem Zeitpunkt, da er ins Gefängnis gewandert war, hatte Bird niemals viel über seinen Körper nachgedacht. Er hatte nur seine Stärke gemocht, seine leichte Eleganz und seine schier unendlichen Fähigkeiten zur Lust. Er hatte sich nie vorstellen können, sein Körper könnte irgend einer Herausforderung nicht gewachsen sein.

Doch jetzt waren Schmerzen seine ständigen Begleiter, sie durchdrangen jede seiner Bewegung und setzten so auf merkwürdige Weise einen scharfen Kontrapunkt zur rauhen Schönheit des Landes. Die Umriss der Bergrücken fraßen sich in seine schmerzenden Bänder und angespannten Muskeln. Ein bestimmter Schmerz entstand, wenn er seinen Körper stöhnend und schwitzend die langen Steilhänge hochtrieb, ein anderer Schmerz wurde hervorgerufen durch das Gewicht seines Körpers auf Knien und Schenkeln, wenn er auf den langen Abstiegen versuchte, seinen Schwung abzufangen.

Er wanderte weiter nach Norden. Manchmal, wenn er in den aus-

gebreitete Armen des Gebirges auf einer Höhe stand, konnte er einen Zipfel des Ozeans erspähen, weit jenseits der grünen Gipfel. Die meiste Zeit folgte er Bächen und Flüssen, suchte seinen Weg von Stein zu Stein, kreuzte hin und her, fand Halt mit seinem Wanderstecken oder rutschte und fiel, bekam nasse Füße und schlug sich die Knie auf. An den Bächen zu laufen war schwieriger, aber oft konnte er keine anderen Pfade finden und hier hatte er wenigstens Wasser. Wenn die Sonne brannte, schwitzte er zwischen den glühendheißen Felsen das Wasser schneller aus als er es trinken konnte. Und die kleine Flasche, die er aus Avalon mitgenommen hatte, faßte nicht genug, um seinen Durst zu stillen.

Er kam nur langsam voran. Er machte weiter bis an die Grenze seines Leistungsvermögens. Er pausierte schließlich und gab sich Zeit für zehn tiefe Atemzüge, dann mühte er sich weiter, noch bevor er sich dazu in der Lage fühlte. Er fürchtete, wenn er darauf wartete, daß es ihm wieder besser ginge, würde er nicht mehr weiter machen. Er benutzte jeden magischen Trick, den er kannte, um zu heilen, um seine Schmerzen zu lindern, sich selbst abzulenken, seine Aufmerksamkeit auf das irisierende Grün der Bergahornblätter zu lenken oder auf den leicht schwankenden Flug der heiser schreienden Geier. Schließlich konnte er nur noch keuchend weiter, mechanisch einen Fuß vor den anderen setzen und den Atem in die Lungen hinein- und wieder herauspumpen.

Die Berge waren hier dicht bewaldet; nur selten standen die Bäume lichter und gaben einen weiten Ausblick frei. Bestände von Küstenmammutbäumen wechselten sich ab mit Gehölzen aus Eichen, Lorbeer und kalifornischem Erdbeerbaum. Im Unterholz wucherte ein Dickicht aus Blaubeeren. Seine Hände und Arme waren übersät mit Pusteln und Blasen und juckten, aber er aß die Blaubeeren, nachdem das Essen aus seinem Gepäck verbraucht war. Dann setzte er seinen Weg fort, stolperte über Flußgestein, das seine Füße verletzte. Fallend und sich wieder aufraffend setzte er seinen Weg fort, zerschunden und voller Schrunden. Er schlief eingewickelt in seine Decke; unter Bäumen suchte er Schutz vor dem durchdringenden Wind, der vom Ozean herwehte.

Er hatte inzwischen den Überblick verloren, wieviele Tage er schon unterwegs war: vielleicht eine Woche, vielleicht auch mehr. Er durchquerte einen Fluß, der so tief war, daß er bis zur Hüfte im Wasser stand. Die Kälte betäubte den Schmerz in seinen Muskeln.

Vom linken Ufer strömte ein Geruch, der ihm bekannt vorkam, und ihn an etwas erinnerte. Er schnupperte noch einmal. Was war es

nur? Dann sah er am Ufer einige muldenförmige Wasserbecken, die vom Strom durch Steine abgetrennt waren. Er ging hinüber und berührte das Wasser. Es war warm. Heiß. Heiße Quellen, dachte er und erkannte den Schwefelgeruch.

Plötzlich wußte er, wo er war. Es gab nur eine Stelle in den Bergen, wo das Wasser auf natürliche Weise als heiße Quelle hervorsprang. Er war hier schon gewesen, in den guten Jahren, mit Madrone und den anderen.

Er zog sich aus und kletterte in eins der Becken. Der Boden war schlüpfrig von grünen und schwarzen Algen. Er legte sich ins heiße, stinkende Wasser, lagerte seinen Kopf auf dem Beckenrand und ließ die Wärme seine Beine umschmeicheln. Er schloß die Augen und ließ die Schmerzen vergehen.

Lange Zeit ruhte er, während sein Körper in die Felsen und das Wasser hineinschmolz. Schließlich öffnete er die Augen und nahm seine Umgebung wieder deutlicher wahr. Zunächst bemerkte er, daß die Quellen gut gepflegt waren. Die Felsbecken waren frisch repariert, mit Zement. In den Ästen des Madrone-Baumes, der den Platz überschattete, hingen Opfergaben: bunte Bänder, Stoffpuppen, Federn, Tonbilder der Göttin mit ausladenden Hüften und großen Brüsten und Bäuchen und runden Augen, Bilder des Hirsch-Gottes mit der Sonne zwischen seinen Hörnern, Haarlocken mit bunten Fäden befestigt, Wachsstummel und Blumen. Er fühlte sich geschützt, willkommen und er ließ sich langsam in heilende Trance versinken.

Als er erwachte, war die Haut an seinen Fingerspitzen verschrumpelt und er wußte, daß es Zeit war, aus dem Becken zu klettern. Er ging hinunter und watete in den Fluß. Der eisige Schock des kalten Wassers durchfuhr ihn und weckte ihn auf. Mit einem Schlag war sein Kopf wieder klar. Sein Körper fühlte sich jetzt fast gut an.

Dieser Platz wurde offensichtlich häufig besucht, und so mußte es auch Wege hierher geben. Die Küstenstraße war etwa zwölf Meilen entfernt, erinnerte er sich, früher ein leichter Tagesmarsch für ihn, aber auch jetzt würde er es in zwei Tagen schaffen, wenn nicht in einem. Und wo es einen benutzten Weg gab, würden auch Menschen sein, freundliche, wie es aussah, die ihm zu essen geben würden und einen Schlafplatz. Und sie würden ihm weiterhelfen.

Vielleicht war er seinem Ziel schon ganz nah!

Also wirklich! Maya atmete tief ein. Streng genommen war Madrone nicht besser als die anderen. Also wirklich nicht. Maya setzte ihren linken Fuß auf die höchste Stufe, machte einen Moment Pause und zog den Körper hinauf. Sie war alt, aber sie weigerte sich, sich klapprig zu fühlen. Ich bin gut drauf, dachte sie. Es ist bloß auf den Treppen. So etwas konnte nur ihr passieren, daß sie die anderen in einem Haus überlebte, das über dem Keller noch drei Stockwerke hatte und in dem die Küche im zweiten Stock untergebracht war, einfach damit sie hell genug war. Sie nahm den Korb mit dem Grünzeug auf den anderen Arm. Als wir noch jünger waren und reich, hätten wir einen Lift einbauen sollen, dachte sie. Aber nein, das wäre ja damals verschwenderisch gewesen. Energieverschwendung. Politisch unkorrekt.

Mühsam erklimmte sie Stufe für Stufe. Der Göttin sei Dank, wenigstens hatten sie genug Verstand gehabt und einen Geschirrspüler eingebaut. Und auch Komposttoiletten. Damit waren sie damals der Zeit um Jahre voraus gewesen. Heute war soetwas ja normal.

Aber Madrone machte ihr Sorgen. Anhalten, atmen, weitermachen, wie beim Bergsteigen. Die Flanke eines Berges erklimmen und die Aussicht genießen. Drei tiefe Atemzüge und dann ein neuer Anlauf. So konnte sie es schaffen.

Das Mädchen war einfach erschöpft, das stand außer Frage. Fertig wie ein Paar Jeans, die zwischen den Schenkeln durchgescheuert waren und auf den Knien so oft geflickt, daß es nichts mehr zu flicken gab. Aufgetragen. Reif für die Mülltonne. Seit einem Monat lag Madrone nun schon im Bett und wenn sie gefragt wurde, bestand sie darauf, es gehe ihr gut, nur ein bißchen müde sei sie, etwas Schlaf brauche sie.

Dankbar erreichte Maya die Küchentür. Sie öffnete sie und leerte den Korbinhalt in die Gemüsespüle. Nach all den Jahren war sie immer noch stolz über die Tatsache, daß ihre Küche zwei separate Spülbecken hatte, eins zum Kochen, eins zum Saubermachen. Zufrieden sah sie sich im Raum um. Die Geister um den großen runden Tisch in der Mitte wurden sichtbar, Johanna, die eine Erziehungstheorie ausführlich erläuterte, Rio, der dem Baby Cornflakes in den Mund schob, Anix, die den Teig ausrollte und Ben, der eine besondere mexikanische Sorte von Tortillas zubereitete. Und warum wollte das Baby nur aufhören zu schreien, wenn sie alle dreistimmig sangen? Und wollte Brigid nicht immer die verrückte Version des Liedes hören – wie war das noch?

*Meine Mama brennt schwarzen Whisky,
Mein Papa brennt schwarzen Gin,
Meine Schwester liebt für 10 Dollar,
Mein Gott, so kommt Geld ins Haus.*

Das war ein altes Lied, schon damals, denn in den 90ern, als Brigid noch ein Kind war, hätten 10 Dollar nicht mal mehr für die älteste Nutte gereicht. Richtig, sie erinnerte sich, wie sie die Haight Street runtergegangen war – als sie wie alt war? Siebzehn? Damals in den 60ern, und Männer fuhr an ihr vorbei in ihren Autos und boten ihr 20 Dollar und mehr – damals schon. Sie war natürlich absolut empört gewesen. Entweder tat sie es freiwillig oder gar nicht.

*Kommt ins Haus,
Kommt ins Haus,
Mein Gott, so kommt Geld ins Haus...*

Sie summte laut vor sich hin, als sie das Gemüse wusch, eine Zwiebel zerschnitt und alles in einem Suppentopf mit Wasser aufsetzte. Wie war noch mal die Originalmelodie? Etwas von der Tomatensauce würde gut in die Suppe passen, und dann würde sie Madrone zum Essen veranlassen. My Bonnie lies over the ocean. Ja, das war's.

*Bring back, bring back.
Oh bring back my Bonnie to me.*

My Bonnie, mein Liebling. Meine Johanna. Mein Rio. Meine Brigid. Mein Bird. Hör endlich auf. Sie stoppte sich selbst. Die

Wahrheit ist – sie lachte, sie erinnerte sich daran wie Johanna sie wegen dieser Redewendung aufzuziehen pflegte.

„Und was genau ist die Wahrheit?“ pflegte Johanna zu fragen, „erzähl uns, du weise Frau, was die Wahrheit ist.“ Das war, als Mayas Bücher bekannt wurden und Johanna sich Sorgen machte, daß sie nun eingebildet werden könnte.

Aber die Wahrheit war, sie machte sich riesige Sorgen.

Sie zerschnitt Karotten, Zucchini und Sellerie. Die Zucchini wucherten, wie immer, schrien ihr im Vorbeigehen zu. „Hier, iß, bitte! Nimm uns, es ist noch viel mehr da.“ Nimm hin. Dies ist mein Fleisch, dies ist mein Blut. Jesus als jüdische Mutter – warum hatte sie niemals zuvor an diese Verbindung gedacht? Sie würde es mit Schwester Marie besprechen müssen.

Generationen ihrer eigenen jüdischen Mütter waren im Raum, während sie kochte, kauerten vorsichtig auf Fensterrahmen und Lampen. Maya konnte sie hören, wie sie mit ihr schimpften. „Schau, wie mager das Mädchen ist. Kein Wunder, daß sie zusammenbrach.“ - „Warum hast du sie nicht gefüttert?“ - „Hast du ihr jemals gesagt, sie sollte langsamer machen, mal eine Pause einlegen?“

„Aber sie würde nicht auf mich hören“, antwortete Maya ihnen. „Geht jetzt endlich, ihr altes Gelichter.“

Aber in Wahrheit fühle ich mich verantwortlich, dachte sie. Ich lasse zu, daß sie sich um mich kümmert, dabei sollte ich sie umsorgen. Ich bin eine verwöhnte alte Frau, und sie ist zu gut für diese Welt. Wie kommt es, daß ein Kind aus Rios Sippe praktisch eine Heilige ist? Obwohl, wenn ich es recht bedenke, hat sie vielleicht nur seinen Hang zum Märtyertum geerbt.

Ich bin nicht für sie verantwortlich; zum Teil sprach sie zu sich selbst und zum Teil zu den Geistern, die sie rund um den Tisch sitzen sah. Rio und Johanna, die sie mit Augen anschauten, die weder anklagten noch Absolution erteilten. Sie sah in ihnen nicht die alte Frau und den alten Mann, die sie inzwischen waren, sondern eher den Teil, der Anfang vierzig war, gereift aber noch kraftvoll: Johanna in jenem blauen Kleid, das sie immer zu tragen pflegte, wenn es galt, würdig zu erscheinen und eine Ansprache vor einem Gremium oder einem Komitee zu halten. Rio, in seinen Arbeitsklamotten mit Dreck an den Händen. Aber ich fühle mich verantwortlich, gab Maya zu. Irgendwie hatte sie versagt, hatte Johanna und Rio nicht entsprochen, sich selbst nicht entsprochen. Madrone war die letzte – wie war doch noch das Wort? – Nachfahrin. Oder traf das nur für Jungen zu? Die letzte Nachfahrin – abgesehen von Bird, mit dem kaum noch gerech-

net werden konnte. Maya hätte sich besser um Madrone kümmern sollen.

„Sei nicht närrisch, alte Frau“, sagte Johannes Geist zu ihr. Aber Maya unterbrach sie und beharrte auf ihrem Standpunkt. Denn falls sie selbst starb, wer bliebe dann noch? Falls Madrone nicht überleben konnte, wie konnte sie es von irgend jemandem sonst erwarten? Ganz abgesehen von den anderen City-Bewohnern, den Bewohnern dieser grünen Insel im giftigen Meer.

Maya setzte Wasser auf. Sie würde Tee kochen, etwas für Madrone und etwas, um die Geister am Tisch zu versöhnen. Die Geister bevorzugten Kaffee, aber das war Pech. Kaffee gab es schon seit dem Aufstand vor 20 Jahren nicht mehr.

„Ich spreche nicht von einem Mangel an Pflege“, sagte sie, als sie sich zu den Geistern der Toten an den Tisch setzte. „Es ist ein Mangel an Erbe. Wir hinterlassen eine Welt, die es auch den Besten von ihnen unmöglich macht, darin zu leben.“

„War es bei uns anders?“ fragte Rio.

„Wir hatten unser Auskommen“, antwortete Maya, „wir saßen in komfortablen Wohnzimmern und sprachen über das Ende der Welt. Darüber wie die Delphine im südlichen Atlantik starben und die Zahlen derer anstiegen, die seit Geburt behindert waren, in der Nähe von verseuchten Mülldeponien. Oh, ich sage nicht, daß wir es nicht versucht haben. Wir gaben unser Bestes. Aber es war nicht genug.“

„Kein Kind in dieser Stadt geht hungrig zu Bett“, sagte Johanna. „Keine lebende Seele hier ist ohne ein Heim. Das ist etwas, wofür wir gearbeitet haben.“

„Und wir hatten auch andere Erfolge“, fügte Rio hinzu, „um nur einen zu nennen, niemand hat die Welt in einem Atomkrieg zerstört.“

„Bis jetzt“, sagte Maya.

„Es hängt vielleicht damit zusammen, daß sie immer noch einen Körper hat“, sagte Johanna zu Rio. „Dieser plötzliche Anflug von Zynismus. Hormone – weißt du. Verdauung. All der Blödsinn.“

„Ich bin nicht zynisch“, protestierte Maya, „ich sehe die Schönheit dieser Stadt. Sie hat ein wunderbares pulsierendes Herz. Es schlägt für sich und für Freunde. In den Flüssen fließt klares Wasser, und die Bäume, die die Wege säumen, beugen sich unter der Last der Früchte, die jeder pflücken kann. Wir haben einen großen Teil dazu beigetragen, daß unsere City so aussieht. Aber welchen Sinn hat all das, wenn es keine Überlebenschance gibt?“

„Das bedeutet, daß es existiert hat“, sagte Rio, „und darum ist es auch möglich. Unbestreitbar möglich.“

„Aber das ist den Jungen nicht genug“, sagte Maya, „sie sind anders als wir. Für sie ist die Stadt keine kostbare Errungenschaft. Für sie ist sie nur ein Basis-Lager. Der Ausgangspunkt für die Höhen, die sie anstreben. Und es ist ihr Zuhause, ist alles was sie kennen. Sie können nicht über eine Zerstörung philosophieren, sie werfen sich selbst vor die rollende Lawine. Was, denkst du, tut Madrone. Wie sonst wirst du Bird gerecht?“

„Sie sind Bewahrer“, sagte Johanna, „sie haben etwas Schützenswertes. Wir waren arroganter. Wir wollten die Welt neu erschaffen, so wie es unserer Vision entsprach.“

„Und wir taten es“, sagte Rio, „zum Teil.“

„Das ist wie eine teilweise erfolgreiche Schwangerschaft“, sagte Maya.

„Hör auf zu lamentieren, Freundin“, sagte Johanna. „Bring’ mir Tee und hör’ auf, dich zu bemitleiden.“

Maya tat getrocknete Pfefferminzblätter in den chinesischen Topf, den sie vor 50 Jahren in der Grant Avenue gekauft hatte. Er war gelb und ein Drache zog sich um die Außenseite. Sie stellte Tassen vor ihre Schattenfreunde.

„Dies ist ein früher Besuch“, sagte Maya.

„Es ist noch nicht mal die Zeit des Regens.“

„Madrone ist gefangen zwischen den Welten“, sagte Rio. „Deshalb haben wir es gewagt. Du schienst einsam zu sein.“

„Ich bin einsam. Warum nicht. Ihr seid tot. Madrone ist halb bewusstlos. Alle anderen sind fort.“

„Ach, spiel noch das Klagelied“, sagte Johanna. „Warum kümmerst du dich nicht um meine Enkeltochter, holst sie zurück von der Klippe?“

„Wie soll ich das tun?“

„Du mußt doch irgendetwas gelernt haben in deinem überlangen Leben, das ihr helfen kann, zu wählen.“

„Was zu wählen?“

„Zu leben oder zu sterben.“

Maya stellte ein Tablett für Madrone zusammen. Sie füllte Suppe in eine japanische Porzellanschale. Dazu legte sie Butter und Toast und eine Serviette. Eine Rose aus dem Garten stellte sie in die kleine Vase aus Limoges, die sie viele Jahre zuvor auf einer Reise nach Frankreich gekauft hatte. Vielleicht vermochten diese kleinen Annehmlichkeiten des Lebens Madrone zu locken. Oder vielleicht konnten es Prinz Charles und Lady Di, deren Gesichter feierlich von der Oberfläche des Tablettts starren.

Madrone lag in Nitas großem Himmelbett. Sie hatten sie nach unten verlegt, auf dieselbe Etage, wo die Küche war, damit Maya nicht die vielen Stufen steigen mußte. Maya setzte das Tablett ab, das sie vorsichtig balanciert hatte. Madrones Augen waren geschlossen, sie schlief oder sie stellte sich schlafend. Wo ist sie gerade? Maya wunderte sich. Was gab es doch für merkwürdige Dimensionen zwischen den Welten. Sie sieht so klein aus, wie eine Ameise, die eine viel zu schwere Last trägt. Gerne würde ich diese Last mit ihr teilen, dachte Maya, aber ich kann es nicht. Zum einen würde sie es nicht zulassen. Zum anderen ist sie längst über das Alter hinaus, wo sie Lasten an Ältere abgeben kann. Ich selbst bin ein Teil ihrer Last und plötzlich wünschte Maya, sie wäre leicht, eine Hülle ihrer selbst, leicht zu tragen.

Oder vielleicht bin ich schon zu viel Hülle, nur noch Muschel, kein Fleisch. Vielleicht kann ich sie deshalb nicht erreichen. Ich bin eine Karrikatur meiner selbst, alt und miesepetrig, kaum amüsant. Ich bemuttere sie und liege ihr in den Ohren. Das ist auch eine Rolle, eine weitere Maske, die wir alle tragen, eine Haltung, die wir einnehmen, wenn wir unsere Ziele setzen und uns dorthin arbeiten, bloß, um der harten Realität nicht ins Auge schauen zu müssen und nicht zu sehen, wie das Rad des Universums sich dreht. All das ist mir bewußt, auch wenn ich es scheinbar nicht zu ändern vermag. Ich wußte es schon mit 17, auf einem der zu vielen LSD-Trips der 60er. Viel zu jung, ich wäre durchgedreht, wenn Johanna nicht in den Umkleideraum gekommen wäre und ihre Hände um meine nackten Brüste gelegt und mich so gerettet hätte. Berührung. Sie hat mein Herz berührt. Wie nur kann ich dieses Gefühl Madrone zukommen lassen?

Madrone öffnete ihre Augen und starrte auf den Baldachin, bestickt mit Monden und Sternen. Ein tanzendes Muster, ein Netzwerk aus Licht in unbeschreiblichen Farben, das mit dem Kristall-Spinnennetz hinter ihren Augen verschwamm. Sie wollte dort bleiben, wo Schmerzen, Schwäche und Gefühle nur Knoten im Kaleidoskop des Lichts waren. Ihre Arbeit war jetzt hier, auf dieser Ebene. Das geistige Messer in ihrer Hand ermöglicht ihr die Muster zu verändern, neu zu mischen, so daß sie neue Formen annehmen konnten. Das Leben zu verändern, das Schicksal zu wenden. Ganz einfach. Sie empfand Mayas Anwesenheit als Störung ihres Friedens. Die Besorgnis und die Angst der alten Frau explodierten wie Feuerwerkskörper um sie

herum, regneten auf sie herab in farbigen Sternen. Madrone betrachtete die farbigen Lichter mit geteilter Faszination. Es war so überflüssig, wenn Maya das bloß verstehen würde.

„Setz dich“, sagte Maya, „Zeit, etwas zu essen.“

Madrone wollte eigentlich nichts essen, Nahrung entfernte sie nur von ihren Mustern. Aber Mayas Entschlossenheit war unerbittlich. Streiten würde sie noch mehr ablenken, und während sie abgelenkt war, würden Leute sterben. Vielleicht wäre das gar nicht so schlimm, aber nun hatte sie doch das Messer, um den Tod abzuwehren. Sie konnte es nicht weglegen. Helles Sonnenlicht strömte durch das große Erkerfenster. Nita hatte Kristalle vor das Glas gehängt, und das Sonnenlicht ließ Regenbogen durch das Zimmer tanzen. Regenbogen aus Licht, wie in der Welt der Vernetzung, und wenn Madrone die Augen schloß, konnte sie sie trotzdem sehen. Sich von ihnen ernähren. Sie waren besser als Brot.

Maya öffnete ein Fenster und hängte eine Karte an einer Schnur hinaus.

„Was soll das?“ Sprechen bedeutete eine große Anstrengung. Madrone konnte ihre Worte sehen, so wie sie ihren Atem an einem kalten Tag sehen konnte. Sie woben ein farbiges Muster und lösten sich auf.

„Ein Zeichen, um deinen unveränderten Zustand mitzuteilen. Ganz so, als wärest du die Königin von England. Es erspart mir, die Treppen fünfmal am Tag rauf und runter zu laufen.“

„Tut mir leid“, wisperte Madrone. Sie bedauerte, daß Maya nicht verstehen konnte, daß es keinen Anlaß zur Sorge gab. Sie bedauerte, daß die Farben um Mayas Körper so störend waren, daß sie sich die alte Frau aus dem Zimmer wünschte.

„Schön wärs“, schnaubte Maya, „aber es tut dir nicht leid. Wenn es so wäre, würdest du dich aus diesem semiastralen Zustand befreien, Nahrung zu dir nehmen und aufhören damit, was auch immer du gerade tun magst. Du würdest mich einlassen. Du würdest zurück zu menschlicher Form finden.“

„Ich tue gar nichts.“

„Du lügst. Ich kann zwar nicht erkennen, was es ist, aber ich sehe, daß du etwas tust. Die halbe Stadt will dich heilig sprechen lassen. Sie legen Opfergaben auf die Treppe vorm Haus und brennen Kerzen ab. Kranke Frauen behaupten, von dir zu träumen und geheilt aufzuwachen. Mütter, die vor der Geburt stehen, sehen dein Gesicht und ihre Gebärmutter öffnet sich. All das, während du hier liegst und dich verleugnest wie selbst Königin Victoria es nicht besser hätte tun können.“

„Ich habe lediglich ... Gespräche. Wirklich es geht mir gut.“

„Wenn du das noch ein einziges Mal zu mir sagst, werde ich dir persönlich die Kehle durchschneiden.“

Madrone schloß erneut die Augen. Sie wünschte, Maya würde endlich gehen und sie allein lassen. Vielleicht, wenn sie wieder einschlief...

„Du wirst jetzt nicht schlafen, junge Frau. Ich rede mit dir. Und außerdem mußt du etwas essen.“

„Ich bin nicht hungrig.“

„Zum Teufel, iß endlich deine Suppe.“

Aber so will ich doch gar nicht mit ihr umgehen, dachte Maya. Sie schwindet dahin, stirbt womöglich, und ich kann sie nicht erreichen, weder mit meinem Zorn noch mit meiner Liebe. Madrone gehorchte und aß die Suppe mit grimmigem Schweigen.

Nahrung war ein Anker, der sie wieder an das Leben kettete. Nur leicht und auch nur für kurze Zeit. Die Energie, die die Suppe ihr verschaffte, war ein Muster, so wie Hunger ein Muster war, wie jede Krankheit ein Muster war, so wie Leben und Tod es waren. Und alles, jedes für sich, war wunderbar und vollendet, und es bedeutete einen enormen Kraftaufwand, sich für eines zu entscheiden. Sie besaß diese Kraft, aber sie ließ nach. Und wahrscheinlich war das in Ordnung.

„Es ist okay, zu sterben“, sagte sie zu Maya, während sie den Löffel hinlegte. Sie sagte dies, um das Feuerwerk namens Maya zu stoppen, aber das Gegenteil trat ein, es wirbelte und explodierte um sie herum.

Das ist mein Karma, mein Schicksal, dachte Maya. Ich hätte freundlicher sein sollen zu meiner eigenen Mutter, hätte verstehen sollen, warum sie nicht wollte, daß ich Drogen nahm und mit fremden Männern schlief.

„Nein“, sagte Maya und brach in Tränen aus. Es waren dicke Tränen, gefüllt mit Licht, die aus ihren Augen tropften. „Bitte, iß etwas. Noch einen Bissen.“

Maya beugte sich vor und ergriff Madrones Hand. Ihre Hand war kalt, fühlte sich wie eine von diesen flexiblen Eiskompressen an, die im Kühlschrank für Alix aufbewahrt wurden, falls ihr Rücken Probleme machte. „Wo du dich im Geiste aufhältst ist es sehr kalt.“

Das Herz berühren, dachte Maya. Wenn Madrone das fühlen könnte, wäre sie gerettet und falls nicht, dann gab es für Maya keinen anderen Weg mehr, als sie gehen zu lassen. Verlieren und finden und wieder verlieren. Sie verlieren.

Kälte war auch ein Muster, wie ein Windrad aus Spitze, das sich in ihrem Rücken drehte, und plötzlich verspürte Madrone den Wunsch,

Mayas warme Hand zu erreichen. Mayas Wärme war wie eine Feuerglut, die die Eiskristalle um sie herum zerplatzen ließ; es war ein lebendiges Muster, pulsierend in blutroter Schönheit, wie ein Herz. Sie spürte Mayas Puls. Ihr eigenes Blut sang nur noch schwach in ihren Adern.

„Mir ist kalt“, sagte Madrone, „mir ist so kalt.“ Sie wollte sich wieder warm fühlen und menschlich, wollte wieder warme Suppe schmecken und auf zwei Füßen über trocknes Herbstgras laufen. Aber das kommt für mich nicht mehr in Frage, dachte sie. Wenn sie von diesem Wunsch abließ, konnte sie das irdische Glück für andere bewahren und dort bleiben, an dem kalten Ort zwischen den Welten. Aber selbst dort holte Mayas stechender Schmerz sie ein.

„Iß“, sagte Maya, „die Suppe ist heiß. Sie wird dich wärmen.“ Sie saß auf dem Bett neben Madrone und legte ihren Arm um ihre Schultern und streichelte sie.

Aber Madrone wollte keine Suppe. Mayas Arme hielten sie wie Ketten, zwangen ihren Rücken in die Schwere seiner Form.

Mayas Arme hielten sie fester: „Wie kannst du es wagen?“ fragte Maya, „wie kannst du es wagen zu glauben, daß das Leben dir nichts mehr zu bieten hat?“

Das glaube ich doch gar nicht, dachte Madrone schwach. Die Arme griffen fester zu.

„Ich will keine Suppe“, sagte Madrone. Ich will...“

„Ich weiß“, sagte Maya, „du willst, was wir alle wollen, den Durchbruch, die Auflösung der Grenzen und des Abgetrenntseins, die Erleuchtung auf dem kürzesten Weg. Und ich bin so wütend auf dich.“

„Ich denke an das heilige Messer von Cihuacoatl.“ Madrone sprach so leise, daß Maya sich dicht zu ihr beugen mußte. „Aber ich kann die Schnur des Lebens nicht durchtrennen. Ich kann mit dem Messer nur Muster zeichnen.“

Maya hatte keinen Zweifel, daß für Madrone alles völlig logisch war.

„Hattest du eine Vision?“ fragte sie. Madrone nickte und kniff dann die Augen zusammen, als hätte der Satz ihr Schmerzen bereitet.

„Und jetzt“, sagte Maya, „versuchst du, alles zu verdrängen.“

„Nein“, wisperte Madrone, „ich versuche, sie zu ertragen, aber es ist schwer.“

„Vielleicht bevorzugst du eine leichtere Vision?“

„Nein, ich versuche, sie leichter zu nehmen.“

„Blödsinn! Du versuchst, sie fallen zu lassen, wie eine heiße Kartoffel. Du läufst so heftig davon, du läufst geradewegs aus dem Leben. Ich bin von dir enttäuscht. Ich dachte, Rios Enkelin hätte mehr Mut, und Johannes Enkelin hätte mehr Verstand.“

„Ich habe Mut.“

„Dann dreh' dich um. Ich sehe ganz genau, wo du bist, Madrone. Du bist schon ziemlich weit, auf einer sehr langen Straße und am Ende der Straße lockt ein wunderbares Licht. Und es scheint so leicht – nein, nicht nur leicht, du meinst, es sei ganz richtig, absolut stimmig, mitten in das Zentrum zu springen. Ich weiß es. Ich bin dort gewesen. Und hinter dir ist nur das, was schwer zu ertragen ist.“

„Wovon sprichst du?“ wisperte Madrone. Mayas Worte verwirrten sie, und die Lichter vor ihren Augen wirbelten und tanzten, daß es schmerzte.

„Ich spreche über das süße, verführerische weiße Licht. Wir alle sehen es, früher oder später, in irgendeiner Form. Für Bird war es ein schlechter Traum, der ihn nach Süden zwang. Für Rio waren es Alkohol und Revolution. Für mich war es – ach, ich weiß nicht – ich denke, eher so, wie es für dich ist. Die Verführung durch die eigene, eingebildete Wichtigkeit. Wir sind einander so ähnlich. Aber was nützt das. Ich kann dir nicht mein Leben schenken. Ich kann dir nicht dein Leben schenken.“

Madrone spürte Mayas Schluchzen, ihre Tränen fielen wie Steine, ihre Worte waren wie Steine, jeder einzelne beschwerte Madrone, hielt sie fest, jeder ein bißchen mehr. „Ist es das, was du von mir willst?“ Sie wandte sich an Maya. „Mich umdrehen?“ Denn jetzt erschien es ihr, als sei sie tatsächlich auf einer Straße, und der Weg vorwärts in das helle Licht des Todes schien klar und einfach, und hinter ihr war alles laut und dicht und schwer. „Was bedeutet es, dein Werkzeug zu sein?“

„Dreh dich um und sieh selbst“, wisperte jemand, die Stimme schien aus dem Nichts zu kommen.

Zum ersten Mal, seit sie das Messer der Göttin ergriffen hatte, spürte Madrone Furcht. Ja, sie wollte umkehren, sich der Wärme zuwenden, der Hitze und der festen Undurchsichtigkeit des Fleisches. Aber sie war schon so weit gegangen auf der Straße des Sterbens, und der Weg zurück war gepflastert mit vielen Pflichten. Vielleicht hatte sie nicht die Kraft. Sie war so müde. Vielleicht war es schon viel zu spät.

Langsam wandte sie sich um. Ihre Arme waren bleischwer. Sie dachte, ihre Knie würden die Last des eigenen Körpers nicht tragen

können, sie raffte alle Kraft zusammen, wie sie es zu tun pflegte am ersten Tag bei einem Ausflug in die Berge, wenn sie den Gürtel von einem schweren Rucksack stramm zog.

Wie aus dem Nichts traf ihr Blick eine weinende alte Frau: Maya.

Okay, Göttin Cihuacoatl, du Schlangenfrau mit den scharfen Zähnen, sagte Madrone zu sich. Wenn es das ist, was du von mir willst, werde ich sehen, was ich tun kann.

Sie drehte sich herum, Maya zu umarmen. Ihre Arme umschlangen die knöchigen Schultern der alten Frau und sie wiegte ihren Kopf. „Weine nicht, weine doch nicht. Es ist okay. Ich will nicht vor dir sterben.“

Aber Maya fuhr fort zu weinen, doch waren es jetzt Tränen der Erleichterung. Endlich klang Madrones Stimme wieder normal.

Madrone raffte ihre neuerwachten Lebensgeister zusammen. So, nun muß ich mich um Maya kümmern und um die Kranken, die noch in der Stadt waren und um das Krankenhaus. Wie lange bin ich dort nicht mehr gewesen? Pflichten, Erwartungen: Sie lasteten bereits wieder schwer auf ihren Schultern. Für einen Moment sehnte sie sich dorthin, wo niemand sie kannte, wo niemand Wunder von ihr erwartete oder enttäuscht darüber war, daß auch sie Grenzen hatte.

„Es ist in Ordnung“, sagte sie erneut zu Maya, „alles wird gut.“

Jetzt bin ich das Kind geworden, dachte Maya. So ist das, alt zu werden. Ich bin die Nörgelnde, Schützende und Nährende. Aber am Ende müssen die Jungen mich trösten.

Bird hatte die Straßen der City so oft im Geiste durchwandert, daß es ihm ganz unwirklich vorkam, nun wirklich und wahrhaftig hier den Bürgersteig entlang zu gehen. Er konnte es kaum glauben. Um diesen Augenblick hatte er gebetet, ihn herbeigesehnt. Doch nun, da er hier war, stieg kalte Furcht in ihm auf. Die Stadt sah aus wie immer. Aber irgendwie leer. In den Vorgärten der behaglichen alten viktorianischen Häuser blühte es bunt durcheinander. Auch gab es überall Beete mit Sojabohnen, Kürbis und Tomaten. Bewässerungskanäle sorgten für üppiges Grün. Die Obstbäume, an die er sich so oft erinnert hatte, waren groß geworden und wölbten ihr Astwerk, schwer mit Früchten beladen. Als er um die Ecke zu seinem eigenen Häuserblock kam, sah er Kinder, richtige Kinder, die auf den Wegen spielten und in den Gärten herumtobten. Er fühlte, daß er zitterte. Er hatte sich manches Mal gefragt, ob es überhaupt noch Kinder gäbe.

Seine Beine hatten bei seiner letzten Wanderung die Küste hinauf begonnen, ihm immer öfter den Dienst zu versagen. Wenn ihn Muskelkrämpfe packten, blieb nichts anderes übrig als zu warten, bis er wieder weiterhumpeln konnte. Bird blieb für einen Moment stehen, balancierte vorsichtig, atmete tief. Er hatte keine Eile. Er würde früh genug erfahren, wer noch lebte und wer gestorben war.

Der Eingang zum Black Dragon House sah sehr verändert aus. Wie ein Altar für die Toten, dachte Bird. Aus einem Fenster im zweiten Stock hing ein Plakat: „Es geht jeden Tag etwas besser. Er starrte es eine Weile an und fragte sich, was es wohl bedeuten mochte. Sollte das eine Affirmation oder eine politische Parole sein? Verwirrt schüttelte er den Kopf. Die Stufen, die zum Eingang hinaufführten, waren mit Motiv-Kerzen, Blumensträußen, Tellern voller Früchte und Kör-

ben voller Brot bedeckt. Nur ein schmaler Pfad blieb zum Gehen. Bird hatte Zweifel, ob seine unsicheren Beine ihn dort hinaufbringen würden. Offensichtlich war jemand gestorben, und er zwang sich, nicht zu fragen, wer. Er wandte sich zur schmalen Seitentür, die durch den Flur im Erdgeschoß in den Hinterhof führte. Sie war nicht verschlossen, und er ging hinein und schloß sie hinter sich.

Auf dem Grasplatz, nahe dem Kräutergarten, lag jemand im Schatten und schlief. Ja, dachte Bird, während er sein Bündel absetzte und neben der stillen Gestalt niederkniete, ja, es war Madrone. Eine Woge des Glücks überschwemmte ihn. Er wagte kaum zu atmen. Madrone lebte!

Sie sah wunderschön aus, wie sie so schlief. Ihr Haar wallte hinab aufs Gras. Ihre Haut war leicht gerötet wie die Rinde des Madrone-Baumes. Madrones Augenlider zuckten im Schlaf. Träumte sie? Er hätte sie gerne berührt, aber er wollte sie nicht wecken. Sie sah so müde aus. Sogar jetzt, da sie schlief, konnte er Zeichen von Anstrengung und Ermüdung sehen. Sie war dünner als er sich erinnern konnte, und als er näher hinsah, bemerkte er eine leichte Blässe unter der Bronzefarbe ihrer Wangen. Aber sie war wirklich da – und lebte. Er würde erst wieder lernen müssen, das wirklich zu glauben, auch, daß er selbst noch am Leben war.

Madrone erwachte. Sie fröstelte. Jemand saß neben ihr. Einen schläfrigen Moment lang dachte sie, es sei Sandy; dann kam ihr die Erinnerung schmerzhaft zurück. Sie öffnete die Augen, sie war sehr weit fort gewesen und kam nur langsam zu sich. Vielleicht wurde sie schon wie Maya und konnte die Geister der Verstorbenen sehen. Und hier saß Birds Geist neben ihr, älter, grauer, ernster als der junge Mann, an den sie sich erinnerte.

„Ich bins wirklich“, sagte der Geist.

„Bird?“

„El mismo. Derselbe.“

„Du lebst?“

Er lachte. Er war am Leben und er war glücklich, glücklich. „Faß mich an!“ Er hielt ihr seine Hand hin und sie nahm sie. Aber was sie da fühlte, waren nicht die schlanken geschickten Finger, die sie früher so gern gestreichelt hatte. Es war die knotige, harte Hand eines alten Mannes. Aber es war kein Geist, sondern das warme Fleisch eines lebendigen Menschen. Es war Bird.

„Du hast deine Hand gebrochen“, sagte sie.

„Sie – sie – haben sie mir gebrochen. Ich kann nie mehr Gitarre spielen.“

Sie streckte die Arme nach ihm aus, drückte ihn fest an sich, und dann begann sie zu weinen. Er hätte auch gern geweint, aber er hatte gelernt, es nicht zu tun. Was er an Schmerz und Kummer im Innersten seines Herzens eingefroren hatte, war noch nicht bereit, wieder aufzutauen. Er würde warten, bis er wußte, um wen er weinen mußte.

Nach einer Weile schob sie ihn etwas von sich fort, um ihn anzusehen. Sein Gesicht war schmal geworden, die Haut narbig und ledrig. Dunkle Augen sahen sie aus tiefen schattigen Höhlen an. Sie erkannte die Zeichen von Hunger und Schmerz. Er war nicht mehr der hübsche Jüngling, an den sie sich erinnerte. Zärtlich, fragend streckte sie ihre Hand nach ihm aus und berührte seine Stirn. Ja, er war ganz real, ein erschreckend vertrauter Fremder. Bird.

„Ich kann es nicht glauben“, sagte sie. „Estás vivo! Du lebst wirklich. Du bist wirklich hier.“

Mit geöffneten Augen kam sie Bird noch schöner vor. Er wollte sich nicht bewegen, nicht sprechen. Nur dieses Glück in der Stille dieses Augenblicks wollte er für immer bewahren. Und doch hatte er eine Ahnung von einem neuen Leben und neuem Glück. Sie würde fortfahren ihn anzuschauen. Sie würde fortfahren zu sein.

„Ich kann es selbst kaum glauben“, sagte er schließlich. „Ich hatte befürchtet, ich könnte zurückkommen und müßte erfahren, daß ihr alle tot seid.“

„Viel zu viele sind gestorben“, sagte sie.

Nun kommt er, der Schmerz, dachte er, aber ich kann ihn nun ertragen.

„Ich sah die Eingangstreppe“, sagte er dann, „die Kerzen und die Opferschalen.“

Madrone lachte: „Oh, die sind für mich. Die Leute in der City scheinen in letzter Zeit einen besonderen Sinn für meine Bedürfnisse zu entwickeln. Ich war krank. Aber ich bin nicht tot.“

„Und wer ist tot?“

Sie nahm seine Hand: „Dein Bruder...“

Bird zuckte zusammen. Langsam ließ er die Nachricht in sein Herz eintauchen, langsam verwandelte sie sich in Schmerz.

„Wer noch?“

„Sandy starb erst kürzlich.“

„Nein...!“

„Doch.“ Ihre Augen wurden feucht. Ein Strom von Mitgefühl überschwemmte sie. Wie anders es sich anfühlt, mit ihm gemeinsam zu trauern, dachte Madrone. Mit zitternder Stimme fuhr sie fort.

„Und die meisten von den Alten. Rio.“

„Maya?“

Sie lächelte ihn an und war dankbar, gute Nachricht für ihn zu haben. „Sie macht gerade ein Nickerchen, oben in ihrem Schlafzimmer.“

„Wirklich?“

„Wirklich! Sie hat immer gesagt, du wärest zu schlau, um getötet zu werden. Ich hätte ihr glauben sollen. Aber ich konnte es nicht aushalten, mir vorzustellen, was wohl mit dir passierte, wenn du tatsächlich am Leben warst. Es war leichter zu glauben, du wärest tot. War es schlimm, Bird?“

„Es war nicht gut.“

„Wirst du mir davon erzählen?“

„Ja, mit der Zeit, jetzt nicht. Sag mir, wer sonst noch tot ist?“

Sie zählte ihm die ganze lange Litanei der Gestorbenen auf. Sie schwiegen. Er fühlte eine schreckliche Mischung aus Verlust und Erleichterung. Er wollte weinen und lachen zugleich. Er hatte schon so viel getrauert; was nun übrig blieb, war mehr ein vertracktes Gefühl von Triumph darüber, daß überhaupt jemand überlebt hatte.

Er seufzte: „Es tut mir so leid um Sandy, so schrecklich leid. Und Marley und all die anderen. Und wo sind die übrigen?“

„Sage und Nita und Holybear sind oben im Delta bei ihren Versuchsteichen. Sie kommen zurück, wenn die Regenzeit beginnt.“

„Und wie geht's dir? Geht es dir gut? Du siehst so müde aus.“

„Mir geht's gut. Ich war krank, wie ich schon sagte. Aber ich bin auf dem Wege der Besserung.“

Irgendetwas verschloß sich in ihr, während sie sprach, und Bird hatte den Verdacht, sie könnte die Unwahrheit sagen. Sie sah eigentlich gar nicht gut aus. Sie sah verblaßt aus, als könnte sie jeden Moment verschwinden und in eine andere Dimension eintreten. Er spürte das Bedürfnis, sie zu packen, seinen Körper mit dem ihren zu vereinigen und sie so zu beschützen.

„Bist du hungrig?“ fragte sie. „Du kannst eine Suppe haben. Wir sollten deine Rückkehr feiern. Die Tomaten sind reif und natürlich haben wir Zucchini. Tofu. Wir könnten ein paar Fische aus den Tanks im Gewächshaus holen. Irgendwas ist mit einem der Tanks nicht in Ordnung, aber der Rest ist okay. Ich wollte, wir hätten Eier, aber die Hühner legen schlecht.“

„Das klingt aber wirklich wie ein Fest“, sagte er. „Was ist mit den Hühnern falsch gelaufen?“

„Ich weiß auch nicht. Die Nachbarn haben sich um sie gekümmert.“

Möglich, daß irgendetwas mit dem Futter nicht stimmt. Ich habe eine Menge Dinge schleifen lassen, seit Sandy gestorben ist.“

„Wie steht's mit dem Wasser?“

„Es reicht dieses Jahr ganz gut. Du kannst ein Bad nehmen oder lange und heiß duschen, wenn du möchtest.“ Sie hätte hier für alle Zeit mit ihm sitzen können und über Essen und Wasser reden. Es gab so viele andere Dinge, über die sie sprechen mußten, aber das mußte jetzt nicht sein.

„Ich werde sehr lange duschen müssen.“ Er lächelte. „Die letzten achtzig Meilen bin ich in einem Geflügel-Transporter mitgefahren.“

„Das macht mir nichts aus.“ Madrone stand auf und schlang ihre Arme um ihn. Sie suchte mit ihren Lippen seinen Mund. Sie wollte ihn in sich einsaugen, ihn festhalten, ihn für immer in Sicherheit bringen und am Leben erhalten.

Schmerzhaft durchzuckte Bird ein ungeheures Begehren. Er wollte sie. Jetzt! Hier! Im Staub! Auch nur eine Viertelstunde länger zu warten, mußte doch bedeuten, für immer zu warten. Die Welt könnte sich ändern, sie könnte plötzlich verschwinden.

„Te quiero“, sagte Bird. „Ich will dich.“

„Ich weiß. Hier und jetzt? Mit den Schwestern, die vermutlich aus dem Fenster sehen?“

„Ja. Ist das etwa eine schlechte Idee?“ Sie lächelten sich an. Begierde leuchtete jetzt auch aus Madrones Augen.

„Wir haben die ganze Nacht. Wir haben den Morgen und die Nacht danach und die übernächste Nacht und die danach und danach. So lange wir leben“, lächelte sie ihn verführerisch an.

„Das erscheint mir unmöglich.“

„Aber es ist wahr.“

„Gut. Ich will versuchen, es zu glauben.“

„Geh jetzt zu deiner Großmutter“, forderte sie ihn auf.

„Du hast recht. Ich sollte sie als erste besuchen.“

„Ich mach' uns etwas zu essen!“

„Okay.“

Er drehte sich um und ging die Hintertreppe hinauf, während sie ihm nachsah. Er bewegte sich langsam beim Treppensteigen, als schmerzte sein Körper. Sie mußte immer noch an den Jungen denken, der so schnell rannte und so weit sprang, als flöge er. Plötzlich lief sie ihm nach und ergriff sein Fußgelenk durch das Treppengeländer.

„Bird.“

„Was ist?“

Sie atmete tief und lachte, dann ließ sie ihn los. „Ich mußte dich

einfach berühren. Ich hatte plötzlich Angst, ich bilde mir das alles nur ein. Und wenn ich einen Augenblick nicht hinsehe, könntest du verschwunden sein.“

„Ich weiß. Ich fühl' mich ganz genauso. Aber ich bin jetzt zu Hause, und ich habe nicht die Absicht, wieder zu verschwinden.“

Er wußte, das Haus war etwas ganz Wirkliches. Und ganz wirklich waren auch die rasenden Schmerzen in seinem Körper. Sein Bein schmerzte, während er sich ungeschickt die Treppe hinaufschleppte und die Küche durch die Hintertür betrat. In seiner Erinnerung war dieser Raum immer überfüllt gewesen, mit Leuten, die Tee kochten, Essen kochten, Diskussionen führten und mit viel Gelächter um den Tisch saßen. Er ging weiter und stand nun vor der Tür zu Mayas Zimmer.

Sie kauerte in ihrem bequemen Lehnstuhl und sah sehr zerbrechlich aus, wie eine Inkarnation der weisen alten Göttin. Ihr Haar leuchtete weiß im hereinströmenden Sonnenlicht, und ihr Gesicht war eine schimmernde Landkarte aus Runzeln. Sie sprach mit gesenkter Stimme zu jemandem, der nicht zu sehen war.

„Ich bin's, Abuelita, ich bin's Bird.“

Sie erkannte ihn und lächelte ihn an. Ohne Erschrecken, nur mit Erleichterung, denn es war sehr lange her, seit er bei ihr gewesen war, so lange, daß sie begonnen hatte zu fürchten, er sei unwiederbringlich verloren.

„Bird! Komm herein. Wo bist du gewesen? Und wo bist du jetzt? Du siehst erstaunlich körperlich aus. Ich glaube fast, du wirfst einen Schatten. Strengt dich das nicht an?“

„Ich bin diesmal wirklich hier, Abuelita. Ich, mein Körper und alles.“

Sie setzte sich auf und riß die Augen auf.

„Bird!“

Er ging zu ihr, und sie klammerte sich an ihn, weinte in sein krauses Haar. Er fühlte sich warm und fest und real an, wie er so in ihren Armen lag. Sie fühlte sein Herz gegen das ihre schlagen und den Puls seines Blutes, Blut von ihrem Blut. „Bird!“ Sie stieß seinen Namen immer wieder hervor. „Bird. Bird. Bird. Mein Baby!“

Er stand ziemlich verrenkt über ihren Sessel gebeugt, und schließlich bemerkte sie, daß es ihm weh tat und ließ ihn los.

„Setz dich dort hin, so daß ich dich anschauen kann“, befahl sie.

Maya zitterte vor Freude. Aber sie bezwang sich, so als könnte ihre Freude sich auflösen, wenn sie sich bewegte. Er ist nicht verloren, dachte sie. Meine Familie, meine Linie, Brigids Linie ist wiederhergestellt. Für einen Moment meinte sie, die Anwesenheit ihrer Tochter zu spüren, wie sie mit zarten Lippen ihren Nacken küßte.

Bird setzte sich in ihre Nähe und sah sie an. Sie nahm seine Hand, rieb sie und streichelte und tätschelte sie. Seine Gelenke waren geschwollen und mißgestaltet und von alten Schmerzen verkrümmt. Sie sah ihm in die Augen auf der Suche nach den Spuren all der Dinge, die er in der Fremde gedacht, gefühlt und erlitten hatte.

„Wenn du mich auf diese Weise ansiehst“, sagte er, „habe ich das Gefühl, du weißt alles. Und das ist gut.“

„Nichts ist gut. Es ist unverzeihlich, fortzugehen und uns derartig allein zu lassen. Aber ich vergebe dir. Du lebst, du bist hier, und das ist, was zählt. Erzähl’ mir davon. Du warst verletzt?“

„Ich hab’s mehr oder weniger überwunden.“

„Wo warst du? Da unten, im Gefängnis?“

„Ja.“

„Mein armer Junge. Wie hast du’s rausgeschafft?“

„Ich bin geflohen.“

„Na ja. Du hast dir sicher die Zeit genommen, die du brauchtest.“

„Maya! Wie kannst du soetwas sagen! Es ist ein Wunder, daß ich’s überhaupt geschafft habe.“

„Unsinn. Was glaubst du, wofür wir dich aufgezogen haben. Damit du ein Galgenvogel wirst?“

„Diese Vorwürfe sind unverzeihlich.“

„Ich bin eine alte Frau“, sagte sie. „Ich kann alle Vorwürfe machen, die ich will. Aber jetzt komm und nimm mich noch einmal in den Arm. Du riechst wie ein Hühnerstall, aber ich mach’ mir nichts draus.“

Ihre Arme schmerzten, als sie ihn umarmte. Sie konnte sehen, wie steif und verrenkt er seinen Körper hielt. Und sie konnte die Schmerzen erahnen, die er hinter seinen Augen versteckte.

Ihre Arme fühlten sich zerbrechlich an. Ein Teil von ihm war wieder der kleine Junge, der sich ankuschte, um beschützt zu werden. Aber er war jetzt der Große und Starke, der sie in einer festen Umarmung auffangen und sie festhalten sollte, damit sie nicht unversehens entschlüpfte in die wispernde Welt der Körperlosen.

Schließlich ließ sie ihn wieder gehen. „Hast du Madrone schon gesehen?“

„Scheint, sie macht mir etwas zu essen.“

„Das wird sie wohl. Wie geht's dir? Brauchst du irgendetwas? Hast du Wünsche?“

„Oh, ich möchte nur essen, schlafen, lieben und baden, am liebsten alles zugleich. Und ich möchte dir alles erzählen, was ich die letzten zehn Jahre erlebt habe. Und natürlich alles hören, was hier passiert ist. Und ich möchte einfach nur in der Sonne sitzen und dich ansehen. Ich kann's gar nicht glauben, daß ich wirklich wieder zu Hause bin.“

„Es ist tatsächlich ein Wunder.“ Maya hob die Augenbrauen und nickte gedankenvoll. „Die alte Hexe hat schließlich doch noch ein richtiges Wunder vollbracht.“

Das obere Badezimmer hatte ein Dachfenster über der Dusche, und das Sonnenlicht zerfloß in Regenbögen, als das heiße Wasser über Birds Haut rann. Er sang ein Reinigungslied, während er sich wusch, und ließ die Farben und das Licht und das Wasser viel mehr hinwegtragen als nur den körperlichen Schmutz. Er ließ auch die Verzweiflung, die ihm wie ein totes Ding im Nacken gesessen hatte, sich auflösen und den Abfluß hinunterlaufen.

Als er schließlich aus dem Bad kam, wartete Madrone schon. Sie gab ihm ein Handtuch, und er rubbelte sich trocken. Er drehte sich von ihr fort, denn plötzlich war er verlegen. Der Augenblick sinnlicher Zärtlichkeit im Garten war vorüber. Und nun hatte er Angst. So viel Zeit war vergangen, so viele Dinge hatten sich geändert. Auch er und sie. In Wirklichkeit waren sie einander wieder fremd. Aber doch einander so nah. Sie war wie das verlorene Stück seiner eigenen Geschichte. Und jetzt sah sie ihn an, sprang auf, lächelte und betrachtete ihn mit Augen, die zuviel sahen. Er wickelte das Handtuch um sich, versteckte sich.

Aber vor Madrone konnte er sich nicht verstecken. Sie war schließlich Heilerin und kannte sich mit Körpern aus. Aus seinem Blick, seiner Art, das Gewicht zu verlagern und aus der leicht verrenkten Bewegung, als er seinen Arm hob, konnte sie den Schmerz fließen sehen, die gezerrten Muskeln, das wunde Gewebe seines Körpers erkennen.

Sie erkannte scharfsichtig die nicht richtig verheilten Brüche und die alten Wunden. Der Bird, an den sie sich erinnerte, hatte einen Körper von animalischer Leichtigkeit mit den geschmeidigen Bewegungen eines Raubtiers gehabt. Der Bird, der jetzt vor ihr stand, hatte

den narbenbedeckten Körper eines altrömischen Gladiators. Sie reichte ihm die Hand.

„Komm' mit in mein Zimmer“, sagte sie. „Ich massiere dich. Das wird dir gut tun.“

Aus dem Oberlicht der Dachkammer ergoß sich die Sonne auf das Bett. Er lag in einem Nest aus Wärme, während sie seine knotigen Muskeln im Kreuz und die schmerzenden Stellen in seinen Hüften massierte. Unter ihren Fingern wurde die Geschichte seiner Qualen und Folterungen wieder lebendig.

Madrone hatte ebenfalls Angst. Bird begriff es plötzlich. Sie hatte Angst, und sie hielt ihn auf Distanz, indem sie ihm Heilung und Essen zukommen ließ. Sie gab und gab und entwickelte dabei eine Kraft, die ihn durch ihre Hingabe fernhielt. Er rollte sich auf den Rücken, sah zu ihr auf und ergriff ihre Hände.

„Ich will dich ansehen“, sagte er. „ich will dir in die Augen sehen und mit dir sprechen.“

Sie atmete lang' und behutsam aus: „Ja.“

„Ich möchte sagen, daß es mir leid tut. Es tut mir leid, daß ich nicht wenigstens ein letztes Mal mit dir geschlafen habe, bevor ich ging.“

Sie konnte einen Anflug von Feuchtigkeit um seine Augen sehen, und sie beugte sich über ihn und küßte sie ganz leicht. „Es wäre unerträglich gewesen, zu wissen, es ist das letzte Mal. Außerdem, falls du dich erinnerst, war ich ziemlich häßlich zu dir, ich habe dich angeschrien. Tut mir auch leid.“

„Ich hatte schreckliche Angst. Ich wollte nicht sterben. Ich konnte nicht ertragen, daß du mir sagen wolltest, warum ich nicht gehen soll.“

„Ich habe später immer und immer wieder versucht, dich zu erreichen. Hast du mich jemals gefühlt?“

„Si, natürlich habe ich dich gefühlt. Und ich fühle dich jetzt.“

„Aber du hattest recht“, sagte Madrone. „Ich vermute, ich glaube jetzt, daß es richtig war zu gehen.“

„Ich weiß es nicht. Richtig oder falsch, scheinen irgendwie nicht zu passen. Ich weiß nur, ich mußte es tun.“

„Bereust du es heute?“

„Es war so anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte Angst vorm Sterben. Aber Sterben, das wäre schnell vorüber gewesen, und dies ging weiter und weiter. Die anderen drei sind tot, das weißt du.“

Manchmal habe ich bedauert, noch am Leben zu sein. Aber jetzt nicht mehr.“

„Nein, jetzt nicht.“

Er nahm ihr Gesicht in die Hände und küßte sie. Und da war der Funken wieder zwischen ihnen, das schmerzhaftes Verlangen. Er zog sich erschrocken zurück.

„Madrone, ich bin mit allen möglichen Leuten zusammengewesen, ich habe Dinge getan, an die ich mich kaum erinnern kann. Ich weiß nicht, ob es für dich sicher ist.“

Ihre Augen wurden dunkel vor Zärtlichkeit: „Du bist safe.“

„Wie kannst du sicher sein? Sollte ich nicht einen Bluttest machen lassen oder soetwas?“

„Ein Bluttest macht nur Sinn, wenn du weißt, wonach du suchst. Ich traue meinem Gefühl mehr. Meine Schutzengel würden mich warnen, wenn du krank wärest. Ich würde es riechen.“

Sie schlüpfte aus Hemd und Hose und umarmte ihn. Sie begehrte ihn mit einer Inbrunst, von der sie vergessen hatte, daß sie existierte. Er war nun wieder ein Fremdling aus einer unbekanntes Welt und zugleich der allernächste, geliebteste, sichere und unschuldige Teil ihrer eigenen Vergangenheit. Als er sie berührte, hinterließ er flammende Spuren auf ihrer Haut. Sie schlang ihre Arme um ihn, klammerte ihre Beine um die seinen mit dem Wunsch, ihn zu geleiten, ihn mitzunehmen in ihren Mittelpunkt, wo alles schmelzen mußte und alles neu erstehen konnte.

Er war hart. Er war nahe daran zu verdursten und sie war eine süße Quelle. Er hielt sich zurück, nahm sich Zeit, sie zu berühren, sie zu streicheln. Aber sie stieß seine Hand fort. Sie wollte angefüllt sein mit ihm, später würde noch genug Zeit sein für all die Spitzfindigkeiten der Liebe.

„Komm herein“, flüsterte sie. „Ich will dich in mir.“

Sie führte ihn herein. Er fühlte, wie sie sich ihm öffnete, ihren Körper und ihren Geist. Und er konnte nichts mehr zurückhalten.

Nach einer Weile gingen sie auseinander.

Er flüsterte: „Ich bin zu schnell gekommen. Das war nicht so gut für dich.“

„Hör auf“, sagte sie zärtlich. „Es war wundervoll. Wieder mit dir zusammenzusein ist wundervoll. Und wir haben so viel Zeit.“ Sie begann, ihn zu küssen. Sie begann bei der Stirn und seinem weichen Haar und arbeitete sich zärtlich und sorgfältig über die Augen und den Nasensteg hinab. verweilte lange Zeit bei seinen Lippen. Als sie seinen Hals erreichte, war er schon wieder voll neuer Begierde.

Sie merkte, wie er sich diesmal zurückhielt, wie er sich Zeit nahm. Sie erinnerte sich an seine Finger, die wie Federn gewesen waren. Jetzt konnte sie durch das entfernte Zittern in seinen Fingerspitzen die Härte seiner Knochenbrüche fühlen und die Schmerzen, die immer noch in seinem Körper wohnten. Und sie konnte seine Kräfte fühlen, wie sie gegen den Geist anrannten, ein tieferer und breiterer Strom als sie ihn früher in ihm erkannt hatte. Mit harten Steinen im Zentrum, die sie undeutlich fühlen konnte. Und tiefe Unterströmungen. Auch ihre eigene Kraft war jetzt tiefer, gespeist aus Trauer, Schmerz und Wut. Sie waren keine Kinder mehr. Aber auch etwas sehr Zartes und sehr Süßes gab es nicht mehr. Glück und Schmerz durchwirbelten sie bittersüß, schwellen an. Sie senkte sich auf ihn hinab, und sein harter Wille tobte und raste in ihrem Innern. Dann hatte sie nur noch den Wunsch, ihn zu halten, damit er in ihren Armen zur Ruhe kam.

Bird hatte den Regen mit sich gebracht. So schien es jedenfalls später den Citybewohnern. Dunkle Wolken krochen über den Horizont, während Maya das Abendessen vorbereitete. Sie stellten Kerzen bereit, und das flackernde Kaminfeuer spendete ihnen nicht nur behagliche Wärme, sondern auch Licht.

Der Tisch war festlich gedeckt, Maya hatte ihr bestes Leinen, das blankgeputzte Silber und das alte Porzellan hervorgeholt, das sie noch von ihrer eigenen Großmutter geerbt hatte. Es gab ein köstliches Ratatouille, Salat, knuspriges Brot – ein Festessen! Alle fühlten sich leicht, beschwingt und glücklich.

Sie aßen langsam, genußvoll, Und während sie das Essen beendeten, grollte in der Ferne der Donner und erste dicke Tropfen trommelten aufs Dach. Maya öffnete ein Fenster und sie atmeten alle genußvoll den Geruch dampfend feuchten Erdreichs ein. Es war der Geruch des zurückkehrenden Lebens, das alljährliche Versprechen der Erde auf Erneuerung.

„Das ist ein gutes Zeichen“, sagte Madrone, „der Regen ist da!“

Sie gingen auf die hintere Terasse. Madrone räumte die Kerzen und Geschenke von der Treppe, damit Bird nicht darüber stolperte. Den ganzen Weg entlang öffneten sich die Türen, und die Menschen rannten hinaus, um zu tanzen. Die Citybewohner feierten den Regen. Kinder stellten Schüssel und Eimer auf die Straße, um das erste Regenwasser aufzufangen. Die Schwestern vom Nachbarhaus knie-

ten in den Pfützen und sprachen ein Dankgebet. Sogar Maya tanzte und hüpfte, wenn auch etwas steif, den Weg hinunter und schloß sich der Menschenmenge an, die in den Park strömte. Sie faßten sich bei den Händen und tanzten den Spiral-Dance, den Schlangentanz, bei dem sich eine lange Menschenkette aufwindet und aus dem Zentrum heraus wieder entrollt. Wie die ständige Erneuerung der Generationen, dachte Maya, während sie an den Gesichtern ihrer Nachbarn und Freunde vorbeikam. Sie hatte das Gefühl, sie würde links und rechts von Rio und Johanna ergriffen.

Blitze zuckten, Donner grollte, und der Regen prasselte wütend hernieder. Im Nu waren alle klatschnaß. Doch niemand machte sich etwas daraus. Sie lachten. Der Regen war da, zwar etwas früh im Jahr, aber sie hießen ihn willkommen. Jeder hoffte, daß es nicht bei diesem einen Gewitter bleiben würde. Wasser war wichtig, lebenswichtig, damit die verdorrten Hügel wieder grün wurden, damit die Zisternen sich füllten, damit die Pflanzen in den Gärten, das Obst auf den Bäumen und die Ernte auf den Feldern gedeihen konnten.

Sie tanzten, bis sie völlig erschöpft waren. Und als sie heimgingen, wand sich die Spirale noch immer, und die hohe durchdringende Stimme des Lead-Sängers schickte ihnen die Worte der Litanei hinterher:

*Der Regen ist unsere Schwester,
der Regen ist unsere Mutter,
unser Vater, unser Bruder,
unser süßer, oft vermißter Geliebter,
Wenn du dich wieder einmal nach ihm sehnst
und nach der Berührung zärtlicher Hände,
so strecke sie aus in den Regen,
halte dein Gesicht in den Regen
und spüre, wie Liebe dich sanft überflutet...*

Bird schlief volle drei Tage. Er wachte nur auf, um ein paar Bissen hinunterzuwürgen oder um zur Toilette zu gehen. Dann stand er auf und stürzte sich auf die Arbeit. Er mußte ganz einfach Werkzeug in der Hand haben, einen Spaten etwa, um nach einigen Stunden besinnungsloser Schufterei zufrieden auf ein sauber umgegrabenes Stück Land blicken zu können. Er mußte ganz einfach das Gefühl haben, daß seine Hände noch zu etwas zu gebrauchen waren, wenn schon nicht zum Musik machen.

Als nächstes nahm er sich das Dach vor, an dem Sandy gearbeitet hatte, als der Virus ihn buchstäblich überwältigte. Dachschindeln und Hammer lagen noch genauso da, wie sie hingefallen waren, als Sandy seinen Anfall hatte. Bird arbeitete beharrlich vor sich hin, mit dem merkwürdigen Gefühl, daß Sandy neben ihm saß und zufrieden den Fortgang der Reparatur beobachtete. Gleich würden sie miteinander scherzen, und dann ins Haus gehen. Eine Woge der Traurigkeit überflutete ihn. Sie waren so gute Freunde gewesen, gelegentlich auch Liebhaber, meist an ganz verrückten Orten und in seltsamen Momenten. So wie hier. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie Sandy ein Auge zukniff und sagte: „Hast du’s jemals auf einem Dach versucht? Nein? Wollen wir?“ Und nach einer schweißtreibenden Viertelstunde würden sie fröhlich pfeifend mit der Arbeit weitermachen. Irgendwann später würde jemand fragen, was das für merkwürdige Geräusche gewesen seien, die da vom Dach gekommen waren. Waren das liebessolle Kater gewesen? Sandy würde todernst geantwortet haben: „Richtig! Das war es.“

Das waren so ihre kleinen Geheimnisse. Doch der Sandy seiner Erinnerung war immer achtzehn Jahre alt, so wie Bird sich dann immer wie neunzehn fühlte. Er hatte niemals seinen zwanzigsten Ge-

burtstag gefeiert, ebenso wenig seinen neunundzwanzigsten. Ihm kam es vor, als sei er erst vor einigen Wochen fortgegangen. Die Jahre dazwischen waren aus seinem Gedächtnis entschwunden, waren nie vorhanden gewesen. Doch so viel war inzwischen geschehen, so viel hatte sich verändert, daß er andererseits das Gefühl hatte, Jahrhunderte seien vergangen.

Es war alles vernachlässigt worden, seit Sandys Tod. Bird reparierte den defekten Windgenerator und jätete Unkraut im Gemüsegarten. Er setzte die jungen Gemüsepflanzen aus dem Gewächshaus ins Freie und begoß den sprießenden Broccoli. Die Fische im großen Wassertank waren eingegangen. Bird ließ das Wasser ab und reinigte das Innere. Die vielen toten Fische stanken erbärmlich, es waren zuviele, um sie zu kompostieren. Er würde sie später verbrennen.

„Danke“, hörte er Madrone sagen. „Der Fischtank war schon längst überfällig. Ich konnte es schon nicht mehr sehen. Bird, du suchst dir die schmutzigste und widerlichste Arbeit aus. Warum? Ich werde dir helfen, sobald ich in ein paar Tagen wieder zu Kräften gekommen bin.“

Sie lagen noch im Bett und genossen die ersten frühen Sonnenstrahlen, die durchs Fenster hereinströmten. Bird stützte sich auf den Ellenbogen und zog mit einer Fingerspitze die Kringel und Wellenlinien nach, die die Sonne auf Madrones Gesicht warf. Es gefiel ihm nicht, was er sah. Madrone wirkte so dünn, erschöpft und empfindlich. Am liebsten hätte er sie ganz fest in seine Arme geschlossen, schützend, um ihr neue Kraft und neuen Mut zu schenken, obwohl er selbst nicht wußte, woher er Kraft und Mut nehmen sollte. Es war schon schwer genug, mit den eigenen Schmerzen fertig zu werden.

„No te preocupes“, sagte er. „Alles kein Grund zur Beunruhigung. Sogar der Geruch der Komposttoiletten hier ist für mich ein köstlicher Duft.“

„Ja, und du solltest mal zum Nachbarschafts-Council gehen“, gab Madrone zurück.

„Ich war doch gestern dort“, meinte Bird ablehnend.

Madrone fühlte, wie Bird sich in sein Schneckenhaus zurückzog. Sie rollte sich auf die Seite und blickte ihm direkt in die Augen.

„Que paso?“ fragte sie.

„Was dort passiert ist? Gar nichts. Sie waren überrascht, daß ich noch am Leben bin. Dann boten sie mir an, daß sie mir mein Musiker-Stipendium weiterzahlen. Ich habe abgelehnt.“

„Warum?“

Statt einer Antwort hob er ihr seine Hände entgegen. Sie nahm sie,

küßte sie zärtlich und drückte sie gegen ihre Wangen. Sie konnte fühlen, wie steif und hart seine früher so beweglichen Finger nun waren. Und trotz geschlossener Augen sah sie die feurigen Narben auf seinen Händen.

„Du weißt noch gar nicht, was du auch mit diesen Händen alles fertig bringen wirst. Und außerdem: Akupunktur wird dir helfen“, sagte sie.

„Na gut, wenn ich es ausprobiert habe, können sie mir immer noch ein neues Stipendium geben“, sagte Bird unwillig. „bis dahin möchte ich mich lieber einfach nur nützlich machen.“

„Maya hat alle deine Gitarren gut aufgehoben. Sie sind oben im großen Schrank.“

„Wie liebenswürdig von ihr“, gab Bird ironisch zurück. Madrone sah, wie Wut in ihm hochstieg, wie seine Halsadern anschwellen. Sie seufzte und sagte nichts mehr.

Es war nicht das einzige Thema, das sie in ihren Gesprächen nicht mehr berührten, auch andere waren tabu. Nur selten fühlte sich Madrone noch völlig einig mit Bird. Viel öfter hörte sie verhaltenen Zorn in Birds Stimme, und sie wartete nur darauf, daß dieser Zorn hervorbrechen würde.

Sie seufzte wieder und fragte sich, wovon sie nur immer so müde war. Warum fühlte auch sie sich so unzufrieden? Sicher, Sandy war tot, aber sie konnte schließlich nicht ewig um ihn trauern. Sie hatte Bird ermutigt, Sandys altes Zimmer zu beziehen und Sandys alte Kleidung zu tragen, denn Birds eigene Sachen waren schon lange verschwunden. Vielleicht war es ein Fehler gewesen. Jetzt sah sie ständig die vertrauten Kleidungsstücke an einem nicht ganz so vertrauten Körper. Sie spürte ihr Herz schlagen. Aber er blieb Bird, er war nicht Sandy.

Wie leer die Welt doch war seit Sandys Tod, flach, langweilig, freudlos.

Das war nicht fair gegen Bird. Sie spürte, sie liebte ihn ebenfalls. Doch Bird war nicht mehr der, der er einmal gewesen war. Der Bird, den sie gekannt hatte, war einfach und freundlich gewesen, hatte ein offenes Gemüt wie ein blauer Frühlingsmorgen. Ihn zu lieben war, wie in einen klaren See zu springen, einzutauchen in glasklare, zauberhafte Tiefen. Es hatte nichts zu verstecken gegeben. Doch der Bird von heute war zur Hälfte ein Fremder, der einen schmerzgepeinigten Körper mit sich herumschleppte und über diese Schmerzen nicht einmal mit den Steinen sprechen würde. Aber auch sie hatte ihre eigenen Probleme und Geheimnisse.

„Ab morgen gehe ich wieder arbeiten“, sagte Madrone.
„Fühlst du dich wirklich stark genug?“
„Ich schaffe es schon“, lächelte sie.
Bird schnaubte verächtlich.
„Ich muß. Es gibt so viel zu tun, gerade jetzt, während die Epidemie tobt. Ich kann mich nicht ewig ausruhen.“

Madrone spürte sofort, daß etwas nicht stimmte. Das Schweigen im Versammlungs-Raum des Krankenhauses zeigte es ihr. Es war nur eine kleine Gruppe, die sich diesen Morgen getroffen hatte. Sam, Lou, Aviva hatte Lourdes mitgebracht, die junge Hebamme, außerdem war da noch Rick, der Kräuterspezialist, der Sandys Platz eingenommen hatte. Sie drehten sich alle nach Madrone um, als sie aufseufzend in einen der großen alten Lehnstühle sank, die hier herumstanden. Der kurze Weg zum Spital hatte sie mehr ermüdet als sie gedacht hatte.

„Was willst du hier?“ knurrte Sam sie an.

„Ich fühle mich stark genug, wieder zu arbeiten“, antwortete Madrone.

„Wenn ich das wirklich glauben soll“, gab Sam zurück, „muß ich an deinem medizinischen Sachverstand zweifeln.“

„Leichte Arbeit“, gab Madrone zurück, „kann ich sicherlich tun.“

„Leichte Arbeit?“ sagte jetzt Lou, „Madrone, Liebes, du gehörst in einen Liegestuhl, der in der Sonne steht, so schwach siehst du aus. Außerdem kenne ich von dir nur ein einziges Arbeitstempo, nämlich schufteten, schufteten, schufteten, bis du umfällst.“

„Ich weiß, daß du am liebsten wieder arbeiten möchtest, daß du uns helfen willst“, lächelte auch Aviva, „aber du brauchst wirklich noch Schonung.“

„Wir haben durchaus genug Helfer“, sagte Sam freundlicher, „die Epidemie hat ihren Höhepunkt inzwischen überschritten. Wir haben noch Glück gehabt. Inzwischen herrscht hier nur noch das ganz normale Chaos. Wir brauchen dich also gar nicht unbedingt.“

„Aber ich halte es nicht mehr aus, herumzusitzen“, sagte Madrone, „und ich vermisse euch alle.“

„Okay. Wenn du uns bei der Arbeit siehst, steigen wir vielleicht in deiner Hochachtung“, sagte Lou und Sam fügte hinzu: „Wenn du deine Patienten in dieser Verfassung zur Arbeit schicktest, wäre das eine kriminelle Handlung.“

Sie hatten recht. Madrone wußte es. Mühsam hielt sie ihre Tränen

zurück. Sie hatte genug. Sie wollte nicht mehr krank sein. Sie wollte nicht müde sein ohne gearbeitet zu haben. Sie wollte einfach wieder sie selbst sein, wie früher.

„Wenn sie schon mal hier ist, kann sie auch gleich an unserem Meeting teilnehmen“, meinte Rick. Er war ein netter Kerl, seine schwarzen Augen blickten freundlich, seine Haare kräuselten sich unordentlich. Madrone fühlte, mit ihm würde sie gut zusammen arbeiten können.

„Aber sicher“, sagte auch Lourdes und lächelte Madrone zu.

„Sie kümmern sich zu viel um mich“, ärgerte sich Madrone schon wieder. Sie haben nicht genug Vertrauen zu mir. Sie nahm sich vor, darüber später nachzudenken.

„Also, beginnen wir mit unserer Diskussion“, sagte Sam, „wir sind wieder mal bei den alten Fragen.“

„Welchen alten Fragen?“

„Ob diese Epidemie ein verkappter Angriff auf uns ist, und wenn ja, was wir unternehmen wollen.“

„Das Verteidigungs-Council vermutet, daß es sich um einen Angriff handelt. Aber sie wollen es von uns ganz genau wissen“, stellte Lou fest.

„Es war auch mein Eindruck“, sagte Madrone, „die Krankheits-erreger dieser Epidemie wirkten auf mich wie konstruiert. Sie waren ungewöhnlich.“

„Kannst du sie genau aufzeichnen?“ fragte Aviva. „Das könnte Flore helfen, ein Computermodell zu konstruieren, um das morphogenetische Feld zu erkennen. Denn wenn neue Attacken kommen, dann vermutlich auf ähnliche Weise.“

„Ich kann die Molekular-Struktur kaum aufzeichnen“, wehrte Madrone ab, „aber so hat es nicht funktioniert. Der Geist wandelt Energiemuster des persönlichen Ch`i in symbolische Dinge um. Ich könnte das zwar aufzeichnen, aber das sähe reichlich komisch aus.“

„Du solltest dich mit Flore darüber genau unterhalten“, sagte Sam. „Was dir merkwürdig vorkommt, versteht sie vielleicht, und sie kann deine Angaben zur Analyse durch die Kristall-Computer laufen lassen.“

„Das kann ich auch“, meinte Madrone.

„Wenn nur einer von uns mal im Süden etwas spionieren könnte“, sinnierte Sam, „es wurmt mich, daß das nicht möglich ist. Wie schön war das doch früher. Ich weiß noch genau, daß zwei bis drei Flüge in der Stunde nach Los Angeles gingen. Und man konnte auch einfach woandershin fliegen, nach London, Rom, Paris. Oder wir griffen einfach zum Telefon, um einen Kollegen um Rat zu fragen...“

„Es muß wunderbar gewesen sein, einfach so wegzufiegen“, sagte Aviva träumerisch, „sich keine Sorgen um das Ozonloch zu machen oder über Wirbelstürme, die das Flugzeug zerschmettern könnten. Wie gern würde ich mal durch die Welt jetten.“

„Wir kommen vom Thema ab“, sagte Lou freundlich, „wir schreiben nicht mehr das Jahr 1998, sondern 2048. Auch wenn ihr nun die Flügel aufspannt, wir können nicht fliegen. Wir können nicht mal in die Southlands gehen und hoffen, daß wir lebend zurückkommen. Ich kann mich nicht erinnern, daß in den vergangenen zwanzig Jahren jemand dort gewesen und wieder zurückgekommen wäre, um etwas zu erzählen.“

„Das stimmt nicht“, wandte Madrone ein, „Bird war zehn Jahre dort unten. Jetzt ist er zurück!“

„Bird?“ fragte Lou, die Stimme hebend.

„Mayas Enkelsohn. Mein Compa von früher. Er kam vor zwei Wochen zurück.“

„Madrone! Das sind doch tolle Neuigkeiten!“ staunte Aviva.

„Weiß er etwas über diese Epidemie?“ fragte Sam, „hast du mit ihm darüber gesprochen?“

Madrone verneinte. „Er macht Andeutungen, aber er erzählt nicht viel, er will nicht darüber sprechen.“

„Glaubst du, daß er mit uns darüber sprechen würde?“ fragte Sam.

„Aber sicher. Das wäre auch eine Möglichkeit, daß er dich mal aufsucht. Dich als Arzt. Weißt du, er hat einige Verletzungen, die nicht behandelt wurden und die nicht heilen wollen. Doch alle meine Bemühungen, ihn zum Arzt zu schicken, hat er vom Tisch gewischt.“

„Es ist sicher ein schwieriger Wechsel für ihn. Von den Southlands wieder zu uns zurück, nach zehn Jahren. Laß ihm Zeit, Madrone. Vielleicht sollte ich einfach mal abends bei euch vorbei kommen und nach Maya fragen?“

„Du bist doch ein schmutziger alter Kerl, Sam“, sagte Lou.

Sam wischte die Bemerkung beiseite. „Da gibt es noch etwas, was ich mit dir besprechen möchte, Madrone.“

„Ja?“

„Was, zum Teufel, ist wirklich mit dir los, Madrone?“

Madrone seufzte tief auf, sie rückte im Sessel hin und her und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sam hatte ja recht, sie war nicht mehr wie früher. Sie fühlte sich erschöpft, aber wo beginnen und wie?

„Ich glaube, ich kann etwas dazu sagen“, meinte Lou, „liege ich falsch, oder hast du mit Absicht die Krankheitsviren von dem Gonzalez-Mädchen in dich aufgenommen?“

Madrone nickte: „Ja, hab' ich gemacht.“

„Nun ja, geistige Heilverfahren sind nicht mein Spezialfach“, sagte Sam, „aber so viel ich weiß, ist dies nicht gerade eines der bewährten Verfahren?“

„Nicht bewährt“, sagte Aviva spitz, „es ist sogar extrem gefährlich!“

„Ich weiß“, sagte Madrone kühl.

„Warum hat du vorher nicht mit uns darüber gesprochen?“ fragte Lou ärgerlich, „wir hätten dir Informationen dazu geben können.“

„Ich habe es nicht geplant“, erklärte Madrone geduldig, „ich habe eine Chance gesehen und sofort zugepackt. Ich hatte keine Lust zu warten, darüber endlos zu diskutieren, und inzwischen wäre diese tolle Chance vorbei gewesen. Wer weiß, ob sie sich wieder geboten hätte?“

„Diese tolle Chance hat dich ganz toll verändert!“ wandte Rick ein.

„Ich weiß.“

„Wenn du diese Chance mit unserer Hilfe wahrgenommen hättest, wäre vielleicht alles leichter gegangen“, sagte Aviva. „Du warst ja sterbenskrank!“

„Vielleicht“, gab Madrone zu, „aber vielleicht war mein Risiko der Preis, der verlangt wird, damit die Sache auch wirklich funktioniert.“

„Paß auf!“ sagte Sam, „daß du den Preis nicht plötzlich zu hoch findest!“

„Es war die Sache wert“, meint Madrone nur, „es ist mir gelungen, die Aumakua, oder wenn du es so sagen willst, das morphogenetische Feld, dieser Krankheitsursache umzugestalten. Wie du gesagt hast, ist die Epidemie praktisch vorbei.“

„Ich bin heilfroh“, gab Sam zu, „und was deine Heilkünste angeht, ich möchte dich lieber alt werden sehen, ganz ohne morphogenetische Felder. Bei der Göttin, das ist es, was wir von dir wollen: Kein Martyrium.“

„Das steht auch bei mir hoch oben auf meiner Prioritätenliste“, sagte Madrone heftig. Zorn stieg in ihr auf, sie fühlte sich gedemütigt. „Du kannst mir glauben, daß ich keine Märtyrerin sein will.“

„Dann hör' auf, solche Dinge zu unternehmen, als wärest du allein für Sicherheit, Wohlergehen und Gesundheit jedes einzelnen City-Bewohners verantwortlich“, fuhr Sam fort. „Deine erste Verantwortlichkeit ist, selbst gesund zu bleiben. Du bist überhaupt nichts wert, wenn du nicht einmal das schaffst.“

Madrone sah von ihm fort. Er hatte recht, sie alle hatten recht, aber sie haßte sie nun alle, haßte sie, weil sie ihr so etwas sagen mußten. „Bist du nun fertig mit deinem Sermon, Sam?“

„Nimm es dir zu Herzen!“

„Das tue ich, Sam, das tue ich. Ich gehe nun nach Hause und lege mich in die Sonne, wie ihr es gewünscht habt. Und sonst werde ich nichts tun.“

„Jedenfalls nicht, ohne vorher mit uns darüber gesprochen zu haben!“ sagte Lou, „wir möchten uns keine Sorgen um dich machen, Madrone.“

Madrone schlüpfte durch die Hinterpfote in den Garten. Bird grub das Kräuterbeet um. Er trug Sandys Jeans und dessen blaues Lieblingshemd. Wenn sie so hinsah, konnte sie für Sekunden wirklich glauben, es sei Sandy. Doch Birds Haut war dunkler, seine Haare stärker gekräuselt. Doch wenn er so innehielt, für Sekunden unbeweglich stand, dann... Sie schüttelte den Kopf, einen Moment lang fühlte sie sich bei etwas ertappt, das die Ordensschwwestern eine Sünde nennen würden.

Sozusagen als Wiedergutmachung ging sie zu Bird und berührte ihn an der Schulter, dann zog sie ihn am Ärmel zu sich herunter und küßte ihn leicht auf die Wange. Sie war immer noch ärgerlich, ärgerlich über die anderen, ärgerlich, daß man sich so um sie kümmerte. Warum hatte keiner einfach gesagt, gut gemacht, Madrone, vielen Dank, daß du unsere City-Bewohner geschützt hast. Doch im übrigen sagten das viele Leute zu ihr, mehr noch, sie kamen und zündeten Kerzen vor ihrer Haustür an, brachten kleine Körbe mit Früchten und Blumen als Dank. Also nicht ärgern! dachte sie bei sich. Vielleicht wollte sie doch als Märtyrerin bewundert werden? Wie die drei Heiligen Schwestern von Guadeloupe. Die irgendwann einmal zu Tode gefoltert worden waren. Sie erinnerte sich an den goldstrotzenden Schrein in der Kathedrale in der Hauptstadt.

Ihre Mutter war damals als Heilerin, als Weise Frau, überallhin gerufen worden. Bis die Soldaten kamen. Aber das war nun alles schon so lange her, daß sie sich nur mit Mühe an ihr Gesicht erinnerte. Plötzlich überkam Madrone ein wilder Schmerz, sie trauerte wieder um ihre Mutter und um Sandy. Sie wünschte sich, Bird würde ihren Kummer bemerken, sie in die Arme nehmen und trösten, wie es Sandy getan hätte. Aber Bird war so von seiner Arbeit in Anspruch genommen, daß er nichts von ihrer traurigen Aufwallung bemerkt hatte. Und es wäre nicht fair ihm gegenüber, nun plötzlich zu weinen und die schlechte Laune an ihm auszulassen. Stattdessen fragte sie ihn, mit betont gleichmütiger Stimme, was er da mache.

„Ich pflanze den Schwarzwurz um“, erklärte er, „er hat schon fast das ganze Beet erobert und nimmt den anderen Kräutern das Licht.“

Madrone erstarrte. „Aber das ist doch Sandys Schwarzwurz. Er hat ihn hierher gepflanzt. Er wollte, daß er hier und nirgendwo sonst wächst!“

„Sicher wollte er das so. Und nun will ich es anders“, gab Bird freundlich zurück.

Dieser Schwarzwurz. Sie hatten ihn gemeinsam bei zunehmendem Mond gepflanzt und sich dann wild geliebt, auf dem nackten Erdreich, zwischen den anderen Kräutern. Nach seinem Tod hatte sie Sandys Asche über den Schwarzwurz gestreut. Nun lag er entwurzelt auf der Erde, die Blätter hingen schlaff herunter, für sie war es eine ungeheuerliche Entweihung.

„Du solltest lieber erst mich fragen, bevor du im Garten etwas verpfuschst“, sagte Madrone ärgerlich.

Das klang nach Streit, dachte Bird. Er hatte diesen Streit schon seit Tagen heranziehen sehen. Aber er hatte gehofft, es würde nicht passieren, doch nun war der Streit da. Über sie hereingebrochen wie ein Unwetter, wie eine kalte Unterströmung in ihrem heißen Liebesturm. Es war schon seltsam. Wenn sie sich in der Liebe einander öffneten, dann war es wie der Klang zweier genau aufeinander abgestimmter Glocken, und die süßen Obertöne klangen noch Tage später in seinen Ohren. Doch dies waren nun harte, kalte Töne. Er wollte nicht mit ihr streiten. Aber er wollte sie sich auch nicht in dieses Dickicht einer gestorbenen Liebe verrennen lassen. Und diese Töne waren auch zu harsch, das hatte er nicht verdient. Sie hielt inne und wartete auf seine Antwort, mit dem Blick, den er gelernt hatte an ihr zu hassen. Er fühlte sich dann als Eindringling, als jemand, der kein Recht hatte, auf diesem Platz zu stehen. Und es war doch auch sein Zuhause, verdammt!

„Entschuldige“, sagte er, „ich wußte nicht, daß ich dafür deine persönliche Erlaubnis brauche.“

„Es ist Sandys Garten. Er hat ihn mit viel Sorgfalt angelegt.“

„Und nun pflege ich ihn mit viel Sorgfalt. Sandy ist tot.“

„Das ist kein Grund, seine Werke einfach“, sie suchte nach einem Wort, „einfach auszuradieren. Als hätte er nie existiert.“

„Madrone! Por Diosa! Was, um Himmels Willen, ist mit dir los?“

Sie merkte plötzlich, daß sie Bird mit ihren Worten sehr verletzte, ihn von sich fortstieß. Dabei wollte sie doch das Gegenteil, wollte so schrecklich gern in seinen Armen Ruhe finden. Aber sie konnte sich nicht bremsen.

„Ich will nur, daß du Respekt vor ihm und seiner Arbeit hast, das ist alles. Respekt vor dem, was er wünschte, du kannst nicht einfach daherkommen und alle diese Dinge verändern wollen. Das geht mir zu schnell.“

Bird holt tief Luft. Er fühlte sich zurückgestoßen in die Schattenwelt, in der er kein Gesicht und keine Geschichte mehr hatte. „Ich wollte mich nur nützlich machen“, sagte er leise, „ich möchte nicht nur herumsitzen. Ich wollte etwas für diesen Garten tun.“

Madrones Augen füllten sich mit Tränen. „Du trägst ständig seine Kleider“, weinte sie und wußte doch, daß sie unfair war. Sie hatte ihm die Kleidungsstücke selbst gegeben, und nun wollte sie ihm diese Kleidung am liebsten vom Körper reißen. Und dabei liebe ich ihn, dachte sie. Was ist nur los mit mir?

Sie starrten sich böse an. Ruhig, nachdenklich zog Bird sich Sandys Hemd über den Kopf, stieg aus den Jeans und legte alles sorgfältig zusammengefaltet auf den Boden. Nackt und schweigend drehte er sich um und ging.

Madrone griff voller Zorn nach der Schaufel und pflanzte den ausgegrabenen Schwarzwurz an der alten Stelle wieder ein. Schlaff hingen die Blätter herunter. Sie warf sich zu Boden, schmierte ihr Gesicht in die Kleidungsstücke und weinte.

Maya saß lesend im Wohnzimmer. Bird kam herein, nackt, schwitzend, mit wütendem Gesicht. „Willst du mir sagen, was los ist?“ fragte sie völlig überrascht.

Er schüttelte den Kopf. Ihm war nicht nach Gesprächen und Erklärungen. Er konnte Madrone im Garten weinen hören. Am liebsten wäre er zurückgegangen und hätte sie getröstet. Aber Arme und Beine schmerzten, und die Treppe nach oben sah aus, als würde er nie dort hochkommen. Vielleicht hatte sich der Zustand seines Beins verschlimmert? Gewiß, er konnte damit gehen. Aber Treppensteigen war jedesmal eine Tortour, egal ob hinauf oder hinunter.

In diesem Moment hörten sie Lärm von der Vordertür. Sie wurde aufgerissen und wieder zugeschlagen. Schnelle Schritte klangen auf der Treppe. Jemand rief: „Wir sind wieder zu Hause! Wir sind wieder da!“

Sie waren vom Flußdelta zurück, Manzanita, Sage und Holybear. Nita stürmte zuerst ins Zimmer, das Haar flog ihr wild ums Gesicht, sie fiel Maya um den Hals und küßte sie ungestüm. Sage und Holybear folgten etwas langsamer. Sie trugen große Körbe voller

Gemüse und Früchte, die sie mit Mühe auf den Tisch hievten.

„Wo ist Bird?“ rief Sage, „ist er wirklich wieder hier?“

Dann umarmten sie alle Bird fast gleichzeitig, das Stimmengewirr wich einer glücklichen Zufriedenheit. Von draußen hörte man plötzlich wieder das Schluchzen von Madrone. Sandy hätte dabei sein sollen, bei diesem Wiedersehen, aber nun war er tot. Und da waren noch so viele, die auch hätten dabei sein sollen. Plötzlich schwebten die Geister der Toten im Raum.

Doch dann wurden sie wieder ruhiger und sahen einander an. Nita, die nie sehr lange traurig sein konnte, lächelte als erste. Sie war kleiner als Bird sie in Erinnerung hatte. Er blickte auf sie herunter, sie schien hauptsächlich aus wirrem, langen Haar zu bestehen. Auf ihrer Stirn hatten sich einige neue Falten eingegraben. Doch sonst schien sie unverändert. Holybear war von Kopf bis Fuß in ein rosafarbenes Gewand gehüllt. Seine helle Haut vertrug Sonne und Ozonstrahlung nicht besonders gut, deswegen schützte er sein Gesicht mit einem breitkrepigen Strohhut. Seine ungebärdige rotgelockte Haarflut ließ ihn noch größer und üppiger aussehen als er ohnehin war. Er blinzelte Bird über die herzförmigen Gläser seiner Sonnenbrille an.

„Du bist es wirklich!“ strahlte er übers ganze Gesicht, „que milagro! Wir haben echt gedacht, du bist tot.“

„Dein Pech!“ gab Bird grinsend zurück und klopfte Holybear auf die Schulter.

„Madrone hat die Nachricht deiner Rückkehr überall verbreitet“, fuhr Holybear fort, „und so haben wir unsere Laborexperimente erstmal an den Nagel gehängt.“

Und Sage lächelte: „Diosa! Verdammt gut, dich wieder zu sehen!“

„Euch auch“, gab Bird zurück, „ihr seht aus wie immer.“ Mit ihren haselnußbraunen Augen und dem warmen Licht der Nachmittags-sonne auf ihrem goldenen Haar erinnerte Sage ihn an ein reifes Kornfeld. Ihre Haut war dunkelbraun gebrannt, und Maya runzelte die Stirn. Vor der Ozonstrahlung müßte Sage sich mehr in acht nehmen, dachte sie bei sich.

„Du bist zu viel in der Sonne“, sagte sie. „Du wirst noch Hautkrebs bekommen.“

Sage lächelte noch mehr: „Ich bade jeden Abend in Aloe Vera.“

Bird spürte, wie sein verwundetes Bein immer mehr schmerzte. Da er nackt war, konnten alle sehen, wie sich seine Muskeln krampfhaft zusammenzogen, als er versuchte, das Gleichgewicht zu halten.

„Du bist verwundet?“ fragte Nita.

Er schüttelte den Kopf: „Nein, mir geht es prima.“

„Ich habe einen speziellen Käturtee für dich“, warf Sage ein. Sie ging zum Herd und stellte den Wasserkessel auf, „er wird dir helfen, deine Muskeln zu entspannen.“

„Ich habe gesagt, mir gehts prima!“

Einen Moment waren alle unangenehm berührt von seiner heftigen Antwort. Dann überspielte Holybear den peinlichen Moment. Er nahm seine Sonnenbrille ab. Er musterte Bird von oben bis unten und sagte fröhlich: „Mann, bist du dunkel. Ich wollte, ich könnte auch einfach nackt in der Sonne herumrennen wie du, ohne meine empfindlichen Stellen zu verbrennen.“

„Was ist denn los mit deinen delikaten Stellen?“ grinste Holybear.

„Vergiß es! Wo ist Madrone?“ fragte Nita.

„Haben wir euch etwa gestört?“ fragte Holybear.

„Ja, bei einem kleinen Zweikampf“, schmunzelte Bird.

„Ah“, staunte Holybear, „Madrone?“

„Es sind jetzt schon zwei Wochen“, erklärte Bird, „die Flitterwochen sind wohl vorüber.“

„Möchtest du darüber sprechen?“ fragte Sage mitfühlend.

Doch Bird zuckte die Achseln. „Ich glaube, ich brauche etwas zum Anziehen, sonst hole ich mir einen Schnupfen.“ Er wandte sich an Holybear: „Hast du etwas, was du mir leihen kannst?“

„Komm, Bruder“, Holybear sprang auf und zog Bird mit sich, „schauen wir mal in meinen Kleiderschrank.“

Sie waren kaum zur Türe hinaus, da drehte sich Nita zu Maya um. „Was ist denn los mit ihm? Was ist passiert?“

„Er spricht nicht darüber.“

„Aber das sollte er. Es brodeln irgend etwas in ihm. Es muß raus.“

„Ich weiß das, und du weißt es auch. Jedes vierjährige Kind, das in diesem Haus aufgewachsen ist, würde es wissen. Aber er will nichts sagen. Vielleicht spricht er nun darüber, jetzt, wo ihr hier seid.“

Nita runzelte die Stirn. „Ich geh’ mal und seh’ nach Madrone.“ Sie verschwand durch die Hintertür, und man hörte sie leichtfüßig die Treppe hinunterspringen.

Sage stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und ließ sich auf das Sofa fallen. „Gottlob, Nita hat ein neues Problem gefunden, dessen sie sich annehmen kann. Nun haben wir für einige Augenblicke Ruhe.“

Madrones Schluchzen war verstummt, sie fühlte sich nur noch müde und elend. Sie lag ganz still unter den Strahlen der Nach-

mittagssonne, das Gesicht in Sandys alte Kleider vergraben. Dann fühlte sie eine sanfte Hand auf der Schulter.

„Ich bin's“, hörte sie Nita sagen.

Madrone nahm Nitas Hand und preßte sie an ihre Wange. Die Hand fühlte sich ruhig und kühl an.

„Nada“, sagte sie. Nichts.

„Quatsch!“ gab Nita mit fester Stimme zurück. Sie schlang ihren Arm um Madrones Schulter. Sie erkannte Sandys T-shirt auf dem Boden und deutete darauf: „Ich vermisse ihn so. Es tut weh, an ihn zu denken. Sehr weh.“

Sie saßen lange Zeit schweigend nebeneinander. Unnötig, etwas zu sagen. Die Sonne ging langsam unter, es wurde kühl, und Madrone fröstelte plötzlich.

„Na ja“, sagte sie, „ich war wohl hundsgemein zu Bird.“

„Kann schon sein“, sagte Nita vorsichtig.

„Ich brauche jemanden, der mich in die Arme nimmt und mir erzählt, wie wunderbar ich bin.“

„Du bist wundervoll“, sagte Nita und zog die fröstelnde Madrone dichter an sich. Sanft wischte sie ihr die Tränen aus dem Gesicht.

„Stattdessen habe ich einen Streit vom Zaun gebrochen.“

„Ja, das tust du gern, das wissen wir.“

„Wieso hat er nicht gesehen, was ich gerade brauchte? Er gilt doch als der große Empfindsame, Einfühlsame?“

„Seit wann gelten psychologische Fähigkeiten als große Hilfe im Liebesleben?“

„Aber du hättest gemerkt, was in mir vorgeht. Und Sandy auch!“ Madrone begann, wieder zu schluchzen.

Nita schüttelte sie zärtlich, küßte sie und streichelte ihr über den Kopf. „Ah, aber Sandy und wir anderen haben Jahre gebraucht, um richtig mit dir umgehen zu können.“

„Ich bin es leid, Menschen zu lieben, die tot sind.“ Madrone fröstelte wieder, und Nita streichelte sie. Dann küßten sie sich, lange. „Bin ich froh, daß du wieder da bist“, sagte Madrone schließlich atemlos.

„Ich auch!“

Zusammengedrängt saßen sie um den großen runden Tisch. Es gab Salat, gedünstetes Gemüse und dazu Reis. Die große Lampe warf warmes Licht auf alles. Stühlescharren, Gelächter und Stimmen-

gewirrt hingen in der Luft. Madrone hatte Bird vor dem Essen abgefangen und mit ihm Frieden geschlossen. Bird wollte gerade den Tisch decken.

„Sorry“, sagte sie, „du konntest ja nicht wissen, daß ich seine Asche über diese Pflanze gestreut habe.“

„Oh“, sagte er und setzte die Teller ab, die er verteilen wollte, „das hättest du mir sagen sollen.“

„Ich weiß“, sie schlang die Arme um seinen Hals, und er küßte sie. „Ich war ziemlich blöde, verzeih mir.“

„Okay, okay. Mir tut es auch leid. Ich hätte ja merken müssen, daß du ihn vermißt und traurig bist.“

„Ich war verletzt“, fuhr Madrone fort, „und dann habe ich dich verletzt. Aber ich möchte natürlich nicht, daß du Sandy sein sollst.“

„Das hört sich gut an.“

„Aber ich möchte dich besser kennenlernen. Du schließt mich aus von dir, Bird.“

Bird blickte verwundert hoch, dann tat er einen tiefen Atemzug.

„All right. Du hast recht.“

„Ja?“

„Ich werde es versuchen.“

Während des Essens sprachen sie über die letzten Gerüchte und erzählten, was in den entfernteren Teilen der City geschehen war. Sorgfältig vermieden sie es, über die böse Wirklichkeit zu sprechen. Als das Essen vorbei war, räumten sie gemeinsam die Küche auf. Dann verteilten sie sich auf die gemütlichen Sessel und Sofas im großen Wohnzimmer.

Sage hatte frischen Kräutertee gekocht. Maya rückte ihren Sessel zur Lampe und nahm den Pullover hoch, den sie gerade strickte. Ihre Augen waren für feine Stickereien nicht mehr gut genug, aber ihr entging trotzdem keine noch so kleine Bewegung im Raum.

Bird und Madrone saßen eng beieinander auf der Couch am Fenster. Madrone konnte gar nicht mehr aufhören, Bird zu streicheln, seine Arme, seine Schultern, seine Haare. Die Berührung beruhigte sie, ja Bird war hier, er war hier, und sie konnte ihn anfassen, er war lebendig, nicht tot.

Bird empfand ihr Streicheln als angenehm. Es brachte ihm die Gegenwart mehr zum Bewußtsein, über der für ihn sonst ein Schleier lag. Ein Schleier, gewoben aus seiner Vergangenheit, dicht genug, um

die Gegenwart zu verdüstern. Er fühlte sich durch diesen Schleier von den anderen getrennt, gefangen in seinen angstvollen Erinnerungen. Warum war es nur so schwer zu sprechen? Er war zurückgekommen, um seine Leute zu warnen, seine Leute hier im Norden. Und nun war er hier, aber es widerstrebte ihm, den Freunden von seinen Erfahrungen zu erzählen. Hatte er Angst, seine Worte könnten böse Wirklichkeit werden, nachdem er sie ausgesprochen hatte?

„Erzähle mal, was du erlebt hast“, hörte Bird nun Holybear sagen, „que pasó.“

Bird nahm gerade einen Schluck aus der dünnwandigen chinesischen Teetasse. Er drehte die Tasse zwischen seinen Fingern und spürte die fragile Härte des Porzellans zwischen seinen geschundenen Fingern. Wie leicht konnte doch so eine Tasse zerbrechen. Man mußte sie vorsichtig handhaben. Genauso vorsichtig wie seine Erfahrungen. Er durfte seinen Leuten nicht gleich alles erzählen, sie würden die grausame Kälte der Southlands nicht begreifen können. Ebenso wenig wie jene Lebewesen im Süden die City-Bewohner würden begreifen können.

„Was bedrückt dich?“ hörte er Manzanita fragen.

Schließlich gelang es Bird, das Wort herauszuwürgen: „Krieg.“

Totenstille herrschte im Raum. Es war die Stille auf der Oberfläche eines ruhenden Sees, bevor ein Stein hineingeworfen wurde.

„Krieg ist nichts Neues für uns“, sagte Madrone schließlich, „wir haben immer wieder Krieg geführt. Eigentlich schon mein ganze Leben lang.“

Bird sah sie scharf an. Madrones Gesicht war ausdruckslos, doch irgendwo in ihrem Inneren brodelte es, das wußte er genau. Wenn sie diesen Druck aus sich herausließ, dann war mit ihr sicher nicht zu spaßen, genauso wenig wie sie sich dreinreden ließ, wenn es um Heilkunst ging.

„Wie meinst du das?“ fragte er.

„Ich meine, seit dem Tag, an dem die Vier Weisen Frauen ihre Spitzhacken nahmen und die Straße aufhackten, leben wir in einem Belagerungszustand. Wir sind nicht frei. Wir sind auch nicht sicher. In den vergangenen zehn Jahren haben wir ein Drittel der City-Bewohner verloren. Jeder Dritte von uns ist jetzt tot. Wir kämpfen gegen Krankheiten und Epidemien, wie andere gegen Bomben und Gewehre.“

„Glaubst du, daß die Epidemien eine Art Krieg gegen uns sind?“ fragte Holybear, „biologische Kriegsführung?“

„Das Heiler-Council neigt immer mehr zu dieser Ansicht. Auch

das Verteidigungs-Council hat diesen Verdacht. Aber es könnte noch mehr dahinter stecken.“

„Was soll das heißen?“ fragte Sage.

„Ich glaube, daß wir schon mitten im Krieg stecken. Daß wir schon ums Überleben kämpfen. Daß wir eigentlich schon langsam verlieren. Ich sage euch, dieser Gedanke macht mir Angst. Irgend etwas stimmt hier bei uns schon lange nicht mehr. Äußerlich ist alles okay, aber irgend etwas ist nicht in Ordnung.“

„Stimmt“, sagte Manzanita, „wir sind das Flußdelta hinaufgesegelt, über die Nord-Bay und haben einige Experimente und Messungen gemacht. Wir haben viele tote Seelöwen gefunden. Viel zu viele. Irgend etwas stimmt dort nicht, so wie du sagst. Ich traue mich schon gar nicht mehr, Fisch zu essen.“

„Aber soetwas passiert schon seit fünfzehn Jahren oder noch länger“, wandte Maya ein.

„Ja, und wo ist der kritische Punkt?“ fragte Madrone, „wann wurden die Fluorchlorkohlenwasserstoffe in Acht und Bann getan? Ende der neunziger Jahre? Wie lange noch, bis sich das Ozonloch auch nur um zehn Prozent geschlossen hat?“

„Zwanzig, vielleicht noch dreißig Jahre?“ mutmaßte Holybear.

„Und wer weiß, wieviel von den Wäldern überhaupt noch vorhanden sind, und was die Stewards von ihren Schiffen alles ins Meer abpumpen?“

„Als ich ein Kind war“, erinnerte sich Maya, „kamen jedes Frühjahr Singvögel aus dem Süden zurück und bauten sich hier ihr Nest.“

„Warum hast du kein Video davon gemacht?“ fragte Nita.

Holybear drehte sich zu Bird um: „Aber du wolltest uns etwas erzählen? Etwas vom Krieg, von Gewehren, Soldaten, Bomben?“

„Ich bin die Küste entlang gezogen, um zurückzukommen“, sagte Bird, „die ganze Küste, bis hinunter zu den Ruinen von Slotown ist eine einzige Militärzone. Alles voller Kasernen, Soldaten, Waffen. Die Stewards bereiten einen Kriegszug vor. Nach Norden. Zu uns.“

„Woher willst du das wissen?“ fragte Holybear.

„Ich habe einige Deserteure getroffen, in den Black Hills. Bei den Monstern.“

„Monster?“

„So nennen sie sich selbst. Sie halfen uns.“

„Wem halfen sie?“ fragte Nita.

„Mir – und meinem Freund, aber das ist eine lange Story.“

„Wir haben die ganze Nacht Zeit“, sagte Maya.

„Die Story wird dir nicht gefallen“, meinte Bird zögernd.

„Niemand zwingt dich, sie zu erzählen“, sagte sie. „wenn du nicht möchtest, so laß es. Und fühle dich dann weiter so schlecht, so gereizt und ärgerlich, so wie du dich in den vergangenen zwei Wochen gefühlt hast. Aber erwarte nicht, daß wir das nicht merken.“

„Und Bemerkungen darüber machen“, ergänzte Sage.

„Und uns darüber ärgern“, fügte Holybear hinzu.

Bird wollte lächeln, doch es gelang ihm nicht. „Ich weiß auch nicht, warum es mir so schwer fällt, darüber zu sprechen. Ich möchte niemanden erschrecken. Ich schätze, ich habe vergessen, wie man böse Geheimnisse vor anderen versteckt.“

„Versteck' ruhig alle Geheimnisse“, sagte Maya.

„So lange, bis sie dich auffressen“, murmelte Sage.

„Ihr glaubt also, ich mache mich nur wichtig?“ war Bird nun wirklich ärgerlich, „ich habe es satt.“

„Wir glauben gar nichts. Ich schreibe zwar Bücher, aber das macht mich noch nicht zum Allwissenden“, warf Holybear ein.

„Also, was ist los?“ fragte Sage resolut.

Bird begann zu erzählen. Er fing mit den Träumen an, die ihn und andere in die Southlands gelockt hatten. „Es fing mit Cleis an, oder vielmehr mit meiner irrsinnigen Verliebtheit in sie. Ich war regelrecht besessen von ihr, obwohl ich wußte, daß ich dich damit verletzte“, Bird drehte sich zu Madrone und drückte ihr die Hand. „Ich war besessen, und dabei wußte ich, daß sie Zorah viel lieber mochte als mich. Aber Zorah hatte nur Augen für Tom. Und so schliefen wir eben alle zusammen miteinander. Und wir hatten alle denselben Traum, jeder von uns träumte von den Southlands. Das war auf dem Höhepunkt der großen Epidemie, damals vor zehn Jahren. Um uns herum starben sie alle, und wir waren nicht die einzigen, die die Idee hatten, dem ganzen durch einen Trip in die Southlands zu entgehen. Ihr wißt, ihre Nuklear-Waffen machen dem Verteidigungs-Council große Sorgen. Wenn die Stewards so schwach wären wie wir, könnte man vielleicht etwas ausrichten. Und wir haben etwas erreicht, obwohl ich nicht mehr so genau sagen könnte, wie uns das gelungen ist.“

Er erzählte von der Attacke auf den Atomreaktor der Stewards, soweit er die Dinge überblicken konnte. Die anderen stellten unzählige Zwischenfragen. So sprachen sie sehr lange über dieses Thema.

Madrone hielt Birds Hände weiter zwischen den ihren, als wollte sie ihm durch diese Geste Kraft schenken. Er sprach zu den anderen gewandt, sie sah ihn nur im Profil. Aber als er über Cleis', Zorahs und Toms Tod sprach, wandte er sich ihr zu und sah ihr in die Augen.

Madrone spürte, wie er die Barriere, hinter der er sich bisher verschanzi hatte, überwand.

„Es tut mir leid“, sagte sie und sah in seine traurigen Augen.

Er zitterte, zögerte, in seiner Erzählung fortzufahren, erinnerte sich wieder an alle Schmerzen und Qualen, die er damals durchlitten hatte. Für endlos lange Momente haßte er all' die Menschen um sich herum, haßte ihre kräftigen, schlanken Körper, die nichts von Qualen wußten, haßte ihre unverletzten Hände.

„Nun ja“, preßte er schließlich heraus und blickte starr vor sich hin auf den Teppich, „an vieles erinnere ich mich nur zu genau. Folterungen, aber ich habe sie überlebt. Sie verstehen sich vorzüglich drauf. Sie wollten alles wissen, vor allem über Magie. Wie machen wir das mit den Kräutern und den Heilpflanzen? Ob ich ein Zauberer sei. Und wieso? Ich weiß nicht, wie ich das alles ausgehalten und sogar überlebt habe, besonders nachdem sie mich unter Drogen gesetzt hatten. Schließlich schaffte ich es, mein ganzes Ich zu einem Ball zusammenzurollen und diesen zu verstecken.“

„Wie hast du das gemacht?“ staunte Nita.

„Das weiß ich selbst nicht mehr so genau. Das nächste, was ich schließlich bemerkte, war, daß zehn Jahre verstrichen waren. Ich kann mich nicht erinnern, was da alles geschehen sein soll.“

Ach, nun hatte er endlich seine Story erzählt, dachte Maya, als sie alle schweigend dem eben Gehörten nachsannen, und vielleicht wurde es nun besser mit Bird?

„Das muß alles sehr hart gewesen sein für dich“, brummte Holybear schließlich.

„Ja... aber nun ist es ja vorbei“, seufzte Bird. „Manchmal erinnere ich mich plötzlich an dies oder jenes, was damals geschehen ist. Oder an die Schmerzen. Aber es ist alles zusammenhanglos. Es macht mich nervös, überhaupt dran zu denken. Ich weiß nicht, wo ich gewesen bin oder was mit mir geschehen ist.“

„Und wie bist du zurückgekommen?“ fragte Nita.

„Eines Tages wachte ich auf. Es war unheimlich, ich wachte auf, und stellte fest, daß zehn Jahre vergangen waren. Es war nachts, ich wachte auf in einem Bett mit einem jungen Mann, und es sah so aus, als ob er schon seit langer Zeit mein Liebhaber war. Aber ich wußte nicht, wer er war, und ich wußte auch nicht genau, wo ich eigentlich war. Ich war in diesem Raum eingesperrt und fühlte mich gefangen für den Rest meines Lebens. Ein fatales Gefühl.“

„Du hast Talent für Untertreibungen“, sagte Sage.

„Es war schlimmer als geschlagen werden. Alles war so normal, es

sah so aus, als ob es für immer so weiter gehen könnte. Als ob es schon immer so gewesen wäre. Es sah nicht so aus, als ob sich überhaupt jemals etwa ändern könnte. Und ich fühlte mich total als Fremder. Und was besonders merkwürdig war, als ich erwachte, konnte ich heilen.“ Er berichtete ihnen von Hijohn. „Aber danach fühlte ich mich einfach schwach. Ich schaffte es nicht, in Trance zu fallen, ich schaffte es nicht, irgend etwas zu bewegen. Schließlich verfiel ich auf einen ganz simplen Beschwörungsspruch. Ich glaubte zuerst nicht, daß es funktionieren würde, aber es klappte.“

Er beschrieb seine Flucht und die Irrfahrt nach Norden, den Zusammenstoß mit den Monstern, die Truppenbewegungen, die er im Slo Valley gesehen hatte. Und er berichtete, was die Deserteure über die Krankheiten erzählt hatten.

„Dann sind es also biologische Waffen“, resümierte Madrone, „ich habe es zwar vermutet, aber die Gewißheit erschreckt mich nun.“

„Einige dieser Krankheiten sind gewiß Waffen“, räumte Bird ein.

„Und haben die Stewards Gegengmittel?“ fragte Sage.

„Gegengmittel für Verschiedenes und außerdem generelle Immuno-Boosters“, berichtete Bird, „die Steward-Soldaten bekommen sie. Oder wenn du dich gut stehst mit den Millennialisten. Ansonsten hast du keine Chance. Viele der von den Stewards unterdrückten Menschen sind gestorben. Deshalb brauchen sie ja auch Heiler da unten.“

„Was sie dort brauchen, ist eine Massen-Revolution“, sagte Holybear.

„Daran arbeiten sie schon“, gab Bird zurück, „in der Zwischenzeit ist jeder froh, daß er überhaupt noch am Leben ist. Das ist schon mal eine ziemliche Herausforderung.“

„Das Heiler-Council wird sich für deinen Bericht interessieren“, warf nun Madrone ein, „wirst du kommen und mit ihnen sprechen?“

Bird nickte.

„Und nun erzähl’ den Rest deiner Story“, sagte Maya. „wie bist du zurückgekommen von, wie heißt das doch? Slotown? Ist das der neue Name von San Luis Obispo?“

„Richtig, wie Los Angeles“, Bird sprach die Worte mit spanischer Betonung aus, „in Angel City umgetauft wurde.“ Er berichtete weiter. Erzählte von dem langen Trip die Küste hinauf nach Norden. Was er nicht erwähnte, waren die Qualen dieses Marsches, wie sein Körper bei jedem Schritt protestierte, wie seine Füße bluteten, wie seine Kehle immer mehr austrocknete. Es hätte nicht viel gefehlt, Bird wäre einfach liegen geblieben – und vielleicht gestorben. Doch alle

hörten das Nichtgesagte aus dem Klang seiner Stimme heraus, wußten, warum er bestimmte Worte verwendete und andere nicht. Madrone schlang zitternd ihre Hände um ihre Knie, ja sie wußte Bescheid.

„Und?“ fragte Maya, als Bird geendet hatte.

„Und was?“

„Und was hast du uns alles noch verschwiegen?“

Bird schluckte. Sie hatte recht, aber er konnte daran nicht einmal denken und schon gar nicht darüber sprechen.

„Gut“, sagte er und schluckte noch einmal, „ich habe euch erzählt, woran ich mich erinnere. Aber ich weiß nicht einmal, ob ich mich richtig erinnere. Vielleicht war das gar nicht ich, dem dies alles zugestoßen ist. Vielleicht war alles ganz anders?“

„Niemand würde dir einen Vorwurf dafür machen“, sagte Maya freundlich.

„Ich weiß“, sagte Bird, „ich mache mir aber selbst Vorwürfe. Ich fühle mich verantwortlich. Habe ich ihnen erzählt, daß unsere City eigentlich überhaupt keine Waffen hat? Daß wir uns kaum verteidigen können? Wollen sie deshalb bei uns einmarschieren?“

„Was immer du ihnen erzählt hast, hast du ihnen wahrscheinlich vor zehn Jahren erzählt“, gab Holybear zu bedenken. „Dann wären sie doch schon vor zehn Jahren gekommen?“

„Schätze, du hast recht. Ich habe kein richtiges Zeitgefühl mehr. In meinem Kopf ist alles völlig durcheinander.“

„Du hast alles gut gemacht“, meinte Sage, „so gut du eben konntest, so gut wie es jeder andere unter diesen Umständen gekonnt hätte.“

„Das weiß ich eben nicht. Ich erinnere mich nicht mehr.“

Nun endlich war es heraus, er fühlte sich erleichtert. Die anderen lobten ihn immer wieder. Und dann kehrte die Angst zurück. Wovor fürchtete er sich noch? Vor Strafe, Verdammung? Das würde nach diesem Gespräch doch keinen Sinn mehr machen. Madrone spürte, daß etwas in Bird vorging. Sie streichelte seine Hand, fühlte die harten Narben. Niemand sprach mehr, es gab nichts mehr zu sagen. Langsam wich die Spannung von Bird.

„Und was willst du nun tun?“ fragte schließlich Manzanita.

„Zurückgehen!“

„Wieso und wie denn?“

„Zu Fuß, wie ich gekommen bin, schätze ich“, sagte Bird ironisch.

Alle schwiegen verblüfft. Fünf Augenpaare musterten ihn scharf, sahen, wie sein Körper sich straffte, wie ihn neue Energien durchströmten. Schmerz durchzog Birds Gesicht, und seine Adern schwol-len an.

„Ich kann doch gehen“, sagte Bird grollend, „ich bin doch auch bis hierher gelaufen, oder etwa nicht?“

Maya blickte unbeteiligt auf die Stickerei an ihrer Bluse. Madrone schloß ihre Augen. Sie sah sich selbst über die glühend heißen Küstenwege wandern, durch Canyons, einsam, allein, hungrig, frierend. Am Gürtel ein Bowie-Messer. Sie blinzelte, um dieses Bild zu verscheuchen.

„Die Menschen da unten brauchen einen Heiler“, sagte sie, „du bist keiner.“

„Ich gehe trotzdem, ich will denen da unten helfen.“

„Irgendjemand sollte bestimmt hingehen. Sam wird die Sache beim Heiler-Council vortragen. Jemand wird dann gehen. Aber nicht du, Bird, du hast genug durchgemacht.“

„Was heißt schon genug? Wer kann schon sicher sein, das Richtige zu tun? Ich will verhindern, daß wir Krieg bekommen“, sagte Bird beharrlich.

„Laß das Heiler-Council entscheiden, wer geht“, bat Madrone.

„Warum sollte ich das?“ beharrte Bird.

„Aber sie hat recht, Bird“, legte sich Holybear ins Mittel, „du bist gerade erst zurück. Du weißt doch, wir machen immer alles zusammen, entscheiden auch immer gemeinsam. Dies ist nicht nur deine alleinige Sache.“

Bird schwieg. Madrone rückte etwas vor und blickte auf Nita, die ihr in die Augen sah. Nita hatte erraten, woran sie dachte.

„Hör mal auf mit deinen verrückten Visionen, Madrone“, sagte Nita unfreundlich, „du bist nicht einmal fit genug, um selber Reis zu kochen. Aber bis in die Southlands kannst du problemlos laufen? Was zum Teufel ist los mit dir, Mädchen?“

„Du hast während der Epidemie zu hart gearbeitet“, sagte Sage.

Maya schnaubte verächtlich: „Madrone hat noch mehr getan als das.“

„Tatsächlich, dann erzähl' mal davon, Madrone.“

„Okay“, knurrte Madrone, sie zog ihre Hand von Bird fort und blickte die anderen an. Ich muß mich nicht schämen, machte sie sich selbst Mut. „Wir hatten doch am Anfang überhaupt keinen Erfolg bei der Bekämpfung der Epidemie, nicht durch Magie und nicht durch unsere Labor-Forschung. So habe ich es mit Aumakua versucht.“

„Mit was?“ fragte Bird.

„Mit dem Über-Ich, mit dem morphogenetischen Feld, wenn du Fachausdrücke hören möchtest. Du hast doch diese Feld-Theorie studiert? Oder nicht?“ fuhr Madrone fort.

„Aber nur, soweit es meinem Musik-Studium zugute kam“, schränkte Bird ein.

„In der Ch'i-Welt ist ein Virus so etwas wie eine kollektive Entität. Was wir sehen, ist die momentane, körperliche Form einer bestimmten Kraft“, erklärte Holybear, „alles, was das Ch'i verändert, ist ein Echo der physischen Welt.“

„Und?“ fragte Sage.

„Ich habe es absorbiert“, gab Madrone zurück.

„Bist du verrückt?“ Holybear zuckte erschrocken zusammen, „Madrone, bist du total übergeschnappt? Weißt du nicht, wie gefährlich das ist? Diosa, wenn das stimmt, weiß ich nicht, warum das Heiler-Council dich noch frei herumlaufen läßt.“

„Ich weiß, daß es gefährlich ist“, sagte Madrone ganz ruhig, „aber ich hatte ein gutes Gefühl dabei. Und es hat funktioniert, das ist am wichtigsten!“

„Du wärest beinahe gestorben“, gab Maya zu bedenken, „und ganz gesund bist du immer noch nicht.“

„Ich verstehe das aber immer noch nicht ganz“, wandte Nita ein, „wer war mit dir im Kreis? War dein Backup nicht stark genug?“

„Ich habe gar keinen Kreis zusammengerufen“, antwortete Madrone, „es passierte einfach eines Morgens, ich konnte sozusagen danach greifen, in diesem Moment. Und das tat ich dann.“

„Das ist heller Wahnsinn“, wettete Sage, „selbstmörderisch!“

„Es hat funktioniert“, sagte Madrone kalt.

„Glück rechtfertigt keine Rücksichtslosigkeit“, gab Holybear ebenso kalt zurück.

„Du hast mich verstanden?“ wandte sich Madrone zu Bird, „es war wie ein mir auferlegtes Schicksal.“

„Ich verstehe, Liebes. Was im Moment getan werden kann, sollte man tun. Ob es richtig oder falsch sein wird, weiß man nicht immer im voraus.“ Er legte seinen Arm um ihre Schulter. „Schlimmstenfalls muß man später dafür bezahlen, so wie du. Du hast teuer bezahlt, krank wie du warst. Jetzt mußst du erst einmal ordentlich ausruhen.“

„Das Heiler-Council meint das auch. Sie lassen mich vorläufig nicht arbeiten.“

„Wenigstens die haben noch etwas Verstand“, konterte Maya.

„Den habe ich auch. Ich bin sicher, eine schöne lange Arbeitspause ist gut für mich, in jeder anderen Welt. Aber nicht in dieser. Wer weiß schon genau, was für jeden von uns am allerbesten ist? Hat Sandy es gewußt? Weißt du es? Und weiß es irgendeiner von uns, wenn das, was Bird uns erzählt hat, wahr ist?“

In die Stille hinein klapperten Mayas Stricknadeln. Es klang fast so rhythmisch wie ein ferner Trommelwirbel.

„Was tun wir, wenn die fremden Truppen hier bei uns die Highways entlang marschieren?“ unterbrach Holybear das Schweigen.

„Keine Ahnung“, murmelte Bird fast geistesabwesend.

„Wir haben nie eine Ahnung“, sagte Maya nachdenklich. Sie stach ihre Stricknadeln in das Wollknäuel. „Wir haben immer nur Angst vor einer Invasion, schon seit Lily und Alice ihren dramatischen Auftritt mit den Spitzhacken hatten. Aber wir haben niemals überlegt, was wir im Ernst machen würden, wenn es einmal passiert.“

„Wir werden kämpfen“, sagte Bird ganz ruhig und selbstverständlich, „so wie wir es früher auch gemacht haben.“ Er ließ seinen Arm locker auf Madrones Schultern liegen.

„Natürlich werden wir kämpfen“, sagte Holybear, „ich würde mich nur viel besser fühlen, wenn ich wüßte, daß wir auch siegen könnten.“

„Wir hatten früher viel Glück“, stimmte Maya ihm zu, „wir können nicht noch einmal darauf rechnen, selbst bei ähnlichen Umständen. Wir hätten damals ebensogut alle draufgehen können.“

„Wir werden uns auf jeden Fall wehren“, war sich Bird sicher, „ob wir damit Erfolg haben, ist eine ganz andere Sache. Schlimmstenfalls gehen wir eben drauf, aber wehren werden wir uns. Lieber untergehen, als sich unterkriegen lassen.“

„Du hast recht“, stimmte Holybar zu, „und ich bin überzeugt, daß wir es trotz allem ganz gut machen werden.“

„Ich habe Angst“, sagte Sage leise. „Richtig Angst.“

Maya fühlte sich plötzlich zu Tode erschöpft. „Wir müssen aber darüber nachdenken“, hörte sie sich sagen, „wir müssen beim Council darüber sprechen. Wir alle, wir City-Bewohner.“

„Bird, hast du dem Verteidigungs-Ausschuß schon davon erzählt?“ fragte Nita.

„Bisher noch nicht.“

„Vielleicht solltest du dich einmal direkt an das City-Council wenden“, schlug Sage vor.

Nita zögerte einen Moment. „Lieber nicht. Es kostet nur Zeit. Wenn Bird das tut, gibt das City-Council die Sache mit Verspätung ans Verteidigungs-Council. Besser zuerst zum Verteidigungs-Council, und dann geh zu Cress vom Wasser-Council. Sprich von Mann zu Mann mit ihm, nenn' ihn hermano, Bruder, er ist ein richtiger Kumpel. Versuche, ihn hinter dich zu bringen. Erst dann solltest du zum City-Council gehen, am besten an einem Tag, wenn Sal dort ist.“

„Was sagt Nita als Gift-Spezialistin?“ fragte Holybear.

Maya stand auf. Sie wollte jetzt allein sein, allein mit ihren Ängsten und Befürchtungen, ihren Erinnerungen und ihrem Zorn. „Ich bin eine alte Frau“, lächelte sie in die Runde, „ich gehe jetzt zu Bett. Ich kann nicht behaupten, daß ich nicht stolz auf euch bin. Obwohl ich euch alle am liebsten ordentlich zusammenfallen und in meinen Kleiderschrank sperren würde, um Unheil zu verhindern. Madrone, aus dir spricht Rios Stimme, das muß wohl so sein. Und du, Bird, du schlägst ganz nach deinem Großvater, der bestimmt der tapferste Mann war, den ich je kannte. Und ich war immer sehr stolz auf ihn.“ Sie wandte sich ab und unterdrückte ein ängstliches Schluchzen. Bird sprang auf und umarmte sie zärtlich.

„Abuelita“, sage er, und küßte sie, „du würdest uns nicht anders haben wollen, Angst hin, Angst her.“

„Doch!“ sagte Maya.

„Lüg’ nicht. Das Schicksal hat dich nun mal mit uns geschlagen“, gab Bird zurück. „Wahrscheinlich zahlst du so für deine eigenen Sünden. Du mußt mit uns leben, schätze ich. Wir sind der Fluch deiner alten Tage...“

„Que suerte“, murmelte Sage. Und er wollte damit sagen, daß dieses Schicksal doch ein Glück sei. Maya nickte.

Nachdem Maya verschwunden war, saßen alle einen Moment schweigend da. Bird hatte den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen, er schien nachzudenken. Nita gähnte.

„Zeit fürs Bett“, meinte auch Sage.

„Stimmt. Aber die Hauptfrage“, ließ Holybear sich vernehmen, „heißt: Wer geht mit wem ins Bett?“

Das riß Bird aus seinem Nachsinnen. Er blickte langsam auf. War da nicht ein spezielles Glimmen in Holybears Augen? Aber was sollte es bedeuten? Die anderen liebten sich alle schon seit langer Zeit, aber er gehörte eigentlich nicht mehr dazu. Er war in Sandy verliebt gewesen und in Madrone, aber immer separat. Er hatte nie etwas mit den anderen zu tun gehabt, oder mit dem, was sie alle zusammen machten. Vielleicht wollten sie es auch weiterhin so halten und unter sich bleiben.

„Kümmert euch nicht um mich“, meinte er.

„Idiot!“ das war Madrone, und es klang zärtlich.

„Er hat das natürlich als Einladung gemeint“, murmelte Sage.

Bird sah zu Holybear auf, und dann warf er einen Blick in die Runde. Ein schwaches Lächeln glomm auf in seinem Gesicht: „Alle sind einverstanden?“ fragte er leise.

„Ich habe großen Appetit“, verkündete Nita, „ich fresse euch alle auf!“

„Wir brauchen uns alle gegenseitig“, nickte Sage und schickte Bird einen Blick aus den Augenwinkeln. Madrone nickte zustimmend, errötend.

Sie rollten gemeinsam den großen, weichen Teppich im Ritual-Raum auf. Kerzen wurden in den Vier Heiligen Himmelsrichtungen aufgestellt. Tief atmend bildeten sie einen Kreis.

„Madrone zuerst“, sagte Nita beschwörend.

Langsam streifte sich Madrone die Kleidung ab. Nackt stand sie schließlich in der Mitte der Runde. Die anderen begannen, leise ihren Namen zu rufen, zu singen, zu beschwören. Madrone schloß die Augen, ihr Körper entspannte sich, und sie überließ sich den zärtlichen Rufen und streichelnden Händen. Doch dann wurde sie langsam erregt, zum Schluß wand sie sich wie im Fieber. Allen Schmerz um Sandy, der eigentlich hätte hier sein sollen, stöhnte sie hinaus. Hände, Hände, Hände streichelten ihren Kummer aus ihr heraus, schickten heilende Kräfte durch sie hindurch. Sanfte Hände schienen den Zorn in ihrem Leib zu bändigen. Sanfte Hände neckten sie, weckten heißes Begehren in ihrer Seele, streichelten zärtlich über ihre Hüften, ihre hart aufgerichteten Brustwarzen, streiften ihre Schenkel. Lippen wanderten über ihren Bauchnabel abwärts.

„Du bist die Göttin“, sangen sie im Chor.

Madrone öffnete ihre Augen, kam langsam wieder zu sich, und rückte aus der Mitte zurück in den Kreis. Nun war es Manzanita, die die Göttin in sich aufnehmen sollte. Dann war Sage dran und dann riefen sie einer nach dem anderen den Gott für die Männer an, mit kleinen zärtlichen Streicheleien, die sie wild machten. Für einen Moment standen sie alle im Kreis und umarmten sich. Madrone und Sage standen nah beieinander. Ihre Brüste berührten sich. Bird hatte einen Arm um Nita gelegt und hielt Madrones Hand. Mit dem anderen Arm umspannte er Holybears Taille und rieb über Sages Hüfte. So hielt jeder jeden, und jeder berührte jeden. Jeder spürte die heißen Atemzüge der anderen, und gemeinsam sanken sie immer tiefer und tiefer in Trance, fühlte sich jeder als Teil des anderen. Ihre Herzen

wurden groß und weit, Liebe und Energien strömten von Seele zu Seele, von Körper zu Körper. Sie lagen im Kreis wie ein geöffnetes großes Blütenblatt. Dann begann der ekstatische Tanz, ein heißer Rhythmus von Händen, Lippen, schwellendem Fleisch, Haaren, Brüsten, Hüften, Vulvas, aufgerichteten Penissen, geröteten Rücken. Heiße Wellen der Energien durchrieselten sie, und ein hitziger vernüglischer Rhythmus beherrschte alles.

Wie gut die anderen mich kennen, dachte Madrone. Immer fand sich ein zärtlicher Mund mit einer hungrigen Zunge, eine ihrer Brüste zu küssen oder eine freundliche Hand, um Tränen von ihrer Wange zu wischen. Doch es waren Tränen der Lust und der Liebe. Tränen strömten ihre Wangen hinunter. Holybear küßte sie fort. Nita hielt sie von hinten umschlungen, und jede Faser ihres Körpers fühlte sich emporgehoben, frohlockte und jubelte unter dem Ansturm zärtlicher Lust. Ein heißer Mund auf der Innenseite ihrer Schenkel, ein Züngeln, das sie zur Raserei brachte, bis ihre Tränen sich in Gelächter verwandelten. In ein Lachen der Ungeduld, ein Lachen, das um Erlösung flehte. Madrone konnte nicht länger, sie bog ihren Körper zuckend in die Höhe, es pulsierte tief, tief in ihr, steigerte sich den Rücken hinauf, und sie fiel, fiel, fiel. Das Innerste der Lust empfand sie wie einen Apfel, wie einen Ort, den sie zwischen den winzigen Atempausen erspähen konnte. Und Sandy war da, sie sah ihn vor sich mit feuchten Lippen.

Dann lag sie still, während entspannte Wärme die letzte Faser ihres Körpers durchströmte. Sie legte ihre Hand zärtlich auf Birds nackten Rücken. Und plötzlich massierten sie alle Birds Körper von hinten, von vorn, von überall. Kundige Finger streichelten seine verletzten Muskeln und schickten Wärme in die bösen Wunden bis hinunter zu seinen Wurzeln. Holybear saugte die Schmerzen heraus, er saugte und spuckte und saugte und spuckte, bis Bird endlich in seinem Körper eine Kraft spüren konnte, auf daß auch er Befreiung erfahren würde. Streichelnde Hände, warme Körper – er fühlte sich emporgehoben, er zitterte vor angstvoller Begierde, vor eigenem Vergnügen. Dann tanzten sie um ihn herum und feierten seine Erneuerung. Und voll wilder Zärtlichkeit fielen sie über einander her. Das alles dauerte an, bis ein jeder von ihnen geheilt und erneuert war.

Mit blaugrauer Dämmerung kam der Morgen. Erschöpft rollten sich alle zwischen Decken und Kissen, und als die Sonne aufging schliefen sie.

Nur Maya lag allein in ihrem Schlafzimmer. Sehnsüchtig dachte sie an Johanna und Rio. Sie waren an der Küste, bei dieser stillen Lagune, die hinter einem Felsen lag, der wie ein Walbuckel geformt war. Auf der anderen Seite schoß schäumend und donnernd die Brandung hoch, Gischt stob im Wind davon. Doch hier war es windgeschützt, sie lagen nackt auf dem Sand und glitten von Zeit zu Zeit ins Wasser. Der Felsen war Maya immer wie ein ungeheurer Kopf vorgekommen, voll strenger Gesichter, die jedoch alles mit Wohlwollen beobachteten.

Die Sonne zog ihre Bahn über den Himmel. Am Abend machten sie ein kleines Feuer. Sie kochten Reis und Bohnen, die Maya am Vortag eingeweicht hatte. Sie sahen die Hölzer aufflammen, glühen und zu Asche zerfallen. Das Feuer hatte so viel Lebendiges in sich, der Felsen hinter ihnen auch, alles war lebendig. Maya fühlte den großen Atem des Lebens in allem. Im Donnern der Brandung, im Blinken der Sterne, im Wehen des Windes, im sanften Schimmer des Mondes.

Sie wollte alles umarmen. Sie wollte die Berührung von Felsen, Feuer und Baumwurzeln auf ihrer Haut. Sie wollte sich öffnen, um noch tiefer berührt zu werden.

Niemand sprach ein Wort, aber sie dachten, sie fühlten alle das gleiche. Über diese Dinge brauchten sie nicht miteinander zu sprechen. Sie liebte beide und sie wollte von ihnen berührt werden, wie von der Nachtluft. Der Mond erhob sich aus dem Wasser und überschüttete ihre Haut mit seinem Silber.

Auf dem Gipfel eines Hügels, der in der Seemitte lag und dieser See lag mitten im Wald, und zu dem See kam man nur über einen spiralförmigen Pfad, der sich den Hügel hinaufwand, saßen neun alte Frauen und wachten mit ihrer Magie über die City“, sagte Maya, und sie keuchte ein bißchen, während sie bergauf ging. „Hört sich wie eine Geschichte an, oder?“

„Aber warum sitzen sie ausgerechnet da oben?“ fragte Madrone.

„Sie wollten eigentlich mitten im Zentrum der City sitzen“, fuhr Maya im gleichen Tonfall wie vorher fort. „Aber wie durch Zauberei fanden sie sich plötzlich auf dieser Lichtung sitzend. Sie wünschten sich Zurückgezogenheit, um besser Lauschen und Träumen zu können, aber keine Isolation.“

„Ich glaube, sie haben sich auch einen Lift gewünscht“, spöttelte Madrone. Sie joggte gerade zusammen und nun fühlte sie sich etwas kurzatmig und das machte sie reizbar. Wirklich, eigentlich sollte sie sich inzwischen genügend erholt haben, und wenigstens mit Maya Schritt halten können. Vielleicht sollte sie demnächst mehr Übungen für sich allein machen. Etwas joggen, oder tanzen. Bird lief hinter ihr, sie merkte genau, daß er sein Keuchen zu verbergen suchte.

„Ach was, die alten Frauen sind Puristen, und die Geschichte hört sich so besser an“, erzählte Maya weiter. „Es war einmal an einem frühen Morgen, laßt mal sehen, welches Verb nun am besten paßt, krochen, kletterten, taumelten? Also, drei Pilger taumelten...“

„Ja, einer war lahm, der zweite blind, der dritte taubstumm...“, warf Madrone ein.

„Ich bin nicht lahm“, protestierte Bird. Es lag etwas in seiner Stimme. Die beiden Frauen blieben stehen und warteten auf ihn. Er wirkte ärgerlich, mühsam verbarg er seine Schmerzen.

„Okay“, sagte Madrone freundlich, „du kannst hier stehen bleiben, bis du dich besser fühlst.“

„Gute Idee“, stimmte Maya zu, „laßt uns einen Augenblick verschnauften.“

Sie standen und keuchten. Weit schweifte der Blick zwischen den Zweigen der Bäume über die blau glitzernde See. Bird ließ sich schwer zu Boden fallen. Madrone kniete hinter ihm nieder. Mit geübter Hand begann sie, seine Muskeln zu massieren. Sie spürte genau den Knoten, der seiner Wirbelsäule Streß bereitete und der Bird zum Anhalten gezwungen hatte.

„Aua!“ protestierte er, „mierda, du bringst mich ja um.“

„Still! Das ist gut für dich, was ich tue.“

„Es ist alles wieder okay, Madrone, hör auf!“

„Nichts ist okay, du bleibst sitzen!“

„Ich bin okay, ich fühle mich wieder okay!“

„Du bist keinesfalls okay“, sagte Madrone sachlich, „was hat Sam denn gesagt?“

Bird antwortete nur mit einer Grimasse.

„Also?“

„Er will mich auseinandernehmen und auf seine Weise wieder zusammensetzen. Mir die Knochen brechen, sie neu verteilen lassen und meine Hüfte wieder einrenken.“

„Sam übertreibt zwar manchmal, aber nur mit dem Mundwerk. Was seinen Job als Mediziner betrifft, ist er eher zurückhaltend. Wenn er eine Operation vorschlägt, dann ist sie vermutlich wirklich nötig“, sagte Madrone.

„Ich werde darüber nachdenken“, gab Bird zurück. Er sagte es in einem Ton, aus dem Madrone genau heraushörte, daß er keinesfalls darüber nachdenken würde.

Sie wechselte einen Blick mit Maya. „Laß mich mal deine Hüfte massieren“ sagte sie freundlich, „dreh dich mal auf den Bauch.“

„Himmel nochmal!“, schrie Bird so aufgebracht, daß beide Frauen erschrocken zurückwichen. Madrone schossen Tränen in die Augen.

In Birds Gesicht arbeitete es, seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit, aber er konnte sich einfach nicht genau erinnern. Da waren graue Wände gewesen und Metallstangen. Aber weiter kam er nicht. Nein, nicht hier auf diesem Hügel und unter den Blicken dieser beiden Frauen. Wie sie ihn jetzt ansahen. Himmel und Hölle. Er schwitzte, und Madrone war nahe daran wirklich zu weinen. „Scheiße! Liebes, verzeiht mir“, plötzlich wich der Zorn von Bird. Er legte seine Arme um die beiden Frauen. „Aber diese Erinnerungen...“

„Schlimme Erinnerungen?“

Er nickte.

„Tut mir leid, daß dich meine Worte verletzt haben“, flüsterte Madrone.

„Nicht dein Fehler“, sagte er und küßte ihre Augen, „und im übrigen habe ich keine Lust, darüber zu sprechen.“

„Okay, Bird.“

Er drückte sie für einen Moment zärtlich und fest an sich. Ja, sie war ihm Schutz und Schirm gegen die schrecklichen Schmerzen, die ihn immer wieder durchfluteten. Nicht nur die Erinnerungen, sondern sein ganzer Körper schmerzte ihn. Er hätte sich am liebsten übergeben. Doch er verdrängte den Brechreiz.

Madrone spürte, wie es ihn schüttelte.

„Du bist okay“, murmelte sie in sein Ohr, „estas bien. Estas aqui, conmigo y con Maya. Estas seguro.“

Sie fuhr fort, beruhigende Worte auf Spanisch zu murmeln, während Birds Zittern langsam verebte. Spanisch hatte immer eine wohltuende Wirkung auf sein Gemüt, das wußte Madrone. Sie konnte ihn nicht gegen die Schmerzen schützen, auch nicht vor seinen peinigenden Erinnerungen, aber sie konnte ihm helfen, die quälende Augenblicke zu überstehen.

„Schwer zu glauben“, hörten sie nun Maya, „daß dies wirklich der Platz ist, wo ich Rio das erste Mal traf. Seht ihr die Felsen dort am Seeufer? Es war mein erster Tag in San Francisco, an dem Tag als ich von zu Hause fortlief. Es war der Anfang von dem, was wir eine Sommerliebe nennen. Achtzig Jahre ist das nun her. Ich bin per Autostop von Los Angeles hierher gekommen. Ich habe die Nacht unter einem Gebüsch zugebracht, von Käfern und Ameisen fast aufgefressen.“ Maya zog eine Grimasse. „Ich spüre das Kribbeln heute noch, wenn ich nur daran denke. Das erste, was ich am frühen Morgen hörte, war die Trommel von irgendwelchen Blumenkindern. Sie tanzten und trommelten schon am frühen Morgen und rauchten dazu qualmende Marihuana-Zigaretten. Ich fühlte mich eingeschüchtert. Ich hatte Angst, sie würden merken, daß ich nicht so cool war, wie ich mir den Anschein gab. Deshalb ging ich zum Seeufer und versuchte mir einzureden, daß ich auf der Suche nach mir selbst sei. Kein Grund, sich einsam und allein zu fühlen. Rio ruderte mit einem gestohlen Boot zu mir und nahm mich mit. Eine Viertelstunde später lagen wir schon nackt auf dem Gras und liebten uns – stundenlang, wie es mir heute noch vorkommt.“ Sie zeigte auf einen großen alten Baum: „Kann sein, es war genau unter diesem Baum.“

„Ja, er hat immer schnell begriffen, old Tio Rio“, meinte Bird und schmunzelte.

„In diesen Tagen damals, kam man schnell zur Sache. Als es vorbei war, blickte er mich an und bat: Laß uns den Rest des Lebens zusammen verbringen. Wie heißt du?“

„Wie romantisch!“, lächelte Madrone.

„Meinst du das ernst?“

„Nun, so halb und halb.“

„Die Sache ist, daß wir es wirklich taten. Wir verbrachten tatsächlich den Rest unseres Lebens zusammen, ausgenommen einige Jahre hier und dort. Schon komisch, wie lang uns diese Jahre früher vorkamen, und wie kurz jetzt, in der Erinnerung. Habt ihr euch nun ausgeruht? Dann laßt uns weiterlaufen.“

Auf der Spitze des Hügels weitete sich der schmale Pfad zu einer großen Grasfläche. Ein Teich schimmerte vor ihnen, und in der Nähe leuchteten einige Kuppelgebäude in der Abendsonne. Bäume und Gebüsch soweit das Auge reichte. Vor dem Eingang eines der Gebäude stand eine Bank auf dem Gras vor einem steinernen Tisch.

Dahinter öffnete sich eine Tür, und eine Frau kam heraus. Sie hatte ein Gesicht wie Maya, ihr silbernes Haar war zu einem Knoten im Nacken zusammengefaßt. Mandelförmige Augen und feingeschwungene Brauen verliehen ihr etwas Exotisches. Ihre silberfarbene Tunika war lavendelfarben abgesetzt, darunter trug sie schwarze Hosen.

„Lily!“, rief Maya aus, „Lily Fong – wann haben wir uns das letzte Mal gesehen?“

„Erst vor kurzem“, lächelte Lily und griff nach Mayas ausgestreckter Hand, „ich habe dich erst vor einem Monat oder zwei gesehen, beim Erntefest. Du hast eine so wunderbare Geschichte erzählt.“

„Warum bist du nicht zu mir gekommen?“, wunderte sich Maya, „wir hätten uns alle gefreut.“

„Genau deshalb habe ich mich zurückgehalten, Liebes“, gab Lily zurück, „du hast so viel zu tun gehabt.“

„Erzähl mir von dir“, sagte Maya.

Lily lächelte: „Warum kommt ihr nicht mal zu den Versammlungen des Verteidigungs-Council?“

„Oh, ich habe von solchen Meetings genug“, wehrte Maya ab, „es stört meine Konzentration. Dies ist Madrone, du kennst sie. Und dies ist mein Enkelsohn Bird. Wir müssen eigentlich wirklich mal mit dem Council sprechen.“

„Setzt euch doch“, sagte Lily freundlich und wies auf die Bank vor dem steinernen Tisch.

„Du bist also Bird? Auf dich haben wir schon gewartet. Der Verteidigungs-Ausschuß hat mich beauftragt, mit dir zu sprechen.“

„Können wir nicht mit dem ganzen Council sprechen“, fragte Maya.

Lily schüttelte den Kopf. „Heute bin ich Auge und Ohr für die Großen Neun. Die anderen haben ihre Arbeit zu tun und finden ebenfalls, daß diese Meetings ihre Konzentration stören. Setzt euch, ich bringe Tee.“

Sie verschwand in dem Kuppelgebäude. Nach einer Weile kam sie mit einem großen Tablett zurück. Sie setzten sich auf die Bank vor dem steinernen Tisch. Lily verteilte Teller und Tassen und goß den Tee ein. Die Kanne hatte ein bezauberndes Muster, Vögel flogen da und Leoparden versteckten sich im Gras.

„Wunderbar“, staunte Maya, „das ist ja ein Museumsstück.“

„Das ist es wirklich, es macht viel Freude, so etwas Schönes zu benutzen“, gab Lily zurück. Sie wandte sich Bird zu. „Du bist also derjenige, der in den Southlands war und zurückgekehrt ist? Die Stimmen haben uns davon berichtet. Welche Neuigkeiten kannst du uns erzählen?“

„Keine guten, fürchte ich.“

„Keine Angst. Erzähle einfach, was du weißt.“

Sie hörte ihm aufmerksam zu. Von Zeit zu Zeit stellte sie Fragen.

„So ist das also“, schloß er, „soviel ich weiß, laufen Vorbereitungen für die Invasion.“

„Du hast viele Fragen beantwortet“, meinte Lily, „andere aber gar nicht. Die Epidemien zum Beispiel.“

„Scheinbar gibt es da unten im Süden so viele Bakterien, daß man kaum ungeschoren davon kommt, schon gar nicht ohne Gegenmittel“, meinte Bird, „ich glaube, die letzte Epidemie sollte uns weiter schwächen, bevor sie uns angreifen. Aber das ist nur eine Vermutung von mir. Ich weiß aber, daß sie die Bevölkerung in den Southlands auf diese Weise niederhalten. Entweder arbeitet man für die Stewards oder es gibt keine Medizin bei Krankheiten. Auch Wasser wird rationiert und als Druckmittel benützt.“

„So etwas Ähnliches haben wir schon vermutet, und diese Epidemie-Attacke haben wir im Traum erkannt. Wir wußten nur nicht, wann sie kommen würde.“

„Ich weiß es auch nicht“, sagte Bird abschließend.

„Und wieviel wissen die Stewards über uns?“

Bird blickte versonnen auf die Muster auf seiner Teetasse und fuhr mit dem Finger die Umrisse des Leoparden nach. Das Muster war wirklich schön, es regte zum Nachdenken an. „Sie glauben, der Norden ist eine Brutstätte für Hexen und Magie, und jeder hier sei vom Teufel besessen. Sie haben Angst vor unserer Magie. Vermutlich hat sie diese Angst bisher von uns fern gehalten. Doch abgesehen davon, weiß ich kaum etwas. Ich kann das, was ich gesehen und beobachtet habe, auch nicht richtig einordnen. Ich weiß nicht einmal, ob ich meinen Erinnerungen überhaupt trauen kann. Und, Doña Lily, ich weiß nicht, ob ich mich an alles erinnere, was ich wirklich getan habe.“

„Dieses Problem beschäftigt dich sehr, wie?“ fragte Lily zurück.

„Hm, ja...“, gab Bird zu.

„Wenn du ihnen wahrheitsgetreu gesagt hast, die City wird von Neun Weisen Frauen verteidigt, mit Magie und Träumen, würden die Stewards dir so etwas glauben?“, fragte Lily weiter.

Bird lachte: „Nein.“

„Dann quäl’ dich nicht länger. Es ist unwichtig, was du ihnen erzählt hast.“

„Dann war doch alles umsonst, was ich durchgemacht habe, all die Qualen. Ich hätte also ebensogut gleich mit ihnen kooperieren können?“

„Nein, nein, das meine ich natürlich nicht. Widerstand gegen Gewalt ist immer richtig. Du hast richtig gehandelt, in jeder Hinsicht. Sicherlich, Informationen sind wichtig für den Gegner. Aber nur, wenn der Gegner sie auch verwenden kann. Die Stewards können mit deiner Auskunft gar nichts anfangen. Und das ist ja auch unsere Strategie.“

„Wie meinst du das?“

Nachdenklich füllte Lily wieder Tee in die Tassen. Sie blickte alle scharf an, während sie ihre nächsten Worte vorbereitete. Dann fing sie an zu sprechen.

„Nach der Neugründung der City hatten wir ein Dilemma. Wir wußten genau, Kriege haben maßgeblichen Einfluß darauf gehabt, daß unsere Welt so ist, wie sie ist. Und wir wollten diese Welt verändern. Doch wir waren von feindlichen Nachbarn umgeben, die uns jederzeit angreifen und überrumpeln konnten. Das ist eigentlich das Problem einer jeden friedliebenden Kultur, seit Tausenden von Jahren. Unser einziger Vorteil war, daß wir die historische Entwicklung überblicken konnten, daß wir alle Versuche zur Lösung des Problems kannten, vom Widerstand bis zum Rückzug und zum pas-

siven Erdulden. Wir wissen, daß keine dieser Lösungen funktioniert. Wir konnten und wollten unsere Kräfte nicht auf Waffenfabrikation und das Drillen von Truppen vergeuden. Wir beschlossen vielmehr, direkt ins Herz der Dinge vorzustößen, und das heißt: Magie.“

„In welcher Hinsicht?“ fragte Madrone.

Lily nickte Madrone zu. „Du weißt, daß die Göttin Fortuna eine launische Göttin ist? Magie ist die Kunst, das Bewußtsein willentlich zu steuern. Man kann Krieg als Anhäufung von Waffen, Material und Truppen betrachten. Du kannst Krieg aber auch ganz anders ansehen. Nämlich als feingesponnenes Netz verschiedener Willenskräfte, von Menschen gemacht. Da ist einerseits die Entscheidung für einen Angriff. Andere entscheiden sich dafür, zu gehorchen oder auch, nicht zu gehorchen, eine Waffe abzufeuern oder nicht. Armeen und Waffen, und jede Kultur, die diese benützt, muß die Menschen überzeugen, daß die Entscheidungen für diesen oder jenen Befehl richtig sind, daß es keine andere Wahl gibt. Doch genau das ist falsch. So verückt es sich auch anhört, das Bewußtsein der Menschen ist die Basis zur Verteidigung unserer City.“

„Ich verstehe gar nichts“, gab Bird zurück. Er setzte seine Tasse ab, blickte auf die Frau vor ihm und fragte sich insgeheim, ob sie wirklich weise war oder einfach nur ein bißchen verrückt.

„Paß auf, Waffen haben immer auch etwas Geheimnisvolles, Magisches. Nicht wahr? Es ist die Stärke, das Sicherheitsgefühl, das sie verbreiten, die Möglichkeit ein elektronisches Sicherheitssystem neutralisieren zu können, verleiht ein neues Bewußtsein. Kraft und Stärke, also Magie, ist es aber auch, wenn du mit Gewehren bewaffnete Menschen dazu bringst, etwas zu tun, was sie eigentlich nicht tun wollen.“

„Das ist richtig“, gab Bird zu.

„Du denkst dann, du bist ein Zauberer.“

„Aber nicht lange.“

„Nun überlege dir, um wieviel größer wäre die Magie, wenn diese Männer durch deine Willensstärke sogar dazu gebracht würden, die Waffen niederzulegen.“

„Es wäre mehr Magie als ich mir vorstellen könnte, um überhaupt mit diesen Männern zu sprechen“, sagte Bird zweifelnd, „aber ich weiß nicht. Vielleicht sollten wir besser die Finger davon lassen. Dann würden Cleis, Tom und Zorah möglicherweise noch leben. Ich weiß nicht, ob die Manipulation des gegnerischen Bewußtseins eine ethische Verbesserung ist oder ganz einfach auch Gewalt.“

„Ich spreche nicht von Manipulation. Ich spreche von Visionen, von einer neuen Ausweitung aller Möglichkeiten des Bewußtseins.“

„Es würde mir schon ein neues Bewußtsein verleihen, wenn ich glauben könnte, daß man das Bewußtsein dieser Kerle überhaupt verändern könnte.“

„Bewußtsein ist die am schwersten veränderbare Substanz im Kosmos, und gleichzeitig die am meisten veränderliche. Bewußtsein kann in dem einen Fall bis zur Sturheit gehen und sich im anderen in Sekundenschnelle verändern. Ein Lied kann dein Bewußtsein verändern, eine Geschichte, ja schon der Geruch des Windes.“

„Willst du damit sagen, wenn ich den Kerlen nur das richtige Lied vorgesungen oder die richtigen Zaubersprüche gesagt hätte, es hätte sie verändert?“

„Warum nicht? Du sollst ein sehr guter Musiker sein.“

„Das war einmal, jetzt nicht mehr.“

„Dann hast du das Geschenk zurückgewiesen, das deine ureigenste Waffe sein sollte. Es enttäuscht mich, das zu hören.“

„Ich habe es nicht zurückgewiesen. Es wurde mir genommen.“

„Soetwas kann man niemandem nehmen.“

„Es kann aber zerstört werden.“

„Wenn du so sprichst, hast du wirklich nicht gelernt, damit umzugehen. Versuch' es nur. Vielleicht ist deine Musik eine viel stärkere Waffe als alle Gewehre oder Bomben.“

„Es klingt mir nicht sehr wahrscheinlich, Lily“, sagte Bird, „tut mir leid, das zu sagen. Aber ich war da unten in den Southlands, und du nicht.“

„Bird, mein Kind, wie deine Großmutter gehören wir Neun Weisen Frauen zu einem anderen Zeitalter. Wir alle standen Auge in Auge mit den Gewehrläufen der größten und mächtigsten Kriegsmaschinerie der Welt. Die Stewards sind da nur ein schwacher Abglanz, ein letzter Rest davon. Wir sind nicht so naiv, Waffen und Bomben falsch einzustufen. Im Gegenteil.“

„Aber ich habe dich gefragt, was praktisch machbar ist? Wäre es machbar, würde es sich lohnen, unsere wenigen Rohstoffe dafür zu opfern, Waffen zu bauen und eine ständig einsatzbereite Armee zu unterhalten? Wo wir doch jeden Tropfen Wasser, jedes Stückchen Brot zum Überleben brauchen. Jede Hand, die etwas Nützliches leisten kann, wird bei uns doch gebraucht, und so viel gibt es noch zu tun, um die Wunden, die wir Menschen der Erde geschlagen haben, wieder zu heilen. Krieg ist eine einzige große Verschwendung, sowohl die Vorbereitungen als auch später der Kampf. Das wissen wir doch schon seit Jahrhunderten, und das Vergangene hat es erneut gezeigt, als ein Krieg fast unser gesamtes Land zerstört hat. Wir

haben nichts mehr zu vergeuden. Unsere Zukunft wäre mehr als nur ungewiss, Not und Tod drohen uns, und wir wären noch weniger in der Lage, der Steward-Armee Widerstand zu leisten.“

„Und was passiert, wenn die Stewards auf unsere Halbinsel einmarschieren?“ fragte Maya.

„Dann haben wir immer noch das, was wir geschaffen haben: Die City, die Wasserversorgung, unsere Vorräte. Lauter Dinge, die zuerst für unsere Angreifer nicht zählen. Doch für uns liegt Hoffnung darin. Wir sind immer das, was wir gern sein wollen“, gab Lily zurück.

„Aber bleiben wir auch, was wir sind?“ blieb Maya skeptisch.

„Um einen Krieg zu wagen, muß man einen Feind haben. Wenn wir uns weigern, Feinde zu sein, wie wollen sie dann gegen uns kämpfen?“ blieb Lily zuversichtlich.

„Kein Problem“, sagte Bird sarkastisch, „sie überrennen uns.“

„Ich streite nicht ab, daß es ein Wagnis ist. Niemand von uns, nicht einmal die Klügsten und Stärksten, nicht einmal die Klar-Träumer, wissen, was passieren wird. Wir können nur hoffen, aber Sicherheit gibt es nicht, Wir können nur weiter auf unsere inneren Stimmen hören, und versuchen zu heilen“, fuhr Lily fort, „auch du Bird, muß versuchen zu heilen, dich selbst und andere. Das ist unser Krieg. Du hast Blut vergossen und darunter gelitten. Du muß dich reinigen. Kannst du irgendwo hingehen und dich sammeln?“

„Ich hatte einen Ort – vor zehn Jahren“, sagte Bird, „aber um diese Jahreszeit braucht man Skier, um überhaupt in seine Nähe zu kommen. Das schaffe ich jetzt gar nicht.“

„Ich bin schon froh, wenn du so etwas zugibst“, murmelte Madrone.

„Dann geh woanders hin“, sagte Lily.

„Wo ich hingehen muß, das sind die Southlands“, sagte Bird fest.

Lily schloß ihre Augen, sie lauschte tief in sich hinein. „Ja“, sagte sie schließlich, „jemand muß hinuntergehen. Aber nicht du, Bird. Dieser Weg ist dir nicht bestimmt.“

„Das werden wir noch sehen“, gab Bird ärgerlich zurück.

„Es ist schon im Buch der Zukunft so beschlossen.“

„Sie haben um einen Heiler gebeten“, mischte sich Madrone ein, „vielleicht findet sich jemand aus dem Heiler-Council.“

„Ah, Madrone“, Lily drehte sich halb herum und blickte Madrone lange an, dann lächelte sie, „was hast du in diesen Tagen geträumt?“

Madrone schwieg widerstrebend. „In meinen Träumen tue ich das, was ich in wachem Zustand tun sollte“, sagte sie schließlich, „Ich helfe Kranken.“

„Und hilft es den Kranken?“

„Offenbar ja.“

„Lügnerin“, sagte Maya, „du sollst niemanden heilen, sondern dich erholen.“

„Ich kann meine Träume nicht einfach stoppen.“

„Den Teufel kannst du nicht!“

„Laß sie in Ruhe, Maya“, mischte sich Lily ein. „Wie Bird vermutet, sind diese Krankheiten Angriffe von außen auf uns. Was meinst du, wie das funktioniert? Madrone ist immer noch eine Heilerin, aber nun wird sie auch noch zur Klar-Träumerin.“

„Aber sie sollte wenigstens nicht arbeiten“, sagte Maya, „sie sollte sich erholen und ihre Gesundheit schonen.“

„Nun gut, aber sie ist zu tief in das Seelenleben der Gruppe verflochten. Um sich selbst zu erholen, muß sie uns helfen, unsere Gesundheit zu regenerieren.“

„Sie muß ganz einfach lernen, auf ihre eigene Gesundheit Rücksicht zu nehmen“, sagte Maya.

„Würdet ihr bitte aufhören, so über mich zu diskutieren?“, unterbrach Madrone sie ärgerlich, „ich stehe hier, hellwach und bin absolut in Ordnung.“

„Teufel auch“, knurrte Bird, „ihr glaubt, ich sei zu schwach, um in die Southlands zu gehen. Aber guckt sie nur an, sie kann nicht einmal den Hügel hinauf, ohne ins Keuchen zu geraten.“

Madrone warf ihm einen Blick der Verwünschung zu, nur Lilys Anwesenheit hielt sie von bitterbösen Erwiderungen zurück. Ich muß mich zurückhalten, dachte sie, auch wenn ich Birds Versuche, mich zu schützen sehr übelnehme. Ich werde aufhören, zu behaupten, daß ich keine Angst habe. Ich werde hier noch gebraucht.

„Alle diese Fragen sollten wir vor der Vollversammlung des Council diskutieren“, sagte Maya und stand auf.

„Natürlich“, stimmte Lily zu.

„Aber wir möchten zuerst mit dir sprechen“, sagte Bird.

„Natürlich“, lächelte Lily wieder. „Dafür ist der Verteidigungsausschuß ja da. Und wenn du klug bist, sprichst du zuerst einmal ganz privat mit dem Wasser-Council alles durch. Cress ist ein prima Kerl, er wird das gut finden. Aber sag ihm nicht, daß ich dir dazu geraten habe.“

„Vielen Dank, Lily“, sagte Bird bewegt, „bitte übermittele den anderen Weisen Frauen unseren Respekt und unsere Verehrung.“

„Vielen Dank“, sagte Lily.

Ende Oktober, im Monat der Ehrwürdigen Ahnen, wie viele der Älteren diesen Monat auch nannten, wurde das Black Dragon House zu einem Totenhaus. Im Laufe der vergangenen Jahrzehnte war Halloween, der heutige Name des keltischen Samhain-Festes, zusammgelegt worden mit dem mexikanischen Tag der Toten, El Dia de los Muertos, am 2. November. Die Feiertage hatten sich so nach und nach zur Tradition einer „Heiligen Zeit“ ausgewachsen, die sich über Wochen erstreckte. Familien errichteten Altäre in Erinnerung an ihre Lieben. Kinder lutschten an Totenköpfen aus Zucker und vergnügten sich mit Spielzeug-Skeletten. Tänzer, Musiker und andere Künstler bereiteten sich auf das größte Heilige Ritual des Jahres vor, während die Schwestern von nebenan Messen abhielten für die Seelen der Verstorbenen. Das Fest schloß traditionell mit einem großen, nächtlichen Umzug. Die halbe Stadt trug Skelett- und Totenkopfmasken und paradierte durch die Straßen der City.

Bird lehnte es rundheraus ab, an irgendeiner öffentlichen Versammlung teilzunehmen. „Geht ihr nur los“, sagte er, „ich bin noch nicht soweit. Es wird mir zu Hause gut gehen.“

„Sei nicht dumm“, sagte Madrone. „Wir können doch zu Hause feiern.“

„Meinetwegen braucht ihr das nicht zu tun.“

„Vielleicht wollen wir es“, sagte Holybear. „Vielleicht sind wir dankbar, daß du wieder zu den Lebenden gehörst und dich nicht in die Reihe der Toten eingliedert hast.“

Und so geschah es. Alle bereiteten das Haus für ihre private Zeremonie vor. Oben im Ritual-Raum brannten ständig geweihte Kerzen vor alten Fotos. Sage und Nita schnitten kleine Wimpel aus

dünnem, farbigem Papier und befestigten sie entlang der Balken an der Decke und an den Ecken des Tisches. Holybear durchstreifte den Garten auf der Suche nach Ringelblumen; der Blume, die nach alter Tradition als Opfergabe für die Ahnen benutzt wurde.

Maya bereitete einen Altar für Johanna und Rio, der eine Ecke des Wohnzimmers in Beschlag nahm. In Johannas Lieblingsstuhl legte sie einen Stapel Patch-Work-Kissen und einen gestrickten Teppich in Regenbogenfarben. Auf Rios Stuhl faltete sie den zerschlissenen, befleckten Schlafsack, den er auf so viele Ausflüge mitgenommen hatte. Auf den Tisch zwischen ihnen legte sie Bücher, zusammen mit den bunten Skeletten, welche sie vor vielen Jahren aus Mexiko mitgebracht hatte – ein weibliches Skelett, das sich an eine Gruppe Kinder wandte. Das war für Johanna. Und ein männliches Skelett, das einen Korb mit Nahrungsmitteln trug, für Rio.

Und natürlich überall Kerzen, geweihte Kerzen, in Glasbehältern mit Inschriften: An High John, den Eroberer oder die Sieben Afrikanischen Mächte, die Orishas. Und Muscheln, kleine Kauri-Muscheln auf einem geflochtenen Teller, um Orakel zu lesen, große Kauri-Muscheln für Wohlstand, Schneckenmuscheln, die zu Blasinstrumenten umgearbeitet waren, Strandmuscheln und Steine von der Küste. Entlang des Tischrandes umgaben Zweige der Rotzeder und Kiefernzapfen die riesengroßen Tassen. Aus ihnen war früher Kaffee getrunken worden. Jetzt gab es längst keinen mehr, sondern nur noch ein Gebräu aus gerösteten Getreidekörnern.

„Noch eine weitere Epidemie“, seufzte Maya, „und die Lebenden werden aus den Häusern verdrängt sein zwischen Samhain und Yule.“

Madrone bereitete neben der Tür des Raumes, in dem Bird jetzt lebte, einen kleinen Altar für Sandy vor. Sie bedeckte einen kleinen Tisch mit einem roten Tuch, und hinter Sandys Bild stellte sie eine kleine Sammlung von Kräutern und Tinkturen, seine Flöte, eine Schale Reis, seine Gedichtbände und seine schmutzigen Gartenhandschuhe. Sie plazierte eine Vase mit Chrysanthemen zwischen die geschnitzte Statue der Irischen Göttin Brigid, für seine keltische Urgroßmutter und eine kleine Statue der Göttin des Mitgefühls, Kuan Yin, um seine Ahnen aus China zu ehren.

Dann überwältigten sie ihre Gefühle, und sie setzte sich in den Flur und weinte. Nach einer Weile hörte sie Bird schwer die Treppe heraufstapfen. Er kam und ohne ein Wort zu sagen setzte er sich neben sie, legte seinen Arm um ihre Schulter, und teilte ihren Schmerz. Es war tröstlich für sie, ihn hier zu haben. Dies waren die schönen

Momente, wenn sie nur so zusammen waren, ohne zu streiten, ohne sich zu sorgen, was wohl kommen würde. Endlich hörte sie auf zu weinen, und er küßte sie.

„Hast du mir einen Altar bereitet, während ich weg war?“ fragte er.

„Ich habe es versucht. Aber Maya ließ es nicht zu. Sie sagte, es wäre schlechte Magie. Wir hatten viel Streit deswegen.“

„Was hättest du darauf gelegt?“

Sie zögerte einen Moment und sagte dann: „Deine Gitarre natürlich. Ich versuchte, es auf dem Klavier vorzubereiten. Ich hatte ein Miniatur-Surfbord, ein paar Skier und Kerzen und Blumen.“

Er schwieg, und sie hatte einige bange Augenblicke lang das Gefühl ihn verletzt zu haben. Doch dann streichelte er sie langsam, und sie erkannte, daß es nicht so war.

„Was ist los?“ fragte sie, „was denkst du?“

„Ich dachte nur, du hättest den Altar ganz gut errichten können. Denn dieser alte Bird ist tot.“

Das Beste ist, auf diese Bemerkung nicht zu reagieren, sagte sich Madrone. Stattdessen fragte sie ihn, welche Altäre er errichten wolle.

„Maya und ich haben einen kleinen für meine Mutter in Mayas Zimmer vorbereitet“, sagte er, „du solltest ihn dir ansehen – er ist sehr schön. Maya hat Moms gesamte Steinesammlung aufbewahrt, seit der Zeit als sie noch ein kleines Mädchen war, und ihre Notizbücher, in denen sie die ursprünglichen Lehrsätze für intelligente Kristall-Technologie ausgearbeitet hatte.“

„Ja, Maya, sie kann sich von nichts trennen, nichts wegwerfen.“

„Während der ganzen Zeit, als wir am Altar arbeiteten, murmelte Maya vor sich hin. Sie sagte zum Beispiel: Ich nannte sie Brigid, nach der Göttin der Dichtung und was liebte sie? Steine, nichts als Steine. Andere Mädchen spielten mit Puppen, sie spielte mit Steinen, sprach zu ihnen, zog sie an, gab ihnen kleine Stein-Teeparties, und zählte sie immer und immer wieder. Wie habe ich nur ein solches Kind produzieren können?“

Madrone lachte. „Sie sollte dankbar sein. Hätte deine Mutter nicht diesen Zugang zu den Kristallen gehabt, wir wären heute ohne das Kristall-Computer-Netz, und Maya müßte alles in Langschrift aufschreiben, statt auf ihrer Tastatur herumzutippen. Was wirst du für deinen Vater und für Marley vorbereiten?“

„Nur ihre Musik spielen. Ich habe die Lautsprecher der Musikanlage repariert und Maya hat eine ganze Sammlung von Platten, jedes Saxofon-Solo, das mein Vater jemals spielte und alle Schlagzeug-Aufnahmen von Marley.“

„Ich sollte für meine Mutter auch einen Altar herrichten“, sagte Madrone. „Aber wenn es dann soweit ist, bringe ich es immer irgendwie nicht fertig. Ich weiß auch nicht warum. Holybear hat einen schönen Altar für seine Mutter aufgestellt, alles aus Spitze. Und mit einem schönen Foto von ihr - lebend habe ich sie nie so schön gesehen. Aber sie hatte bereits Krebs als ich sie das erste Mal sah. Wir sind glücklich dran, daß wir aus afrikanischer und Indio-Substanz sind; diese milch-weiße Haut ist eine wahre Verpflichtung.“

Sie plappert, dachte Bird und wechselte das Thema.

„Erinnerst du dich klar an deine Mutter?“

Madrone sah zu ihm auf. „Warum möchtest du das wissen?“

„Erinnerungen sind wertvoll. Sogar die schlechten. Sie machen uns zu dem, was wir sind.“

Sie seufzte und kuschelte sich tiefer in den Schutz seines Armes .

„Manchmal erinnere ich mich, wie sie mich hin- und herwiegte und mir etwas vorsang. Und wie sie nach einem Tag in der Klinik roch, nach Medizin und Desinfektionslösung und ein wenig nach dem scharfen Geruch der Armen. Und einmal, daran erinnere ich mich, nahm sie mich mit in den Dschungel, um Pflanzen zu sammeln. Sie sagte mir, ich solle mich nicht vor Schlangen fürchten, ganz ruhig dasitzen und den Tieren und Pflanzen zuhören, um zu verstehen, was sie uns sagen wollten. Meistens erinnere ich mich nur an das Gefühl von Sicherheit und Wärme und daran, daß alles in Ordnung war. Und dann...“

Sie hörte auf zu sprechen. Sie konnte sich nie an das erinnern, was passiert war, nur an ein Übelwerden, einen Druck hinter den Augäpfeln. Bird hielt sie noch fester umschlungen. Es ist auch in deiner Berührung, wollte Madrone sagen. Dieselbe Wärme, derselbe Frieden, dieser kleine, sich windende Wurm der Angst, der dann Ruhe gibt.

„Und dann was, Liebes?“

Warum stocherte er in dieser Wunde? Fragte sie ihn, wie es ihm erging, als Brigid sich die Lungen aus dem Hals hustete während der großen Epidemie? Oder wie es war, nach dem Aufruhr seinen Vater erschossen auf der Straße liegen zu sehen? Sprach Nita über den Tag, als sie von der Universität nach Hause kam und ihre Eltern fand, die nach Atem rangen und kurz darauf starben? Nein, sie waren alle ein Haufen Waisen, bis auf Sage, dessen Vater noch gesund und munter in den Bergen lebte. Sie waren alle hilflos zurückgelassen worden. Es war besser, nicht darüber zu lamentieren.

Er klopfte ihr leicht auf den Rücken.

„Was passierte?“

„Dann erinnere ich mich an diesen kahlen Raum in dem kleinen Haus, wo es nichts zu essen gab, aber ich konnte mich nicht beklagen, alle waren dort so ängstlich. Ich sah sie nie wieder, aber irgendwie wußte ich, daß sie tot war.“

Für einen Moment zog er sie näher zu sich heran, aber sie entzog sich ihm. „Dann kam Rio“, fuhr sie schnell fort. „Ich hatte vorher noch nie einen Mann gesehen, der wie er aussah, mit seinen weißen, buschigen Haaren und Augenbrauen und einem großen, weißen Bart. Wie die Bilder des Weihnachtsmannes in einem meiner Bücher. Obwohl nicht ganz so dick. Und darum vertraute ich ihm. Ich dachte, er würde mich zum Nordpol mitnehmen.“

Bird lachte. „War es eine große Enttäuschung, stattdessen hier gelandet zu sein?“

„Ein bißchen schon. Ich wollte die Rentiere sehen.“

„Ich erinnere mich, als du ankamst, dieser erste Abend, als wir alle zum Abendessen herüberkamen, um dich kennenzulernen, meine Mutter, mein Vater, Marley und ich. Wie alt warst du? Sechs? Sieben? Du warst so klein und hübsch und so traurig.“

„Du warst nett zu mir“, sagte Madrone.

„Du und Marley, ihr seid nach draußen gegangen, um Ball zu spielen, und ihr batet mich mitzukommen. Und du sprachst spanisch mit mir, weil ich Englisch nicht gewöhnt war. Dein Akzent klang aber recht komisch.“

„Ich war total in dich verliebt“, sagte Bird. „Du hast in mir einen instinktiven, männlichen Beschützertrieb erwachen lassen.“

Madrone versteifte sich abrupt. „Nun, den kannst du jetzt zügeln“, schnappte sie zurück. „Wir sind nicht mehr sieben Jahre alt.“

Er zog sich von ihr zurück. Woher nur kam das jetzt, fragte er sich. Gerade waren wir uns so nahe, aber sie ist wie eine verwundete Katze, die kratzt, wenn man ihr zu nahe kommt. Und bist du nicht genauso, fragte er sich. Wir könnten uns jetzt streiten, dachte er, aber stattdessen grinste er. „Aber ich bin noch immer total verliebt in dich.“

Sie streckte ihm die Zunge heraus, und er hielt sie zwischen seinen Lippen fest, schlang seine Arme um sie und küßte sie zärtlich.

Hier war er wieder, der Frieden, die Sicherheit, die vor so langer Zeit zerbrochen waren, dachte Madrone. In seinen Armen. Ich sollte mich von ihm ein wenig beschützen lassen, aufhören, ihn so herumreden zu lassen und auch meine eigene Angst vor dem, was kommen könnte, fallen lassen. Aber die Angst blieb.

Die Samhain-Nacht war Madrones 29. Geburtstag, und sie verbrachten ihn mit Kochen. Durch Familientraditionen überliefert, durfte sich das Geburtstagskind ein Lieblingsessen wünschen. Weil Halloween das Fest war, in dem die Ahnen zurückkehrten, verbanden sie beide Feste und kochten jeweils ein Essen, das auch den Ahnen gefallen hätte. Das Lieblingsessen von Madrone war Mole, das Maya vor langer Zeit in Mexiko zu kochen gelernt hatte. Man brauchte vierundzwanzig Gewürze und sieben verschiedene Arten Chili, und die Vorbereitungen dauerten drei Tage. „Das muß irgend-einem der Toten gefallen“, sagte Madrone.

„Rio mochte es immer“, fügte Maya hinzu, „obwohl alle seine Ahnen Iren oder Cockneys waren. Ich werde noch ein bißchen Kartoffelmus dazu machen.“

Madrone bestand darauf, auch zu kochen, obwohl es ihr Geburtstag war. Sie machte Pupusas, so wie es auf Guadeloupe zubereitet wurde. Damit wollte sie den Geist des Vaters, den sie niemals gekannt hatte, versöhnlich stimmen. Holybear buk mexikanische Kuchen, Nita machte Reis und Bohnen und Sage komponierte ein Obstdessert mit Früchtekuchen, Erdbeermarmelade und echter Schlagsahne.

„Was soll ich kochen?“ fragte Bird, der sich ein wenig überflüssig fühlte in dem Wirbel von Aktivitäten, die die Küche erfüllten.

„Einen Salat“, schlug Nita vor.

„Ja, das könnte ich machen“, es klang nicht sehr begeistert.

„Was mochte denn dein Vater gern?“

„Grüne Gemüse, schwarze Bohnen, Maisbrot, Sushi, thailändische Krabbensuppe und die Karotten-Creme, die Johanna meiner Mutter einmal gezeigt hatte.“

Als das Essen fertig war, legten sie kleine Portionen von jedem Gericht auf Teller und stellten sie draußen auf die Altäre der Toten.

„Wieder ein Festessen mit umwerfender Auswahl, wenn auch von zweifelhafter Bekömmlichkeit“, sagte Holybear. „Ein Toast auf Madrone! Möge sie leben, wenn auch nicht für immer, dann wenigstens für eine gute, lange Weile!“

Beim Dessert erzählten sie Geschichten über die Toten. Madrone erzählte die einzige Geschichte, die sie über ihren Vater wußte: Wie er als Student der Universität in Guadeloupe eines Morgens über die Leiche eines Kindes vor seiner Tür fiel, das in der Nacht vor Hunger gestorben war. Statt an diesem Tag wie üblich zu seiner Vorlesung zu gehen, war er in die Berge gezogen und hatte sich der Revolutionsbewegung angeschlossen.

Bird erzählte von seinem Bruder, Marley, wie er in der Dürre von '33 hinauf nach Twin Peaks gegangen war und vier Tage lang ohne Unterbrechung getrommelt hatte, bis der Regen kam. Nita sprach von ihrer Großmutter, die nach dem zweiten Weltkrieg von den Philippinen herübergekommen war und acht Kinder allein großzog, nachdem deren Vater mit einer anderen Frau verschwunden war.

Sage erzählte von der Nacht, als ihr Großonkel Seth, ein Wanderprediger in Luisiana, eine Lynchaktion verhinderte, indem er predigte und predigte und predigte, bis er einen Brechkrampf bekam und dadurch dem Opfer Gelegenheit zur Flucht gab. Maya war ungewöhnlich ruhig und konzentrierte sich auf ihr Strickzeug, sogar, als Holybear über die berühmteste, politische Gerichtsverhandlung seines Großvaters Ben berichtete, an der sie selbst teilgenommen hatte.

„Du bist schrecklich ruhig, Abuelita“, sagte Bird. Er saß zwischen Madrone und Holybear auf der großen Couch, Nita hockte auf der Armlehne, und alle hatten sich Maya lächelnd zugewandt. „Was denkst du?“

„Ich denke, daß wir alle von Überlebenden abstammen. Wie Küchenschaben, wir sind nicht so leicht auszurotten.“

„Nicht gerade ein schmeichelhafter Vergleich“, beschwerte sich Nita.

„Warum nicht wie Minze oder Brombeeren oder gar Efeu? Sie breiten sich auch überall aus und sind schwer zu beseitigen?“

„Erzähl' uns eine Geschichte“, sagte Bird zu Maya. „Jetzt bist du dran. Etwas Lehrendes und Inspirierendes.“

„Ich habe meine Geschichten geschrieben“, sagte Maya, „da sind sie, in dem Stapel Bücher auf dem Tisch.“

„Lies uns dann eine vor“, schlug Sage vor und schaute von dem hellen, grün-goldenen Teppich auf, den sie gerade häkelte.

„Ist irgendwas mit deinen Augen nicht in Ordnung?“

„Nein, aber du entkommst uns nicht so leicht“, sagte Nita, „erzähl' uns eine Geschichte!“

„Erzähl' uns eine Geschichte! Erzähl' uns eine Geschichte!“, verlangten alle fröhlich rufend.

„Von welchem der Toten soll ich erzählen?“

„Zur Hölle mit den Toten. Erzähl' uns von dir. Auch du wirst viel zu schnell tot sein, und dann werden wir deine Geschichte erzählen müssen“, sagte Bird.

Maya seufzte, während sie ihr Strickzeug in den Schoß legte. „Woran ich immerzu denken muß, ist die Diskussion, die wir mit Lily hatten.“

„Wie man den Stewards Widerstand bietet?“, fragte Madrone.

„Manchmal erscheint es mir, als hätte ich die gleichen Diskussionen immer und immer wieder, seit achtzig Jahren. Gewalt oder Gewaltlosigkeit, wie weitermachen, wo die Grenze ziehen? Debatte auf Debatte, während sich um uns herum die Gewalt weiter unkontrolliert ausbreitet. Wenn ich euch heute Nacht eine Geschichte erzähle, wird es eine Kriegsgeschichte sein.“

„Fang’ an“, sagte Bird ruhig, „vielleicht ist es eine Kriegsgeschichte, die wir gerade jetzt hören müssen.“

„Der erste Krieg, an den ich mich erinnern kann, war Vietnam.“ Maya rutschte in ihrem Sessel zurück und schloß die Augen, als wollte sie Kraft sammeln, wie vor einem langen Aufstieg. „Wir sahen uns regelmäßig die Abendnachrichten an, Rio und ich, vor einem alten Schwarzweiß-Fernseher. Wir lebten in einem großen Raum, einer umgebauten Garage, in Berkeley. Er war zur Schule zurückgegangen, was ich als einen persönlichen Betrug auffaßte. Dennoch blieb ich bei ihm.“

„Warum war es Betrug?“ fragte Nita.

Maya öffnete ihre Augen und sah sie an. „Weil er, als ich ihm das erste Mal begegnete, wie von einem anderen Stern zu kommen schien. Nicht an Weltliches gebunden. Ein Geächteter, ein Pirat, ein Retter in einer schwarzen Lederjacke mit Haaren, die ihm fast bis zum Hintern reichten – was ihn in jenen Tagen als einen Radikalen kennzeichnete. Er schien so frei zu sein. Wir lebten von der Luft, fuhren in seinem alten Lieferwagen die Küste rauf und runter, vollkommen high, und Rockmusik plärrte in voller Lautstärke aus der Stereo-Anlage im Wagen. Wir liebten uns am Strand während eines Sturmregens und die Wellen zerbarsten über unseren nackten Körpern. Wie konnte ein solcher Mann an Zwischenprüfungen teilnehmen und sich Sorgen machen über Durchschnittsnoten? Und meine Mutter nörgelte ständig an mir herum. Ich sollte wieder zur Schule gehen. Ich konnte ihm nicht vergeben, daß er etwas tat, was ich so heftig ablehnte.“

„Warum wolltest du nicht zur Schule gehen?“, fragte Nita.

„Ich hatte aufgehört und war Johanna hinterhergelaufen, und ich wurde eingesperrt. Das heißt, erwischt, während ich mich mit jemandem auf dem Fußboden des Umkleideraumes der Turnhalle liebte, nachdem wir zuviel LSD genommen hatten. Danach konnte ich keine festen Strukturen, keine Hierarchien mehr ertragen. Sie schienen mir alle falsch zu sein. Alle Menschen schienen sich nur herauszuputzen und zu versuchen, sich selbst und andere zu beeindrucken. Das wollte ich nicht. Ich wollte keinen Abschluß, ich wollte das Absolute:

Erleuchtung durch den geraden, nach oben weisenden Pfad, etwas Wahres.“ Maya seufzte. „Ich dachte, daß ich das mit Rio hätte, aber was ich wirklich hatte, war eine andere Form der Fantasy. Wir lebten nicht von Luft, wir lebten von dem Geld, das er durch Drogenverkauf verdiente. Ich hatte Sand im Schritt vom Bumsen am Strand und er proklamierte freie Liebe, während er meine beste Freundin schwängerte, aber das erfuhr ich erst viele Jahre später. Schwanger mit deiner Mutter.“

Sie nickte Madrone zu. „Also sollten wir ihm eigentlich dafür dankbar sein.“

„Ich lege ein bißchen mehr von dem Obstdessert auf seinen Altar“, sagte Madrone.

„Im Grunde genommen war sein Entschluß, zur Schule zurückzugehen, das Beste, was er je getan hat. Wenn er nur dabei geblieben wäre.“ Sie nahm ihr Strickzeug wieder auf und starrte es an. „Aber ich sprach über den Krieg. Eines dieser Nachrichtenbilder hat sich unauslöschlich in mein Gehirn gebrannt. Eine brennende Frau, verbrannt durch Napalm, laufend und schreiend und ihr brennendes Baby an sich drückend. Dieses Bild verfolgte mich. Wann immer ich mich schlecht fühlte, wenn Rio und ich uns stritten, wenn ich eine Erkältung hatte oder mich ins Bett verkriechen wollte mit Menstruationskrämpfen, dann dachte ich an diese arme Frau. Wie konnte ich mir selbst leid tun im Angesicht ihres Leidens? Und wenn ich mich gut fühlte, wenn der Blauregen am Haus mal wieder blühte, schämte ich mich. Wie konnte ich glücklich sein, wenn eine andere Frau, eine wie ich, fast bis auf die Knochen verbrannt worden war?“

Sie stach ihre Nadeln ins Strickgarn und fluchte leise, als sie eine Masche fallenließ.

„Sprich weiter, Abuelita“, sagte Bird.

„Wir versuchten mit allen Mitteln den Krieg zu stoppen. Demonstrationszüge, wir blockierten die Einberufungstafel mit den Namen der Soldaten, wir piesackten vor dem Supermarkt die Einkaufenden, nichts half. Der Krieg ging weiter und weiter. Rios Bruder wurde getötet. Das war der Punkt, an dem er zu trinken begann, immer später nach Hause kam, auf der Couch bewußtlos wurde, unsere Möbel kaputtzuschlug. Er begann mir Angst zu machen.“

„Aber du bleibst bei ihm?“ fragte Sage.

„Ich fuhr fort, mir bei jedem Saufgelage einzureden, es würde sein letztes sein. Was kann ich sagen? Ich liebte ihn, und ich war mir nicht über meine Alternativen klar. Jedenfalls, je länger der Krieg dauerte, umso frustrierter wurden wir. Wo wir gesungen hatten ‘Wir studieren

keinen Krieg mehr', riefen wir jetzt 'Weg ihr Schweine', und vom Rufen kamen wir zum Fenstereinwerfen und kleinen Feuern auf den Straßen. Meistens taten wir nicht mehr als das. Aber die Atmosphäre wurde gefährlicher. Die Gruppe, der Rio und ich beitraten, fing an, mit Gewehren durch die Wälder zu streifen und über Bombenattentate zu sprechen. Es schien uns gerechtfertigt. Verglichen mit der Gewalt, die in unserem Namen den Vietnamesen angetan wurde, verglichen mit der Gewalt der Polizei gegen uns. Was machte es da schon, wenn ein Polizeiauto ab und zu demoliert wurde oder die Bank of America brannte. BRINGT DEN KRIEG NACH HAUSE! Das war unser Slogan.“

„Das ist verständlich“, sagte Bird.

„Natürlich“, gab Maya zu, „dennoch, es war ein Versagen der Vorstellungskraft. Das ist es, was ich bedaure – was wir hätten erreichen können, wenn wir unsere Visionen nicht hätten begrenzen lassen. Und ich wußte es bereits zu dem Zeitpunkt, aber ich wußte nicht, wie ich darüber sprechen konnte. Ich kannte es von einem der großen Tumulte in Berkeley. Ich weiß nicht einmal, welches Thema gerade dran war, Kambodscha oder People's Park oder was sonst. Aber sie hatten die National Guard eingesetzt und Truppen waren zu beiden Seiten der Telegraph Avenue, und Barrikaden und über unseren Köpfen dröhnten Hubschrauber. Sie setzten Tränengas ein, und die Menge schrie und lief wild in Panik und voller Wut herum. Meine Augen brannten, und während ich rannte und ein Polizist hinter mir herlief, hörte ich dieses laute, scharfe Geräusch. Sie feuerten in die Menge. Ich dachte, ich müßte sterben. Plötzlich wurde ich sehr ruhig. Ich wollte nicht mehr weglaufen, also wurde ich langsamer und der Polizist rannte an mir vorbei und verfolgte jemand anderen. Wenn ich sterben sollte, würde ich es mit Würde tun, bewußt, und so begann ich sehr langsam die Straße wieder hinaufzugehen, den Schüssen entgegen. Alle anderen liefen weg. Um mich herum gab es nur Panik und Bewegung, aber ich war die Ruhe im Zentrum. Ich ging geradewegs auf einen der Soldaten zu, die auf uns feuerten und sah ihn nur an, sah in seine Augen. Ich wollte sehen, wer es war, der mich töten würde.“

Maya sah sich im Kreis um. Aber keiner rührte sich. „Er war jung, ungefähr in meinem Alter. Seine Augen waren braun, wie meine, und ich sah, daß er Angst hatte, so wie ich auch Angst hatte. Wir waren beide gleich. Plötzlich wußte ich das, und er wußte es auch. Ich konnte es in seinem Gesicht erkennen. Seine Hände zitterten, und er nahm das Gewehr herunter. Da wußte ich, was wirklich einen Krieg beenden könnte.“

Sie schloß ihre Augen. Für einen Moment fühlte sie Rio an ihrer Seite sitzen, seine große Hand lag auf ihrer Schulter.

„Ich wünschte, daß ich es dir hätte erzählen können“, sagte sie zu Rio. „Um all diese Rhetorik zu durchbrechen, die aus uns herausprühte und es dich verstehen lassen. Aber stattdessen ging ich nur mit dir mit, bis es alles zu seltsam wurde und ich gehen mußte. Vergibst du mir?“

„Madrina“, sagte Madrone sanft. „Sprich’ zu den Lebenden, nicht zu den Toten. Wir sind hier bei dir.“

Maya öffnete ihre Augen, aber sie waren wie im Dunst, weit entfernt. Sie sprach sanft, halb in Trance. „Ich lief weg von Rio, in die Berge, wo ich bis zum Herbst allein blieb. Es war ein trocknes Jahr; der Schnee kam spät. Fremde Tramper und Wanderer hinterließen mir Essen, und ich lernte mit sehr wenigem auszukommen. Jede Nacht träumte ich, daß es Rio irgendwie gelungen war, mich zu finden, daß er neben mir lag und meinen Körper in seinen Armen wiegte. Jeden Morgen erwachte ich allein. Die Felsen sind dort oben sehr schön. Es ist sauberer Granit mit dunklen Flecken und unzähligen kleinen Quarzeinsprengseln. Nachdem ich Wochen und Monate dort allein gewesen war, begannen die Steine zu mir zu sprechen. Alles wurde lebendig und hatte seine eigene Stimme, und ich konnte sie hören. Die Göttin segnete mich, obwohl ich doch kaum ihren Namen kannte. Und so wurde ich eine Hexe – auch ohne, daß ich dieses Wort überhaupt kannte.“

Ihre Stimme war nur noch ein verträumtes Murmeln, und sie saßen alle für einen Moment still beieinander, eingehüllt in den Zauber des Augenblicks.

„Was tat Rio, als du fortgingst?“ fragte Bird schließlich.

Maya setzte sich auf. Ihre Augen wurden wieder klar. „Er warf sich mit gespielter Tapferkeit auf politische Aktivitäten. Seine Gruppe legte eine Bombe in die Büros einer Chemiefabrik, eine andere bei der regionalen Wehrdienststelle. Ihre dritte Aktion ging daneben. Die Bombe zündete vorzeitig, bevor sie eine Warnung durchgeben konnten, und die Nachtwache im Bundesgebäude starb. Es handelte sich um eine Frau, auch noch um eine schwarze Frau. Bevor ich wegging, waren wir in eine Wohnung in der City gezogen, die wir mit unseren Freunden teilten. Die Polizei kam hinter ihnen her, schoß die Wohnung zusammen, brannte sie nieder und unsere Freunde starben in den Flammen.“

„Wie entsetzlich“, sagte Nita.

„Rio war nicht in der Wohnung. Er lag in seinem Lieferwagen,

stockbesoffen. Die Polizei fand ihn am nächsten Morgen. Sie verhafteten ihn und brachten ihn ins Gefängnis, wo er die nächsten dreizehn Jahre verbrachte.“ Rios Arm lag schwer auf ihrer Schulter; er war fast greifbar. Es ist wirklich Halloween, dachte Maya.

„Das war der Preis, den er zahlte. Ich änderte meinen Namen und flüchtete, nach New York und dann nach Mexiko. Ich habe Rio erst in den späten Achtzigern wiedergesehen, als alles sich verändert hatte. Nicht zuletzt auch wir beide. Aber das ist eine andere Geschichte.“

„Und die Moral?“ fragte Holybear.

„Daß die Ziele nicht die Mittel rechtfertigen“, sagte Maya, „das ist es, was ich aus Vietnam gelernt habe, aus dem Krieg und dem Protest dagegen. Die Mittel formen die Ziele. Du wirst, was du tust.“

„Es ist fast Mitternacht“, sagte Sage.

„Sollen wir für unsere Zeremonie nach oben gehen?“

Sie zündeten die Kerzen im Ritualraum oben im Haus an, schlugen den Schutzkreis und riefen die Große Schnitterin an. Maya führte sie tief in die Trance, zu den Stränden eines dunklen Ozeans. Ein Schiff wartete, um sie hinüberzutragen zu der Insel, dem Platz in der Welt der Geister, wo die Toten und die Ungeborenen in dem Garten der Göttin wandelten, zwischen fruchttragenden Bäumen.

Maya startete in das Zentrum eines dunklen Kessels. Spiralförmig wirbelten Galaxien in einem nachtschwarzen Himmel. Die sich drehenden Sterne waren die Seelen der Toten, der Ungeborenen. Sie beherbergten Schicksale, alle Möglichkeiten. Sie sah in ihrem Herzen einen Stern auf sich zufliegen, er wurde immer größer und glühendweiß bis er platzte und Johanna neben ihr stand.

„Sie muß gehen“, sagte Johanna, „das Mädchen muß gehen.“

„Wohin gehen?“ fragte Maya.

„In den Süden. Wohin sonst?“

„Nein.“

„Wie kannst du nein sagen? Sie wird dort gebraucht.“

„Ich halte das nicht aus. Ich habe genug verloren.“

Johanna schnaubte wütend. „Es ist ihr Weg, den sie gehen muß. Du kannst ihn nicht blockieren, und du kannst ihn auch nicht für sie ebnen.“

„Ich will es aber nicht“, sagte Maya.

„Du wirst brav' sein, Freundin. Du schuldest mir etwas.“

„Was schulde ich dir?“
„Einen Gefallen.“
„Wofür?“
„Für all' die Jahre, die ich es mit dir aushielt.“
„Du hattest Glück. Was möchtest du?“
„Laß' sie gehen. Laß' es leicht sein.“
„Du weißt, daß ich das tun werde – letztlich.“
„Tu es am Anfang. Sie braucht deine Hilfe, nicht deine Ängste.“

Bird wartete. Er dachte nach, er saß auf einem Baumstamm, unter einem blühenden Baum, im sanften grünlichen Zwielicht. Er fragte sich, wer zu ihm kommen würde. Seine Mutter? Sein Vater oder sein Bruder? Cleis, oder Zorah oder Tom? Oder er selbst, vielleicht, der Bird, der Ski fuhr und rannte, und dessen flinke Finger das Instrument für große Musik waren. Was würde dieser Bird ihm heute zu sagen haben?

In der Stille kam ein alter Mann näher. Es war Rio. Er sah alt aus, aber kräftig, sein weißes Haar struppig und sein Bart voll. Er sieht aber nicht aus wie der Weihnachtsmann, dachte Bird. Da war nichts Vergnügtes an Rio. „Wie war es für dich, all diese Jahre im Gefängnis?“ fragte Bird.

Rio setzte sich auf einen Erdhügel und fixierte mit den Augen einen hohen Ast. „Ich war entsetzlich allein. Maya schrieb mir nie. Meine Familie wollte nichts mit mir zu tun haben. Und ich verachtete mich.“

„Warum?“ fragte Bird, „wegen der Frau, die starb?“

„Weil ich alle meine Fehler zurückführen konnte auf meine eigenen Schwächen. Das Trinken und die Drogen waren ein Teil davon, aber im Kern war so etwas wie Feigheit, ein Weggleiten vor dem Leid. Ich hatte all dem in mir zu begegnen, und es war die schlimmste Zeit in meinem Leben. Aber ich hatte Glück.“

„Wie?“

„Ich war in der Strafzelle, einmal. Für eine lange Zeit. Viel zu lange. Alle Fenster waren verdunkelt und die Tür aus solidem Stahl. Es gab kein Licht. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich wünschte so sehr, dort herauszukommen, daß ich zitterte, vor Angst und vor Wut. Aber es gab keinen Ausweg. Gleich, dachte ich, werde ich zu schreien beginnen und nie wieder aufhören. Ich versuchte, mich durch Erinnerungen zu beruhigen. Etwa an Mayas liebevolle Berührungen

und den feuchten Geruch von Sex. Aber das war unerträglich; es verursachte nur Schmerzen und machte mich wütend. Dann begann ich, mich an den Wind an der Küste zu erinnern und den frischen Regen in meinem Gesicht und die reine, kalte Luft, die über dem Ozean toste. Ich konzentrierte mich darauf, auf diesen reinen, reinen Wind, bis ich begann, davon zu träumen. Wenn die Dinge wirklich schlecht für dich stehen, weißt du, dann fängst du an, daran zu denken, dein Leben zu verpfänden an etwas, das dich freundlich berührt. Da war ein Sonnenstrahl, der durch die Verdunkelung des Fensters hindurchkam. Es war das Schönste, was ich jemals gesehen hatte, dieser schmale Lichtstrahl, und ich begann zu fühlen, daß ich mit ihm sprechen konnte, ihn bitten konnte für mich mit dem Wind zu sprechen und mit den Felsen und sie bitten, mir zu verzeihen. Aber dann wurde mir klar, daß es dem Sonnenlicht und dem Wind und dem Regen und den Felsen gleichgültig war, was ich getan oder nicht getan hatte. Es hatte nichts mit ihnen zu tun. Die Anmut, die sie bieten, kann nicht verdient oder verloren werden. Es ist einfach ihre Natur, zu reinigen und zu säubern und zu heilen.“

„Ich hatte immer Angst, mir selbst zu begegnen. Irgendwie gab mir die Erinnerung an den Wind den Mut dazu. Ich fühlte mich befleckt, wie vom Teer, der nach einem Spaziergang am verschmutzten Strand an deinen Füßen kleben bleibt. Aber als ich mich entschloß, mich meinem eigenen Schmerz zuzuwenden, veränderte sich alles. Ich befand mich Angesicht zu Angesicht mit einer Schönheit, die sich in jedem Staubkorn offenbarte, das in diesem dünnen Lichtstrahl tanzte, und die sich auch in mir befand. So heilte ich, langsam. Es schien eine Art Mitgefühl zu geben, verborgen in der wahren Natur aller Dinge. Ich verpflichtete mich diesem Gefühl. Ich schwor, daß meine Hände nie wieder töten würden.“

Das Bild von Rio veränderte sich, während er sprach und begann, wie die Bäume zu glühen, aber mit einem goldenen Licht. Ich selbst strahle nicht so, dachte Bird; ich bin noch schwer, unklar durch Bitterkeit und Hoffnung.

„Als ich im Gefängnis war, dachte ich an nichts anderes als rauszukommen“, sagte Bird.

„Du warst nie voller Verzweiflung. Vielleicht wirst du es nie sein. Du hattest nichts, das du dir vorwerfen mußt.“

„Aber ich tötete einen Mann.“

„Wann?“

„Während unserer Aktion. Einen der Mitarbeiter der Fabrikanlage.“

Einen großen Mann mit Sommersprossen und sehr weißer Haut. Er kam brüllend auf mich zu und schrie 'Nigger' und – ich weiß nicht wie, meine Hände schienen einfach den Abzug des Gewehrs, das ich trug, zu betätigen. Seine Augen erstarrten, durchsichtig wie Murmeln, und Blut lief aus seinem Mund. Dann wurde sein Gesicht zu dem Gesicht meines Vaters, wie er tot auf dem Boden vor mir lag“, dachte Bird. Aber das gab er nicht einmal den Toten preis.

„Wie sollte ich mich damit fühlen?“, fragte Bird.

„Ich kann dir nicht sagen, wie du dich fühlen solltest.“

„Aber ich weiß es nicht. War es richtig oder falsch? Hatte ich das Recht, so zu handeln? Was schulde ich jetzt, seinem Geist? Oder seinen ungeborenen Kindern? Aber wenn ich ihn nicht erschossen hätte, hätte er mich erschossen. Die Fabrikanlage wäre noch intakt und würde weiter funktionieren, ihre Gifte abgebend. Und wieviele wären dann gestorben?“

„Vielleicht können wir diese Fragen nicht beantworten“, sagte Rio, „aber hier ist eine für dich. Würdest du wieder töten?“

Bird saß für eine Weile ganz still.

„Nein“, sagte er endlich, „oh, vielleicht, wenn es keinen anderen Ausweg gäbe.“

„Es gibt immer eine Wahl“, sagte Rio.

„Manchmal ist die Wahl, lieber zu sterben.“

„Es ist nicht der Tod, der mich ängstigt. Es ist nur – diese City zu verlieren, zuzuschauen, wie sie das wird, was die Southlands bereits heute sind. Ich würde freudig sterben, um dies zu verhindern, aber ich würde es verabscheuen, zu sterben und es trotzdem geschehen zu sehen.“

„Aber würdest du töten, um es zu verhindern?“ fragte Rio.

„Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht.“

Madrone ritt auf einer Welle, die sie weiter und weiter mit sich fortnahm. Dann war sie an einer Kreuzung, dem Ruhepunkt, an dem sich alle Möglichkeiten wie die Stachel eines Seeigels ausbreiteten, während sie sich in dem hohlen Zentrum befand. Eine Straße glühte, wie ein von Fackeln erleuchteter Pfad zum Yule-Fest. Als sie sich diese Straße ansah, sah sie sich selbst, wie sie Richtung Süden ging. Es war eine trockene Straße; ihr Mund schmerzte vor Verlangen nach Wasser, und sie konnte das Ende der Straße nicht sehen. Sie schien weiterzuführen bis zum äußersten Punkt ihrer Ängste.

Sie schüttelte den Kopf, versuchte diese Straße verschwinden zu lassen, in der Hoffnung, daß sich ein anderer Pfad offenbaren würde. Aber er blieb: glänzend, unerbittlich.

„Ich möchte das nicht“, protestierte Madrone, aber ohne Nachdruck. Sie wußte, letztlich konnte sie nicht ablehnen. „Warum ich?“

Auf der Straße wand sich eine Schlange, schillernde, perlmuttfarbene Haut, die sie mit einem Auge ansah. „Wegen deiner Gaben“, sagte die Schlange und schlängelte davon und ließ Madrone auf der Insel der Toten zurück. Sandy kam auf sie zu. Er streckte seine Hände nach ihr aus. Sie waren rau, Gartenerde haftete ihnen noch an. Sie erinnerte sich, wie er sich am Ende des Tages wusch und seinen Kopf unter den Wasserhahn hielt, um sich Wasser ins Gesicht zu spritzen, und die tonlosen Lieder, die er während der Arbeit summte. Sie hatten zu den normalen Hintergrundgeräuschen ihres Lebens gehört. Damals hatte sie nicht bemerkt, wie diese Klänge die Essenz ihrer Liebe zu ihm waren.

„Am Ende kommen wir alle hierher“, sagte Sandy, „aber beeile dich nicht, Madrone. Du mußt die Zeit deines Lebens aushalten. Erfreue dich daran. Ich möchte, daß du dich freust.“

„Ich tue es“, sagte Madrone, „ich werde es.“

„Es ist ein schwerer Weg, diese Reise in den Süden. Du kannst überleben, aber nicht, wenn du dich auf den Weg machst, um zu sterben. Dein Tod wird nichts verändern. Dein Leben vermag es vielleicht.“

„Ich will nicht sterben“, sagte sie, „ich wollte nur an dem kalten Ort bleiben, weil das Licht so schön war. Nichts weiter. Ich will das nicht mehr.“

„Bird hat dich geerdet.“

„Das klingt komisch.“

„Ich freue mich für dich. Ich segne dich“, sagte Sandy, „ich bin nur ein kleines bißchen eifersüchtig.“

„Sandy, ich habe vor Angst die Hosen voll. Ich möchte nicht in den Süden gehen. Ich bin eine Heilerin, keine Heldin.“

„Wenn es wirklich dein Weg ist, wenn du ihn wirklich gehen sollst, dann findest du auch den Mut es zu tun.“

„Wo?“ fragte Madrone.

Er beugte sich über sie, umhüllte sie mit einem Wasserfall schwarzer Haare und küßte sie. Dann war er verschwunden.

Als sie den Kreis wieder geöffnet hatten, aßen sie gemeinsam Granatäpfel aus dem Delta.

„Was habt ihr gesehen?“ fragte Maya.

„Ich sah mich selbst in Richtung Süden gehen“, sagte Madrone, „ich möchte nicht gehen. Ich habe Angst. Aber das war meine Vision.“

Bird nahm ihre Hand und hielt sie fest. Sie saßen still zusammen und starrten in das Kerzenlicht im Dunkel.

Der Rat der Heiler versammelte sich im kleinen Konferenzraum des Krankenhauses. Von den Wänden strahlten leuchtend bunte Wandmalereien, Töpfe mit Kräutern schmückten die Fenster. Aber der Raum blieb trotzdem was er war: Eine einfallslose Schachtel, steriles Architektur-Produkt einer vergangenen Zeit. Madrone entdeckte einen niedrigen Tisch mit Kuchen in der Mitte des Raumes und nahm sich ein Stück. Bird erzählte gerade Einzelheiten seiner Reise in den Southlands. Sam und die anderen spöttelten ein wenig wegen seiner Theorien über die Epidemie und ihre Ursachen. Zum heutigen Treffen waren überraschend viele gekommen, fünfzehn bis zwanzig Leute verteilten sich auf die Sofas und Sessel oder standen in Grüppchen beisammen. Dann, wie auf Kommando, senkte sich Stille über den Raum.

„Das Web bittet um einen Heiler“, erhob Bird seine Stimme. „Sie brauchen Hilfe. Die Stewards kontrollieren die Gegenmittel und die Immuno-Booster, ohne diese müssen die Menschen sterben.“

„Ich wollte, ich könnte einen dieser Immunverstärker mal in meinem Labor analysieren“, sagte eine Frau. Ihr schmaler Körper war in ein drachenbesticktes Kleid gehüllt, wie es die Menschen im Nordteil der Stadt gern trugen.

„Klar, das wollen wir alle gern“, sagte Sam. „Die Frage ist, ob es die Sache wert ist, sein Leben zu riskieren, um etwas davon zu holen?“

„Sie brauchen einen Heiler“, wiederholte Bird. „Ich bin bereit, zu gehen, und ich bin nicht der einzige.“

Sam sah ihn an, runzelte die Stirn, verharrte aber in seinem Schweigen. Verdammter Kerl, hätte Bird am liebsten geschrien. Ich bin kein Krüppel, ich kann alles, was ich will. Aber er schwieg ebenfalls.

„Können wir ihnen irgendwie trauen?“ fragte Lou.

„Ich tue es“, sagte Bird mit fester Stimme.

„Ich glaube, wir sollten es“, sagte Sam langsam. „Erstens einfach aus Humanität. Zweitens aus Strategie. Nichts ist abschreckender für feindliche Kräfte als eine Rebellion im eigenen Land. Wenn die Stewards in den Southlands kämpfen müssen, wird sie das vielleicht hindern, uns zu belästigen. Oder wenigstens ihre Kräfte schwächen, falls sie es doch tun.“

„Aber wen könnten wir schicken?“ fragte Askia.

„Jemanden, der mit den Vorräten und Ressourcen der Hügelleute auskommen kann“, sagte Sam.

„Und wer könnte das sein?“ fragte Lou.

„Keine Ahnung, ich sagte es schon“, knurrte Bird ärgerlich. „Sie brauchen auch weniger einen Arzt, sondern vielmehr einen Wunderheiler, einen Schamanen, der allein durch Handauflegen heilt.“

Niemand wagte, Madrone anzusehen. Alle hielten den Blick gesenkt, oder knabberten an den Resten ihres Kuchens.

„Ich möchte nicht gehen“, sagte Madrone. „Ich bin nicht verrückt. Ich will hierbleiben, wo ich mich nützlich machen kann.“

„Du hast jedes Recht, das zu sagen“, antwortete Sam.

„Aber ich werde gehen“, sie stand auf, „wenn ihr alle denkt, daß ich gehen sollte. Ich gehe dann gern. Es deckt sich mit meinen Visionen und nächtlichen Träumen. Vielleicht bin ich dazu bestimmt.“

„Nein!“ Lourdes und Aviva riefen es gleichzeitig. Sam sah sie an, die Linien in seinem Gesicht wurden schärfer.

„Was für ein Durcheinander“, stöhnte er.

„Fühlst du dich stark genug?“ fragte Lou besorgt.

„Jetzt nicht“, gab Madrone zu. „Aber in einigen Wochen, vor Juli jedenfalls. Liebe Lou, ich überschätze meine Kräfte bestimmt nicht. Ich könnte jetzt weiterarbeiten. Aber um die Küste hinunterzureisen und angesichts dessen, was dort auf mich wartet, brauche ich etwas Vorbereitungszeit.“

Sam drehte sich zu der Frau im Drachenkleid um: „Ist da jemand in der Nordstadt, der mitgehen würde?“

Sie schüttelte den Kopf. „Wir haben zwar viele Spezialisten, und unsere Forschung in Bezug auf Ch'i ist schon sehr weit. Aber wir brauchen auch die entsprechende Ausrüstung, um heilen zu können, Kräuter und pharmazeutische Geräte und die Möglichkeit, unsere Akupunkturnadeln zu sterilisieren. Gute Heiler sind rar, und die in unserem Team sind alle schon über sechzig, einer davon ist sogar blind. Ich wüßte keinen, der diese Reise machen könnte.“

„Dasselbe gilt auch für die Weststadt“, warf ein Mann ein.

„So geht das nicht“, murmelte Sam.

„Das finde ich auch“, stimmte Madrone zu. „Aber noch weniger gefällt mir, wie alles langsam zerfällt, sich die Epidemie ausbreitet, und die Steward-Truppen können jeden Moment anrücken und uns fertig machen. Wenn es eine Chance gibt, sich davor zu schützen, so sollten wir sie ergreifen.“

„Mir gefällt der Gedanke nicht, daß du allein gehen willst.“ Sam sprang auf. „Vielleicht hat der Verteidigungs-Ausschuß jemanden, der mit dir gehen könnte.“

„Ich gehe mit ihr“, sagte Bird, „ich kenne den Weg.“

Sam sog die Luft scharf durch die Zähne. „Bird, ich habe immer gesagt: Du hast viele Verletzungen erlitten. Das läßt sich überwinden. Eine kleine Operation und gute Pflege, wenn du bald damit anfängst. Wenn du aber so weitermachst und deinen Körper schindest, kann es schlimm enden. Keine Frage, daß du nicht in die Southlands gehst, jedenfalls jetzt nicht.“

Bird kniff die Lippen zusammen, aber er entgegnete nichts. Madrone sprach schnell weiter.

„Ich möchte nur bis zu den Monstern vordringen, unten bei Slotown. Bis dorthin ist es relativ sicher. Ich kann dort Hilfe leisten, die Menschen trainieren, und vielleicht komme ich so zu einem Booster. Mit etwas Glück, kann ich in einem oder zwei Monaten zurück sein.“

„Möge die Göttin dich begleiten“, murmelte Aviva.

„Ich bin dagegen“, wiederholte Sam.

„Was bedeutet es, ein Klar-Träumer zu werden?“ fragte Madrone. Sie saß mit Lily am kleinen Tisch vor dem Haus. Sie tranken Tee aus schwarzen Bechern. Der Tee löste ihre Zungen, er war stark und bitter, alles Licht, alle Farben kamen ihnen heller und schöner vor.

„Dies ist die reale Welt“, begann Lily, „wie wir sie kennen und anfassen können, und dann gibt es das Reich des Ch'i, die Welt der Energie und des Geistes, die teilweise zur realen Welt gehören. Die Trennung der Welten ist nie ganz absolut. Sie sind teilweise miteinander verwoben. Ein Klar-Träumer steht an der Grenze zwischen beiden. Wie eine Hexe, das Wort kommt von haggibutzu, was soviel heißt wie: die auf der Hecke sitzt.“

„Natürlich kenne ich das“, sagte Madrone, „ich las davon in einem

von Mayas Büchern.“ Ihre Finger trommelten nervös auf der Tischplatte herum. Wahrscheinlich konnte auch Lily ihr nicht sagen, was sie eigentlich wissen wollte. Bleibe ich am Leben oder werde ich sterben?

„In einem normalen Traum spricht die spirituelle Welt zu uns. Aber ein Klar-Träumer kann zurückfragen, kann den Traum beeinflussen und damit auch die wirkliche Welt.“

„Ist es das, was meine Träume bewirken? Hat das mein Tun während meiner Krankheit beeinflusst?“

„Es gibt verschiedene Arten von Klar-Träumern. Einige träumen nachts im Schlaf mit geschlossenen Augen. Andere träumen tagsüber mit offenen Augen. Solche wie Maya, erzählen Geschichten, die zu den Träumen anderer werden.“

„Ich habe zwei immer wiederkehrende Träume“, sagte Madrone. „Ich träume oft von Patienten und Heilern. Dann wache ich auf, müde und zerschlagen von der Anstrengung. Doch nun träume ich öfter von einer ausgedörrten Landschaft, von Staubwolken und von Durst, schrecklichem Durst. In diesem Traum versuche ich immer, Wasser zu finden oder jemandem Wasser zu bringen. Und dann wache ich auf.“

Lily starrte in ihren Tee und bedachte Madrone nur mit einem schnellen Seitenblick.

„Die Reise in die Southlands ist nicht eben leicht. Du kommst an einen Punkt, an dem du wirklich alle Kräfte brauchst. Aber dies ist wohl die Herausforderung für dich – den Kranken Heilung und Wasser ins trockene Land zu bringen.“

„Glaubst du? Ach, Lily, ich weiß nicht, was ich tun soll! Ich möchte gehen, habe aber gleichzeitig Angst davor. Ich habe Angst, so verletzt zu werden, wie Bird verletzt wurde. Und ich habe Angst vor anderen Dingen, Dinge, die ich nicht mal beim Namen nennen kann. Kann ich diese Ängste besser überwinden, wenn ich lerne, ein Klar-Träumer zu sein?“

Lily erhob sich. „Komm, mein Kind. Ich kann dir diese Fragen nicht beantworten. Ich kann dir nur helfen, Wege zu finden, um sie zu beantworten.“

Madrone folgte ihr durch die Einfahrt des runden Hauses und stieg mit Lily eine Wendeltreppe hinunter, tiefer und tiefer. Es war dunkel und kühl. Schließlich kamen sie durch einen niedrigen Torbogen in eine gewölbte Halle mit einer Reihe von Türen an jeder Seite. Lily öffnete eine, und Madrone folgte ihr in einen runden, dunklen Raum. Eine Kerze warf mildes Licht auf weiße Wände. Unter den Füßen spürte sie einen weichen Teppich.

„Leg dich hin“, hörte sie Lily sagen. Madrone gehorchte, ließ sich auf den Teppich sinken und schloß die Augen.

„Und jetzt“, sagte Lily, „zeige ich dir, wie du atmen mußt, um hell-sichtig zu träumen.“ Sie führte Madrone mit wachsender Intensität durch mehrere Meditationen, machte Atemübungen mit ihr, bewegte ihre Hand durch Madrones Aura, wob neue Muster in die Energie. Madrone fühlte sich tiefer und tiefer in Schlaf versinken, wußte aber, daß sie nicht schlief. Flog sie? Ich fühle mich so frei, dachte sie. Ich kann überall hingehen, überall wohin ich will. Ich möchte nach Hause, hörte sie eine Mädchenstimme in sich rufen. Sie fühlte sich schweben, schnell wie der Wind – südwärts, immer nach Süden – schon war Süd-Californien verschwunden, über die Wüsten und das Hochplateau von Mexiko, südwärts zu dem kleinen Guadeloupe, eingebettet zwischen Nicaragua und El Salvador, wo ein kleines weißgetünchtes Haus an einer staubigen Straße stand, die Tür verwittert von Wind und Regen.

„Nein!“ Madrone sprang auf, sie mußte schlucken. Schweiß rann ihr über die Stirn. Lily blickte sie wachsam an.

„Was ist?“

Madrone schauderte. „Lily, ich glaube, ich kann das nicht.“

„Wo bist du gewesen?“

„Ich wollte nach Hause. In das Zuhause, wo ich geboren wurde, unten in Guadeloupe. Das Zuhause, wo meine Mutter starb. Aber das möchte ich nicht sehen, Lily. Ist es das, was ich als hellsichtige Träumerin zu tun habe?“

„Was du als erstes zu tun hast, ist, dich unter Kontrolle zu haben“, sagte Lily betont ruhig. „Obwohl ein guter Träumer keine Angst davor haben muß, Dinge zu sehen, die der Geist sich vorstellen kann.“

„Aber ich habe Angst. Ich kann mir nicht helfen.“

„Wo Angst ist, ist auch Kraft“, sagte Lily.

„Ich bin mir nicht so sicher, ob ich mir diese Kraft wünsche“, stöhnte Madrone. „Mir scheint manchmal, ich habe schon zuviel davon. Diese Kraft drückt mich nieder.“

„Was du dir wünschst, ist hier nicht wichtig. Die Kraft hat dich zu ihrem Instrument erkoren. Willst du dich weigern? Deine eigenen Visionen zurückweisen?“

Madrone versuchte, ihren stoßweisen Atem zu beruhigen. Ihr Herz raste. „Du kennst die Antwort darauf“, sagte sie. „In Ordnung. Bring mich besser schnell wieder in Trance, damit ich es noch einmal versuche, bevor ich die Nerven verliere.“

Madrone begann mit den Vorbereitungen. Sie sichtete Black Dragons sechzig Jahre alte Camping-Ausrüstung, pickte sich heraus, was ihr brauchbar und nützlich erschien. Sie erntete Kräuter im Garten und vervollständigte ihre kleine, aber sinnvolle medizinische Ausrüstung. Sie destillierte einen Sechsmonatevorrat von Veilchenblättern für Schwester Marias Krebs. Nahezu täglich besuchte sie Lily auf der Insel, um dort das hellsichtige Träumen zu lernen. Sie ging mit Maya zu den Ratsversammlungen. Sie lauschte Bird aufmerksam, wenn er von den Southlands erzählte und von der Möglichkeit des Krieges sprach. In den darauf folgenden Debatten erzählte sie jedoch nichts von ihrem Plan, in den Süden zu gehen. Lily hatte ihr dazu geraten.

Jeden Tag machte Madrone lange Touren, um sich an die körperlichen Anstrengungen zu gewöhnen. Sie studierte die alten Landkarten, bis sie diese fast auswendig kannte. Aber jeder Versuch, mit Bird einen Plan zu besprechen, endete mit einem Kampf.

Bird steckte voller Vorahnungen. Er ahnte im voraus die lastende Stille im Haus, wenn Madrone fort sein würde. Und die Vorstellung, was Madrone alles zustoßen könnte, bedrückte ihn so sehr, daß er sich weigerte, darüber nachzudenken. Er starrte vor sich hin, voller Angst vor schrecklichen Visionen, die ihn heimsuchen könnten.

Er wußte, daß er mit Madrone gehen würde. Sie hatte zwar wieder und wieder nein dazu gesagt. Der Rat konnte einfach keinen zweiten Heiler entbehren. Sage, Nita und Holybear waren zu wichtig für die Arbeit in der toxikologischen Forschung, sie konnten unmöglich gehen. Und sonst war da keiner, zu dem Madrone genügend Vertrauen hatte, um mit ihm zusammen eine so gefährliche Aufgabe zu übernehmen. Eigensinnig sagte sich Bird, er sei schließlich der einzige, der Madrone begleiten könnte.

Eine Alternative war undenkbar: Es war sicherlich fast leichter, die körperlichen Strapazen einer solchen Reise zu ertragen, als das Gefühl der Hilflosigkeit, das dahinter stand. Er übte sich darin, die Schmerzen überanstrengter, verkrampfter Muskeln auszuhalten, ohne sich zu beklagen. Dennoch tat ihm alles weh, wenn er sich treppauf mühte oder treppab humpelte. Beharrlich grub er im Garten und setzte den Komposthaufen mit verbissener Vehemenz um. Holybear mußte ihn anschreien, weil er im Begriff stand, sich total zu überanstrengen. Nun verlegte er sich darauf, Maya die Sachen zu bringen, die sie im oberen oder unteren Stockwerk vergessen hatte – bis Maya fast einen Nervenzusammenbruch bekam vor Angst, irgendetwas liegen zu lassen.

Madrone verlor als erste die Geduld mit ihm. Sie saßen alle nach dem Essen im Gemeinschaftsraum zusammen. Sie hatte gerade eine alte Landkarte von Big Sur studiert und fragte ihn nach dem Zustand und Verlauf der Wege.

„Mach dir keine Gedanken darüber“, sagte er. „Ich zeige dir das alles, wenn wir erst dort sind.“

„Bird“, sagte sie scharf, „Ich habe es dir bereits hundertmal gesagt und werde es nun buchstabieren, damit du es endlich verstehst: Du wirst nicht gehen! Du gehst nicht! No vas a ir. You stay here. Aqui. Zuhause. Comprendes? Okay?“

„Du kannst mich nicht beleidigen, Madrone. Es ist meine Entscheidung, und ich werde sie ausführen. Ich gehe. Ich muß gehen.“

„He, du bist nicht allein auf der Welt“, knurrte Holybear.

„Genau“, stimmte Sage zu. „Dies ist etwas, was uns alle angeht. Das ist keine Entscheidung, die du allein treffen kannst.“

„Ich habe meine Entscheidung getroffen“, beharrte Bird.

„Deine Entscheidung ist mir egal“, sagte Madrone.

„Du kannst mich nicht davon abhalten, etwas zu tun, das ich tun will.“

„Ich kann mich davon abhalten, etwas mit dir zusammen zu machen. Bird, was ist nur los mit dir? Bist du verrückt geworden? Hast du nicht gemerkt, daß du kaum etwas im Garten arbeiten kannst? Nicht allein den Küstenweg hinunter gehen kannst? Nicht, daß ich dich nicht mitnehmen würde. Dios! Ich würde etwas darum geben, dich mitzunehmen können – wenn du nur könntest. Aber du kannst nicht.“

„Ich komme mit! Verdammt, wie kannst du nur glauben, daß ich hierbleibe? Erzähl’ mir nicht, was ich nicht kann. Ich werde mitkommen - und ich fühle mich – Teufel auch – nun doppelt so stark!“

„Du siehst nicht doppelt so stark aus“, sagte Nita sanft.

„Ich bin es aber. Ich werde jeden Tag stärker. Ich fühle es.“

„Das haben wir gemerkt“, sagten alle wie aus einem Munde.

„Bird, wir sind alle Hexer. Wir wissen Bescheid. Das ist unsere Aufgabe, wie du weißt. Du kannst deine Schmerzen so wenig vor uns verbergen, wie eine Ratte sich vor einem Hund verstecken könnte. Wir riechen alles“, sagte Holybear.

„Schmerzen machen mir nichts aus.“

Die Stille, die nun folgte, war geladen mit den unausgesprochenen Argumenten aller. Madrone ging hinaus.

„Auch gut“, sagte Bird.

Die Stille wurde noch tiefer. Maya blickte starr auf ihr Strickzeug.

Bird sah der Reihe nach alle an, doch keiner rührte sich. Die Atmosphäre war zum Zerreißen gespannt. Alle fühlten, daß einer von ihnen verletzt wurde. Madrone kam plötzlich zurück. Sie trug ihr Gepäck. Ihre Wangen waren gerötet, sie preßte die Lippen zusammen.

„Okay“, sagte sie. „Du hast gewonnen. Du kommst mit. Du kannst alles. Alles klar. Ich gebe auf. Nur eins noch: Zeig mir mal, wie du das Gepäck trägst.“

Sie hielt die Sachen hoch, die Trageriemen vor seinem Gesicht. Er sah sie an, ihre Augen wirkten hart wie zwei kleine, schwarze Kieselsteine. Dann blickte er zu den anderen hinüber. Aber die taten unbeteiligt.

„Na klar“, sagte er mit einem Achselzucken. Dann steckte er seine Arme durch die Trageriemen, und Madrone ließ los. Birds Gesicht wurde schlagartig aschgrau, seine Hände verkrampften sich in die Trageriemen und Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn.

„Gebt mir eine Minute“, sagte er und machte eine Bewegung, als wolle er losmarschieren. Dann knickte sein Bein unter ihm weg, und er fiel mit einem erstickten Ausruf zu Boden. Blitzschnell waren alle bei ihm, zitternde Hände lösten die Riemen, griffen ihm unter die Arme.

„Bist du verletzt“, fragte Sage besorgt.

Bird hielt mühsam die Tränen zurück. Maya wunderte sich, warum er seinem Schmerz nicht freien Lauf ließ. Welche Kraft ließ ihn so stoisch bleiben, fragte sie, aber keiner wußte eine Antwort. Du, Rio? Sein Vater? Ich jedenfalls nicht. Oder Brigid?

„Ihr Bastarde“, fauchte Bird. Madrone massierte seine Hüften. Sage knetete seine Schultern. Nita rannte um Eiswürfel, und Holybear schlang seine Arme um Bird.

„Schrei' ruhig“, sagte er, „du fühlst dich dann besser.“

„Verdammt, ich will es nicht herausschreien“, tobte Bird, „ich will nicht, daß ihr euch so um mich kümmerst. Ich möchte mich nicht noch kleiner fühlen als ich mich ohnehin schon fühle.“

Dann brach er zusammen und weinte. Alle weinten.

„Ihr seid Heiler, verdammt!“, schrie Bird, „dann heilt mich doch! Gebt mir meinen gesunden Körper zurück, gebt mir meine Hände!“

Aber alles, was sie ihm geben konnten, war ihre Nähe und ihr Verständnis. Es war nicht genug, aber es war immerhin etwas. Leise stand Maya auf und verließ den Raum.

Maya lag auf ihrem Bett. Sie streckte die Arme aus und kreuzte sie dann über der Brust. „Komm, oh Tod, und nimm mich“, flüsterte sie, „ich will nicht mehr.“

„Falte deine Flügel, alte Fledermaus“, sagte Johanna ungerührt. Sie blickte auf die liegende Maya, die Arme vor der Brust gekreuzt. „Was glaubst du, wer du bist? Jesus Christus?“

„Ich war auf einer Talkshow mit ihm, früher mal“, erklärte Maya, „erinnerst du dich? Damals, im Jahr 1999. Er sagte, er sei für die große Zeitenwende zurückgekommen. Aber er war so angeekelt von der Welt, daß er wieder ging. Du weißt schon. Sag mir, war es der richtige Jesus, oder?“

„Ich bin nicht hier, um mit dir über Religion zu debattieren. Setz' dich hin, Mädchen. Du bist keineswegs tot.“

„Ich wollte, ich wäre es. Ich mag nicht weiter herumlaufen und die Leiden der jungen Menschen miterleben.“

„Warum nicht? Sind die jungen Leute heute zimperlicher als wir früher? Verdammte, nein! Diese Kids sind zäher als die Biskuits, die du zu backen pflegst. Im übrigen ist es nicht die Zeit zum jammern. Du wirst gebraucht.“

„Ich streike. Außerdem, was kann ich schon tun, nichts! Was kann ich für Madrone tun, außer ihr Ärger zu machen? Was kann ich tun für Bird?“

„Laß ihm seinen Schmerz. Versuche nicht, diesen Schmerz für ihn zu tragen. Komm, Maya, setz dich hin, und laß mich dich umarmen.“

Maya richtete sich auf. Sie strich sich selbst über die Schultern, als umarmte sie den Tod.

„Wir hatten unsere Herausforderungen und unsere Enttäuschungen“, sagte Johanna, „laß die Jugend ihre eigenen Erfahrungen machen.“

„Aber heute ist alles viel schwieriger als damals. Es ist so, Johanna, behaupte nicht das Gegenteil. Und das ist nicht richtig, dafür haben wir nicht so gekämpft.“

„Wir haben dafür gekämpft, die Dinge zu ändern. Damals waren wir jung. Wir sollten es als Sieg feiern, daß die Jugend heute lebt und etwas hat, wofür sie kämpfen und leiden kann.“

Bird saß im Garten. Der Mond schien sanft, und seine Gerechtigkeit hatte sich gelegt. Langsam neigte sich der Mond über die Dächer der Nachbarhäuser, die Luft war kühl. Warum konnte er sich nicht auch

so leicht bewegen, wie der Mond, vor Madrone und ihre Camping-ausrüstung hintreten, vor Madrone, die eine verletzte Freundlichkeit in den Augen haben würde.

Kälte kroch über seine Schultern, wie eine eiskalte Hand. Wenn er die Augen schloß, tauchte Rios Gesicht vor ihm im silbernen Mondlicht auf, er sah seine Haare, seinen Bart deutlich vor sich.

„Ich bin enttäuscht“, schien Rio zu sagen, „ich habe dir mehr Schneid zugetraut.“

„Laß mich in Ruhe“, sagte Bird, „oder versuch’s mit einer anderen Taktik. Glaub’ mir, Rio, niemand kann behaupten, ich hätte keinen Schneid. Ich habe es nicht nötig, das noch einmal zu beweisen.“

„Es geht nicht um Macho-Rituale, es geht um eine bestimmte Sorte von Mut. Und ich will gar nicht kritisieren. Wer bin ich, um dich zu verurteilen? Ich möchte nur, daß du den Mut hast, dir deine Verwundung einzugestehen.“

„Das tue ich jetzt ja! Gerade jetzt! Ich sitze hier, fühle meine verwundeten Füße, fühle meinen verletzten Rücken, meine Finger sind steif, und nichts an meinem Körper arbeitet richtig - okay? Ich kann nicht mit Madrone nach Süden ziehen, ich weiß das nun. Ich kann meine Musik nicht mehr spielen, ich bin ein nutzloses Nichts, das kannst du ruhig sagen.“

„Ich spreche gar nicht von deinen Verwundungen“, antwortete Rio. „Hör zu, Bird. Es ist einiges passiert als du Dinge machtest, die andere Leute eben nicht machen. Du bist schlimmen Dingen begegnet, von denen andere gar nichts wissen. Aber wir beide wissen darum, du und ich. Wie es ist, Schmerzen für andere auszuhalten und nicht darüber zu sprechen.“

„Das ist es, warum es soviel gibt, worüber ich nicht reden mag“, antwortete Bird.

Rio schüttelte den Kopf. „So geht das nicht, Bird. Du verzehrst dich von innen. Du verletzt dich immer mehr. Du weißt, was du früher getan hast. Dein Instinkt ist vorhanden, aber du öffnest dich nicht.“

„Ich weiß nicht, wie ich es machen soll.“

„Doch, du weißt es. Als erstes sprich dich aus. Dann wirst du auch imstande sein, dein Herz zu öffnen.“

Bird traf Madrone am nächsten Tag, sie trug gerade einen Arm voller Kräuter aus dem Garten ins Haus.

„Kann ich mit dir reden?“

„Sicher, laß mich nur dies hinlegen.“ Sie packte die Kräuter in den Ausguß in der Küche. Dann folgte sie ihm in sein Zimmer, sie setzten sich zusammen aufs Bett.

„Er seufzte tief und fing an. „Ich war ein Esel, Madrone. Verzeih! Du bist diejenige, die im Moment alle Hilfe braucht, ich werde versuchen, dich mit meiner ganzen Kraft zu unterstützen.“

Sie nahm seine Hände und hielt sie fest. Sie fühlte tiefe Zärtlichkeit für ihn. Was hätte sie nicht dafür gegeben, um die Fähigkeit zu haben, seine Wunden zu heilen. Vielleicht war Lily dazu in der Lage, aber vielleicht war auch sie nicht stark genug.

„Bird, es wird dir wieder besser gehen, du weißt es auch. Ich meine, du kannst dazu beitragen. Aber du nimmst keine Rücksicht auf dich selbst. Gib deinem Körper eine Chance. Es gibt Übungen für deinen Rücken, ich zeige sie dir, und Lou kann es mit Akupunktur versuchen. Vielleicht solltest du auch wieder mit Sam sprechen. Laß ihn nur machen, er kann deiner Hüfte sicher helfen.“

Sie fühlte, wie er sich in sich zurückzog, aber dann tat er einen tiefen Atemzug und lächelte sie an.

„Okay, ich werde darüber nachdenken. Grauensvolle Vorstellung, daß ich unbeweglich dazitzen müßte, wenn die Steward-Armee einmarschiert.“

„Vergiß diese Vorstellung. Du wirst überrascht sein, wie schnell Sam dir das Gehen wieder beibringt – ohne Krücken.“ Madrone hörte selbst das Drängen in ihrer Stimme, es klang ein Zittern darin mit, ein Bitten. Ganz falsch, dachte sie. Darauf war sie nicht vorbereitet. Aber sie konnte sich nun nicht mehr bremsen. „Und was später auch immer geschieht, du kannst dem besser entgegentreten.“

„Fangen wir von vorn an“, sagte Bird, „ich möchte wissen, wie ich dir helfen kann. Was brauchst du?“

„Informationen.“

„Ich werde dir alles sagen, was ich weiß.“ Er schlang seine Arme um sie und hielt sie fest. „Ist das alles?“

Er hatte sich ihr geöffnet - und sie konnte nichts tun, um ihm zu helfen. „Ich fürchte mich wirklich. Wieso und wovor habe ich solche Angst?“

Er hielt sie eng umschlungen und wußte nicht recht, welche beruhigenden Worte er sagen sollte, wo er doch selbst so beunruhigt war.

„Ich habe Angst, die Dinge zu tun, die du getan hast, Angst dorthin zu gehen, wo du warst“, flüsterte Madrone, „ich habe Angst, ich könnte so zurückkommen wie du.“

Das war es also, dachte er. Die bisher unausgesprochene Angst hin-

ter ihrer Gelassenheit. Sie bedauert mich, und sie hat Angst, so zu werden wie ich. Kein Wunder, daß ich mich ihr gegenüber bisher nicht öffnen konnte. Aber das ist nun vorbei, etwas Neues beginnt.

„Ich kann nicht behaupten, daß es richtig ist, wenn du gehst“, sagte Bird. „Das wäre eine Lüge. Ich weiß nicht, was dir passieren würde.“

„Ich will auch gar nicht, daß du mir das erzählst. Ich möchte mit dir über Angst sprechen. Jeder in dieser Familie ist so verdammt heldenhaft. Ich fühle mich als Außenseiter.“

Bird lachte und zog sie fester an sich. „Nein, Liebling, du bist kein Außenseiter. Ich zum Beispiel bin auch kein Held. Hätte ich gewußt, was mir passieren würde, ich wäre nicht gegangen. Ich war jung und ahnungslos. Ich dachte, ich würde sterben, ein sehr romantischer Gedanke und völlig unvorstellbar, wenn du dich an die damalige Zeit erinnerst. Jedermann starb. Todo el mundo.“

„Zumindest sah es so aus.“

„Alles, was ich sagen kann ist: Die Angst vergeht nicht, aber sie verändert sich. Wenn wirklich schlimme Dinge passieren, dann passieren sie. Du mußt dich ihnen dann stellen, du hast dann keine Wahl.“

„Schätze, so ist es, ich weiß“, sagte Madrone. „Es ist wie bei einer schwierigen Geburt. Man kann nicht aufhören, man kann nur weitermachen bis zum Schluß. Aber sich das im voraus einzugestehen, das ist schwer. Hattest du Angst, bevor du damals gingst?“

„Irrsinnige.“

„Ich möchte nicht sterben“, sagte Madrone, „ich wünschte du kämest mit mir. Ich habe Angst vor dem Alleinsein.“

„Ich werde bei dir sein. Im Geiste.“ Bird zog sie wieder an sich und senkte den Kopf. „Nicht ein Moment am Tag wird verstreichen, an dem ich nicht in Gedanken bei dir sein werde.“

„Ich weiß.“ Sie schmiegt sich aneinander. Die Berührung durch seinen Körper fühlte sich so süß an, daß sie nicht wußte, wie sie sich jemals wieder losreißen sollte.

Doch dann löste er sich aus der Umarmung, küßte sie sanft auf die Stirn. „Ich möchte dir einiges von mir mitgeben“, sagte er. „Ich habe darüber wieder und wieder nachgedacht. Etwas, was du nicht verliehen kannst, etwas was dir niemand nehmen kann. Ich habe ein Lied für dich gemacht.“

„Bird!“

„Ich kann es leider nicht für dich spielen, aber – komm her.“ Er nahm ihre Hand und führte sie zu der Bank neben dem Klavier, das an der Wand stand. „Setz dich, und laß mich singen.“

Sie saß neben ihm auf der Bank, wohl wissend, was dieses Ge-

schenk für ihn bedeutete. Linkisch, ungeschickt, strich seine Hand über die Tasten, formte einen Akkord, formte eine Melodie. Er sang, etwas heiser, aber es war die schöne Stimme an die sie sich von früher erinnerte.

Es war ein Stück seiner eigenen, ureigenen Musik, wie er das bei sich nannte, jener Melodie, die er hörte, als er zwischen Tod und Leben schwebte. Ein Stück jener Musik, die ihn ins Leben zurückbegleitet hatte. Jener Musik, die seinen Händen zeitweise die Kraft zu heilen verliehen hatte. Er konnte es nicht richtig spielen, er hätte es nicht einmal gekonnt, wenn seine Hände völlig in Ordnung gewesen wären, es war eher ein Echo jener Klänge, an die sich sein Herz erinnerte. Und so war es auch nur eine Ahnung jener Musik, die er da ungeschickt spielte und mehr summt als sang. Peinlich berührt wollte er aufhören, doch Madrone schüttelte energisch den Kopf.

„Nicht aufhören, Bird“, flehte sie, „es ist wunderschön.“

Er sah an ihrem Gesicht, daß sie es wirklich so empfand, daß sie bewegt war. Und er hoffte, daß es nicht nur Mitleid war.

„Und nun“, sagte er und zwang sich mühsam zu einem Lächeln, „mußt du das lernen. Dann gehört die Musik dir. Dann kannst du es singen, wenn du zur Küste hinuntermarschierst, oder wenn du Angst hast, und wenn..., wenn..., Diosa, Madrone...“ Er konnte nicht weitersprechen. Er konnte sie nur ansehen und in seine Arme nehmen. Sie war warm und lebendig, sie schmiegte sich an ihn und wenn sie so nahe zusammen waren, fühlte er sich überströmen, fühlte er, wie er sie beruhigte und sie ihn. Unmöglich zu glauben, daß sie wirklich schon bald fortgehen würde.

„Dies ist eine besondere Woche“, sagte er. „Wir finden zueinander, und doch ist bald alles Erinnerung. Aber Erinnerungen sind wichtig. Sie sind auch etwas, woran man sich festhalten kann.“

Und wie um seinen Worten Taten folgen zu lassen, suchte er in seinen Erinnerungen nach weiteren Informationen für Madrones Reise in die Southlands. Informationen, die wichtig sein konnten: die Beschreibung von Orten, Namen von Leuten, kleine Begebenheiten, Gerüchte, Geschwätz.

Dinge fielen ihm wieder ein, die er vergessen zu haben meinte, Gesprächsfetzen, die er im Gefängnis mitbekommen hatte, der Geschmack des Brotes, das Gefühl von Durst. Während des Tages, wenn die anderen arbeiteten, fuhren sie mit der Gondel in der City umher. Sie lachten gemeinsam, wanderten über die Deiche, kletterten auf die grünen Hügel. Sie gingen zu den Zeremonien der Ohlone,

Miwok und Pomo. Stämme, die im Herbst in die City kamen, um als Geschenk ihre alten Tänze vorzuführen. Er ließ sich von Madrone massieren und fühlte wie ihre Finger sich in seine malträtierten Muskeln und Sehnen gruben und ließ zu, daß ihre vorsichtigen Fragen in die Winkel seiner verwundeten Seele eindrangten.

Abends öffnete er das Piano, weil er wußte, daß es ihr Freude machen würde, und er versuchte zu spielen, obwohl es ihm entsetzliche Schmerzen bereitete, mehr als er je zugegeben hätte. In seinem Geist und in seinen Händen sammelte sich alles, was er an Musik in sich hörte. Aber seine Hände waren ungeschickt, fühlten sich an wie Lumpen, die an Stöcken zusammengebündelt auf den Tasten herum-patschten und einige Tonfolgen zusammenbrachten. Trotzdem machte er weiter, sang ein bißchen, spielte ein wenig, denn er wußte, daß das, was sie wirklich von ihm brauchte, das Wissen um das Unsichtbare war. Und solches Wissen konnte er ihr nur durch Beispiele vermitteln.

Sie saß bei ihm, beobachtete ihn, hörte die geheimnisvolle Kraft aus seinen stolpernden Melodien heraus – und liebte ihn so sehr, daß sie mitunter kaum noch atmen konnte.

Zu Birds größter Überraschung begann sie, seine Melodien aufzuschreiben. Sie waren teilweise recht holprig, aber nur teilweise. Es waren Abschnitte dazwischen, von denen er nicht geglaubt hätte, daß er soetwas spielen könnte. Wenn keiner in der Nähe war, begann Bird, mit Tonfolgen und einfachen Liedern zu üben. Er würde nie wieder so spielen können wie früher, doch mit der Zeit würde er wieder imstande sein, sich musikalisch auszudrücken. Aber auch das war keineswegs sicher. Der Gedanke erfüllte ihn mit melancholischer Trauer. Nur versuchen mußte er es auf jeden Fall, das wußte er.

Sie liebten sich fast die ganze Nacht. Als das blaue Morgenlicht kam, verschwanden die anderen und ließen Bird und Madrone allein. Sie schmiegte sich vorsichtig an ihn, um ihn nicht aufzuwecken. Sie sah die sanfte Kurve seiner Haut über den Wangenknochen und den leicht gekräuselten Bart, den er sich hatte wachsen lassen. Dann waren da die Momente, da er sie hart an sich riß, sie sich unter ihm wand, obwohl sie eigentlich nur still zu liegen wünschte, ausgefüllt von ihm und an nichts anderes denkend als an ihn. Dann wieder sah sie so viel Liebe in seinen Augen, daß sie schauderte und ihn in sich hineinzog.

„Was wirst du tun, wenn ich gegangen bin?“, fragte sie einmal.

„Ich werde ein braver Junge sein“, antwortete Bird, „ich werde zu Sam gehen und ihm erlauben mich wieder zusammenzuflicken. Ich werde meine Tonleitern üben. Ich werde Maya herzlich anlügen...“

„Vielleicht sehen wir uns nie mehr wieder“, flüsterte Madrone.

„Vielleicht werden wir nie wieder so zusammenliegen wie jetzt.“

„Wir werden uns wiedersehen, tot oder lebend. Wenn ich zuerst sterbe, werde ich dir als Geist erscheinen.“

„Das ist nicht dasselbe“, lächelte Madrone wehmütig.

„Ich gebe dir sechs Monate“, sagte Bird langsam. „Dann komme ich zu dir, auch wenn ich aus sechs Stücken bestehe und die ganze Steward-Armee hier alles besetzt hat. Ich komme zu dir, und wenn ich auf allen Vieren kriechen müßte.“

Sie ging am frühen Morgen. Sie fuhr auf der Ladefläche eines Lastwagens, der vom Wochenmarkt aus nach Süden wollte. Maya verabschiedete sich von Madrone im Haus. Sie war zu aufgeregt, um mehr als einige Worte zu sagen. Sie nahm Madrones Kopf zwischen ihre Hände, blickte ihr lange tief in die Augen – und ließ sie dann gehen. Bird, Sage und Nita und auch Holybear begleiteten sie bis zum Markt, wortlos sahen sie zu wie der Truck dröhnend losschlingerte und schließlich immer kleiner werdend in der Ferne des Free-ways verschwand. Dann begleiteten sie Bird ins Spital.

„Okay, Sam“, sagte er, „mach deine Drecksarbeit. Ich gehöre nun dir.“

Madrone legte noch einen Ast ins Feuer, während sie beobachtete, wie das warme Licht des Sonnenuntergangs die Wellen des Meeres in goldenes und violettes Licht tauchte. Wenn ihre Berechnung stimmte, war es die Nacht der Wintersonnenwende. Seit zwei Wochen war sie jetzt unterwegs, bahnte sich langsam ihren Weg durch die Berge entlang der Küste, durch Schluchten, dichtbewachsen mit Rotzedern und sich schälenden Madrone-Bäumen, deren graue, äußere Rinde die darunterliegenden roten, bronzefarbenen und violetten Schichten freigab, und noch tiefer weiche, grüngoldene Haut. Sie waren ihre Talismane; auch sie war dabei sich zu schälen, sich von etwas zu entledigen. Es war sehr lange her, daß sie mehrere Tage in vollkommener Stille verbracht hatte. Es war sehr lange her, daß sie sich niemandem gegenüber zu verantworten hatte, niemandem gegenüber verpflichtet war, außer sich selbst.

Jetzt wartete sie an einem Ort, den Bird ihr beschrieben hatte, einem Stück Strand mit einer verrotteten Pier am südlichen Ende der Berge, wo sie zu hügeligen Dünen wurden. Es kann Tage dauern, hatte er gesagt, vielleicht noch länger, bevor das Netzwerk ein Boot schickt, um diesen Treffpunkt zu überprüfen. Sie betrieben Handel mit einigen Gruppen aus dem Landesinneren, hatte man ihm erzählt, aber die Abholtermine waren nicht regelmäßig. Natürlich hatte sie sonst niemanden hier gesehen. Sie war mit ihren Nahrungsmitteln sehr sorgsam umgegangen. Sie hatte in den Wäldern Nüsse gesammelt und sich von der Natur ernährt. Aber für immer konnte sie so nicht weitermachen. Plötzlich sah sie sich, so alt wie Maya, noch immer wartend, niemals wissend, ob sie jetzt aufgeben und nach Hause gehen sollte.

Plötzlich wünschte sie sich, sehnlicher als alles andere, wieder zu Hause zu sein. In der Stadt wären jetzt die Gondeln gefüllt mit jun-

gen Leuten, die lachten und sangen, die sich zum Strand aufmachten, wo sie sich in das kalte, kalte Wasser des Winters stürzen würden, um sich von den Fehlern des vergangenen Jahres reinzuwaschen. Für diese eine Nacht würden sie die Gefahren der Gifte im Meer außer acht lassen. Die Seedeiche würden durch kleine Feuer erleuchtet sein, und zur Dämmerung würden die Gondeln durch Kerzenschein wie lebendig wirken, weil das Yule-Feuer zurück zur Feuerstelle gebracht wurde. Später würde dann Essen aufgetragen werden: gebratenes Wildschwein, von den Wild Boar People mitgebracht. Das waren Verbannte, die wegen unsozialen Verhaltens vertrieben worden waren, an diesem Fest jedoch immer teilnehmen durften, um ihre Waren zu verkaufen. Für die Vegetarier würden Teller serviert werden, auf denen Tofu und Süßkartoffeln aufgetürmt waren, und die Schüsseln würden überfließen von rotem Chili.

Im Black Dragon House waren die Altäre für die Toten vor Madrones Abreise wieder abgebaut worden. Der Familienaltar war neu arrangiert und zeigte jetzt eine Geburtsszene, in der die Venus von Willendorf, üppig und fruchtbar, neben einer goldenen Kugel stand, die die Sonne repräsentierte, wiedergeboren während der Sonnenwende aus dem Schoß der Mutter Nacht.

Madrone hatte Sage geholfen, Figuren und kleine, ausgestopfte Tiere zu sammeln, um die Hauptszene zu gestalten. Dazu kleine, gemalte Engel aus Deutschland, einen aufziehbarer Godzilla, welcher Dorothy aus dem „Wizard of Oz“ verschlingt, ein paar Schlangen aus Ton, vor langer Zeit von einem Kind gefertigt.

Heute waren sie zu Hause alle zusammen und blieben die ganze Nacht wach, backten das Brot zur Wintersonnenwende, dessen besonderer Duft sich im Haus verteilte. Sie sangen und trommelten und erzählten Geschichten. In der Morgendämmerung würden sie in die Hügel gehen, mit Glocken läuten und trommeln und singen und tanzen, während die Sonne aufging. Sie waren nicht einsam. Vielleicht hätte sie bis nach den Feiertagen warten sollen. Aber nachdem sie sich einmal entschlossen hatte, wäre ein Aufschub unerträglich geworden. Nein, sie hätte nicht an den Feierlichkeiten teilnehmen können, sie hätte immer daran denken müssen, daß sie dies alles vielleicht zum letzten Mal erlebte. Sie zitterte. Ihr Feuer war groß genug, und sie legte einen weiteren Holzklotz darauf und wartete, bis er Feuer fing. Die Sonne war fast untergegangen. Wirklich, es sollte eine Schar Ritualtrommler hier sein, um Kraft heraufzubeschwören. Allein in der Stille, mit nur der Kraft, die sie durch Willensanstrengung heraufbeschwören konnte, entkleidete sie sich schnell und ging in die

Wellen. Das Wasser fühlte sich eiskalt an ihren Beinen und Oberschenkeln an. Sie watete bis auf Brusthöhe in das beißend kalte Wasser, und während sie sich gegen den Sog der Fluten abstützte, spritzte sie sich Wasser ins Gesicht, auf den Kopf und ins Genick. Laß' es sich auflösen, Krankheit und Verzweiflung und Verletzung und Verlust, Ärger und Erniedrigung und den ganzen Schmerz des vergangenen Jahres. Wasch' es fort, nimm' es mit bei der nächsten Flut, wenn das Rad sich erneut dreht. Licht spielte um sie herum, silbrig und golden und purpur. Sie sang den alten Yoruba Gesang für Yemaya, die Meerestgöttin:

Yemaya Asesu, Asesu Yemaya
Yemaya olodo, olodo Yemaya...

Noch Tage vergingen, bevor das Boot kam. Es erschien am Horizont, seine geflickten Segel sahen aus wie eine Sammlung alter Lumpen an einem Stock.

Windsäcke und Sonnenkollektoren spannten sich in unregelmäßiger Anordnung, aber es bewegte sich schnell durch das Wasser, steuerte in die Bucht und stoppte bei den Anlegern. Das schlanke Boot war ungefähr zehn Meter lang. An der Seite ein kleines Dinghy, in das sich jetzt mit mutigen Sprung ein Mensch schwang und in Richtung Strand ruderte.

Madrone stand auf und winkte mit den Armen in weiten Kreisen über ihrem Kopf. Sie fühlte einen plötzlichen Anflug von Vorfreude, vermischt mit Angst. Endlich ging es los – nach diesen nächsten Momenten würde es kein Zurück mehr geben, keine letzte Chance, ihre Meinung zu ändern und nach Hause zu gehen.

Der Rumpf knirschte auf dem Sand. Madrone lief hinzu, um die Fangleine zu ergreifen und es heraufzuziehen. Bevor sie jedoch das Tau berühren konnte, starrte sie in die Mündung eines Lasergewehres.

„Eine Bewegung, und ich lasse deine Augen wie Eier auf einem Backblech braten.“

Die Stimme war tief und volltönig, aber ganz deutlich die einer Frau. Madrone ging einen Schritt zurück. Sie war schockiert, aber nicht wirklich ängstlich; es erschien ihr zu merkwürdig, unreal, in eine Waffe zu schauen, die sich in feindlichen Händen befand. Sie ersticke-te den Impuls zu lachen.

„Also, bei Jesus, wer bist du?“ fragte die Frau. Ihre Haut erschien dunkel, wie bei Nacht die Wellen, ihr Haar war dicht am Kopf geflochten und besetzt mit goldenen Perlen, ihre Augen waren hinter

einer dunklen Sonnenbrille versteckt. Blaue Hosen und ein Hemd aus weichem Material, umgaben ihren Körper. Jede kleinste Bewegung ließ ihre Muskeln unter dem Stoff wellenförmig erscheinen.

„Mein Name ist Madrone. Ich bin eine Heilerin aus dem Norden. Bird hat mich gesandt.“

Die Frau beobachtete sie einen Moment, ohne ihr Gewehr zu senken.

„Wenn das wahr ist“, sagte sie endlich, „dann kennst du meinen Namen.“

Der Göttin sei Dank, Bird hatte sie gut vorbereitet.

„Isis“, sagte Madrone.

„Zieh' mich an Land“, sagte Isis, und setzte sich wieder, als Madrone das Tau ergriff, um die schwere Last heranzuziehen. Dann sprang sie in Windeseile heraus und zog das Boot auf den Strand, als sei es schwerelos.

Sie muß unglaublich stark sein, dachte Madrone, als die Frau ihre Hand zum Gruß entgegenstreckte.

Madrone ergriff die Hand und fühlte plötzlich eine Woge rohen Verlangens, wie einen elektrischen Schlag, aufregend und verwirrend.

Wie verhalte ich mich? fragte sie sich plötzlich. Welche Regeln gelten hier? Jeder, den sie sonst in ihrem Leben kannte, war Teil einer sehr vertrauten Verbindung, hatte eine Geschichte, die sie kannte oder doch zumindest ihren Ruf. Sie kannte ihre Familie und das Council und ihre Patienten und ihre Lebensgeschichte. Sie war für alle berechenbar. Hier könnte sie irgendwer sein, irgendetwas tun. Es gab keine Erwartungen; es gab niemanden, den sie enttäuschen könnte. Für einen kleinen Moment genoß sie diese Möglichkeiten.

„Allein hier?“

Madrone nickte.

„Keine Händler hiergewesen?“

„Nicht während der letzten Tage.“

„Na gut. Ich versuche es nächste Woche noch einmal. Komm an Bord.“

Isis ruderte zurück zum Schiff.

Madrone erklimmte die Strickleiter und hievte sich über die Reling.

„Segelst du?“ fragte Isis.

„Ich bin auf der Bay mit Segeln großgeworden.“

„Weißt du was ich meine, wenn ich sage Klüver-Fall reffen?“

„Ja.“

„Mach Segel fest?“
„Du wirst mir zeigen müssen, wie sie getakelt ist, aber ich kenne mich wirklich beim Segeln aus.“
„Okay, dann ahoi!“

Als die Nacht hereinbrach, waren sie weit draußen auf dem Meer. Isis bereitete Salbeitee auf einem kleinen Kocher in ihrer kleinen, aber gut ausgerüsteten Kajüte. Ein Bett war im Bug untergebracht und die gepolsterten Bänke entlang der Wände, konnte man ebenfalls in Betten umwandeln. Ein Tisch war umklappbar, und ein Waschbecken und Kühlraum vervollständigten die Kombüse. Das Abendessen bestand aus Madrones letztem Reinvorrat und Isis' frisch gefangenem Seebarsch, den Madrone mit gemischten Gefühlen aß. Er schmeckte köstlich, aber sie konnte nicht umhin, an Nitas wiederholte Warnungen vor dem Verzehr von Meerestischen wegen der Gifte zu denken. Als sie gegessen hatten, räumte Isis sorgfältig das Geschirr weg, wusch ab und stellte es auf Regale mit Querstangen. Sie holte eine Flasche Wein heraus.

„Magst du Wein?“ fragte sie. „Dies ist ein exzellenter Cabernet. Ich habe ihn selbst aus dem Lager des Chefstewards von Long Beach geklaut.“

„Wir bekommen nicht viel Wein in der Stadt“, sagte Madrone. „Wir versuchen immer noch die alten Weingärten wiederherzustellen – sie waren so vergiftet durch Pestizide. Aber ich habe es immer genossen, wenn ich die Gelegenheit bekam, Wein zu trinken.“

„Diesen wirst du mögen“, versicherte Isis, indem sie zwei Gläser einschenkte.

Sie saßen sich gegenüber, beide etwas unsicher in dieser Situation. Es gab tausend Dinge, die Madrone gern gefragt hätte, aber sie wußte nicht, wie sie beginnen sollte.

„So, du bist also eine Heilerin“, sagte Isis. „Was bedeutet das? Was genau tust du?“

„Eine Menge Dinge“, sagte Madrone. „Ich helfe Babies auf die Welt und lehre Frauen, wie sie gesund bleiben und sich während der Schwangerschaft richtig ernähren. Ich heile Krankheiten, entweder mit Heilmitteln, soweit wir welche haben, oder mit Kräutern oder mit Ch'i, mit Lebensenergie.“

„Und die Leute müssen für deine Hilfe bezahlen?“

Madrone schüttelte ihren Kopf. „Nein. Niemand im Norden des

Landes zahlt für medizinische Hilfe. Es ist für alle umsonst. Die Stadt zahlt mir ein Gehalt, wie den meisten anderen Heilern auch. Aber ehrlich gesagt, wenn ich meine effektive Arbeitszeit abrechnen würde, könnte die Stadt mich gar nicht bezahlen.“ Das war ein gängiger Witz im Council, aber Isis reagierte nicht. „Ich meine, alle Stunden wirklich aufzuschreiben, ist zuviel Arbeit.“

„Was ist mit den Drogen?“ fragte Isis. „Wer zahlt für die Booster?“

„Immun-Verstärker? Die haben wir nicht. Die Stewards nahmen das alles mit, nachdem wir rebelliert hatten. Wir mußten Alternativen entwickeln.“

„Und das funktioniert? Ihr kommt wirklich ohne die Drogen der Stewards aus?“

„Ja und nein“, sagte Madrone. „Wir hatten sehr schwere Epidemien. Wir schaffen es, jede einzelne zu überwinden, aber wir verlieren ständig Leute. Ich würde gern ein paar Booster analysieren und herausfinden, wie sie wirken. Wenn wir etwas Ähnliches entwickeln könnten, würde es eine Menge Leben retten.“

„Ich kann dir welche besorgen“, sagte Isis.

„Wirklich?“

„Kein Problem. Liebes, ich bin eine heiße Piratin. Du brauchst etwas? Ich kann es dir besorgen.“

„Wie bist du Piratin geworden?“ fragte Madrone.

„Ich war eine Läuferin. Gezüchtet, aufgezogen und dafür trainiert. Bei der ersten Gelegenheit lief ich weg.“ Sie lachte. „Hab’ das Boot von meinem Stewart-Boss geklaut. Er fiel über Bord.“ Sie zwinkerte mit einem Auge.

Das habe ich nicht gehört, dachte Madrone, oder sie meinte nicht wirklich, was sie dabei zu meinen schien. „Was ist eine Läuferin?“

„Eine Schnelläuferin. Siehst du?“ Isis streckte ihr Bein aus und zog die weiten Hosen herauf bis zu ihren Oberschenkeln. Das Bein sah aus wie eine Skulptur, jeder einzelne Muskel modelliert, hart, perfekt geformt. Madrone fühlte einen plötzlichen Impuls, ihre Finger über Isis’ samtige Haut gleiten zu lassen und diese stählerne Kraft unter ihren Händen zu fühlen. „Ich war einmal der Stolz des Valley.“

Die Piratin drehte sich in ihrem Stuhl, stemmte ihre Beine gegen die gegenüberliegende Wand, so daß ihre Hosen herunterrutschten und den Blick freigaben auf die nackten Konturen ihrer Beine.

„Mehr Wein?“

Madrone fühlte ein leichtes Glühen, aber sie nickte. Der Wein hatte eine zusammenziehende Wirkung auf ihrer Zunge, aber einen vollen Geschmack in ihrer Kehle.

„Wie gut bist du als Heilerin?“ fragte Isis.

„Was meinst du?“

Kannst du mich von den Drogen befreien?“

„Was für Drogen? Ich verstehe nicht.“

„Diejenigen von uns, die als Läufer gezüchtet wurden, sind mit bestimmten Hormonen und Anabolica aufgezogen worden. Dadurch haben wir Stärke und Schnelligkeit entwickelt. Aber du mußt sie ständig einnehmen, sonst verfallst du. Darum haben die meisten von uns Angst, wegzugehen.“

„Aber du hast es getan.“

„Ich tat es. Aber ich verbringe die Hälfte meines gottverdammten Lebens damit, Apotheken auszuplündern. Ich bin nicht frei.“

„Du sprichst immer von ‘züchten’. Was meinst du damit?“

„Ich meine, züchten. Weißt du, herstellen. Sie gaben unseren Mamas einen Vertrag. Alle die Stewardships haben ihre eigenen Läuferteams, ihre eigenen Trainingszentren und Zuchtverträge. Es ist eine Industrie. So geht das Spiel.“

„Du meinst, sie züchten Menschen wie man Tiere züchtet? Mit bestimmten Merkmalen?“

„Wir sind nicht wirklich Menschen für sie.“

„Das ist entsetzlich.“

„Es ist nicht die schlimmste Art zu leben“, sagte Isis und schaute ihre Beine bewundernd an, während sie das linke über das rechte legte. „Du wirst gut behandelt. Das beste Essen, und es fehlt dir nie an Wasser. Natürlich trainierst du sehr hart, aber das machte mir nichts aus. Das Laufen machte viel Spaß. Nur den Kerlen zu Diensten zu sein, die die größten Wetten machten, damit kam ich nicht zurecht.“

Madrone fühlte sich dumm, ständig nach Erklärungen fragen zu müssen .

„Was meinst du?“

„Ich meine, sie zu ficken und zu blasen. Und, natürlich, je älter du wirst, umso weniger Rennen läufst du und umso mehr fickst du. Bis du sogar dafür zu alt bist. Ich habe die Entwicklung kommen sehen, wenn du mir folgen kannst. Also ging ich.“

„Ich dachte, außerehelicher Verkehr war die größte Sünde der Millennialisten“, sagte Madrone.

„Oh, das ist es auch. Sie beschwerten sich immerzu über die Unmoral der Stewards, aber wie unmoralisch kann es sein, wenn Geld eine Rolle spielt? Und technisch gesehen ist es kein außerehelicher Verkehr, wenn einer der beiden keine unsterbliche Seele hat.“

„Was?“

„Geschlechtsverkehr hast du mit einer anderen Person. Wir sind keine Menschen. Unsere Mamas taten etwas, um ihre unsterblichen Seelen zu verlieren, wie vergewaltigt zu werden vielleicht, oder ihre Körper zu verkaufen, um Essen auf den Tisch zu bringen. Und mit unseren heiligen, geweihten Genen wurde herumgepfuscht. Das macht uns zu einer besseren Sorte Tier.“

„Das ist Irrsinn.“

„Niemand hat jemals die Millennialisten für sehr zurechnungsfähig gehalten.“

„Für uns“, sagte Madrone, „hat alles eine Seele. Oder wenigstens Geist, Bewußtsein. Tiere, Pflanzen. Luft und Feuer, Wasser und Erde. So wie es in der Deklaration der Vier Heiligen Dinge heißt: Wir sind Teil des Lebens dieser Erde und daher heilig. Niemand von uns ist als höher oder niedriger anzusehen als jemand anders.“

„Aber ihr züchtet Tiere, nicht wahr?“ sagte Isis. „Ihr eßt sie?“

„Das ist eine der längsten Debatten, die wir in der gesamten Stadt haben. Im Rat ist es immer wieder Thema. Viele Leute meinen, wir sollten alle strenge Vegetarier sein, keine Tiere essen, weder Eier noch Käse esen und keine Milch trinken, weil man keine Tiere zur Milchproduktion aufziehen kann, ohne die männlichen Tiere zu töten. Aber viele von uns glauben, daß wir ohne die Tiere nicht zurechtkommen – nicht nur wegen des Fleisches, aber wegen der Rolle, die sie im gesamten System spielen. Wir brauchen ihre Abfälle als Düngemittel; wenn wir sie töten, wird der gesamte Körper verwertet.“

„Wie habt ihr euch entschieden?“

„In diesem Punkt entscheidet jeder Haushalt und jede Farm für sich selbst. Wir alle glauben, daß Tiere während ihres Lebens liebevoll behandelt werden müssen und beim Schlachten so wenig wie möglich leiden dürfen. Wir feiern Rituale, um ihre Seelen zu ehren. In meinem Haushalt gibt es Hühner für die Eier, und wir essen die Hühner, wenn sie alt werden. Wir halten Fische in Wasserbecken als Nahrung und wegen der Nährsubstanz in ihrem Abfall, und die Hitze des Wassers hält unsere Gewächshäuser warm. Wir hatten Ziegen, und auf dem Land halten sie ein oder zwei Kühe.“

„Und was glaubst du persönlich?“

„Daß es einen qualitativen Unterschied zwischen deinem Verstand und dem eines Huhnes gibt.“

„Vielleicht. Aber auch die gezüchteten Läufer werden von Jahr zu Jahr dümmere. Und es gibt neue Drogen für sie. Wirklich, Intelligenz ist bei ihnen nur im Wege. Sie bekommen zu viele, die sind wie wir,

die es nicht mehr aushalten und abhauen. Die einen Gegenangriff starten.“

„Nun, da siehst du es“, sagte Madrone. „Ein revolutionäres Huhn ist mir noch nicht begegnet.“

„Ich esse, was ich gerade kriegen kann“, sagte Isis. „Ich habe oft keine Wahl, wenn du verstehst. Aber wenn ich wählen kann, esse ich niemals etwas, das in Gefangenschaft gezüchtet oder aufgezogen wurde.“

„Wenn du jemals in den Norden kommst“, sagte Madrone, „wärest du in guter Gesellschaft.“

Es gab eine lange Pause. Isis' Augen schienen sich in Madrones zu bohren, und sie konnte ihrem Blick weder ruhig begegnen noch wegsehen.

„Also, wenn du wirklich eine Heilerin bist“, sagte Isis langsam, „dann hol' mich von den Drogen runter.“

„Ich weiß nicht wie“, sagte Madrone.

„Versuch' es wenigstens.“

„Natürlich werde ich es versuchen. Darum bin ich doch hier.“

„Versuche es jetzt.“

Es gab etwas Zermürbendes in Isis' Augen, etwas Unerbittliches. Wenn es nicht gelingt, fragte Madrone sich, gehe ich dann über Bord? Ist dies ein Test? Gleichzeitig mußte sie ihre Fäuste in ihrem Schoß ballen, um ihre Hände nicht über Isis' Oberschenkeln gleiten zu lassen.

„Leg' dich einen Moment hin“, sagte Madrone, obwohl sie nicht umhin konnte, diesen Vorschlag als – nunja, suggestiv zu empfinden.

Isis lächelte. „Möchtest du, daß ich meine Kleidung ablege?“

„Mmh, das würde helfen“, gab Madrone zu.

Sich streckend und immer noch lächelnd, ließ Isis ihre Hosen fallen und schlüpfte aus ihrem Hemd. Ihr Körper war übernatürlich schön. Sie ging hinüber zum Bett und legte sich mit einer lässigen Anmut darauf, die Madrone wie eine Einladung erschien.

„Entspannen. Tief atmen.“ Madrone saß neben Isis und legte eine Hand auf ihren Oberschenkel. Die festen Muskeln lösten in ihr ein elektrisierendes Verlangen aus. Und noch etwas, ein Gefühl für den Körper als ein wunderbares Tier, dem man Aufmerksamkeit gibt, das man pflegen und striegeln kann.

„Tiefer. Atme ein wenig tiefer. Und entspanne dich.“ Madrone ließ ihre eigenen Sinne weiter in die Tiefe sinken, da, wo sie das Gleichgewicht spürte, die Chemie, die Hormone, die aus den Drüsen flossen und im Blut schwammen. Sie spürte merkwürdige Dinge, vielleicht die Drogen, spürte Verbindungen, denen sie nie zuvor begeg-

net war, als seien Teile der Biochemie dieser Frau erhitzt und bewegten sich in einem schnelleren Tempo. Und, vielleicht, alterten sie auch schneller. Brennen, aufbrennen, ausbrennen.

Madrones Hände wanderten zur Kehle der Piratin und zum Zentrum ihrer Stirn. Ein Bild erschien, ein Fluß in einem künstlichen Kanal, so weit und tief, daß ohne die rasende Kraft des Wassers, das Flußbett einstürzen würde. Konnte sie dieses Flußbett verändern? Nein, aber sie konnte die Drüsen in Ordnung bringen, Hypophyse, die Eierstöcke, und, ja, ein Fließen konnte erhalten werden ohne die Drogen, vielleicht nicht auf dem gleichen Niveau, aber genug, um einen Kreislaufkollaps zu verhindern. Wahrscheinlich.

„Ich kann etwas für dich tun“, sagte Madrone. „Keine vollständige Veränderung - du wirst ein wenig an Kraft verlieren und etwas weniger Energie haben. Und es wird dein Leben nicht verlängern. Aber du wirst nicht mehr von Drogen abhängig sein, obwohl es ein paar Kräuter gibt, die ich dir empfehlen würde. Und es könnte gefährlich sein. Ich könnte mich über das Ausmaß der Auswirkungen irren, es besteht die Möglichkeit, daß dein Kreislauf zusammenbricht. Es ist nicht wahrscheinlich, aber möglich.“

„Na ja, Apotheken ausrauben ist auch gefährlich“, sagte Isis, „und verlängert mein Leben auch nicht gerade. Setz Segel!“

Es war lange her, daß Madrone gearbeitet hatte; sie fühlte es, als sie umschaltete vom Fühlen zum Aussenden von Energie. Als hieße sie, einen Fluß in einen anderen einströmen, wie Licht zu Licht. Sie sah die Veränderungen als sanfte Schattierungen von Farben, Mustern. Ihre Hände tanzten durch das Ch'i der anderen Frau. Es war genug. „Ich schau morgen noch einmal nach“, sagte Madrone, die sich plötzlich sehr erschöpft fühlte. Sie schloß ihre Augen, während sie sich in die Kissen zurücklegte.

Plötzlich fühlte sie Hände ihren Körper entlangwandern, von der Taille über ihre Brüste. Sie hinterließen einen Pfad starken Verlangens. Ich sollte widerstehen, dachte sie, ich kenne diese Frau überhaupt nicht.

„Jetzt laß mich etwas für dich tun“, flüsterte Isis.

Madrone versteifte sich. „Das brauchst du nicht. Es ist kein Tauschhandel.“

„Ich möchte es aber.“

Habe ich jemals eine Fremde geliebt? dachte Madrone. Alle ihre Liebhaber waren alte Freunde, die Kinder, mit denen sie aufgewachsen war, ihre Kollegen, die sie im Laufe der Zeit kennengelernt hatte. Die Tatsache ängstigte sie und erregte sie dennoch. Es ging einher mit

diesem unerwarteten Geschenk der Freiheit, dem Loslassen jeder Art von Erwartungen. Nein, sie kannte diese Frau nicht, die ihr fremder war, als irgendjemand, dem sie je begegnet war. Und Isis kannte sie nicht, konnte nichts von dem erahnen, was sie vielleicht fühlen würde. Sie konnten tun und sein, was sie wollten.

„Möchtest du nicht?“ fragte Isis. Und nur für einen kurzen Moment konnte Madrone die Verletzlichkeit dieser anderen Frau spüren. Ich könnte sie verletzen, dachte Madrone, und dieses Erkennen ließ sie zärtlich empfinden.

„Doch, ich möchte“, sagte Madrone. Sie ließ ihre Hände über Isis' Körper gleiten, den sie schon kannte, bis hin zu ihrer Zellstruktur. Isis zog Madrones Hemd aus und ließ ihre Hände zur Hose gleiten. Madrone fühlte Isis' festen Bauch, ihre runden Beine und ließ ihre Hände und Zunge und die Wärme ihres eigenen Fleisches ein Feuer in der gemeißelten Schönheit entfachen. Tief im Körper lag der Geist, das Herz, und sie suchte danach. Sie fand wütendenden Stolz und ohnmächtigen Zorn, der dem ihren gleichkam. Wie zwei Lavaströme flossen sie ineinander, vereinten sich.

Sie segelten die Küste entlang, vorbei an den leeren Stränden und Hügeln, die silbrig-grün schimmerten durch den frühen Winterregen. Sie segelten langsam, nachts, bewegten sich nur in den Stunden der Dunkelheit weiter, bis die Erschöpfung sie zur Ruhe zwang und sie während des Tages in versteckten kleinen Buchten ankerten. Jeden Nachmittag wurde Madrone durch die geübten Hände von Isis geweckt. Sie streichelte, verweilte an den sensibelsten Stellen. Sex war mit Isis reine Kunst; hier fand sich nichts von der süßen Verspieltheit, die sie mit Nita empfunden hatte oder von der Tiefe, die sie mit Bird geteilt hatte oder auch von der einfachen, alltäglichen Partnerschaft, die sie mit Sandy verbunden hatte. Isis liebte so, wie sie ihr Boot segelte, mit großer Konzentration und im Bewußtsein jeder Strömung und jeder Änderung der Windrichtung. Ihre Finger manövierten Madrone durch Gezeiten der Lust, die sich aufbäumten und zurückwichen wie ein riesiger Meeresschwall. Wieder und immer wieder brachte sie Madrone zu dem schwebenden, schwerelosen Ort kurz vor dem Gipfel, wurde dann weicher, um erneut die Spannung und das Vergnügen gleichzeitig aufzubauen und dann, nur durch eine kleine Veränderung des Rhythmus oder des Drucks, Madrone über den Rand hinaus fallen zu lassen und sie kommen und kommen und

kommen zu fühlen. Selten ließ sie Madrone das gleiche für sie tun. Sie fühlte sich wohl im Geben der Freude, aber unwohl, wenn sie sie empfangen sollte.

Sie wichen Feuerbaken und Suchlichtern aus, lenkten das Boot sicher durch den zunehmenden Schiffsverkehr, während sie sich der Bucht von Morro näherten. Am Strand sahen sie graue Baracken und Straßen und Industrie. In dieser Nacht passierten sie die geisterhafte, verfallene Kulisse eines stillgelegten Nuklear-Reaktors und segelten in den Hafen der Bucht von Avalon.

Bird hatte sie gut auf die Monster vorbereitet, und so war Madrone nicht überrascht über die Erscheinung der Leute, die herauskamen, um sie zu begrüßen. Jeder schien Isis zu kennen, und während die Männer eine respektvolle Distanz hielten, versammelte sich eine Schar junger Mädchen um sie herum, die eifrig plapperten. Eine ältere Frau, die Autorität und Vertrauen ausstrahlte, näherte sich Madrone. Die Augen der Frau waren klar und fest über einer klaffenden Wunde, die sich von ihren Nasenlöchern bis zum Kinn auftrat. Madrone bemerkte eine ziemlich große Gaumenspalte. Sie fühlte Wut im Bauch aufkommen, denn dies hätte korrigiert werden können als die Frau ein kleines Kind war. Und so vieles, das sie sah, hätte korrigiert werden können, doch es war nicht geschehen.

„Ich bin Rhea“, sagte die Frau in einer sonoren Stimme, ein wenig undeutlich.

„Bird hat mir von dir erzählt“, sagte Madrone. „Er hat mich geschickt. Ich bin Madrone. Ich bin eine Heilerin.“

„Willkommen.“

Sie fand Unterkunft in Rheas' Haus – eine Matte auf dem Fußboden, niedrig aber bequem, vielleicht dieselbe, auf der Bird geschlafen hatte. Madrone fühlte sich ihm plötzlich sehr nahe, als sie seine Route zurückverfolgte. Wo war er jetzt? War er nach Sams Eingriff wieder geheilt? Lief er jetzt besser, weniger schmerzhaft? Wenn sie ihre Augen schloß und sich ihm zuwandte... aber Rhea rief zum Abendessen.

Ein Tisch war gedeckt mit Suppentöpfen, Gemüse und Platten mit gebratenem Fisch, und die Leute nahmen sich, was sie wollten. Isis kam heran und gab Madrone einen gefüllten Teller.

„Genieß' dein Essen“, sagte sie. „Dies ist das letzte vernünftige Essen, das wir in nächster Zeit sehen werden.“

Eine Menge freundlicher Leute hatte sich in Rheas Zimmer versammelt, sie standen bis hinaus auf die Veranda, von wo man die Bucht überblicken konnte. Einige von ihnen sahen aus wie Monster, aber viele waren auch gut gewachsene junge Männer, einige gekleidet in die Lumpen einer Uniform.

„Wir sind kürzlich mit Deserteuren überflutet worden“, sagte Rhea, die neben Madrone stand. „Keiner möchte mehr in diesem neuen Krieg kämpfen, der kommen wird.“

„Krieg gegen den Norden?“ fragte Madrone ruhig.

„Das scheint der Plan zu sein. Es gibt aber viele Krankheiten unter den Jungs. Wenn sie ein oder zwei Wochen ohne diese Booster sind, fangen sie an zu husten und zu erbrechen und alles was am einen Ende hineingeht, kommt am anderen gleich wieder heraus.“

„Vielleicht kann ich helfen.“

„Das hoffe ich sehr.“

„Darum bin ich ja hier“, sagte Madrone. „Um in jeder möglichen Hinsicht zu helfen.“

„Was ist mit uns?“ sagte Rhea während sie Madrones Ellbogen berührte und in ihre Augen sah. „Kannst du uns auch helfen?“

Es fällt ihr schwer, das zu fragen, dachte Madrone. Sie ist eine stolze Frau. Sie antwortete ihr mit leiser und freundlicher Stimme.

„Es tut mir leid, Rhea. Ich kann euch am Leben erhalten, aber ich kann keine Gliedmaßen wachsen lassen oder dein Gesicht verändern. Ich bin eine Heilerin, aber kein Wunderdoktor.“

„Dein Freund hat ein paar Wunder vollbracht, wie ich gehört habe.“

„Bird?“ Madrone lächelte, und klopfte leise Rheas Hand. „Ja, weißt du, er ist ein Wunderdoktor, aber kein Heiler.“

„Was meinst du damit?“

„Ich meine, daß uns manchmal in Situationen, in denen es auf Leben und Tod ankommt, Talente zuwachsen, die über das hinausgehen, was wir normalerweise tun können. Wunder passieren. Aber Heiler zu sein, bedeutet zu lernen, weniger Wunder, aber diese öfter und regelmäßiger geschehen zu lassen.“

„Wenn du irgendwas tun kannst, was dem nahe kommt, was Bird tat, und dies regelmäßig, dann wird es uns schon gut gehen“, sagte ein junger Mann, der auf sie zukam. Er hatte eine schlanke Statur, mehr wie ein Junge, mit dunklem Haar, das er aus seiner Stirn streifte, als er Madrone mit hellen, blauen Augen ansah. „Also dich hat Bird geschickt. Dann hat er also seine Leute gefunden?“

„Ja, das hat er.“ Madrone lächelte.

„Er wollte selbst zurückkommen, aber seine Beine waren in einem sehr schlechten Zustand.“

„Ich weiß, ich war mit ihm im Knast. Heiße Littlejohn.“ Er streckte seine Hand aus, und Madrone nahm sie.

„Er sprach von dir.“

„Klar hat er das.“

„Er sagte, wenn ich dich treffe, soll ich dich ganz lieb grüßen.“

„Das sagte er, wirklich?“

„Ja, das sagte er.“

Littlejohn stand nur da, in Gedanken versunken, aber ausdruckslos.

Irgendwie fühlte Madrone, daß sie Freunde sein würden. Sie waren durch Bird miteinander verbunden, der es von hier aus bis nach Hause geschafft hatte, trotz aller Gefahren. Das war ein wahres Wunder. Und sicher würden weitere folgen.

Der Raum war voller kranker, junger Männer, die sich auf einem Notlager aus alten Decken hin und her warfen, und durch ihre mit Flüssigkeit gefüllten Lungen keuchte und pfiß ihr Atem. Madrone suchte sich wahllos einen aus und legte ihre Hand auf seine Stirn. Er fieberte und phantasierte im Schlaf. Göttin, es gab so viele von ihnen, wie sollte sie sie alle heilen? Und außerdem mußte dieser Raum dringend saubergemacht werden. Durch den Staub fing sie bereits selbst an zu husten. Sie würde dies mit Rhea besprechen müssen. Sie brauchten eine bessere Organisation, mehr grundsätzliche Krankenpflege. Aber jetzt mußte sie sich konzentrieren.

Sie verlangsamte ihren Atem, suchte die Aura ihres Patienten. Nun, es gab genug zu sehen und keine Schwierigkeit, Gründe für seinen Zustand zu finden. Sie bewegte sich durch Wolken von fliegenden Löwenzahnsamen, bemüht, sie nicht einzuatmen. Aber dies war nichts Ungewöhnliches, lediglich die Handschrift eines gewöhnlichen Erkältungsvirus in der Ch'i-Welt. Stinkende Schwärme von Bakterien bildeten eine Lache in den feuchten Spalten seiner Lunge. Konnte das wirklich alles sein? Eine gewöhnliche Grippe tobte sich mit einer Lungenentzündung aus?

Sie veränderte ihre Wahrnehmung, suchte nach dem roten Glühen des Blutstroms. Da war er. Sie tauchte hinein, erlaubte ihrem Bewußtsein hinunter zu den Arterien zu schwimmen, schmeckte das Eisen und den Rost des Hämoglobins. Aber wo waren die weißen

Blutkörperchen? Göttin, dies wäre so viel einfacher, wenn ein Labor und ein Mikroskop vorhanden wären. Sie haßte es, nur auf die Fähigkeiten ihrer eigenen, hellsichtigen Vision angewiesen zu sein. Aber nur deshalb war sie gekommen, sagte sie sich und fuhr fort, jetzt nach dem Lymphsystem zu suchen. Sie wanderte durch ein ausgetrocknetes Flußbett, verunreinigt durch Steine. Sie tauchte ihre Hand in den weichen Sand auf dem Grund. Ja, es gab noch etwas Feuchtigkeit tief unter der Oberfläche, aber sie konnte nicht sagen, ob sie jemals wieder ansteigen würde.

„Es gibt gute und schlechte Nachrichten“, erklärte Madrone Isis und Rhea während des Abendessens. Rhea hatte einen Bohneneintopf gekocht, und Madrone stippte voller Hunger große Stücke Brot in die Sauce. Sie fühlte sich ausgelaugt, aber gleichzeitig glücklich. Als Heilerin zu arbeiten, war sehr erschöpfend, fordernd, aber dazu war sie geboren, und sie war glücklich, wieder arbeiten zu können. „Wir scheinen es nicht mit irgendetwas Furchtbarem zu tun zu haben, und das ist gut. Überwiegend gewöhnliche Erkältungen, Grippe, einige Parasiten im Verdauungstrakt. Aber das Problem ist dabei, daß bei all diesen Jungs das Immunsystem nicht funktioniert. Ich weiß nicht genau, wie die Booster wirken, aber es scheint, als würden sie eine Abhängigkeit hervorrufen. Werden sie dann vorenthalten, hat das Immunsystem seine Fähigkeit verloren, sich selbst wieder zu stimulieren. Vielleicht kommt es später wieder, vielleicht aber auch nicht.“

„Was können wir tun?“ fragte Rhea.

„Stiehl uns eine Schiffsladung Antivirus-Tabletten!“ sagte Madrone zu Isis.

Isis schüttelte ihren Kopf. „Sie lagern sie nicht mehr hier oben. Nur Booster, diese Immun-Verstärker. Vielleicht können die Hillboys weiter südlich welche bekommen, aber das Problem beim Transport großer Mengen... du wirst es selbst sehen können, wenn du dorthin gehst.“

Madrone rutschte unruhig hin und her. Jeder hier schien zu erwarten, daß sie, nachdem sie die Situation hier unter Kontrolle gebracht hatte, weiter nach Süden gehen würde, um dort die Gruppen in den Bergen zu treffen. Soll ich? fragte sie sich. Hier ist es einigermaßen sicher, aber weiter unten? Ich möchte nicht gehen, aber hierher wollte ich auch nicht kommen und werde doch dringend gebraucht. Habe ich das Recht, weiteren Anstrengungen auszuweichen?

Aber diese Frage stand im Moment nicht zur Diskussion. Jetzt mußte sie sich mit der hiesigen Situation beschäftigen. „Seht mal, dies möchte ich gern ausprobieren“, sagte sie.

„Zunächst möchte ich alle neuen Deserteure, die noch nicht erkrankt sind, für ein bis zwei Wochen von den anderen isolieren. Haltet sie fern von den anderen, von den Krankenzimmern. Ich zeige euch, wie man Masken herstellt, die vor den Bakterien schützen. Und es gibt einige Fragen zu beantworten in Bezug auf Hygienemaßnahmen. Dann kann ich mir ihr Immunsystem anschauen und vielleicht gibt es eine Möglichkeit, dies wieder anzukurbeln oder es auf natürliche Weise wieder zu beleben, wenn wir die Zeit dazu haben.

Als nächstes möchte ich mir eure Kräutergärten ansehen und einen Spaziergang in den Wald machen. Je mehr wir mit Kräutern machen können, desto besser kann ich mit meiner Energie haushalten, die auch ihre Grenzen hat. Ich kann einige der Jungs heilen, aber ich kann keine dreißig schwerkranken Männer morgen heilen und erneut am nächsten Tag und am übernächsten. Und Isis, wenn du mir einige Boosters besorgen könntest... Ich weiß nicht, wie ich sie ohne Ausrüstung analysieren kann, aber ich werde mir etwas einfallen lassen.“

Madrone stellte fest, daß die Monster, wenn sie Anweisungen erhielten, gute Mitarbeiter waren. Binnen einer Woche hatten sie die Krankenzimmer gründlich gereinigt, ernteten und trockneten die Kräuter, die Madrone ihnen gezeigt hatte, brühten Tee auf und servierten ihn in großen Bottichen. Sie lehrte sie Kompressen gegen das Fieber anzulegen und gab ihnen Echinaceasamen, um sie für die Zukunft auszusäen. Die letzte Gruppe der Deserteure, mit Masken und Handschuhen versehen und in einem anderen Gebäude untergebracht, blieb relativ gesund. Die Tage vergingen. Neumond folgte auf Vollmond. Im Norden würden die Straßen von Alt-Chinatown mit Menschen überflutet sein, die blühenden Kirschzweige nach Hause trugen, und in der vom Mondlicht erhellten Nacht, würden die Seiden- und Brokat-Drachen sich durch die Straßen winden, begleitet von einem riesigen Gefolge von Trommlern und Tänzern. Was war dies für ein Jahr in der chinesischen Astrologie, das Jahr der Ratte oder des Pferdes oder das der Schlange? Sie mußte es wissen; sie konnte sich aber nicht erinnern. Doch das war eine andere Welt, otro mundo. In dieser Welt ging es einigen der Kranken besser. Einige starben.

Madrone ging hinaus in den Wald, wo die Morgensonne herunterschien auf eine lebenspendende Eiche. Unter ihr wuchs Gras, das durch den Winterregen eine saftig grüne Farbe hatte, und Madrone breitete eine Decke aus und legte sich dorthin, wo die Blätter das sprenkelnde Sonnenlicht hindurchließen und sie in großen und kleinen Flecken erwärmte. Die Wärme würde helfen. In ihrer Hand hielt sie eine blaue Pille, einen der Booster, die Isis für sie besorgt hatte. Sie überlegte, was sie damit anfangen sollte.

Ich weiß, was ich zu tun habe, sagte sie sich, aber sie zögerte. Ohne Labor, ohne Ausrüstung, hatte sie keine Möglichkeit, die Pille zu analysieren. Sie konnte versuchen, deren Ch'i-Bereich zu sehen, um die Molekularstruktur zu erkennen, aber Hellsichtigkeit war niemals derart exakt.

Aber wenn sie sie selbst einnahm, könnte sie die Effekte an ihrem eigenen Körper wahrnehmen, beobachten, wie ihr Immunsystem auf die Droge reagiert.

Mädchen, hier bist du schon einmal angelangt, sagte sie sich. Wie viele Unterrichtsstunden hattest du zu dem Thema, daß eine Heilerin niemals mit ihrem eigenen Körper experimentieren darf? Aber was kann ich sonst machen? Ich bin nicht so arrogant wie früher. Ich glaube nicht, daß ich unbedingt jeden Ansturm überwinden kann, und mein eigenes Immunsystem ist zur Zeit sehr gut, danke. Wenn es nicht kaputt ist, fummel nicht daran herum, wie Johanna gesagt hätte.

Nichtsdestotrotz werde ich es tun, nicht wahr?

Sie öffnete ihre Wasserflasche und verspritzte ein paar Tropfen als Opfer und hielt sie hoch in die Sonne. „Salud!“ sagte sie laut. Da der Trinkspruch „auf deine Gesundheit“ bedeutete, erschien ihr dies angebracht. Sie nahm die Pille in ihren Mund, schluckte sie mit Wasser und legte sich auf die Erde, um zu warten. Sie döste für eine halbe Stunde. Wirklich, sie war erschöpft, so müde, daß sie, seit sie mit der Heilarbeit begonnen hatte, alle Angebote von Isis, eine Nacht an Bord zu verbringen, abgelehnt hatte. Dann ließ eine sanfte Veränderung in ihrem Körper sie wach werden. Sie rief ihre Geisthelfer, brachte ihren Atem in den richtigen Rhythmus, der ihr helfen würde, in Trance zu kommen und begann, ihren eigenen Blutstrom zu beobachten.

Sie schwamm in klarem Serum, salzig wie der Ozean, und ihre eigenen Zellen sahen aus wie Fische, lebendige, schnelle rote Fische, und weiße Fische verschiedener Größen und Formen, einige groß und stattlich. Sie sonderten Farben und Geschmacksrichtungen ab,

die das Wasser, dort wo sie schwammen, klärten. Einige aktive, mit scharfen Zähnen, bewegten sich zu den vernichtenden Eindringlingen hin.

Der Strom fühlte sich gesund an und voller Leben. Aber etwas war anders, abnorm; sie konnte nicht genau identifizieren, wie oder was es war. Sie drehte sich, um stromaufwärts gegen den Druck ihres eigenen Blutes zu wandern. Sie stand vor geschlossenen Venenklappen. Dies ist dumm, sagte sie sich, du vergißt alles, was du über Magie weißt. Visualisiere einfach, wo du sein möchtest.

Das Knochenmark, wo die weißen Zellen geboren werden. Sie war da, plötzlich, mitten in der guten braunen Erde eines Gartens. Und die weißen Zellen waren keine Fische, sondern eine Art Blume, die auf einem langen Stamm aus dem Boden herauswuchs, sich in einen Ballon veränderte und forttrieb. Und hier, ja, hier gab es einen Unterschied, einen neuen Geschmack, einen neuen Geruch, als ob jemand ein chemisches Düngemittel auf einen natürlichen Boden gegossen hatte, und die Pflanzen wuchsen und blühten jetzt schneller. Diese eine Dosis wird mir nicht schaden, dachte Madrone, aber wenn ich diese Droge Tag für Tag, Jahr für Jahr nähme, es würde letztlich den Boden auslaugen... Ich weiß immer noch nicht, was es ist, nur was es verursacht, und das hatte ich bereits vermutet. Ich bin jetzt müde und kann dies allein nicht weiter verfolgen, ohne Rückhalt. Soviel habe ich jedenfalls gelernt. Langsam atmend, ließ sie sich vom Sonnenlicht, das auf ihrem Gesicht spielte, zurückrufen.

„So, das war's“, sagte Madrone. Sie saß mit Rhea und Isis auf der Veranda von Rheas Haus, und sie sahen zu, wie die Wellen die letzten Strahlen des Sonnenuntergangs aufleckten. Littlejohn war herübergekommen, um sich zu ihnen zu gesellen, und Isis hatte sich abrupt von ihm abgewandt.

Madrone, der diese Grobheit peinlich war, zeigte ihm ein warmes Lächeln. „Ich weiß noch immer nicht genau, was die Booster sind, aber ich habe eine Vermutung. Ich nehme an, es sind synthetische Cytokine.“

„Was?“ fragte Littlejohn.

„Cytokine wirken wie Hormone auf das Immunsystem. Sie stimulieren die Produktion der weißen Blutkörperchen.“

„Wenn du es sagst, Baby“, meinte Isis.

„Was bedeutet all das für uns?“

„Es bedeutet, daß du Glück hast, wenn du sie nicht mehr nimmst, daß du noch mehr Glück hast, wenn du sie niemals genommen hast. Ich glaube nicht, daß es langfristig gefahrlos ist, das Knochenmark derart zu stimulieren. Ich würde meinen, daß es in einigen Jahren viele Fälle von Leukämie geben wird.“

„Ich habe schon vor einigen Jahren damit aufgehört“, sagte Isis. „Es war zu anstrengend, sie klauen zu gehen. Also habe ich mein Boot mit Wasser und Lebensmitteln vollgeladen, bin zu einer netten, kleinen Bucht gesegelt – sie blinzelte Madrone zu – und habe mich einen Monat dort aufgehalten. Klar, ich wurde krank, aber das ging vorbei. Seit dem vertraue ich auf mein Glück.“

„Das ist gut zu wissen“, sagte Madrone. „Es zeigt, daß das System seine Funktionsfähigkeit selbständig und auf natürliche Weise wieder herstellen kann. Da du dich allein auf dem Boot befandst, warst du geschützt vor den schwersten Infektionen während der Periode, in der du am anfälligsten warst.“

„Also was machen wir nun?“ fragte Rhea.

„Fortfahren mit dem was wir bereits tun. Leider kann ich nicht einfach so den Stoffwechsel dieser Männer verändern. Ihr Knochenmark ist wie ein überdüngtes Feld; es muß allmählich entgiftet werden. Aber Kräuter sind dafür sehr gut, und ich kann euch alle Punkte am Körper zeigen, die angeregt werden müssen. Wir haben keine Akupunkturnadeln, aber Massagen und Druckmassagen helfen.“

Isis setzte sich dicht neben sie und flüsterte ihr ins Ohr. „Ich habe einige Punkte, die ich gern durch dich stimuliert hätte. Wie wär’s mit heute Nacht?“

Bevor Madrone antworten konnte, begann Littlejohn zu sprechen.

„Habe heute etwas von Hijohn gehört, aus dem Camp außerhalb von Angel City. Er möchte wissen, wann du kommen kannst, um dort zu helfen. Ich habe mich angeboten, dich dorthin zu führen, wenn du gehen willst.“

„Erst in einigen Wochen“, sagte Madrone schnell. „Soviel Zeit brauche ich mindestens, um diese Männer zu überwachen. Ich muß sehen, ob ihre weißen Blutkörperchen in Schwung kommen.“ Und dann möchte ich nach Hause gehen, dachte sie, aber gleich darauf wußte sie bereits, daß sie es nicht tun würde. Ihre Träume waren noch immer gefüllt mit Bildern von trockenen, staubigen Straßen und Durst.

Jetzt war nicht mehr von der Sonne zu sehen als ein rosa Schein am Himmel und ein paar kleine Farbflecken, die auf den dunklen Wellentälern spielten. Ich muß diese Information nach Hause bringen, dachte Madrone. Aber rechtfertigt das meine Rückkehr?

Alles ist bisher nur eine Vermutung, nicht viel anders als die Spekulationen, die wir bei den morgendlichen Treffen beim Kaffeetrinken ausspinnen. Ich habe noch immer nicht erfahren, was unsere Epidemien auslöst oder eines der Gegengifte untersucht. Ich habe noch nicht viel getan, um dem Netzwerk zu helfen, eine nennenswerte Anzahl von Soldaten von dem Invasionsgedanken abzubringen. Vielleicht sollte ich weiter nach Süden gehen.

„Ich gebe ihm diese Nachricht weiter. Kann ich ihm sagen, daß du in drei, vier Wochen kommen wirst?“

„Laß' mich darüber schlafen.“

Littlejohn ging wieder, und Rhea begab sich ins Haus und ließ Madrone und Isis allein.

„Komm' heute Abend mit mir zum Boot“, sagte Isis, während sie ihre Hand um Madrones Hüfte legte. „Ich werde gut zu dir sein. Du wirst es nicht bereuen.“

Madrone wand sich heraus. Isis Hand glitt von ihrer Brust. Was ist los mit mir, fragte sie sich. Ist es nur Müdigkeit? Aber das hat mich noch nie daran gehindert, Sex zu haben. Doch mit Bird oder Nita oder Sandy, die sie verstanden, war der Liebesakt etwas gewesen, was sie erfüllt hatte, sie wie ein Schluck kalten Wassers nach einem langen Lauf erfrischt hatte. Mit Isis war Sex eine körperliche Übung, die eine Ausdauer verlangte, die sie nicht besaß.

„Ich weiß, du bist müde“, sagte Isis. „Ich werde dich nicht weiter belästigen, wenn du nicht willst. Aber ich könnte dich nähren und deinen Rücken massieren und du würdest so gut schlafen können auf dem Wasser.“

„Vielleicht morgen“, sagte Madrone. „Ich werde früh da sein. Ich sollte dich sowieso überprüfen, um zu sehen, wie du ohne die Drogen zurechtkommst. Sie sollten jetzt fast aus deinem Körper heraussein.“

„Komm heute.“

„Ich muß arbeiten.“

„Was für eine Arbeit mußt du nachts machen?“

„Träumen.“ Und während sie das sagte, bemerkte sie, daß es wahr war.

In ihrem Traum schwamm sie, nein sie flog nicht, sie schwamm durch die Luft, die zäh und neblig war. Die Luft zerzte an ihr wie eine Sturmflut und zog sie gen Süden. Ja, so fühle ich mich, dachte sie: gefangen in einem Sog, der für mich zu stark ist, der nicht mitreißt. Aber ich muß lernen, Widerstand zu leisten; sonst wird mich die Flut

nach Süden tragen, um in der Stadt der Engel zu dursten. Vielleicht werde ich dorthin gehen, aber es muß meine Entscheidung sein; ich kann nicht einfach hineindriften. Ihre wirkliche Angst jedoch schien hinter den Camps in den Hügeln und den trockenen Straßen dort unten zu liegen. Sie hatte keine Angst vor dem Kampf dort unten im Süden, sie hatte nur Angst, dieser leeren Stelle in ihrer Erinnerung wieder näher zu kommen. Lily. Ich träume mich zu Lily, sagte sie sich fest. Lily, Lily, Lily! Sie sagte den Namen bis ein Gesicht erschien, Augen, die ihr wie ein nach innen gekehrtes Lächeln in der Nacht zublinzelten.

„Madrone, geht es dir gut?“

„Ich habe einige Informationen für den Rat der Heiler.“

„Gib sie mir.“

Madrone erklärte ihr, was sie über die Booster vermutete. Dann mußte sie warten und es erneut erklären, während Lily die Bezeichnungen aufschrieb, die sie nicht kannte.

„Und die Invasion?“ fragte Lily.

„Ich weiß es nicht. Ein Gerücht hier sagt, daß sie es irgendwann im Frühling planen.“

„Und du, Kind? Geht es dir gut?“

„Sie möchten, daß ich weiter nach Süden gehe, direkt nach Angel City. Ich habe Angst. Aber das macht nichts. Ich meine, es scheint kein Grund zu sein, es nicht zu tun.“

„Wo Angst ist, ist auch Kraft.“

„Das hast du mir schon einmal gesagt. Lily, wie weiß ich, daß dies Wirklichkeit ist, daß du mich wirklich hörst, daß Sam auch diese Nachricht bekommt? Was, wenn dies alles nur in meinem Geist passiert?“

„Ich kann es dir nicht beweisen“, sagte Lily. „Ich kann dir sagen, daß es Maya gut geht, daß Bird operiert wurde und er sich gut erholt, daß die Regenfälle dieses Jahr sehr gut waren. Ich kann dir sagen, daß du Vertrauen haben sollst.“

„Ich habe keine große Wahl, nicht wahr?“

„Und ich gebe dir einen guten Rat. Bilde die Leute, die dich ersetzen werden, gut aus, bevor du gehst. Laß diese Leute nicht von dir abhängig sein. Letztlich ist das nicht gesünder als von den Boostern abhängig zu sein.“

„Ich habe damit begonnen, Lily. Ich werde Gruppen ausbilden und sie lehren, mit Kräutern zu arbeiten, mit Akupressur und Massage. Ich habe Vorträge in Bakteriologie und Ch'i und Hygiene gehalten.“

„Und versuche, etwas Spaß zu haben.“

Das Bild von Isis zeigte sich in dem Traum, obwohl Madrone ihre Konzentration auf etwas anderes lenken wollte, um es zu verdrängen. Lilys dünne Augenbrauen wurden zu zwei perfekten Bogen.

„Hab’ viel Spaß“, sagte sie. Dann schlüpfte Madrone aus diesem erleuchteten Ort und in andere Träume, wo sie und Isis nebeneinander lagen, bronzefarbene neben blau-schwarzer Haut. Aber niemand steuert das Boot, wollte Madrone rufen. Isis legte ihre Hand auf Madrones Lippen und schloß sie mit ihren eigenen. Sie konnte nicht sprechen, und sie wollte auch nicht mehr sprechen. Der Ozean wiegte sie sanft, während das Boot nach Süden trieb.

Ein glutheißer Wind strich durch den Canyon. Madrone und Littlejohn keuchten einen schmalen, kaum wahrnehmbaren Pfad entlang, der sich an den Flanke des Abhangs entlang wand. Unter ihnen schlängelte sich das Bett eines ausgetrockneten Flusses. Seufzend verlagerte Madrone das Gewicht ihres Rucksacks. Obendrauf schleppte sie noch einen Fünf-Gallonen-Kanister mit sich. Das Wasser stammte von der Solar-Ladestation an der Küste. Sie war nicht so sicher, ob entsalzenes Meerwasser wirklich trinkbar war, doch Littlejohn hielt ihr einen langen Vortrag über die brillante Funktionsweise der Entsalzungsanlage. Er schwor, daß außerdem auch Schwermetalle und Gifte aus dem Naß entfernt worden seien. Und, sagte sein belustigter Blick, wenn du erst ein bißchen länger hier draußen unterwegs bist, wird dir so etwas egal.

Und was zählte, was wirklich zählte: Sie war in den Southlands. Nahezu drei Monate lang hatte sie bei den Monstern zugebracht. Hatte Heilkurse abgehalten und immer wieder wichtige Verhaltensmaßregeln erklärt. Nach dem zweiten Monat lag die Überlebensrate der Deserteure bei immerhin neunzig Prozent. Die Arbeit riß nicht ab, aber sie wußte, das Wichtigste und Allernotwendigste war getan.

Isis segelte sie die Küste hinunter, sie hatte verlangt, daß Littlejohn oben auf Deck schlief. Sie war voll böser Vorahnungen.

„Paß auf dich und ihn auf“, sagte sie zu Madrone, „versuche keine heldenhaften oder törichten Dinge.“

„Ich bin nicht töricht, und ich bin auch nicht heldenhaft.“ Inseheim hatte Madrone ebenfalls Befürchtungen, aber sie ließ sich nichts anmerken. Ahnungsvolle Träume suchten sie heim, und ihre Gedanken wanderten oft zu Bird. Von Zeit zu Zeit schien er ihr ganz nahe zu sein, und sie hörte im Geiste seine Lieder.

Die heiße Luft im Canyon trocknete Haut und Lippen aus. Die Riemen des Rucksacks schnitten ihr ins Fleisch, mühsam hakte sie ihre Daumen darunter, um ihren Rücken etwas zu entlasten. Sie kletterten langsam vorwärts, hielten sich dicht an die steilen Wände des Canyons und klammerten sich dabei an Zweige und Büsche. Hier und da schlängelte sich der Pfad im Schatten kümmerlicher Bäume und Büsche, deren ledrige Blätter blaugrün von der staubigen Einöde abstachen. Hoch über ihren Köpfen zogen zwei Geier langsam ihre Kreise, geduldig wartend. Salbeibüsche verbreiteten betäubenden Duft, wenn sie im Vorbeigehen gestreift wurden. Kein Laut war vernehmbar, außer dem Tappen ihrer eigenen Füße und dem steten Wehen des Windes.

Nach einigen Stunden verzweigte sich der Canyon. Sie marschierten in der Mitte des ausgetrockneten Flußbettes, passierten dann und wann schlammige Stellen. Spiegelglatt geschliffene Steine zeugten von der Gewalt des Wassers.

„Gibt es überhaupt Wasser hier?“ fragte Madrone zweifelnd.

„Einige Wochen im Jahr, nach Mittwinter, wenn es genug geschneit oder geregnet hat“, erklärte Littlejohn.

Größere Bäume tauchten auf, Sykamoren mit gefleckter Rinde und Eichen. Sie wurden von den Canyonwänden beschattet. Madrone empfand dankbar die kühlere Luft, die die peinigende Trockenheit ihrer Kehle etwas milderte. Wie gern wäre sie stehen geblieben und hätte einen Schluck Wasser getrunken. Doch Littlejohn wanderte ungerührt weiter, und Madrone riß sich zusammen.

Sie wanderten nun ziemlich geschützt unter Bäumen. Madrone merkte, wie Littlejohn beschwingter ging, gleichmäßiger ausgreifend. Der Canyon verengte sich und das Flußbett machte immer mehr Biegungen.

Sie kamen um eine besonders enge Biegung, als Madrone plötzlich in die Mündung eines alten Gewehrs blickte. Der Junge dahinter sah kaum älter aus als vierzehn, ein dunkelbrauner Boy mit langem schmutzigen Haar, das ihm strähnig über die Stirn in die Augen fiel. Madrone war entsetzt, sie hatte nichts gesehen oder gehört.

„Wer ist unsere Mutter?“ fragte der Boy drohend.

„Unsere Mutter ist die Erde“, gab Littlejohn zurück, „wie geht's und steht's, Begood?“

„Oldjohn starb heute nacht“, sagte der Boy, „wir haben seinen Körper nach oben auf die Felsen gebracht. Wer ist denn das da?“ Er machte mit dem Gewehrlauf eine Bewegung Richtung Madrone.

„Die Heilerin.“

Abrupt ließ Begood das Gewehr sinken und starrte Madrone an. Sein Gesichtsausdruck schwankte zwischen Skepsis und freudiger Hoffnung, ein Ausdruck, der Madrone mit Unbehagen erfüllte.

„Trinkt tief am Tage des Sieges!“ sagte er.

Madrone hörte seine Worte mit Erstaunen, doch dann erkannte sie, daß dies eine formelle Grußformel war, ähnlich dem „Mögest du niemals durstig sein“ aus ihrer Kindheit.

„Que nunca tengas hambre. Que nunca tengas sed“, antwortete sie.

Littlejohn wurde blaß. Begood blickte blitzschnell um sich, als fürchte er, irgend jemand, außer ihnen, könnte diese Worte auch gehört haben.

„Spanisch, nicht wahr?“ fragte Littlejohn, „ich habe es seit meiner Kindheit nicht mehr gehört. Ausgenommen von Bird, wenn er wütend war.“

„Paß auf“, warnte Begood, „wenn das irgend jemand in Angel City hört, bist du schneller im Gefängnis als du denken kannst. Und du hast keine Chance, irgend jemanden zu benachrichtigen. Sie haben es hier nicht so mit den teuflischen, fremden Sprachen, die Stewards.“

Er führte sie durch dichtes Unterholz zwischen großen Felsbrocken. Dahinter weitete sich das Gelände zu einer kleinen Lichtung. Zehn, zwanzig Leute saßen oder lagen hier im Schatten der Felsen. Zwei Personen lösten sich aus der Menge und kamen ihnen entgegen.

„Das ist die Heilerin“, rief ihnen Begood zu.

Ein Mann mit wildem, grauen Bart und strengen blauen Augen stellte sich selbst als Baptist vor. Die zweite Person war schlank und hochgewachsen, wirkte geschlechtslos in einem Paar verwaschener Jeans und einem grauen Baumwolltrikot. Ihr Name, so sagte sie, sei Arachne, aber alle würden sie nur Rocky nennen.

„Trinkt tief“, grüßten auch die anderen. Aber niemand bot Madrone auch nur einen Schluck Wasser an, und sie wagte nicht, danach zu fragen, obwohl ihre Kehle unsagbar ausgedörrt war. Jede Zelle ihres Körpers schrie nach Wasser. Niemand, außer ihr, schien solche Beschwerden zu haben. Alle diese Leute wirkten wie von einem leichten Staubschleier bedeckt, mit lederner Haut, ähnlich den Blättern der Bäume hier.

Sie schluckte wieder und empfand ihren Durst daraufhin nur noch schlimmer. Gleichzeitig war sie bestürzt. Waren dies die Leute vom Web, vom Netzwerk, das Herz des Widerstandes gegen die Stewards? Diese zerlumpten, mageren Figuren? Waren dies die Leute, für die sie so weit gewandert war, um ihnen zu helfen?

„Hast du Erfahrung mit Grippe?“ fragte Rocky.

Madrone nickte nur schwach.

„Dann komm doch bitte mal zu Hijohn, er liegt im Sterben.“

Rocky zog sie über ausgestreckt am Boden liegende Menschen. Hijohn lag nackt unter einer schmutzigen Decke. Ein widerlicher Geruch von Schweiß, Kot und Urin schlug Madrone entgegen. Rocky kniete auf der anderen Seite nieder und sagte mit leicht entschuldigendem Ton: „Wir haben versucht, ihn zu waschen. Aber es gibt nicht genug Wasser hier.“

Der Mann war ausgemergelt und bewußtlos. Sein faltiges Gesicht auf dem dünnen Hals erinnerte an einen ausgetrockneten Apfel auf einem Stock. Hijohn. War dies Birds Freund?

Sie kniete nieder und prüfte mit kundiger Hand den abgemagerten Körper. Spuren von früheren Verletzungen, von Knochenbrüchen, Quetschungen und offenbar Schlägen verrieten ihr, was dieser geschundene Körper schon alles erlitten haben mußte. Für einen Moment war ihr, als höre sie jenen gequält langgezogenen Ton, der in Birds Liedern so oft auftauchte. Sie schickte ihre Energieströme durch Hijohn und beobachtete scharf seine Reaktionen, um herauszufinden, warum er so schwer atmete und warum sein Puls so schwach ging. Dann erkannte sie, daß Hijohn unter einer Infektion litt, eine schwere zwar, aber die Krisis schien vorüber zu sein.

„Hat er schon eine Booster-Entziehungskur gemacht?“ fragte sie.

Rocky verneinte: „Er hat nie welche bekommen.“

Madrone atmete erleichtert auf, wenigstens in dieser Hinsicht keine Probleme. Doch dann beschlich sie Furcht, als sie das ganze Ausmaß der Komplikationen erkannte. Krankheiten konnte sie heilen. Aber woran es hier fehlte, waren Essen, Trinken und Ruhe.

Ein alter Witz schoß ihr durch den Kopf, etwas über Instant-Wasser, einfach nur Wasser zufügen und umrühren.

Sie schob den Gedanken beiseite, legte Hijohn die Hände auf die Stirn und begann zu meditieren. Sie konzentrierte ihren ganzen Willen auf Hijohn, atmete tief und regelmäßig und drückte dabei ebenso regelmäßig sanft auf seine Stirn. Als der Kranke ihr ruhiger vorkam, stand sie auf und ging zu dem ausgetrockneten Flußbett. Suchend blickte sie sich um, dann bückte sie sich und ging zurück zu Hijohn. Es war ein kleinerer, runder, völlig glatt geschliffener Stein, den sie mitbrachte. Sie hielt ihn feierlich in alle Vier Heiligen Richtungen und betete um Kraft.

Dann hielt sie den Stein ebenso feierlich dicht über Hijohn. Sie fuhr damit seine Gliedmaßen entlang, von unten nach oben, und

dann, mit einem Ruck riß sie den Stein über Hijohns Kopf hinweg von dem Körper fort. Weit schleuderte sie den Stein fort und mit dem Stein auch die Krankheitsdämonen, die sie aus dem Körper herausgezogen hatte.

„Das Fieber ist fort“, sagte Rocky, die ihre Hand auf Hijohns Stirn legte, ehrfürchtig.

Madrone nickte: „Er wird wieder gesund werden. Können wir ihm etwas Wasser geben?“

Rocky nickte und brachte eine winzige Tasse. „Hijohn“, sagte sie, „hier ist Wasser für dich. Kannst du sitzen?“

Der Kranke stöhnte und schlug die Augen auf. Rocky hob seinen Kopf hoch und hielt ihm die Tasse an die Lippen. Beide beobachteten, wie vorsichtig Hijohn trank. Zuerst nahm er nur einen winzigen Schluck, rollte das köstliche Naß auf seiner Zunge hin und her, und dann erst, nach einem langen, langen Moment, schluckte er. Dann nahm er den nächsten Schluck auf die gleiche Weise. Drei solche Schlucke und die Tasse war leer.

„Kann er noch mehr haben?“ fragte Madrone, „eigentlich müßte er nun sehr viel trinken, sehr viel sogar, um seinen Körper sozusagen durchzuspülen und zu reinigen.“

„Ich bringe ihm noch eine Tasse“, sagte Rocky erschrocken, „aber wir haben nicht viel. Es ist kein gutes Jahr für Wasser.“

„Wir haben doch zehn Gallonen mitgebracht“, wunderte sich Madrone.

„Ja, schon“, gab Rocky zurück, „aber die müssen wir für den Sommer aufheben. Dann trocknen die kleinen Quellen hier auch noch aus.“

„Eine Tasse noch“, sagte Madrone resolut. Sie beugt sich wieder über Hijohn und legte ihm erneut die Hände auf die Stirn. Wieder schickte sie Energieströme durch seinen Körper, um den einsetzenden Reinigungsprozeß durch das Wasser zu unterstützen. Gleichzeitig versuchte sie, ihrer aufsteigenden Panik Herr zu werden: „Wenn das schon alles ist, was er bekommt, wieviel bekomme dann ich?“

Ich überstehe das, versicherte sie sich, ich überlebe das bestimmt, ganz sicher sogar. Doch plötzlich erinnerte sie sich an den Fluß, der neben dem Black Dragon House dahinströmte. Sie hörte förmlich das fröhliche Plätschern, roch die feuchte Erde im Garten hinter dem Haus. Was mache ich nur hier? fragte sie sich verzweifelt. Es gab doch gar keine Arbeit hier für sie.

Aber dann versorgte sie weitere Kranke und fühlte sich doch nütz-

lich. Als sie Stunden später etwas Ruhe fand, bemerkte sie, daß sie und Rocky die einzigen Frauen waren.

„Gibt es gar keine anderen Frauen hier?“ fragte sie.

„Doch, doch. Du wirst sie kennenlernen, wenn es an der Zeit ist“, gab Rocky zurück. Madrone schien es, daß Rocky ihr etwas verbarg, aber sie kam nicht dahinter, was es sein könnte.

„Gibt es noch weitere Kranke?“, fragte Madrone, nachdem sie alle Männer versorgt hatten.

Rocky zögerte: „Ja, einer, aber mit dem ist es, nun ja, anders...“

„Zeig ihn mir!“

Rocky blickte Baptist fragend an, der gerade mit einem Bündel Feuerholz herankam. Ein stummes Zwiegespräch spann sich zwischen ihnen an. Einige Gesten und Handbewegungen, ein Heben der Augenbrauen, ein leichtes Achselzucken. Heimweh durchflutete Madrone. Wie gut sie das von zu Hause kannte. Nur hier war niemand, mit dem sie sich so wortlos und so gut verstand, niemand, der schon einen leisen Seufzer ihrer Lippen zu deuten wußte.

„Dorthin“, sagte Rocky schließlich zu Madrone. Sie gingen um einige Steine herum, folgten einem Trampelpfad und gelangten schließlich in den Schatten einer größeren Sykamore. Rocky nickte in eine Richtung. Madrone folgte ihrem Blick und erschrak. Da lag jemand, ein Mensch, über und über bedeckt von einem Schwarm Bienen. Sie krochen auf ihm herum, schwärmten in dunklen Wolken hoch und ließen sich wieder nieder. Tiefes Gesumm lag in der Luft. Die Bienen waren überall, sie bedeckten das Gesicht dieses Menschen völlig, seine Schultern, seine Arme, den Oberkörper und... Madrone vermochte nicht zu erkennen, war es ein Mann, war es eine Frau, tot oder lebendig oder sterbend? Ihr wurde schlecht. Es war ein Bild, wie aus einem alten Horrorfilm, nur war es Wirklichkeit.

Madrone machte eine Bewegung auf den hilflosen Körper zu. Doch Rocky hielt sie schnell fest und zog sie zurück. „Nicht“, sagte sie, „es geht ihm gut. Die Bienen helfen ihm, es geht ihm gut. Störe ihn nicht, berühre ihn nicht, du machst sonst die kleinen Schwestern böse.“

Madrone wurde hellwach. Aufgepaßt, sagte sie sich. Aufgepaßt! Sie hörte das Summen der Bienen, es klang ihr jetzt geschäftig, hilfreich in den Ohren. Und nun verspürte sie auch die Ausstrahlung eines Heilungsprozesses. Dieser Mann war krank gewesen und nun heilten seine Wunden. Da war nichts, wovor sie sich fürchten mußte. Die Angst kam nur aus ihr selbst.

„Was bedeutet das?“ wandte sie sich halblaut an Rocky.

„Die kleinen Schwestern sind unsere Freunde. Sie leben genauso gern wie wir. Sie füttern uns, wenn es nötig ist, und versorgen unsere Wunden.“

Honig wirkte antiseptisch, das wußte Madrone. Die Leute hier hatten ja nichts, um ihre Wunden zu versorgen. Nur Honig. Und wenn sie den auf ihre Wunden strichen, so kamen auch die Bienen. Aber da gab es offenbar noch anderes, von dem sie nichts wußte.

„Darf ich näher herangehen?“

Rocky verneinte. „Das ist nicht ungefährlich, weil die kleinen Schwestern dich noch nicht kennen. Aber Melissa kommt gleich und gibt ihm Wasser. Dann vielleicht.“

Sie setzten sich ein Stück entfernt nieder. Die Sonne brannte auf sie nieder. Madrone konnte den Duft von wildem Flieder riechen, er hing süß und schwer in der Luft. Man konnte ihn beinahe essen, und er betäubte ihr Durstgefühl. Nach einer Weile tauchte hinter den Büschen ein Lebewesen auf, eine Frau. Sie war von Bienen geradezu eingehüllt. Das Gesumm klang brausend wie ein Lied in der Kirche. Die Luft schien voller Harmonie ebenfalls zu schwingen, Madrone fühlte sich davon mitgerissen und erregt. Und ein Geruch schwebte durch die Luft, übertönte den Duft des Flieders: Honig. Die Frau kam näher, trug sie überhaupt Kleidung? Sie war so über und über mit Bienen bedeckt, daß sie es nicht nötig gehabt hätte.

„Melissa“, flüsterte Rocky.

Melissas Augen waren das einzige, was nicht von Bienen bedeckt war. Sie leuchteten dunkel. Eine einzelne, große Biene löste sich von Melissas Körper, schwirrte laut summend direkt auf Madrone und Rocky zu. Sie umsummte sie mehrfach und schien sie beide geradezu zu beschnüffeln.

„Ruhig!“ warnte Rocky halblaut.

Madrone verhielt sich still. Sie hatte Bienen immer ganz gern gemocht. Sie hatte sogar schon mal bei einem Imker mitgearbeitet, und so versuchte sie in Gedanken dieser Biene ihre Bewunderung und Sympathie entgegen zu senden. Die große Biene flog zurück zu dem großen Schwarm, der Melissa umgab, und verschwand in dem Gewimmel. Nach einem Moment lichtete sich das Bienengewimmel um Melissas Gesicht, ihre Züge wurden sichtbar. Sie lächelte.

„Trink tief!“ grüßte sie, „bist du die Heilerin aus dem Norden?“

„Mögest du niemals Durst leiden“, gab Madrone zurück. Sie sagte es auf Englisch, Spanisch schien hier ja schockierend zu wirken.

Melissa deutete auf den am Boden liegenden und von Bienen

umschwärmten Mann und winkte Madrone, ihr zu folgen. „Keine Angst vor den kleinen Schwestern“, sagte sie, „mit mir zusammen bist du sicher.“

Sie knieten neben dem Mann nieder. Madrone hatte Mühe, seine Aura zu sehen. Ausstrahlung und Farben der Aura wurden immer wieder durch die schwärmenden Bienen unterbrochen. Sie konzentrierte sich, und dann merkte sie, daß Bienen und Mann eins waren. Die Bienen waren seine Aura, seine Vitalität, und ihre Bewegungen waren auch seine, stützten sein krankes Energiefeld mehr als sie selbst es durch Handauflegen hätte tun können. Dann bemerkte sie, wie die Bewegungen der Insekten präzise mit dem Muster heilender Energie übereinstimmten. Die innere Schicht der Insekten, die auf der Haut des Mannes herumkrabbelten, bildeten einen ätherischen Körper, und der äußere Schwarm formte ein kraftvolles, schützendes Energiefeld um ihn herum.

Dann sah sie die Wunden des Mannes. Vermutlich Verbrennungen durch Schüsse aus Lasergewehren. Madrone empfand tiefes Mitleid mit dem Mann. Rohes Fleisch war im Gesicht und auf seinem linken Brustkorb sichtbar. Sein linker Arm wies eine klaffende Wunde auf. Diese lange Wunde verheilte aber bereits, sie war mit einer braunen Substanz regelrecht zusammengeklebt worden. Die anderen Verletzungen waren mit Honig zugeschmiert, und das zerrissene Körpergewebe sah sauber und gesund aus. Nirgends irgendwelche Anzeichen von Infektionen oder Entzündungen.

„Sehr schön“, sagte Melissa zufrieden, und zeigte auf einen sauberen Verband auf dem Arm des Mannes. „Und hier auch.“ Sie hob den Krug hoch, den sie mitgebracht hatte und hielt ihn an die Lippen des Mannes. Langsam und sorgfältig flößte sie ihm einige Tropfen ein. „Möchtest du auch kosten?“ wandte sie sich an Madrone.

Madrone nickte und öffnete den Mund. Einige Tropfen einer feuchten, süß und stark schmeckenden Flüssigkeit rannen über ihre Lippen. Es rann ihr feurig über die Zunge, wie die ganze explodierende Kraft des plötzlich beginnenden Frühlings. Für einen langen, langen Moment, bevor sich die Süße von ihrem Gaumen verlor, fühlte Madrone sich weder hungrig noch durstig, sondern einfach nur stark.

„Wunderbar!“ hauchte sie.

„Das ist unsere Art zu heilen“, lächelte Melissa, „wir haben ja nicht viel hier in den Hügeln. Aber wir haben gelernt, das Wenige zu nutzen.“

„Ich würde gern eure Heilkunst erlernen“, sagte Madrone ehr-

fürchtig, „dieses Getränk schmeckt stark und wunderbar. Und vielleicht lernt ihr ja auch etwas von mir.“

„Vielleicht“, gab Melissa zurück, „die kleinen Schwestern helfen uns, Wunden und Krankheiten zu heilen. Aber normalerweise sind wir, die Freunde der kleinen Schwestern, fast nie krank. Die Bienen haben einen Horror vor Krankheiten. Wird im Bienenstock wirklich einmal eine Biene krank, so töten die anderen sie sofort. Verletzte eigentlich ebenfalls. Aber mit den Jahren haben wir die Bienen dahin gebracht, Verwundungen zu pflegen, solange es noch keine Infektion gegeben hat. Es war schwierig. Wir mußten uns in die Bienenwelt einfühlen, geradezu Teil des Bienenstocks werden. Aber auch die Bienen haben gelernt, auf uns einzugehen. Ich weiß nicht, ob wir eure Heilkünste lernen können. Aber wenn du unsere lernen möchtest, so mußst du eintauchen in die Welt der Bienen. Vielleicht wird es dir so gut gefallen, daß du nie mehr auftauchen möchtest. Es ist nämlich wunderbar.“

Madrone verbrachte den Rest des Tages damit, noch einmal alle Kranken zu besuchen. Dann suchte sie am Fuß des Hügels und am Ufer des ausgetrockneten Flusses nach geeigneten Heilkräutern. Sie hatte eine Ration Wasser zugeteilt bekommen für die Kranken, aber Brennmaterial war noch knapper. Feuer wurde nur in besonders eisigen Nächten angezündet, hatte ihr Littlejohn kategorisch erklärt. So war es ihr unmöglich, für die Kranken einen heilkräftigen Tee zu kochen. Sie fand einige saubere Glasgefäße und füllte sie mit Wasser und den gesammelten Kräutern, Blüten und Blättern, um einen Sonnen-Tee daraus zu machen. Madrone hätte ihre Patienten gern gebadet oder wenigstens von Kopf bis Fuß gewaschen. Aber das war schlicht unmöglich. Die Bienen säuberten auf ihre ganz spezielle Art und Weise die offenen Wunden, und im übrigen mußte man auf den nächsten Regen warten.

Aber Regen gab es vermutlich das nächste halbe Jahr nicht.

„Aber das ist nicht so schlimm“, sagte Rocky, „um diese Jahreszeit kannst du immer zum Wasserfall wandern.“

Als die Dämmerung hereinbrach, entfachte Littlejohn doch ein kleines Feuer in dem Steinring und braute eine Eichelsuppe. Nachdem die Kranken damit versorgt waren, saßen sie alle im Halbkreis zusammen. Madrone fühlte, wie ihr Körper nach Wasser lechzte. Baptist teilte bedächtig Trinkbecher aus, Madrone mußte sich

zügeln, um ihm die Tasse nicht aus der Hand zu reißen. Als Rocky das Wasser in die Tasse goß, wunderte sich Madrone, wie sie die Trockenheit ihrer Zunge noch eine einzige Sekunde länger aushalten konnte.

Dann waren endlich alle Tassen gefüllt. Rocky hob ihre feierlich in die Höhe, die anderen taten es ihr nach.

„Trinkt tief auf den Tag unseres Sieges!“ rief Rocky, und die anderen wiederholten den Trinkspruch, gebannt auf das Wasser in den Bechern blickend. Auch Madrone hatte ihren Becher feierlich gehoben, eine bisher unbekannte Ehrfurcht vor dem lebenspendenden Naß erfüllte sie und eine ganz neue Achtung vor den Menschen ihr gegenüber. Vorsichtig schwenkte sie ihren Becher im Kreis. Wasser war etwas Wunderbares, wurde ihr plötzlich klar, und dieses kristallklare durchsichtige Naß in ihrem Becher erfüllte sie mit bisher unbekanntem Entzücken. Wie es sich doch der Form des Gefäßes anpaßte, wie es Körper umspielte, umschmeichelte. Diese Hügel ringsherum, dieses flache Stück Land, der gewundene Lauf des ausgetrockneten Bachbettes, die knorrigen, blank geschliffenen Wurzeln der großen alten Bäume direkt am Ufer, der glattpolierte Stein vor ihren Füßen, ja ihr eigener Körper, das Gewebe ihrer Haut, alles auf Erden stammte vom Wasser. Göttliches Wasser!

Langsam und bedächtig trank sie einen winzigen Schluck, so wie sie es bei dem kranken Hijohn beobachtet hatte. Oh, das war nicht einfach nur Wasser, es war ein Sakrament. Jede Fiber ihres Körpers schien sich auf diesen Tropfen Wasser zu stürzen, ihr Herz schlug schnell und aufgereggt. Behalte das Wasser für einen Moment auf der Zunge, fühle seine feuchte Kühle, laß es im Mund herumwandern, damit es jedes trockene Fleckchen anfeuchte, spüre es im Mund, bis es die Temperatur deines Bluts angenommen hat. Sie konnte das Wasser mit der Zunge zu keinen Fontänen im Mund hochdrücken, Wellen schlagen lassen, ein Miniatur-Ozean in ihrem Mund, wie jener wilde Wasserfall, der von den felsigen Klippen rauscht, den sie mit Bird zusammen einmal besucht hatte. Doch schließlich, als sie es wirklich nicht länger aushalten konnte, schluckt sie. Doch auch dieses unendliche Vergnügen wurde noch in sechs, sieben, acht kleine Schlucke aufgeteilt und vervielfacht. Dann begann sie wieder von vorn, mit dem nächsten Schluck.

Als ihr Becher schließlich leer war, hätte sie weitere fünf ausleeren mögen. Aber niemand fragte nach mehr. Stattdessen kam nun eine ganze Schüssel voll mit einem ihr völlig fremden Essen. Ein Gemisch aus Nußmehl und Honig. Eigentlich wäre Madrone Reis mit Bohnen

lieber gewesen, aber sie aß hungrig und dankbar ihre Portion auf, und danach hätte sie am liebsten noch mehr gehabt. Aber wieder schien sie die einzige zu sein, die solche Wünsche hatte.

Danach saßen sie rund um das winzige Feuerchen, das langsam herunterbrannte und schließlich verlosch. Baptist und Rocky schälten Eicheln, um sie dann zwischen zwei eigentümlich geformten Steinen zu grobem Mehl zu zerreiben. Die Arbeit war ihnen so vertraut, daß sie trotz hereinbrechender Dunkelheit gar nicht hinblickten, sondern sich miteinander unterhielten. Madrone bot ihre Hilfe an, aber Rocky meinte, diese Arbeit solle sie lieber bei Tageslicht lernen. Hijohn ging es schon viel besser, er saß gegen einen Baumstamm gelehnt und in seine schmutzige Decke gehüllt ganz in der Nähe.

„Es hört sich vielleicht dumm an, wenn ich frage“, begann Madrone vorsichtig, „aber was macht ihr eigentlich hier oben? Ich meine, was ist der Zweck eures Lagers hier?“

„Verschieden, verschiedene Zwecke“, sagt Hijohn abgehakt. Sein Gesicht hatte inzwischen etwas Farbe angenommen. Er sah nicht mehr so totenblaß aus. „Erstens sind wir eine Zuflucht für all jene, die nicht mehr weiter finden. Wir päppeln sie auf und zeigen ihnen den Weg, meist zu Camps im Westen oder im Norden von hier, wo wir an der Küste größere Lager eingerichtet haben. Vielleicht kommst du ja noch zu einem in der nächsten Zeit. Dort sind die meisten Frauen und Kinder. Aber der eigentliche Zweck unseres Camps hier, so nahe der feindlichen City, sind Überfälle. Wir wollen die Stewards wissen lassen, daß sie nicht alles und jedes unter Kontrolle haben. Wir sprengen mal hier eine Wasserleitung oder unterbrechen dort ihre Nachschublinien. Oder wir bringen sie einfach nur zur Verzweiflung. John Brown, den die Bienen nun pflegen, ist bei so einem Angriff verwundet worden. Gelegentlich plündern wir ein Vorratslager und haben dann manchmal genug zu essen, können sogar noch etwas weitergeben. Den Reichen nehmen und den Armen geben, du weißt schon...“

„Und wie erfolgreich seid ihr?“ fragte Madrone vorsichtig weiter. Sie versuchte, ihre Stimme gleichmütig klingen zu lassen, aber leiser Zweifel hatte doch wohl darin mitgeschwungen.

„Vielleicht erscheint es dir nicht sehr erfolgreich. Aber unsere Angriffe werden immer häufiger. Wir sind die lästigen Mücken, die sich nicht vertreiben lassen, weißt du. Oder wie die Bienen. Ein Stich ist nicht so schlimm, aber Hunderte und Tausende von Stichen können einen töten.“

Madrone starrte in die glühende Asche, wo die letzten kleinen Holzstückchen verglommen.

„Was wollt ihr wirklich von mir?“ fragte sie nach einer Pause.

„Drei Dinge. Erstens brauchen wir wirklich einen Heiler. Wie du ja sehen kannst. Daß ich heute nicht gestorben bin, verdanke ich dir.“ Hijohn verneigte sich ernst im Sitzen. „Davon abgesehen müssen unsere Leute lernen, ihre eigenen Kräfte zu mobilisieren. Wir können nicht auf Dauer von Hexen aus dem Norden abhängig bleiben, wir müssen lernen, unsere eigenen magischen Kräfte zu nutzen. Einiges haben wir schon gelernt, du hast die Bienen gesehen. Aber wir brauchen mehr.“ Hijohns Stimme klang etwas schwach, notierte Madrone im Unterbewußtsein. Und sie schalt sich nachlässig. Als Heilerin hätte sie den noch keinesfalls Genesenen schlafen schicken sollen. Doch bevor sie sich dazu entschließen konnte, fuhr Hijohn fort.

„Und drittens! Drittens: Das Volk der Webs ist stark, aber es ist geteilt. Wir haben Camps hier oben in den Hügeln, aber wir haben auch Häuser in der City. Wir sind verschiedene Gruppen, und keine weiß Genaueres über die anderen Gruppen oder vertraut ihnen. Wir müssen aber alle zusammenarbeiten.“

„Und du glaubst, ich könnte das bewerkstelligen?“

„Vielleicht. Vielleicht wirst du zum Brennglas, das mit seinem Focus die verschiedenen Kräfte bündelt. Vielleicht kannst du einige der Gruppen zur Zusammenarbeit bewegen. Das ist meine Hoffnung. Aber erst brauchen wir hier oben deine Hilfe, bevor wir dich in die City hinunter schicken.“

Der Gedanke daran ließ Marone schaudern, aber sie verbarg es. Stattdessen sagte sie einfach: „Ich bin hier, um zu helfen. Ich werde hingehen, wo ich nützlich sein kann.“

„Ich hasse die City“, fuhr Hijohn fort, „egal was passiert, hier oben hast du festen Boden unter den Füßen, Bäume um dich herum und eine Luft, die du wirklich atmen kannst. Da unten gibt es fast nur noch Gift. Es soll da unten ja Leute geben, die noch nie einen Baum gesehen haben – und es nicht einmal wissen.“

„Wie ist das in eurer City?“ fragte Rocky.

„Oh, bei uns gibt es viele Bäume“, antwortete Madrone freundlich, „viele Bäume, überall, Gärten mit Blumen, Gemüse und Früchten, wo immer nur ein Stück Land in der City frei ist. Wir beziehen eine Menge Nahrungsmittel aus unseren Gärten, mitten in der City, Und Wasser gibt es fast überall. Nicht, daß wir es im Überfluß haben. Aber wir teilen es gut ein, füllen es in Zisternen und Tanks. So können wir bei Trockenheit darauf zurückgreifen. Aber soweit möglich, lassen wir es einfach durch den Fluß strömen und durch ein ganzes System von Kanälen, das die City durchzieht. Du kannst fast überall

in der City das Wasser rauschen hören, es fast riechen und das Sonnenlicht auf ihm tanzen sehen.“

„Und die Menschen stehlen kein Wasser?“ fragte Baptist.

„Das Wasser gehört niemandem, oder anders gesagt, es gehört uns allen. Deshalb stiehlt es auch keiner. Und auch, weil jeder soviel haben kann, wie er möchte. Warum soll er da stehlen?“

„Aber die Armen, was tun die?“

„Wir haben keine Armen. Niemand durstet, niemand hungert.“

Alle wußten, daß Madrone die Wahrheit sagte, ihr Tonfall belegte es. Und je mehr Madrones Worte in ihnen nachklangen, um so mehr sehnten sie sich alle nach dieser City, in der niemand hungern und dursten mußte. Es klang ihnen wie ein Märchen, zu schön um wahr zu sein.

„Erzähle uns mehr davon“, sagte Hijohn abrupt, „viele würden dir das alles nicht glauben, aber das macht nichts. Es ist egal, ob es wahr ist oder nicht. Erzähl uns einfach noch mehr davon.“

„Aber es ist wirklich wahr“, widersprach Madrone, „ihr könnt euch davon überzeugen. Auch bei euch könnte es wieder so aussehen, überall. Flüsse könnten wieder ganz normal durch das Land fließen, ganz wie früher. Die Menschen könnten wieder genug zu essen und zu trinken haben, wie früher.“

„Laß es einfach nur möglich sein“, sagte Hijohn träumerisch, „die Wirklichkeit ist uns zu schön, wir sind mit der Möglichkeit schon glücklich.“

„Viele Dinge sind möglich“, sagte Rocky, und Madrone nickte zustimmend. Ein Name ihres Gottes war All Possibility, und Madrone dachte bei sich, daß dieser Name wirklich alle Möglichkeiten offen ließ, auch weniger gute. So blieb nur zu hoffen, daß vor allem die guten Möglichkeiten eintreffen würden.

„Alle Möglichkeiten, das heißt wirklich alle“, hörte sie in ihrem Gehirn eine Stimme warnend flüstern. „Ich bin vielseitig. Alles mache ich möglich. Aber du, du hast das Messer. Ich spinne eine Million Möglichkeiten. Du schneidest dir einige heraus und mußt dann daraus die Zukunft weben.“

„Ich bin eine Heilerin“, gab Madrone zurück, „keine Weberin.“

„Kaum ein Unterschied“, kam verwehend die Antwort.

Maya war schon lange nicht mehr außerhalb der Stadt gewesen. Nun blickte sie sich um. Die Hügel waren noch grün, dank des langen Winterregens, die Bäume zeigten sattgrünes Laub. Die Strahlen der späten Nachmittagssonne ließen Blätter und Blüten rosig aufleuchten. Wunderschön, wie überall Knospen und erste zarte Blüten zu sehen waren, hervorsprossend mit Farbe und Duft und dem Versprechen auf spätere Früchte. Mayas Herz klopfte schneller, ihr wurde fast schwindlig vor Glücksgefühl, und sie fühlte sich wieder jung.

Sie ging langsam, gestützt von Bird auf der linken und Holybear auf ihrer rechten Seite. Nicht schlecht für eine alte Dame, von zwei so gut aussehenden, jungen Männern begleitet zu werden, dachte sie. Obwohl Bird ihr Sorgen bereitete. Sam sagte, daß die Operation erfolgreich gewesen war. Der Gipsverband um Birds Bein war schon vor Wochen entfernt worden, und Bird hatte sich ziemlich schnell der Krücken wieder entledigt. Das Gehen fiel ihm inzwischen leichter. Das schmerzhafte Zusammenzucken von früher war nun nur noch dann und wann zu beobachten.

Aber Maya traute ihm nicht. Wenn ihr Gewicht ihm jetzt zur Last wurde, er würde es ihr niemals zeigen. Bird fing Mayas ängstliche Blicke auf und lächelte sie an. „Es geht mir gut, Abuelita“, sagte er, „du kannst aufhören, dir Sorgen über mich zu machen.“

„Ich werde niemals damit aufhören. Besonders nicht in einer Nacht, in der wir es wagen, uns wieder mit unseren jüdischen Wurzeln zu vereinigen. Sich zu sorgen, ist ein wesentlicher Bestandteil unseres Erbes, weißt du.“

„Dann Sorge dich darum, wie ich Sams Aufmerksamkeit entgegen kann“, lächelte Bird spöttisch.

Sie waren eingeladen, die erste Nacht des jüdischen Passah-Festes im Levanah-Haus zu verbringen. Draußen im Nebelgebiet, wo auch Madrones Freundin Aviva lebte. Sam würde ebenfalls dort sein. Genau genommen war er es gewesen, der um Mayas Gesellschaft gebeten hatte. Sie war sich nicht sicher, wie sie zu ihm stand. In den letzten Wochen war er ein häufiger Besucher im Black Dragon House gewesen. Er kam, um Birds Genesung zu überwachen, aber es war auffallend, wieviel Zeit er bei Maya in der Küche verbrachte und Tee trank..

„Und wenn ich nicht will?“

„Dann Sorge dich, wie Rios Geist abzuwehren ist. Und auch Johannas, übrigens.“

„Wir sind in solchen Dingen immer der Zeit voraus.“

Bird lächelte und hoffte, daß Maya es nicht sah, denn er wußte, es war ein gequältes Lächeln. Ja, es ging ihm besser, aber er fühlte sich immer noch wie eine unbeholfene Kopie seines alten Selbst. Er konnte nicht mehr so gut gehen, nicht mehr so arbeiten wie früher, geschweige denn so Musik machen wie einst. Und wie quälend erst die Gedanken, was wohl die Zukunft bringen mochte. Alles war verkehrt, völlig verkehrt.

Sogar das Wetter ist völlig verdreht, dachte er grimmig. Statt dieses lächerlichen Sonnenscheins sollten wir Sturmwolken haben, grauen Himmel, eine düstere Stimmung. Madrone war seit Monaten fort, nie kam eine Nachricht, außer, daß er manchmal in seinen Träumen mit ihr sprach. Davon erzählte er Lily ab und zu. Die Verteidigung hatte weitere Kundschafter gen Süden gesandt. Sie brachten die Nachricht mit, daß sich feindliche Armeen sammelten, sich vergrößerten und langsam die alten Autobahnen heraufmarschierten, die sie gleichzeitig reparierten.

Und doch waren die Rosenbüsche voller Knospen, und die Bewohner der City waren wie jedes Jahr mit dem ganz gewöhnlichen Frühjahrsputz beschäftigt, dem Ausbessern von Geräten und dem Setzen von Jungpflanzen. Er war an diesem Morgen zum Markt gegangen. Farmer aus dem Delta boten Säcke voller Reis feil, schwarze Bohnen, Soja, Broccoli und Artischocken vom letzten Winter, und es gab sogar erste reife Erdbeeren. Er hatte sich langsam durch die Menge gedrängt, um getrocknete Äpfel zu kaufen und Rosinen und Walnüsse, um Charoset zu machen, das traditionelle Essen, das ihr Beitrag zum heutigen Ritual sein würde.

Eigentlich ein gutes Jahr, dachte Bird, während er zwischen den Ständen herumschlenderte. Sam hatte ihn ermutigt zu gehen, aber erst seit einigen Tagen, hatte er sich stark genug gefühlt, sich weiter

weg zu wagen. Es tat ihm gut, einmal etwas anderes zu sehen, als die Zimmer im Black Dragon House.

Erst jetzt, beim Herumschlendern merkte er, wie sehr ihm das alles gefehlt hatte. Das Schlendern, das Herumgucken, hier und da etwas einkaufen. Kurzum, das ganz normale Leben. Eingesperrt zu sein, war schlimm. Sich nicht mehr richtig bewegen zu können und deshalb am normalen Leben nicht mehr teilnehmen zu können, war fast ebenso schlimm.

Schlimm waren aber auch die Schmerzen und die Alpträume, durch die er immer und immer wieder erwachte, allein im Dunkeln, sie waren ebenso schlimm. Oder noch schlimmer. Er fühlte sich einsam, verlassen von den Lebenden und den Toten. Er hatte mit den anderen nicht darüber sprechen wollen, aber sie spürten etwas, und nach den ersten paar Nächten hatte Holybear schweigend eine Matratze in sein Zimmer geschleppt und schlief nun am Fußende seines Bettes.

„Das ist nicht nötig“, sagte Bird.

„Vielleicht möchte ich es“, sagte Holybear, während er den blauen Seidenmantel auszog, den er über seinem grünseidenen Pyjama trug und ihn ordentlich an die Rückseite der Tür hängte.

„Du möchtest fünfmal pro Nacht durch meine verrückten Träume geweckt werden?“

„Jawohl.“ Holybear machte es sich auf der Matratze bequem und faltete seine Hände hinter dem Kopf. „Wenn die Träume dich wachmachen, möchte ich da sein. Falls du etwas brauchst. Und so weißt du, daß du nicht allein bist.“

So oder so, Bird schlief daraufhin jedenfalls besser. Und als Birds Verwundungen soweit geheilt waren, daß eine zufällige Berührung ihm nicht mehr gleich einen Schmerzensschrei entlockte, schlief Holybear bei ihm im Bett. Sein ruhiger Atem beruhigte Bird und hielt die Alpträume auf Abstand.

Aber Bird war noch immer beunruhigt durch die Begegnung im Supermarkt am Morgen. Er hatte einen Umweg gemacht, um den Bereich zu umgehen, in dem Musikinstrumente verkauft wurden. Aber als er sich umdrehte, um durch die Abteilung zu gehen, in der Musikinstrumente und High Tech-Artikel angeboten wurden, hörte er seinen Namen, und jemand umarmte ihn plötzlich so heftig, daß er beinahe sein Gleichgewicht verloren hätte. Er schwankte gefährlich hin und her, bis ein paar Hände ihn von hinten abstützten.

Die kleine, dynamische Frau, die ihn umarmt hatte, trat mit einem Grinsen einen Schritt zurück. Ihre dunklen Augen waren wie feuch-

te Halbmonde unter einem Schopf schwarzer Haare, die sie aus ihrem Gesicht schüttelte. „Ich habe gehört, daß du von den Toten auferstanden bist, wie – wie hieß der Typ noch mal, der in der Bibel vorkommt?“

„Lazarus“, sagte eine tiefe Stimme hinter ihnen. Der Besitzer drehte sich um, so daß er ihn sehen konnte. „Schön, dich wieder zu sehen, Mann. Como estas?“

„Sachiko, Walker – auch schön, euch zu sehen.“

„Wie kommt es, daß du nicht zur Musiker-Gilde kommst, Boy? Wir könnten dich gut gebrauchen.“

Bird wies mit seinem Kinn in Richtung seiner Hand. „Ich spiele nicht gerade viel Musik heutzutage“, sagte er.

Er hatte gedacht, daß er über den Schmerz in dieser Sache hinweg war, aber er registrierte auf Sachikos Gesicht einen Schock, dann tödliches Entsetzen, dann Mitleid. Woraufhin er sein Gemüt sorgfältig verschloß, um alle Emotionen zu verbergen.

„Du brauchst keine Musik bei uns zu machen, nur Ideen zu haben“, sagte Walker. „Außerdem, wir sind deine Freunde, oder nicht?“

„Das war vor langer Zeit“, sagte Bird, „ich weiß nicht einmal, wer jetzt in der Gilde Mitglied ist.“

Walker fuhr fort, ihm über die Triumphe und Niederlagen der Musikervereinigung in den vergangenen zehn Jahren zu erzählen. Bird versuchte zu lächeln, aber als er der Liste der Toten zuhörte, empfand er nur Schmerz. Er erinnerte sich an das, was Madrone ihm gesagt hatte, daß sie ein Viertel der Stadt verloren hatten. Ja, es stimmte, und es tat weh.

„Komm mal vorbei“, drängte Sachiko ihn wieder. „Du kannst doch singen, nicht wahr, Bird? Und schreiben? Jeder Idiot kann Gitarre spielen, aber niemand kann Songs schreiben, so wie du es tust.“

Der Gedanke tat Bird wohl. Vielleicht stimmt das ja. Vielleicht wurde er doch gebraucht. Vielleicht war ein halber Musiker besser als gar keiner? Aber er konnte es dann doch nicht richtig akzeptieren. Vielleicht würde er auch auf anderen Gebieten seines Lebens niemals mehr sein als die Hälfte seines bisherigen Selbst, aber Musik war zu wichtig. Es war besser, es sein zu lassen, als der Göttin ein kitschiges Opfer zu bringen.

„Du hattest doch eine wunderschöne Stimme“, fuhr Sachiko fort.

„Meine Stimme ist verloren“, sagte Bird, „vergiß’ es einfach. In mir gibt es keine Musik mehr.“ Er dachte zwar insgeheim, vielleicht wäre noch etwas Musik in ihm, wenn Madrone noch hier wäre. Aber sie war nun fort, und er schien es nicht für sich allein versuchen zu kön-

nen. Abrupt drehte er sich weg und ging, ohne sich zu verabschieden.

„Du bist sehr still“, sagte Maya zu ihm, „bist du in Ordnung?“

„Ich habe dir gesagt, daß du aufhören sollst, dich um mich zu sorgen. Laß' mich meine eigenen Sorgen in Ruhe betrachten, okay?“

„Also bist du jetzt derjenige, der sich sorgt?“

„Darauf kannst du Gift nehmen!“

„Madrone?“ fragte Holybear sanft.

„Natürlich mache ich mir Sorgen um Madrone. Ich bin krank vor Sorgen. Und ich mache mir Sorgen um unsere City. Der Rat hört unsere Warnung, aber niemand scheint zu wissen, was zu tun ist. Unser Waffenarsenal ist nicht der Rede wert, sogar wenn wir uns darauf einigen würden, wie wir sie benutzen wollen. Ich sage euch, ich wünschte ich wäre wieder in die Southlands gegangen, aus einem einzigen Grund, weil ich nicht glaube ertragen zu können, hier zu sein, wenn die Steward-Armeen im Norden einmarschieren.“

Maya schwieg. Obwohl sie es versuchte, fiel ihr nichts ein, was sie hätte sagen können.

„Alles ist so schön“, fuhr Bird fort. „Die Flüsse sind voller Wasser und die Märkte randvoll mit Nahrung und Blumen und allem. Und es erscheint mir alles unwirklich. Wozu ist alles gut, wenn wir es nicht verteidigen können? Und wie verteidigen wir es, ohne so zu werden, wie das wogegen wir uns verteidigen?“

„Ich kann darauf nicht antworten“, sagte Maya, „aber sieh mal, heute ist der Tag, an dem wir uns erinnern, wie die Juden in Ägypten von der Sklaverei befreit wurden. Der große Befreiungs-Feiertag. So etwas ist also schon einmal passiert, warum soll es nicht wieder passieren? Wir müssen daran glauben, Bird, sogar dann, wenn es gegen jeden gesunden Menschenverstand ist. Wir müssen an Wunder glauben, genauso, wie wir daran glauben müssen, daß die Tage im Frühling länger werden, daß der Regen im Herbst kommen wird. Was könnte mehr als Wunder gelten als diese Ereignisse.“

„Ich wünschte, daß die Zukunft so verläßlich aussehen würde“, sagte Holybear.

„Das ist sie niemals gewesen, jedenfalls nicht in meinem Leben“, sagte Maya. „Ich erinnere mich an Johanna und mich, als wir ungefähr zwölf Jahre alt waren, auf dem Nachhauseweg während der Kuba-Krise, und wir fragten uns, ob wir die Raketen pfeifen hören und vorbeiblitzen sehen würden. Und doch, allen damaligen Befürchtungen zum Trotz, hier bin ich heute, in einem hübschen, weißen Kleid, gehe in der Stadt spazieren, das Wasser der klaren Bäche fließt durch fruchtbare Gärten, und niemandem fehlt es an

Nahrung oder Unterkunft oder Gesellschaft oder Schönheit. Sorgen mache ich mir allenfalls um eine romantische Liebschaft in diesem zehnten Jahrzehnt meines Lebens.“

Bird lächelte: „Du möchtest mich aufheitern?“

„Sofort, bevor ich gezwungen bin, den Beruf des Psychotherapeuten wieder zu erfinden. Oh, ich weiß, du brauchst deine Depression und deine Verzweiflung, du hast dir sicherlich das Recht verdient, dich in deinem Leiden geradezu zu suhlen. Aber ich bin egoistisch. Dies könnte mein letztes Passah-Fest sein, und ich möchte es genießen.“

Maya, Bird und Holybear gingen um eine Ecke und steuerten auf den Eingang des Turmes zu, von wo aus die bunt bemalten Gondeln abfahren, die sie hoch über die sich windenden Pfade und Gärten der Stadt tragen würden. Der Turm war vom Transport-Council neu gestrichen worden. Er prangte nun in leuchtenden Farben. Ganz oben schmückte eine leuchtende Spirale das Gebäude.

„Ich mag diese Spirale nicht“, sagte Maya, „sie scheint mir irgendwie drohend.“

„Das kommt, weil du Schriftstellerin bist“, sagte Holybear. „Du denkst in Symbolen. Für mich ist es lediglich eine ständige Erinnerung an eine Mathematikklasse, die ich in meinem dritten Jahr an der Universität nicht beenden konnte. Sollen wir den Fahrstuhl nehmen?“

„Ich kann laufen“, protestierten Bird und Maya gleichzeitig. Dann mußten sie alle drei lachen.

„Ich treffe euch oben“, sagte Holybear. „Da ich eine halbe Tonne Charoset trage, werde ich den Fahrstuhl nehmen.“

Das Levanah-Haus war für formelle Anlässe gebaut worden, mit Räumen, an deren Decken sich großartige Malereien befanden und deren grosse Schwingtüren auf eine Veranda führten. Jetzt füllten lange, einfache Holztische, bedeckt mit weißen Tischtüchern und umrandet durch eine seltsame Ansammlung verschiedener Klappstühle den vornehmen Raum. Aviva schenkte aus großen Karaffen ein und reichte Platten mit Matze, dem flachen, traditionellen Brot.

Sam kam ihnen entgegen, um sie zu begrüßen. Er lächelte Maya zu, ein zärtliches Leuchten in seinen dunklen Augen, die unter seinen buschigen Brauen hervorblinzelten, und er umarmte sie länger als nötig. Also gut, mußte Maya zugeben, es gibt hier eine gegenseitige

Anziehung, wenn ich mich mit so einem alten Genossen einlassen will - nicht, daß er nur zwei Jahrzehnte jünger ist als ich. Aber wen interessiert das schon? fragte sie sich, als sie die Bewunderung in seinen Blicken merkte.

Sam fragte: „Gibt es Neuigkeiten von Madrone?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Tut mir leid. Ich hoffe, es geht ihr gut. So jemand wie sie ist selten, wißt ihr? Ein seltener Geist.“

„Ich weiß.“

Er sah mit professionellem Blick auf Birds Bein. „Wie geht es der Hüfte?“ fragte er.

„Besser, du alter Schlachter. Viel besser.“

„Und den Händen?“

„Langsam“, sagte Bird in einem Tonfall, der weitere Fragen abwehrte. Und langsam war das richtige Wort, das merkte jeder, während seine Hände beim Spielen geradezu über das Klavier krochen, als er Rosa einige einfache Übungen demonstrieren wollte. Manchmal bedauerte er, daß er Schwester Marias Anfrage akzeptiert hatte, dem Mädchen Klavierstunden zu geben. Aber sie war sehr überzeugend gewesen. „Rosa hat ihre gesamte Familie verloren“, hatte Marie gesagt. „Sogar das Baby ist letzte Woche gestorben. Oh, Bird, es würde ihr so viel bedeuten. Sie ist sehr musikalisch, und es würde ihr etwas von ihrem Selbst zurückgeben. Und außerdem, sie ist in dem Alter... du weißt schon.“

„Was weiß ich?“

„Sie ist ganz verliebt in dich.“

Tatsächlich: Rosa sah mit anbetenden, braunen Augen zu ihm auf, während er in die Tasten griff und innerlich fluchte und schwitzte. Sie war überdies ein nettes Mädchen, das sich sehr anstrengte und zweifellos einiges Talent hatte. Wenn sie nur aufhören würde, so verdammt viele Fragen zu stellen.

„Wie hast du deine Hände verletzt, Bird?“

„Ein Aufseher zertrümmerte sie mir, als ich im Gefängnis war, unten im Süden.“

Er antwortete höflich, schaute auf die Noten, weg von dem Schock in ihren Augen, der irgendwie seine eigenen Schmerzen intensivierte.

„Warum, Bird? Warum haben sie das getan?“

„Sie wollten, daß ich ihnen etwas sage, was ich nicht sagen wollte.“

„Was?“

„Diosa, ich weiß nicht mehr genau, was es war. Ich wollte ihnen nichts sagen, was sie gegen mich verwenden könnten.“

„Tat es weh?“ fragte sie leise.

„Natürlich tat es weh. Hör zu, denk' nicht darüber nach, Liebes. Es passierte vor langer Zeit. Denk lieber darüber nach, wie du das Tempo bei diesen Triolen hinbekommst.“

Sie dachte darüber nach. Er erkannte es an der Art, wie sie ihn ansah, einer Mischung aus Mitleid und Anbetung, die ihn wünschen ließ, den Deckel des Klaviers zuknallen zu können und Marie zu bitten, einen anderen Lehrer zu finden. Aber er konnte es nicht tun, nicht einem kleinen Mädchen gegenüber. Und dieser Unterricht zwang ihn, wenigstens ein bißchen zu spielen, also konnte er mit einem klaren „Ja“ antworten, als Sam ihn fragte, ob er weiterhin Übungen machte.

„Ich habe nichts bemerkt, das ich als Besserung ansehen könnte“, sagte Bird.

„Laß dir Zeit.“

„Ich bin nicht sicher, daß wir Zeit haben.“

Sam gab keine Antwort.

„Laßt uns beginnen“, rief Aviva laut. „Draußen, alle.“

Dem Ritual selbst, seiner jüdischen Herkunft zum Trotz, dachte Maya, ist eine Prise Heidentum hinzugefügt worden. Sie konnte fast die Stimmen ihrer Großeltern hören, schnüffelnd in mildem Mißfallen, während Aviva sie in den Garten führte, um die Elemente zu segnen und die Vier Heiligtümer zu würdigen. Dann wuschen sich die Teilnehmer gegenseitig die Hände, als Akt der Reinigung und gingen langsam, in einer langen Schlange, wieder ins Haus zurück.

Als sie alle am Tisch saßen, hielt Aviva den Teller mit der gesegneten Nahrung hoch.

„Hier ist das Ei des Lebens und das Grün des Frühlings“, sagte Aviva. „Die bitteren Kräuter, die Symbol für die Bitterkeit der Sklaverei sind und die Hachse - in diesem Fall war es ein gebratener Hühnerhals - um die Brandopfer zu symbolisieren, die dem Tempel von Jerusalem dargebracht wurden.“

„Perfekt orthodox“, flüsterte Maya ihren Geistern zu.

Aviva fuhr fort. „Und hier ist das Charoset, diese Mischung aus Äpfeln und Nüssen und Wein und Gewürzen, die, wie uns immer erzählt wurde, symbolisch stand für den Mörser, in den die Hebräer die Gaben für ihren Herrn legten. Wir wissen, daß dies die heiligen Früchte der alten Göttin sind: Äpfel des Lebens, Wein des Rausches.“

Die Erinnerung daran ist nie verschwunden, und durch die Jahrhunderte hindurch haben Früchte uns die Härte des Lebens versüßt, sogar dann, wenn sie die bitteren Kräuter des Lebens versüßen mußten. Laßt es euch heute abend schmecken, als Zeichen, daß keine wahre Macht jemals verloren sein kann, und als Gelübde, daß, welche Bitterkeit auch immer vor uns liegen mag, wir ebenfalls das Süße finden werden.“

Maya konnte fühlen, wie ihren fernen Ahnen sich die Haare sträubten, als die Göttin erwähnt wurde. Alles verändert sich mit der Zeit oder es stirbt, sagte sie ihnen still. Seid glücklich, daß dieses Ritual noch so lebendig ist.

Ari, ein schwarz-bärtiger Mann, der neben Aviva saß, stand auf. „Ich widme das erste Glas Wein unseren Ahnen“, sagte er. „Ich ehre die Ahnen, die unter den Pharaonen Sklaven waren.“

Einer nach dem anderen, rund um den Tisch herum, sprachen sie.

„Ich ehre meine Ahnen, die aus Afrika geraubt wurden, um auf diesem Kontinent versklavt zu werden.“

„Ich ehre meine Ahnen, die in den Konzentrationslager der Nazis starben.“

„Ich ehre meine Ahnen, die in den palästinensischen Umsiedlungslagern starben.“

„Ich ehre meine Ahnen, die durch die Hände der Stewards starben, in unserem Kampf für Frieden.“

„Ich ehre jene, die bei zukünftigen Schwierigkeiten sterben werden.“

Stille trat am Tisch ein. Sie wurde erst durch die süße Sopranstimme einer jungen Frau unterbrochen, die einen Segen auf Hebräisch sang. Sie tranken das erste Glas Wein.

Und dann das zweite und das dritte. Als der Wein schließlich seine Schuldigkeit getan hatte, begannen die Streitgespräche. Auch dies ist sehr traditionell, dachte Maya. Sie erinnerte sich an die endlosen Diskussionen, die sie als Kind mit angehört hatte. Ihr Onkel hatte sich mit ihrem Vater gestritten. Es ging um kleine Details des Rituals. Mußte man es so machen oder so?

Maya erinnerte sich genau, wie ihre Großmutter, die sich in gewissen Abständen plötzlich aufrichtete, um kategorisch zu sagen: „Oh Jake, beeil' dich mit dem Streit. Die Leute müssen essen.“

Während Aviva und Holybear sich in liebenswürdiger Weise stritten, saß Bird schweigend da. Maya lehnte sich vor und berührte seine Hand. Er streichelte abwesend ihre Hand und lächelte wieder einmal dieses falsche Lächeln, das sie nicht ausstehen konnte.

Sam las aus dem Haggadah, dem Buch der Gebete und Lieder und Geschichten: „Und die Quelle allen Seins brachte uns nach Ägypten, mit starkem Arm und ausgestreckter Hand.“ Er pausierte und sah alle über die dicken Gläser seiner Lesebrille an. „Was bedeutet das alles für uns? Persönlich, nach den Millennialisten, hüte ich mich vor jeder Form göttlicher Intervention. Ich komme aus der guten alten jüdischen Familie voller Tradition. Uns wurde beigebracht, die Kraft unserer eigenen Arme und Hände zu benutzen. Wenn ein Gott oder eine Göttin Erlösung anbietet, dann sollten es besser unsere eigenen sein.“

„Ich sehe es als eine Art Hoffnung an“, sagte Aviva. „Hoffnung ist die Quelle der Kraft. Wir können uns auf unsere eigenen Arme und Hände verlassen, aber ohne Hoffnung können wir nichts tun.“

„Aber es gibt nicht nur die individuelle Hoffnung“, sagte eine Frau mit schöner Stimme, die Maya nicht kannte. „Es ist der starke Arm, auf den wir uns verlassen können, wenn alle unsere Arme ineinandergreifen und wirklich zusammenarbeiten.“

„Gott ist unsere Unterstützung“, sagte Ari.

„Aber was ist, wenn man ganz allein ist?“ fragte die Frau mit der schönen Stimme.

„Dann hast du noch immer die Kraft der Gruppe, um davon zu zehren.“

„Und was, wenn dem nicht so ist? Was, wenn du dich der Gruppe entgegenstellst?“ fragte Holybear, „bist du dann aus dem Wirkungskreis der Göttin entfernt?“

In der Pause, die nun folgte, begann Bird zu sprechen. Er schaute hinunter auf sein Weinglas, und seine Stimme schien von ferne zu kommen, als müßte er von weit her zurückkehren, um sie alle zu treffen.

„Ich war in Ägypten“, sagte er. Alle drehten sich zu ihm um, um ihn anzusehen.

„Und ja, meine eigenen Arme und Hände und mein Geist und Magie haben mir von dort weggeholfen. Aber das war nicht nur ich. Und es war nicht die gemeinschaftliche Kraft, denn die war ganz schön weit entfernt, und die Leute, mit denen ich zusammen war - ja sogar ganz nah zusammen war, wir alle hatten nicht viel Kraft. Ich kann euch also nicht sagen, was es war. Es war kein alter Kerl mit einem Bart, und es war keine große Dame im Himmel, die mir geholfen haben. Aber als ich dort gefangen war, hat mich etwas erreicht.“

„Wie können wir dieses Etwas erreichen?“ fragte Holybear leise. „Wo können wir unseren Bitte um göttliche Intervention anbringen?“

Denn ohne Götter, wenn wir nur unsere Arme und Hände haben, auch wenn wir vereint kämpfen, ehrlich, dann glaube ich nicht, daß wir dieses Mal gewinnen können.“

„Ich spreche nicht vom Gewinnen oder Verlieren“, sagte Bird, „ich spreche nicht einmal darüber, gefangen zu werden oder frei zu sein, über leben oder sterben, wirklich nicht. Ich versuche zu sagen, daß alles Leben immer versucht, frei zu sein. Die ausgestreckte Hand Gottes, der uns helfen will, ist da. Wenn du deine Hand ebenfalls entgegenstreckst, wird sie ergriffen werden.“

Aviva unterbrach die Stille, die Birds Worten folgte, indem sie eine neue Runde Wein ausschenkte, und das Ritual ging weiter. Sie tranken, stippten das Matzebrot in die bitteren Kräuter des Charoset. Dann neigte sich der Abend dem Ende zu. Ein volles Glas Wein, traditionellerweise reserviert für den Propheten Elijah, stand in der Mitte des Tisches.

„Laßt uns die Tür für Elijah öffnen“, sagte Aviva, „und sein Lied singen.“

Maya war den ganzen Abend lang ziemlich still gewesen, aber nun mußte sie etwas sagen. „Oh nein!“ protestierte sie, „ihr wollt doch nicht etwa diesen alten, religiösen Fanatiker anrufen, oder?“

„Warum?“ fragte Ari, „was gefällt dir an Elijah nicht?“

„Er schlachtete die Priester von Baal“, sagte Maya, „nur deshalb, weil sie an den Traditionen ihres eigenen Landes festhielten. Er ist ein typisch rassistischer, imperialistischer Betbruder. Warum in aller Welt sollten wir ihn nähren? Wir sollten lieber den Geist von Jezebel anrufen!“

„Ich möchte nur das Lied singen“, sagte Sam. „Ich schlage nicht vor, seinen Geist hervorzubringen.“

„Du sprichst davon, eine Anrufung zu singen, also dem Geist eine Tür zu öffnen und ihm zu essen zu geben“, sagte Maya, „es tut mir leid, für mich ist das eine magische Handlung.“

„Weißt du eigentlich genau, was das Lied bedeutet?“ fragte jemand.

„Es bedeutet Elijah, der Prophet, Elijah wird angerufen und bei verschiedenen Namen genannt. Und es berichtet darüber, wo er herkam“, sagte ein kleiner Junge unaufgefordert.

„Aber was ist mit dem zweiten Vers?“ Seine ältere Schwester begann zu sprechen. „Ich werde es euch übersetzen, Schnell, zu unserer Zeit, wird unser Herr kommen, der Messias, Sohn Davids.“

„Ja, was ist damit, Sam?“ sagte Maya, „du, der Anhänger der Weltlichkeit, rufst den Messias an?“

„Ich mag das Lied einfach“, protestierte Sam, „ist das ein

Verbrechen? Es bringt mir schöne Erinnerungen aus meiner Kindheit zurück. Es ist jetzt fast wie früher. Die ganze Familie, die um den festlichen Tisch herumsaß, streitend, genau wie wir jetzt.“

„Kann ich einen Kompromiß vorschlagen?“ fragte Aviva, „wir singen das Lied, um Sam glücklich zu machen, aber mit geschlossener Tür. Dann öffnen wir die Tür und rufen die Geister derjenigen, die im Laufe der Geschichte aus religiöser Intoleranz ermordet wurden, und wir geben ihnen symbolisch zu essen.“

„In allen Kornkammern der Welt gäbe es nicht genug Nahrung, um all diese Geister zu ernähren!“ sagte Maya.

„Wir geben ihnen ja nur symbolisch zu essen. Und bitten sie, uns zu helfen, der kommenden Zeit widerstehen zu können.“

„Damit kann ich leben“, sagte Maya zustimmend.

„Ich möchte nur dieses Lied hören“, sagte Sam, „mir ist egal, ob wir Elijah anrufen, Jezebel, den Weihnachtsmann oder den Osterhasen. Einnmal im Jahr möchte ich dieses Lied hören.“

Sie sangen bei geschlossener Tür.

*Eliyahu HaNavi, Eliyahu HaTishbi,
Eliyahu, Eliyahu, Eliyahu HaGiladi...*

Ihre gemeinsamen inbrünstigen Stimmen füllten den Raum, glitten über die Schwelle in die Nacht. Aviva öffnete die Tür, und die Geister der Toten traten ein. Maya kam es vor, als könnte sie die Geister tatsächlich sehen. Draußen glänzte die Nacht im Licht des Vollmondes. Für einen Moment war die Luft gefüllt mit der Anwesenheit der Ahnen. Dann als die Tür langsam zurückschwang, schlüpfen die Schatten wieder hinaus in die mondhelle Nacht.

Weit im Süden, sammelten sich die Armeen des Feindes.

In dieser Nacht träumte Maya vom Propheten Elijah. Er kam zu ihr und setzte sich ans Fußende ihres Bettes. Zu ihrer Überraschung stellte sie fest, daß er rothaarig war.

„Was willst du von mir, du alter Betbruder?“ fragte sie ihn, „ich kenne dich, und ich kenne deine Geschichte. Du bist nichts anderes als ein Mörder mit einem aufgeblasenen Ruf.“

„Ich möchte dich“, sagte er.

„Vergiß' es.“

„Ich möchte dir helfen.“

„Und was für eine Hilfe bist du jemals gewesen? Hast du den vierhundert Priestern von Baal geholfen, die du zu Jezebels Zeiten abgeschlachtet hast? Hast du den Hunderten von Generationen geholfen, die hungerten und schwitzten und litten und, statt eine Hand zu erheben, um ihr eigenes Los zu verbessern, auf dich warteten, der du den Messias ankündigtest? Hast du je einen Finger deiner heiligen und prophetischen Hand erhoben, um einer einzigen jüdischen Frau zu helfen, aus einer unglücklichen Ehe zu entkommen, oder die heiligen Bücher lesen zu lernen, oder ihre eigenen Gedanken auszudrücken, damit sie von der Gemeinde gehört werden könnten? Seit hunderten von Generationen haben jüdische Frauen dich jedes Jahr eingeladen, die heiligen Speisen zu essen, bereitet durch ihre eigenen Hände, das Ei und das Gemüse, das Salzwasser der Tränen, den Charoset, das ungesäuerte Matzebrot der Betrübnis, so nennen wir es - und doch, wann hast du jemals auch nur eine Krume dazugetan, um unsere Betrübnis zu erleichtern? Und ich sage dir noch etwas - diese Speisen sind die wahren Träger der Tradition, die heiligen Mysterien. Nicht das, was aus den Mündern der Männer kommt, die Wörter und Geschichten und die endlosen Streitereien und Erklärungen, sondern das, was die Frauen dazu beitragen, um deinen Mund damit zu füllen, den Geschmack von Schmerz, den Geschmack von Frühling, den Geschmack der Hoffnung und des Neubeginns.“

Maya saß jetzt aufrecht im Bett. Der Raum war erhellt von einem matten Licht, das aus dem Körper des Propheten strahlte, und das machte sie noch wütender. „Was in aller Welt tust du hier in meinem Schlafzimmer, du alter Betrüger? Raus mit dir! Ich öffne keine Türen für dich oder gebe dir Opfergaben. In meinem Buch bist du der Feind.“

Elijah nahm seine weiße Robe auf seine linke Schulter und setzte sich etwas bequemer auf das Bett.

„Bist du fertig? Kann ich auch mal ein Wort sagen?“

„Ich sage dir, was meine Großmutter sagen würde – ich glaube dir nichts!“

„Maya, laß mich folgendes fragen. Was passiert mit dem Feind, der eingeladen wurde, ein Fest mitzuerleben? Wird dieser Feind nicht transformiert?“

„Was versuchst du mir zu erzählen? Daß du auf die Seite der Göttin übergewechselt bist?“

„Du wirst es nie wissen, wenn du nicht aufhörst, mich anzuschreien.“

„Ich schreie nicht! Aber du platzst uneingeladen in mein Schlafzimmer herein, weigerst dich zu gehen, sei also nicht überrascht, wenn ich ein wenig gereizt bin.“

„Ich bin der Verkünder des Messias. Ich bin der Vorbote der Erlösung.“

„Habe ich nach dem Messias geschickt? Es tut mir leid, ich kann mich nicht daran erinnern. Sieh mal, Elijah, das ist alles schon einmal getan worden und nicht sehr gut. Der letzte Messias hat uns zweitausend Jahre Kummer gebracht. Kreuzzüge, Judenverfolgung, Missionare, heilige Kriege. Jetzt sind die Millennialisten am Werk. Brauchen wir wirklich noch einen Erlöser?“

„Maya, du bist eine alte Frau, aber ich bin noch älter. Kannst du dir vorstellen, daß auch die Erlösung ihre Form verändert hat in den letzten Jahrtausenden? Ist Gott nicht Veränderung?“

„Jehovah? Hört sich nicht nach ihm an.“

„Göttin dann. Macht der Name so viel aus oder die Form der mystischen, göttlichen Genitalien? Maya, Jahr für Jahr, Generation nach Generation wurde ich in jedem Frühjahr durch Frauen genährt. Ich habe den Frühling gekostet und die Tränen und das Blut, bis etwas in mir aufspringen wollte, um zu tanzen. Ich habe mich verändert, Maya. Kannst du das nicht erkennen? Der Messias, den ich verkünde, ist die Erlösung der Erde geworden.“

Er sah sie eindringlich an. Darauf falle ich immer wieder herein, dachte Maya, auf diese verletzlichen Männer. Sollte man nicht meinen, daß ich in meinem Alter inzwischen darüber hinaus wäre? Dennoch war ihr seine Aufforderung klar.

„Wie kann ich dir vertrauen?“

„Berühre mich.“

Sie streckte vorsichtig einen Finger aus, und er ergriff ihre Hand mit der seinen, die voller Sommersprossen war, das rote Haar auf seinem Rücken schimmerte im Lampenlicht. Eine Bewegung entstand in ihr, etwas entfaltete sich, löste sich und begann zu fließen, wusch sie rein, und die Erleuchtung kam über sie. Der Raum füllte sich mit Licht, golden und silber und mit sanftem Grün, wie bei zarten, neuen Blättern, die aus einem alten Ast hervorsprießen, und ein Duft, wie der Blumenduft des Morgens, erfüllte den Raum.

„Hör mir zu, Maya“, sagte Elijah, „sag dies euren Feinden: Wir haben für euch einen Platz an unserem Tisch gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam.“

Damit verschwand der Prophet. Maya sank in einen traumlosen, silbernen Schlaf.

Am Morgen, als Bird ihr Tee brachte, schnupperte er.

„Wieso riecht dein Zimmer nach Rosen?“ fragte er.

In Gedanken unterhielt sich Madrone oft mit Maya oder Bird. Sie war nun schon länger als eine Woche im Camp auf den Hügeln. Zum Schluß gefiel ihr die spartanische Einfachheit sogar. Man kann auf so vieles verzichten, erkannte sie, und verrührte Honig mit Eichelmehl. Dieses Frühstück, es unterschied sich in nichts vom gestrigen Abendessen. Man kann so viel aushalten, erkannte sie weiter. Auch Hunger, auch Durst. Der Trick dabei war, einfach nicht daran zu denken, nicht einmal daran, daß man nicht daran dachte. Und bei den Göttern, sie hatte auch keine Zeit, daran zu denken.

Es gab übergenug zu tun. Da waren die Kranken zu pflegen und zu versorgen. Da war Melissa, der sie half und die ihr viele Dinge zeigte. Da gab es Eicheln, die geschält werden mußten. Die Eicheln waren zu mahlen und, soweit Wasser vorhanden war, zu waschen, um die Bitterstoffe herauszuspülen. Sie fühlte, wie ihr neue Kräfte zuwuchsen, wie sie ruhiger und selbstsicherer wurde. Sie fühlte sich zäher und gewissermaßen trockener, ähnlich dem Chapparal-Busch, der nur die Ecken seiner Blätter der brennenden Sonne darbot.

Nacht für Nacht versuchte sie, sich zurückzuträumen, zurück zu Lily und dem Council. Doch alles, was ihr in den Träumen erschien war Wasser. Regen tropfte auf das Dach des Black Dragon House, das leise Plätschern des Wassers im Flußbett der City und in den kleinen Nebenkanälen, das schwere Rauschen eines großen Flusses oben in den Sierras. Die wassergefüllten Schalen, welche den Göttern geweiht wurden. Das wunderbare Gefühl heißen Wassers bei der morgendlichen Dusche...

Nur eines kann ich nicht so gut aushalten, wußte sie bald. Ich komme mit dem kärglichen Essen zurecht, ich ertrage auch den Durst. Aber den Schmutz kann ich nicht ertragen, den Geruch mei-

nes ungewaschenen Körpers, das Gefühl meiner strähnigen Haare. Und noch schlimmer, den Schmutz, in dem meine Patienten liegen müssen. Es war wirklich besser, auch daran nicht zu denken.

Als sie ihre Monatsblutung bekam, zeigt ihr Rocky, wie sie sich mit getrocknetem Moos helfen konnte. Doch viel bewirkte das Moos nicht, Blut rann ihr die Beine hinunter, und bald konnte sie sich wirklich nicht mehr riechen. Alles schien den Geschmack von rostigem Eisen anzunehmen.

„Ich muß mich ganz einfach mal baden“, sagte Madrone eines Morgens verzweifelt zu Rocky. „Ich weiß nicht, ob ich dafür zur Küste zurück wandern muß, oder ob ich einen Tankwagen hierher schicken lassen kann. Ich weiß nur, daß ich es nicht länger aushalte.“

Rocky lachte. „Vielleicht führt dich jemand zum Wasserfall. Es ist ein Marsch von zwei, drei Stunden, und deshalb überlege ich mir immer, ob es auch wirklich lohnt. Ich frage Hijohn, ob er dich begleitet. Es geht ihm zwar besser, aber er braucht mehr Kondition, bevor er wieder an den Überfällen auf die Stewards teilnimmt.“

„Das klingt nach einem weiten Weg“, seufzte Madrone zweifelnd, „vielleicht sollte ich es lassen?“ Sie dachte auch an ihre Patienten.

„Ich schätze, die kommen auch mal einen Nachmittag ohne dich aus. Ich packe dir ein paar Eicheln ein.“

Hijohn kam ein paar Augenblicke später. Er trug ihren Proviant in einem Rucksack und hatte ein Gewehr in der Hand.

„Fertig?“ fragte er.

Madrone nickte. Die Waffe machte sie nervös. Waffen hatte sie seit ihrer Ankunft im Camp nirgends mehr gesehen.

„Brauchen wir wirklich ein Gewehr?“ fragte sie.

„Sonst würde ich mir nicht die Mühe machen eines herumzuschleppen“, knurrte Hijohn, „wir sind dann außerhalb des Bereiches unseres Camps. Wir könnten auf eine Steward-Patrouille stoßen.“

„Und willst du dann schießen?“

„Wenn sie uns sehen, und wir können nicht mehr flüchten, dann muß ich es. Stört dich das?“

„Natürlich, schon der Gedanke daran macht mich krank. Dich nicht?“

„Ich versuche ja, es zu vermeiden“, knurrte Hijohn, „aber, Madrone, dies ist Krieg, und der Krieg ist überall. Töten oder getötet werden!“

„Erzähl mir nichts über den Krieg. Ich bin in Guadeloupe geboren, unten in Zentralamerika. Meine Mutter wurde von einer Todes-Schwadron erschossen. Ich habe später noch oft gesehen, wie

Menschen erschossen wurden. Ich weiß, das passiert. Aber ich kann es nicht akzeptieren.“

„Du mußt es nicht mögen“, gab Hijohn zurück, „aber du mußt es leider akzeptieren. Oder weißt du eine Alternative? Geschehen in eurer City Wunder?“

Madrone schwieg. Was war in der City alles passiert? Würden sie Frühlings- Sträuße die Bay hinunter tragen und, die alten Lieder singend, um Persephones Rückkehr bitten.“ Was würden die City-Bewohner tun, wenn der Krieg bis zu ihnen vordrang?

„Nun“, fragte Hijohn kalt.

„Nein, bei uns geschehen keine Wunder“, gab Madrone zu. „Wir sind gerade erst dabei, zu lernen wie wir alle in Frieden miteinander leben können. Das ist zwar auch nicht immer einfach, aber nicht so hart wie das Töten. Und was passiert, wenn der Krieg auch zu uns kommt, ich weiß nicht...“

„Inzwischen“, lächelte Hijohn spöttisch, „laß uns mal losgehen zu deinem Bad. Wenn irgendwas passiert, wirf dich zu Boden und laß mich machen.“

Hijohn führte Madrone über die Hügel und durch das Dickicht. Ein kaum wahrnehmbarer Pfad schlängelte sich vor ihnen her. Sie folgten teilweise dem Flußbett. Nach stundenlangem Marsch, wie es Madrone schien, bemerkte sie erste Anzeichen von Feuchtigkeit. Die Pflanzen wuchsen üppiger, die Blätter wirkten straffer und grüner. Kleine Schlammlöcher tauchten auf, Steine waren von feuchtem Moos und Algen überzogen. Ein Stück weiter tauchte eine flache Pfütze auf, gerade mal ein, zwei Finger tief, aber es war Wasser! Über ihren Köpfen hörten sie ein Tröpfeln, das sich langsam zu einem stetigen Rauschen verdichtete. Sie waren fast am Ziel.

Sie kletterten über einen Felsvorsprung, und dann sahen sie ihn. Madrone hatte das Gefühl, sie könnte mit den Ohren Wasser trinken. Es klang ihr wie Musik, wie eine lang entbehrte Musik, dieses Plätschern und Rieseln. Dann hatten sie das Ufer des kleinen Teiches zu Füßen des Wasserfalls erreicht. Er war gerade mal knietief. Auch die Bezeichnung Wasserfall war etwas großspurig, für die paar dünnen Wasserfahnen, die da über die Felsen niedergingen. Zu Hause, dachte Madrone, würden wir dies noch nicht mal eine Pfütze nennen. Aber es war immerhin genug Wasser, das da herunterkam, um das liebliche Geräusch strömenden Wassers hervorzurufen. Ja, sogar ein leises Echo antwortete von den umliegenden Felsen.

Sie knieten nieder und tranken. Das Wasser schmeckte leicht nach Algen, aber das war Madrone gleichgültig. Diosa, es tat so gut, sich

einfach nur satt zu trinken. Mehr wollte sie nicht. Ihre Hand ins Wasser tauchend, spritzte sie sich Wasser ins Gesicht. Plätschernd fielen die Tropfen zurück. Madrone lachte glücklich. Nachdem sie sich satt getrunken hatten, füllten sie die mitgebrachten Wasserkanister.

„Ich gehe jetzt ein wenig spazieren, damit du in Ruhe baden kannst“, sagte Hijohn.

„Das ist nicht nötig“, gab Madrone freundlich zurück, „ich meine, wir City-Bewohner finden nichts dabei, einander nackt zu sehen.“

„Bist du sicher?“

Sie nickte, und zog sich gleich darauf das T-shirt über den Kopf, schlüpfte aus den Jeans. Seine Augen folgten ihr als sie in den Teich planschte und sich ins Wasser gleiten ließ. Vielleicht war es nicht ganz richtig, dachte sie plötzlich bei sich. Es könnte als Einladung mißverstanden werden. Und das Wasserloch war zu klein, man konnte nicht zu zweit darin baden, ohne sich gegenseitig zu berühren. Sie sah sich verlegen nach Hijohn um. Doch der war auf einen Felsen neben dem Teich geklettert und hatte sich dort hingesetzt, mit dem Rücken zu ihr. Er spähte den Weg zurück, den sie gekommen waren. Madrone fühlte sich erleichtert. Was hast du denn gedacht?, schalt sie sich. Nur weil du selbst schon eine ganze Weile keinen Sex mehr gehabt hast. Schäme dich! Er ist außerdem nicht eben das, was man attraktiv nennen würde. Er ist nur ganz einfach ein Mann, dachte sie weiter, ein ziemlich kräftiger allerdings.

Sie rieb sich mit Sand ein, um den festsitzenden Schmutz von ihrer Haut zu lösen. Langsam fühlte sie sich sauberer. Wasser ist jetzt doch besser als ein Liebhaber, dachte sie. Wasser kommt viel besser an alle meine intimen Stellen, durchdringt alle meine Poren besser und läßt mich zum Schluß sauber zurück. Sie wusch sich auch die Haare so gut es ging und spülte sich ab. Dann kletterte sie zu Hijohn auf den Felsen.

„Jetzt bist du dran“, lächelte sie ihm zu, „ich fürchte nur, daß das Wasser jetzt etwas schlammig ist.“

„Macht nichts“, lächelte er zurück. Ja, dachte sie, er hat ein nettes Lächeln, ein gutes Lächeln. „Paß auf den Pfad auf, den wir gekommen sind. Wenn dir etwas verdächtig vorkommt, ruf mich.“ Bevor er in den Teich planschte, legte er das Gewehr sorgfältig in Griffweite ans Ufer.

Madrone drehte sich gehorsam um, und ließ ihre Augen über den Canyon schweifen. Guck nur dorthin, wo du hingucken sollst, ermahnte sie sich selbst, im Bewußtsein, daß Hijohn hinter ihr nackt im Teich badete. Ringsherum das helle Grün von Eichenblättern, das

Blaugrün von Salbeibüschen, das gelbliche Grün der Knospen von Sykamore-Bäumen über den weißlichen Stämmen, sie bildeten ein dichtgewobenes Muster zwischen den eher grauen Chapparal-Gebüschern. Wilder Flieder blühte in rosa und lilafarbenen Büscheln und kleine, sternförmige Blumen verströmten ihren Duft. Bienen summten geschäftig vorbei. Orangefarbene Schmetterlinge taumelten durch die Luft und über wilde Weinstöcke hinweg. Dazwischen blinkten Blumen, die sie nicht einmal dem Namen nach kannte.

„Ich hoffe, daß es dir wirklich nichts macht, wenn wir nackt sind“, sagte plötzlich Hijohn dicht hinter ihr, „ich habe nämlich unsere Kleider gewaschen.“ Sie kletterten hinunter und breiteten die Kleidungsstücke zum Trocknen aus. Dann lagen sie zusammen in der Sonne. Hijohn legte die Flinte wieder in Griffweite neben sich. Sie saßen jetzt dicht nebeneinander, und ein warmer Wind strich um ihre nackten Körper.

Als Madrones Haar fast trocken war, begann sie, es zu zwei Zöpfen zu flechten.

„Warum läßt du es nicht offen?“ fragte Hijohn, „du siehst damit sehr hübsch aus.“

„Möglich, aber es verfangen sich so viele Dinge in den offenen Haaren. Und beim Marschieren bleibe ich damit an den Zweigen hängen. Eigentlich sollte ich es abschneiden. Aber ich kann es nicht über mich bringen. Sandy liebte meine langen Haare auch.“

„Wer ist Sandy?“

„Mein compañero, mein Partner, mein Geliebter. Das heißt, jetzt nicht mehr. Er ist tot, er starb im vergangenen Sommer.“

„Tut mir leid“, sagte Hijohn betreten.

Sie saßen schweigend, doch die Stille wurde etwas peinlich.

„Hast du immer auf diese Weise gelebt, wie jetzt, meine ich“, fragte Madrone, „wie bist du auf die Hügel gekommen?“

„Du wirst es nicht glauben, wenn du mich so siehst“, gab Hijohn zurück, „aber meine Mutter und mein Vater waren beide Schauspieler. Wirklich gut aussehende Menschen. Als die Stewards uns überrollten, ließen sie die Millennialisten alles aufräumen. Sie wollten, daß jedermann das Glaubensbekenntnis der Millennialisten anerkenne. Mein Vater weigerte sich, meine Mutter ebenfalls. Viel Volk aus den Fabriken weigerte sich auch. Daraufhin wurden sie eines Tages zusammengetrieben. Die Frauen wurden in ein Lager geschickt. Meine Mutter habe ich seitdem niemals mehr gesehen. Mein Vater war gerade zu Filmaufnahmen unterwegs. Da hörten sie, was geschehen war. Sie versteckten sich in der Wüste, nicht ohne sich

vorher Waffen zu besorgen. Mein Vater schaffte es, mich aus meiner Schule zu retten, wo wir Jugendlichen eingesperrt waren. Damals war ich neun Jahre alt. Wir begannen die Lager der Stewards zu überfallen, aber meine Mutter haben wir nie mehr gefunden.“

Dann ist er vermutlich so alt wie ich selbst, dachte Madrone voller Mitgefühl.

„Was sind das für Lager?“ fragte sie.

„Einige von ihnen sind nichts anderes als Hurenhäuser, wo die Frauen den Soldaten zur Verfügung stehen müssen. Andere sind geradezu Farmen, Zuchtanstalten, wo die Stewards Menschen für ihre Armee heranzüchten. Sie brauchen ja Soldaten, Kanonenfutter.“

„Oh“, sagte Madrone betroffen. Die Antwort schien ihr unangemessen, aber was hätte sie sagen sollen? Es hörte sich einfach zu schrecklich an, sie konnte es nicht fassen. Wie Sklavenhandel, oder wie die Todeslager der Nazis. Unfaßbar. Aber das war Vergangenheit. Und dies war hier und jetzt in der Gegenwart, es konnte auch sie treffen.

„Das tut mir leid, das mit deiner Mutter“, sagte sie schließlich. Ihre Worte hörten sich in ihren Ohren hohl und flach an. Stupid, dachte sie bei sich.

„Oh, das ist nun schon sehr lange her“, meinte Hijohn, „ich bin fast sicher, daß sie längst tot ist. Frauen überleben so ein Lager keine zwanzig Jahre.“

Sicher ist das Gefühl in ihm auch schon abgestorben, dachte Madrone. Natürlich, wie sonst könnte er das Unerträgliche ertragen? Die schrecklichen Erinnerungen immer vor Augen haben? So wie ich ist er ein mütterloses Kind.

„Nun weißt du, warum ich immer ein Gewehr bei mir habe“, fuhr Hijohn fort, „wenn es darauf ankommt, einen Angreifer zu töten oder sich von ihm in ein Lager stecken zu lassen, was würdest du dann tun?“

Die Lager sind Wirklichkeit, dachte Madrone, es könnte auch mir passieren. Es überlief sie kalt. Dabei war es kein ganz neuer Gedanke. Sie wußte ja, was Bird widerfahren war, und hatte gehört, was Hijohn eben von seiner Familie erzählte. Und hier oben, mit dem Gewehr neben ihnen, erschien es noch viel realer.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie schließlich. Zögernd drehte sie sich um, um ihm in die Augen zu sehen. Aber er blickte auf den Pfad, der hinunter zum Camp führte. „Ich verstehe schon, weshalb du ein Gewehr dabei hast. Ich glaube aber, daß auch Grausamkeiten Gewalt nicht rechtfertigen, und Gewalt immer nur neue Grausamkeiten hervorrufen. Friede erwächst nicht aus Gewalt.“

„Das nicht, aber Gewalt räumt erst einmal im Unterholz auf“, sagte Hijohn etwas spöttisch. „Hellt dunkle Stellen etwas auf.“

„Ich bin hier fremd“, begann Madrone wieder und legte ihre Hand leicht auf Hijohns Arm, um sie aber gleich wieder zurückzuziehen, „ich weiß auch nicht, wie ihr hier kämpfen müßt. Aber ich glaube, daß es noch eine andere Form von Kampf geben muß, irgendeine, die von der Gewalt verschieden ist, und die auch stärker und wirkungsvoller ist. Diese Stärke, diese Art zu kämpfen, suchen wir City-Bewohner noch. Vielleicht finde ich diese Kraft hier in diesen einsamen Bergen?“

„Runter!“ zischte Hijohn plötzlich, und stieß sie so hart zu Boden, daß sie rücklings den Felsen hinunter kollerte und im Gebüsch liegen blieb. Blitzschnell riß er das Gewehr hoch und warf sich flach auf den Felsen, angestrengt nach vorn spähend.

„Was ist los“, flüsterte Madrone und bemühte sich, ihre angestrengten Atemzüge zu mäßigen. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Diosa, da reden wir von Gewalt-Theorien, und nun passiert es. Was, wenn er jemanden tötet, um mich zu beschützen? Was, wenn er es nicht tut? Oh ihr Götter, oh Maya, warum bin ich überhaupt hierher gekommen?

„Jemand kommt den Pfad herauf“, flüsterte Hijohn vom Felsen herunter, „versteck dich hinter dem Felsen. Ich komme sofort nach.“

Madrone kroch rückwärts, mehrfach schrammten ihre Knie hart über den Felsen. Hijohn glitt an ihre Seite. So lange wie möglich behielt er den Pfad im Auge. Trotz aller Anstrengung hörte Madrone keine Schritte, nur Bienen summten und Blätter raschelten im Sonnenschein.

Eine Biene brummte um ihren Kopf und schwirrte dann weiter zu Hijohns Nase. Oh, Göttin, das fehlt noch, daß uns nun eine Biene sticht, erschrak Madrone. Aber Hijohn ließ langsam sein Gewehr sinken.

„Es ist alles okay“, atmet er auf, „es sind die kleinen Schwestern.“

Dann erfüllte das Summen von unzähligen Bienen den Canyon. Tausende schienen gleichzeitig freudig zu summen und sich auf jeden ihrer Schweißtropfen zu stürzen. Madrone wagte nicht, sich zu rühren.

„Kommt nur her“, hörten sie Melissa rufen, „die kleinen Schwestern rufen euch.“

Madrone stand langsam auf und kam hinter dem Felsen hervor, Hijohn folgte ihr. Melissas Augen leuchteten dunkel. Bienen bedeckten ihr Gesicht so dicht, daß die Haut unsichtbar blieb. Bienen

umschwärmten jede noch so kleine Fläche ihres Körpers. Sie sieht sehr seltsam aus, dachte Madrone.

„Was möchten die kleinen Schwestern von mir?“ fragte Madrone.

„Es wird Zeit, daß du lernst, eine von uns zu sein.“

Madrone hatte dies herbeigesehnt, aber nun hatte sie Angst. Ihr Herz schlug heftig, sie atmete mühsam. „Was muß ich tun?“ fragte sie schließlich zögernd.

„Dies ist die Stunde deiner Initiation, deiner Einweihung. Dies ist die Zeit, in der der wilde Flieder blüht.“

„Was muß ich tun?“

„Die nächsten neun Tage gehörst du nur uns.“

„Neun Tage! Ich weiß nicht, ob ich neun Tage lang meine Patienten allein lassen kann.“ Sie blickte zögernd auf Hijohn, aber der zuckte nur mit den Achseln: „Wenn die Bienen rufen, gibt es keine Widerrede.“

„Aber Menschen sterben vielleicht. Und wenn ich nicht da bin, ist keiner da, der sie wirklich pflegen kann“, gab Madrone zu bedenken.

„Dafür werden viele andere gerettet, wenn du von uns neue Stärke gelernt hast“, sagte Melissa bestimmt. Und fügte hinzu: „Komm!“

Madrone fügte sich. Sie schlüpfte in ihre noch feuchten Kleider und folgte Melissa in die Wildnis des Canyons.

Melissa führte sie auf einem geheimen Pfad über einen Gebirgskamm und hinunter in einen anderen Canyon. Auch hier war das Flußbett fast ausgetrocknet. Sie wanderten zu einer kahlen Anhöhe, unter ihnen hatte der Fluß Höhlen in den Felsen gewaschen. Manche waren groß genug, um einigen Menschen Schutz vor dem Wetter zu bieten. Vor einer dieser Höhlen saß eine Gruppe von Frauen, und jede von ihnen war auf die gleiche Art von Tausenden Bienen umschwärmt und bedeckt wie Melissa. Alle zusammen wirkten weniger wie Menschen, sondern vielmehr wie menschliche Energiebündel von ganz besonderer Art. Ein Tanz von summenden, schwirrenden Bienen umgab sie alle, bräunliche Wolken von Bienen umschwärmten sie bei jeder Bewegung.

Alle sahen Melissa mit ihrem Schützling herankommen. Alle grüßten mit hoheitsvollen Handbewegungen, welche die Bienen noch lauter summen ließen. Dieses Gesumm durchdrang Madrones Gehirn, füllte sie aus, verwischte jeden anderen Gedanken, zurück blieb nur ein leises Gefühl von Angst.

„Was geschieht nun?“ flüsterte Madrone fragend. Aber von Melissa kam keine Antwort.

„Kein Grund, Angst zu haben“, beschwichtigte Madrone sich. Wo Angst ist, ist auch Stärke. Es ist nur alles so fremd. Eine ganz normale Angst vor der fremden Insektenwelt, einfach nur tief atmen, die Angst wegatmen. Aber die Angst blieb, und einige Momente lang war Madrone einer Panik nahe.

Dann war sie so dicht von Bienen umgeben, von ihrem Brummern, Summen und Schwirren, daß sie gar nicht mehr dazu kam, Angst zu empfinden. Hände zogen ihr das T-shirt über den Kopf, andere Hände zogen ihr die Jeans herunter, öffneten die Zöpfe und ließen das Haar frei. Honig strömte über ihren Körper, über ihre Hüften, Hände streichelten Honig sanft über ihre Brüste, Honig verklebte nun Augen und Haare. Als Melissa ihr eine Muschel an die Lippen setzte, war dies Madrones letzte Gelegenheit, sich zu widersetzen. Aber Melissa drückte ihr den Kopf sanft rückwärts und ließ die Flüssigkeit aus der Muschel direkt in Madrones Mund fließen. Madrone schluckte und schluckte und keuchte atemlos. Honiggeschmack auf den Lippen und ein Hauch von irgend etwas, was sie nicht zu erkennen vermochte, rann ihr die Kehle hinunter. Es durchrieselte sie heiß. Wärme füllte ihre Eingeweiden aus, entzündet sich zu einem feurigen Gefühl. In diesem Feuer verbrannte ihr Selbst, verbrannte die alte Madrone und eine neue entstand aus der Asche. Alles um sie herum schien ebenfalls verbrannt, alles um sie herum schien ihr neu und wunderbar.

Diese Süße. Sie tauchte ein in einen Ozean von süßen Gefühlen. Ihr Gefühl für Süßes schien sich ver Hundert-, ja vertausendfacht zu haben. Der Geruch des wilden Flieders in der Luft schien ihr so süß wie nie zuvor. Jeder Atemzug von diesem Duft erschien ihr wie ein Versprechen von Nahrung und Liebe und ewigem Leben. Süße beschwingte sie, öffnete ihr die Flügel. Sie schwebte in einer Luft voller Süße, hätte am liebsten ihre Nase tief in jede geöffnete Blüte gesteckt. Ihr Körper fühlte die magische Anziehungskraft des Nordpols ebenso wie sie die Gesetze der Schwerkraft ganz bewußt wahrnahm. Blütenblätter hüllten sie samtig ein, sie schmiegte sich in ihre duftigen Tiefen, füllte sich mit Nektar und Duft, tauchte ihre Zunge tief in die exquisite Helligkeit des Nektars. Süße, Süße überall.

Etwas in ihr explodierte und versuchte, diese Wolken von Aromen zu analysieren, sie zu benennen, zu beschreiben. Salbei, Flieder, Sykamoren, Eichen. Bei einigen gelang es ihr, bei den meisten nicht. Aber ich bin Madrone, kam es aus dem Dämmer ihres Bewußtseins, ich bin ich, ich bin Madrone.

„Kämpfe nicht gegen das Neue an“, hörte sie Melissas Stimme wie aus weiter Ferne an ihrem Ohr, „laß es einfach in dich einsickern.“

Erst fühlte sie sich fallen, dann flog sie. Flieder war nicht nur ein Name, sondern ein bestimmter Ruf in der Luft, der sie an Orte zog, wo sie dann im Zwielicht herumkroch. Salbei war ein ganzes Universum, ein strenger und starker Geruch. Aufhören! schrie eine sehr menschliche Stimme in ihr. „Laß es in dich einsickern“, hörte sie wieder Melissas beruhigende Stimme, summend, brummend, schwirrend. Madrone hatte Angst, gestochen zu werden. Sie hatte eine Ahnung von Blutgeruch in der Nase. „Aufwärts!“, hörte sie Melissa rufen. Madrone hätte gern wieder ihre menschliche Gestalt angenommen. Aber sie hatte längst keine Hände, keine Arme mehr, statt dessen fast durchsichtige Flügel, die schwirrend die Luft durchschnitten, sie von allem forttrugen. Langsam versank ihr früheres Leben hinter ihr.

Nicht, Mutter, nicht jetzt. Wo kommst du plötzlich her? Du bist doch schon so lange fort, weit, weit weg, und ich will nicht, ich will jetzt nicht in deine milchweißen, warmen Arme an deine Brust gezogen werden. Ein Schrei in der Luft, schwirrend im Klang, Madrone wußte nicht, war es das immer lauter werdende Summen der Bienen oder war es ihre eigene Stimme gewesen?

„Laß dich fallen“, flüsterte Melissa von irgendwoher, „laß dich aufwärts tragen! Folge nur dem süßen Duft!“

„Laß dich aufwärts tragen!“ flüsterten auch die unzähligen summenden kleinen Schwestern um sie herum. „Aufwärts! Flieg!“

Ja, warum nicht? Warum nicht fliegen, wenn es so leicht und mühelos war? Ihre Arme, ihre Flügel schwirrten, summten, trugen sie hoch und höher, leicht und mühelos. Sie flog fort von allem, von aller menschlicher Erinnerung, allem menschlichen Terror, aller Qual, alles versank unter ihr. Leichtigkeit, Lebendigkeit erfüllte sie.

Madrone fand sich zusammengekrümmt auf dem Boden der Höhle am ausgetrockneten Flußufer liegend. Sie hatte keine Ahnung wie sie hierher gekommen war. Sie fühlte sich aber warm und geborgen, wie ein Baby auf Mutters Schoß, geborgen wie eine Biene im Bienenstock. Sie war warm zugedeckt mit Honig. Bienen umschwärmten sie ständig, deckten sie mit ihren pelzigen kleinen Körpern warm zu, brachten Honigtröpfchen auf ihre Lippen. Das ununterbrochene Krabbeln der Bienen auf ihrem ganzen Körper brachte Madrones Nerven zum klingen und singen. Sie fühlte sich unglaublich lebendig und wach. Dann fühlte sie einen Stich in die Stirn, ihr Kopf fing an zu pulsieren, zu hämmern. Aber es war kein Schmerz, nicht in dem

Sinne wie bei den Menschen. Schmerz schien in dieser neuen, fremden Welt etwas Unbekanntes, Fernes zu sein.

Sie spürte Dunkelheit um sich herum, wie im Dämmerlicht eines Bienenkorbes. Duftende Bienenkörper streiften sie pausenlos, sie konnte riechen, aus welcher Himmelsrichtung die jeweilige Biene ihre süße Nektarlast herbeigebracht hatte. Sie hörte, wie andere Bienen diese Botschaft aufnahmen und davon flogen. Sie witterte den Geruch von Bienenbrut, nahm den goldenen Duft von Sonnenglast wahr. Und alles wurde übertönt vom Geruch der Bienenkönigin, ein Geruch, der sie völlig durchdrang und ihr im tieferen Sinn die Richtigkeit allen Daseins vermittelte. In der Weise, wie der Geruch von Muttermilch ein Baby von der Wirklichkeit allen Lebens überzeugte.

Ich erinnere mich genau, wollte sie rufen, aber sie hatte keine Worte mehr dafür. Oh Mutter, ich habe dich immer so vermisst. Doch bevor sie in den Geruch der Bienenbrut versinken konnte, schwoll ihr Bienenkörper an, wurde immer länger. Sie war jetzt die Bienenkönigin, wohlgeborgen in Gelee Royale, mit neuem, starken Körper aus dem Larvenzustand hervorgeschlüpft. Mit starkem Flügelschlag ging es hoch in die Sonnenluft, gefolgt vom Hofstaat der Drohnen, die weiter und weiter zurückblieben. Nur die stärkste Drohne vermochte ihr noch zu folgen, konnte sich in einem ekstatischen, glückseligen Moment mit ihr vereinigen und sie mit Samen erfüllen. Sie fieberte diesem Moment entgegen, ersehnte ihn schmerzhaft. Doch bevor es soweit war, verwandelte sie sich abermals.

Jetzt war sie die Drohne, verzweifelt versuchte sie höher und höher zu fliegen, fühlte langsam ihren Flügelschlag matter und matter werden, versuchte dennoch höher und höher zu steigen, zu dem einen, verrückten, glückseligen Moment, der Gipfel des Lebens war, enthusiastisch die Flügel schwirren zu lassen, um diesen goldenen Körper da oben zu erreichen, die Verkörperung allen Glücks. Drohne und Königin, endlich selig verbunden, Fleisch zu Fleisch, zwei sind eins, vereinigt im Glücksgefühl, die Ewigkeit entdeckend.

Doch dann endet dieser Moment. Sterbend stürzt die Drohne zu Boden. Dem Sinn des Lebens war Genüge getan, der Pflicht dem Bienenstock gegenüber auch. Die Essenz des Lebens war auf die Königin übergegangen, der Fortbestand des Volkes gesichert. Madrone fühlte ein Ziehen und Zerren in ihrem Bauch, etwas quoll heraus. Der Bienenkorb war ein Gefängnis, voll süßer Sehnsucht drängte sie ins Freie, Bienenvolk und übriggebliebene Drohnen. Schwirrend zogen sie verrückte Kreise, einen fliegenden Ball formend, ein lebendes

Kaleidoskop, dreidimensional, jede Biene ein individuelles Wesen aber nichts ohne die anderen Bienen. Alle zusammen waren sie ein Lebewesen. Neue Bienen wurden geboren und andere starben.

Körperlos flog Madrone über grenzenlose Ströme von Duft und Geschmack, und plötzlich erkannte sie alles auf eine Weise, die sie, eine Heilerin, niemals zuvor erlebt hatte. Sie erkannte den Duft ihres Körpers, wie sie ihn nie zuvor erkannt hatte. Erkannte, daß ihr Schweiß ganz verschieden riechen konnte, daß jeder Geruch eine andere Botschaft in sich trug, Gesprächsangebote, Mitteilungen, Einladungen. Die Bienen nahmen schnüffelnd und saugend Proben von ihrem Schweiß auf. Wie kam es, daß ihr nektarähnliche Tropfen aus den angeschwollenen Brüsten quollen? Madrone roch, schmeckte förmlich, daß sie eine süße Einladung ausschwitzte.

Melissa berührte sanft Madrones Stirn, wo ein Stachel seine pochende, vibrierende Botschaft hinterlassen hatte. Mit einem winzigen, silbern aufblinkenden Messer schnitt sie eine blütenähnliche Wunde rund um den Einstich. Bienen schwärmten sofort herbei, um von der austretenden Flüssigkeit zu kosten.

„Wir teilen unseren Nektar mit den kleinen Schwestern“, erklärte Melissa mit zärtlicher Stimme. Dann strich sie einen dicken, fast schwarzen Honigtropfen über die Wunde. Madrone würde nur eine winzige, blütenähnliche Narbe auf der Stirn zurückbehalten. Schweiß, den diese Blüte ausschwitzte, würde nektargleich süß sein, Nahrung für ihre kleinen Schwestern, die Bienen.

Langsam wurde Madrone bewußt, daß sie nicht mehr in jener Höhle am Flußufer lag. Sie wußte nicht, wieviel Zeit inzwischen verstrichen war. Wie lange hatte sie schon hier im Schatten dieser fahlen Sykamore gelegen? Bienen umsummten sie träge. Das Geräusch mutete Madrone anheimelnd an, war vertraute, heimatliche Musik. Es klang auch ein bißchen wie das müßige Geplauder von Freunden im Hintergrund ihrer Küche. Auch wer nur halb hinhörte, erfuhr immer das Neueste. Ein Stück Ahornbrot lag neben ihrer Hand. Halb abwesend fing sie an zu essen, und langsam kam das Erinnerungsvermögen wieder zurück. Ihr schwindelte, hatte sie Visionen gehabt? Ihr Blickfeld hatte sich unglaublich erweitert. Sah sie die Welt nun mit Insektenaugen, allumfassend, himmelweit, ganz anders als mit ihren Menschaugen?

Das Gesumm um sie herum wurde lauter, und ihre Vision von

einer neuen Sehweise verschwand allmählich. Melissa saß neben ihr.

„Wie fühlst du dich“, fragte sie leise lächelnd.

Madrone wunderte sich, daß sie die Frage in Menschenworten hörte. Sie kamen ihr ungeschickt, grobschlächtig und auch völlig unnötig vor. Unnötig, wenn doch der leise Dufthauch ihres Körpers alles besagte. Zur Antwort drückte sie leicht von innen her auf ihre Stirnblüte, ein winziger Tropfen Nektar erschien. Der Geruch wehte zu Melissa und sie lächelte erfreut.

„Du brauchst mir nichts mehr zu erklären“, strahlte Melissa, „aber du darfst deshalb deine eigene Sprache nicht verlernen. Du wirst sie noch brauchen.“

Madrone schloß ihre Augen. Sie wußte, sie mußte auf die Frage antworten. Doch Worte erschienen ihr als Mitteilung unvergleichlich dürftig, mager und gefühllos, gegenüber der unendlich weiten Ausdruckswelt des Geschmacks und des Duftes.

„Du mußt sprechen“, wiederholte Melissa.

„Wozu?“

„Weil du zurückkehren mußt in deine eigene Menschenwelt. Du wirst als Heilerin noch gebraucht. Die Welt der Bienen ist trotz allem nicht die deine.“

Langsam erkannte Madrone die Wahrheit dieser Worte. Sie hat recht, sagte sie sich. Oder vielmehr, sie roch es. Aber die Welt der Bienen ist süß, bedeutet Ruhe und Frieden, bedeutet Geborgenheit im gemeinsamen Schwarm, im Zusammensein, im Vergnügen an vertrauten Körpern. Ich erinnere mich zu gut an die Momente der Glückseligkeit, Madrones Körper schwitzte diese Botschaft aus.

„Du würdest es nicht für immer so haben wollen. Du würdest dich erinnern und schließlich um deine Rückkehr in die Menschenwelt flehen“, sagte Melissa.

Auch das trug den Geruch der Wahrheit in sich. Madrone seufzte und öffnete ihre Augen.

„Wie fühlst du dich“, wiederholte Melissa.

„Okay“, Madrone gelang die Antwort nur mühsam, und sie lachte etwas verlegen, „nur ein bißchen verwirrt.“

„Das geht vorüber, wenn du mehr gegessen hast“, sagte Melissa freundlich, „heute solltest du dich nur noch ausruhen. Probiere deine neue Kraft aus, teste sie. Morgen gehen wir dann vielleicht ins Camp zurück.“

„Wie, was...“

„Du mußt dir die Bienenvision ins Gedächtnis zurückrufen. So kannst du das steuern. Berühre deine Bienenwunde auf der Stirn,

erinnere dich an dein Bienenleben, rufe sie. Sage ihnen deinen menschlichen Namen.“

„Madrone.“ Sie schüttelte leicht verwundert ihren Kopf, als die Erinnerung an ihren alten, an ihren eigentlichen Namen zurückkehrte. Madrone, das war also sie selbst?

„Und nun berühre die Blume auf deiner Stirn wieder, erinnere dich an den Duft des Honigs, an den Geruch des Bienenschwarms, laß deine Bienenenerinnerungen zurückkehren.“

Wieder wechselte das Bild vor ihren Augen, verwandelte sie sich, veränderte sich ihr Denken und Fühlen.

„Und nun rufe dich selbst wieder zurück.“

Madrone kam es so vor, als wären die Worte gar nicht an sie gerichtet. Doch dann hob jemand ihre Hand hoch, und sie tupfte sich mit dem Finger an ihre Stirne. „Mein Name“, erinnerte sie sich, „ich muß ihn sagen.“

„Madrone.“

„Übe diesen Wechsel, damit du immer weißt, in welchem Zustand du dich gerade befindest. Kannst du das?“

„Aber ja, ich habe so etwas immer geübt, seit ich ein Baby war. Ich muß es wirklich nur ein wenig üben - und wirklich wünschen, zurückzukommen.“

„Ja, das ist immer die Herausforderung. Die Bienenwelt ist süß.“

„Aber du? Du bist doch immer in der Bienenwelt? Und trotzdem wanderst du herum und sprichst mit anderen Menschen?“

„Ja, aber so wenig wie möglich. Vergiß auch nicht, daß ich es viele Jahre hindurch geübt habe, und die anderen Zauberfrauen auch. Du bist noch ungeübt, und wir haben dich auch noch nicht in alles eingeweiht.“

„Wenn das erst der Anfang ist, dann bewahre mich die Göttin vor dem Ganzen!“

„Das lernst du vielleicht später, aber ich glaube, es wird nicht nötig sein. Die wirklich große Initiation ist allumfassend. Wenn du dann wechselst, bist du wirklich nicht mehr du selbst, sondern Teil des Bienenschwarms.“

Aber, merke wohl auf, wir haben dir nichts genommen. Nicht deinen Namen, nicht deine Geheimnisse, nicht deine Stärken. Alles wird für dich sein wie früher. Du gehörst nicht zum Bienenstock. Aber du kannst die kleinen Schwestern zur Hilfe rufen, sie um Nahrung bitten und um Schutz.“

„Aber wie? Wie mache ich das?“

„Durch deine Bienenblume auf der Stirn. Wechsle nun in dein

Bienen-Bewußtsein, und ich werde dir zeigen, wie du die kleinen Schwestern herbeirufen kannst, wenn du sie einmal brauchst.“

Madrone berührte vorsichtig die kleine Narbe an ihrer Stirn, und ihre Erinnerung brachte sie zurück in die Süße des Bienen-Daseins. Der Bienen-Vorhang um Melissas Gesicht hob sich ein wenig, wie ein Schleier gelüftet wird, und auf einer blumengleichen Narbe auf ihrer Stirn zeigten sich kristallene Schweißtropfen. Madrone beugte sich vor und berührte mit ihrer Zunge diesen Tropfen. Ihr ganzer Körper krümmte sich sehnsüchtig. Sie wurde gerufen, sie hatte zu kommen und sie wollte auch kommen. Dann wechselte der Geschmack. Sie schmeckte Gefahr heraus, fühlte sich von Wut beseelt, es schüttelte ihren ganzen Körper. Sie war bereit, ihr Leben einzusetzen und die Süße des Daseins zu verteidigen. Dann wechselte der Geschmack abermals, sie erkannte Hungergefühle, die zu beseitigen es nun galt. Und wieder ein Wechsel, sie erkannte, daß nun ein ganzer Komplex von Düften heim in den Bienenstock zu tragen sei. Dann rührte sie mit ihrer Hand an ihre Stirn, und langsam kehrte sie wieder in ihr menschliches Dasein zurück.

„Heute üben wir nur diese vier Dinge: Die Bienen rufen, die Bitte um Schutz, die Bitte um Nahrung, und das Übermitteln von Botschaften. Das ist das Wichtigste, und es wird dir sicher nützen.“

„Und die Heilkünste, die du mit den Bienen gemeinsam ausübst? Kann ich das auch lernen?“

Melissa schüttelte langsam den Kopf. „Das kommt erst nach der großen Initiation, und es ist auch nicht ganz ungefährlich. Es geht eigentlich gegen die Natur unserer kleinen Schwestern. Ihre ureigenste Natur ist, kranke und verwundete Mitschwester gleich zu töten, um das Einschleppen von Krankheiten in den Bienenstock zu verhindern.“

„Und wieso geht das gegen ihre ureigenste Natur? Du hast mir doch gezeigt, daß sie auch verwundete Menschen pflegen.“

„Das liegt an unseren Kommunikations-Möglichkeiten. Glaube auch niemals, daß du die kleinen Schwestern unter Kontrolle hast. Sie sind wild, sie sind ein Stück Natur. Sie verletzen auch dich, wenn sie es wollen. Und sie werden dich auch nicht immer genau verstehen. Alles, was du in diesen letzten Tagen gelernt hast, ist nur ein ganz kleiner Anfang.“

„Woher weißt du das alles, wie hast du das gelernt?“, fragte Madrone staunend.

„Die alte Dame lehrte mich das, sie lehrte uns alle das.“

„Und wer ist diese alte Dame?“

„In der Zeit der großen Krankheiten und der Hungersnot, als die Stewards an die Macht kamen, floh sie in diese Canyons, um hier im Verborgenen und in Ruhe zu leben. Sie war eine Hexe. Sie legte einen Garten an und pflegte Bienenstöcke. Als ihre Freunde und Familienmitglieder in der Epidemie einer nach dem anderen starben, sprach sie mehr und mehr mit den Bienen. Sie verstand sie immer besser und besser, und langsam teilten ihr die Bienen auch ihre Geheimnisse mit. Sie kam hinter das Geheimnis, den Bienennektar zu brauen, der Menschen überhaupt erst dazu befähigt, Bienen zu verstehen. Sie hat uns alles beigebracht.“

„Lebt sie noch? Kann ich sie einmal kennenlernen?“

Melissa schwieg. Madrone lehnte sich zurück, plötzlich schrecklich müde und tief verstört. Sonnenlicht strahlte flirrend durch die Blätter der Sykamoren, Sonnenlicht blitzte durch ihre halb geschlossenen Augenlider.

„Ruhe dich ein bißchen aus“, hörte sie Melissa sagen. „ich bringe dir noch Brot, und später üben wir nochmals.“

Madrone döste vor sich hin. In ihrem Traum sah sie Lily. Eine alte Frau hob ihre Tasse zur Stirn hoch, und dort schäumte ein Wasserfall. Sie hielt Madrone die Tasse hin, bot ihr zu trinken an. Madrone tauchte ihr Gesicht ins kühle Wasser, schleckte es mit der Zunge wie ein Tier. Das Wasser schmeckte nach Angst und Gefahr.

Es schien Maya, daß die ganze City zur Ratssitzung gekommen war. Sie erkannte viele Leute. Einige hatte sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen, jedenfalls nicht mehr seit sie aufgehört hatte, zu den Versammlungen der Schriftsteller-Gilde zu gehen. Aber die paar Bekannten gingen unter in der Masse von Fremden, die überall standen, sich in den Ecken drängten, ja praktisch auf dem Schoß der Figuren der Geheimen Stimmen saßen. Spannung hing in der Luft, und diese Spannung war von allen Gesichtern abzulesen. Die San Franciscans hatten sich schon immer gern kostümiert, stellte Maya bei sich fest. Nun war Kleidung schon fast zum Erkennungszeichen geworden, verriet Zugehörigkeit und Identität. Die Menschen von der Nord-City bevorzugten Jacken mit hohen Kragen aus sanftem Brokat, mit chrysanthemen-gemusterter Seide oder glatte Hosen aus jenem blauen Drillichstoff, der entfernt an das China der siebziger Jahre erinnerte. Die Nachbarn aus dem Black Dragon House bevorzugten Ponchos und hellglänzende, bestickte Baumwollhemden. Die Techniker trugen schlichte Jumper in einfachen Farben. Die Delegation von den Tribal Lands flußaufwärts prunkte mit ihrer traditionellen Tracht, ergänzt durch Federmäntel und korbähnliche Hüte. Dagegen waren die Fairy Men in langwallende Tücher und juwelenübersäte Kostüme gehüllt. Unzählige Einzelheiten boten ein buntes Bild: Eine Frau hatte fünf Ringe an jedem Ohr baumeln, ein hochgewachsener schlanker Mann trug eine prachtvolle, mit Knöpfen verzierte graugemusterte Weste, eine große Person undefinierbaren Geschlechts trug ein enges Trikot und ein Tutu. Und die Frisuren: Da gab es kahlgeschorene Köpfe, Haare waren zu Mustern gestutzt und geschnitten, zu einfachen oder kunstvollen Zöpfen geflochten, in dicke Flechten gelegt, zu Korkenzieherlocken gekräuselt oder wall-

ten lose herunter. Maya selbst trug Schwarz, wie eine alte Frau. Eine Kleidung, schlicht und einfach, dachte sie, und von unaufdringlicher Würde.

In einer Ecke des Raumes saßen Gruppen der Waldgemeinden aus dem Osten und Norden. Sie trugen solide Arbeitskleidung und schwere Stiefel. Überall sah Maya Grüppchen von Vertretern aus den Küstengemeinden und den Ortschaften entlang der Flußtäler. An der Wand ganz hinten saßen die Wildboar People, die Haare verfilzt und ziemlich schmutzig. Der Große Rat hatte ihnen eine Sondereinladung für dieses Meeting geschickt. Die anderen hielten etwas Abstand zu ihnen, und jemand hatte ein Fenster in ihrer Nähe geöffnet.

Die Menge setzte sich unter großem Gedränge, Füße scharrtten, und jeder versuchte, es sich bequem zu machen, soweit es der Platz zuließ. Bird saß gegen Mayas rechte Seite gedrückt, Sage quetschte sich zwischen seine Beine. Zu Mayas Linken saß Nita auf Holybears Knien. Langsam kehrte Ruhe ein. Ein Mann und eine Frau erhoben sich.

„Ich bin Joseph.“

„Ich bin Salal. Wir sind die Crows, die Versammlungsleiter heute.“

Auf der kleinen Tribüne begann eine junge Frau die Botschaften jener Abgeordneten vorzulesen, die nicht selbst sprechen wollten, gleichzeitig wurde simultan übersetzt. Das Meeting hatte begonnen.

Joseph hob feierlich eine Kerze hoch, und Salal sprach in beschwörendem Singsang die Einladungsformeln an die Geister der Vier Heiligen Elemente. Maya fühlte, wie sich die Atmosphäre im Raum verdichtete, während die Stimme vorne langsam in Trance verfiel. Eine Frau mit schneeweißem Kopfschmuck und langwallender Kleidung erhob sich und rief Elegba den Zauberer an, den Gott der Kreuzwege. Sage stand auf und rief mit getragener Stimme nach Hecate. Ein sehr junger Mann erhob sich und beschwor die Ahnen. Schwester Marie, die unweit von ihm saß, betete um den Schutz der Heiligen Jungfrau. Ein Mann, Maya erinnerte sich seiner aus Seder, rezitierte Verse aus dem Shema. Die Rufe wurden inbrünstiger und beschwörender, bis Sam aufstand.

„Ich will niemandem seinen Glauben nehmen. Aber auch wenn wir alle Götter des Universums anrufen, zum Schluß müssen wir selbst entscheiden, was wir tun wollen. Vielleicht wäre es besser, das zu tun, bevor die Steward-Truppen auf dem San Bruno Hill stehen.“

Halblautes Gekicher im Saal als Joseph fragte: „Fertig? Können wir mit der Diskussion beginnen?“

„Ja, ja“, hallten zustimmende Rufe durch den Saal.

„In Ordnung“, Joseph blickte in die Runde, seine dunklen Augen

verengten sich, während er sich mit der Hand durch sein widerspenstiges kurzgeschnittenes schwarzes Haar strich. „Auf der Tagesordnung steht heute nur eine einzige Frage: Was, zum Teufel, wollen wir tun?“

„Können wir zuerst einen Lagebericht hören“, warf Salal ein, „wie – genau – ist die Situation?“

Die Frau, die jetzt aufstand, sah aus wie eine Achtzigjährige. Maya sah klare, graue Augen, straff zurückgekämmtes weißes Haar und erkannte plötzlich Greta Jeanne, aus Las Cuatro. Neben ihr saß Lily, in schlichtem Schwarz. Die beiden Frauen nickten sich zu.

„Da ist eine Armee von schätzungsweise fünftausend Mann, die auf dem alten Highway 101 anrückt“, begann Greta. „Sie reparieren die Straße, wo es nötig ist, und wenn sie die intakte Strecke auf der Halbinsel erreichen, werden sie wohl Lkw's aus dem Süden nachholen. Entlang der Straße verläuft außerdem die Eisenbahnlinie, welche die Leute von Santa Cruz und von den Halbinsel-Gemeinden ziemlich systematisch sabotiert haben. Die Feinde sind gut ausgerüstet mit Lasergewehren, Revolvern und vermutlich noch anderen Waffen.“

„Fünftausend, nicht schlecht“, murmelte jemand.

„Das ist nur die Vorhut. Ihre Hauptabsicht ist vermutlich, die Straßenreparatur-Trupps zu schützen. Es gibt noch mehr Männer.“

„Wieviele?“ fragte Salad.

Bird stand auf. Alle Augen im Saal richteten sich auf ihn. Er fühlte sich beschämt, als wäre er für die schlechten Neuigkeiten selbst verantwortlich. „Nach dem, was ich vergangenen Sommer gesehen habe“, sagte er, „könnten es leicht zehnmal so viele sein.“

„Wie, zum Teufel, wollen sie alle diese Leute ernähren?“ knurrte jemand böse.

„Ganz einfach, sie machen es wie wir“, antwortete Bird, „sie essen den Ertrag unserer Gärten und unserer Felder auf – und unseren Optimismus dazu.“ Er setzte sich wieder.

„Und was können wir tun, wie uns schützen?“ fragte Joseph.

Lily erhob sich und zählte langsam und sorgfältig alle verfügbaren Waffen auf, mit denen sich die City verteidigen konnte. Die Diskussion schien Maya sinnlos, und sie konnte sehen, wie Birds Gesicht immer grimmiger wurde. Holybear sah trübsinnig aus, und sogar Manzanita lächelte nicht mehr.

„Warum haben wir nicht schon vor drei Monaten mit der Waffenproduktion angefangen?“ fragte eine junge Frau.

„Wir haben nicht die nötigen Fabriken um Revolver, Lasergewehre und Bomben herzustellen“, sagte die große Frau, die Maya vorhin

gesehen hatte, als sie für die Technische Gilde sprach. „Wir waren uns nie einig darüber. Und wenn wir uns einigen würden, wäre es weiß Gott wie schwierig, das alles zu steuern, die Waffen- und Nahrungsproduktion, die Kommunikation und die Transporte. Besonders wenn du dich daran erinnerst, daß wir uns gerade erst von einer Epidemie erholen. Es ist schwierig genug, das Allernötigste zu organisieren.“

„Das ist genau das, was unsere Gegner gern möchten. Daß wir unsere Gürtel immer enger schnallen müssen“, sagte ein junger Mann. Maya sah ihn an, er kam ihr viel zu dünn vor.

„Vielleicht“, sagte der große Mann, „aber nur wenn wir die Waffen über das Essen und Trinken stellen, können wir gegen unsere Feinde kämpfen.“

„Aber wenn wir den Stewards unterliegen, werden wir überhaupt keine Wahl mehr haben, weder zwischen Essen noch Trinken noch sonst etwas.“

„Das ist das Problem des Patriarchats – seit fünftausend Jahren“, sagte Greta.

„Aber in all diesen fünftausend Jahren hat die friedliche Seite doch meist gewonnen“, sagte Sam.

Warum ist es so schwierig, nicht an den Krieg zu glauben, grübelte Bird. Ich war in den Southlands, ich habe ihre Waffen gesehen, und trotzdem kann ich nicht recht glauben, daß sie mit ihren Drohungen hier Erfolg haben werden. Er wünschte, er könnte Maya fragen, ob ihr jeder Krieg, den sie erlebt hatte, auch so unwirklich vorgekommen war.

„Ist das nicht eine Herausforderung an uns alle“, rief Lily aus, „wenn wir keine Gewehre haben, so haben wir doch Visionen und Imaginationen.“

„Visionen schützen uns nicht vor Lasergewehren“, rief jemand von hinten.

Die Diskussion ging weiter. Vorschlag für Vorschlag wurde verworfen, Strategien und Pläne zerpfückt, nichts erschien erfolgversprechend.

„Nicht aufgeben“, rief Lily mahnend in den Saal, als die Debatte zu erlahmen drohte.

„Wir müssen diese Herausforderung annehmen, wir müssen eine Lösung finden, eine Lösung wie es noch keine gegeben hat.“

„Gut, es scheint, daß wir keine praktisch realisierbare Möglichkeit haben, die Situation zu meistern“, sagte Salal schließlich. „So weit ich sehe, weiß keiner einen Ausweg. Richtig? So können wir nur noch

entweder auf ein Wunder hoffen, einen Evakuierungsplan aufstellen oder in Würde untergehen.“

Sie meint das in Wirklichkeit nicht so, dachte Bird. Nicht in Wirklichkeit. Wie sonst könnte sie dann so heiter sprechen, ihr flam-mend rotes Haar so schwungvoll zurückwerfen, und dazu noch lächeln, während sie so verzweifelte Dinge sagte?

Der Sprecher machte eine Bewegung und ging langsam zum Westen. Er beugte sein Ohr hinunter zum Fisch.

„Freund Fisch sagt, ihr habt Laich in den Los Lobos Creek ausge-setzt und wir werden zurückkehren. Gebt nicht auf. Hört, was der Geschichtenerzähler sagt.“

Die maskierte Figur neigte ihr Haupt zu Maya. Sie fühlte sich von diesem Blick gebannt.

Sie hatte eigentlich heute nicht sprechen wollen. Sie hatte darum gebetet, daß der Verteidigungsausschuß einen bisher geheimen Plan hätte. Einen Plan, der es ihr möglich machen würde, ihre Visionen weiter für sich zu behalten. Und dieses zeitweise Zögern sei ver-ständlich, entschuldigte sie sich selbst, seit über einem halben Jahr-hundert bin ich Sprecherin der Göttin, und nun in diesem kritischen Moment komme ich plötzlich mit einer Vision von einem Propheten aus dem Alten Testament. Werde ich langsam senil? Aber mehr als diese Möglichkeit erschreckte sie die Folgerungen aus ihrer Vision. Viel Mut war dazu nötig, und wer hatte soviel Mut?

Widerwillig stand sie auf. „Ich bin eine Geschichtenerzählerin“, begann sie. „Und ich hatte eine Vision. Mir machte sie Angst, und ich weiß auch nicht, ob etwas Gutes in der Botschaft ist. Aber ich werde sie euch erzählen.“ Und sie sprach von dem Propheten Elijah, wäh-rend alle respektvoll lauschten. Sie endete mit Elijahs Worten: „Was passiert mit Feinden, die zu einem Fest eingeladen werden? Verändert das nicht die Feindschaft? Erzählt euren Feinden, wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt. Kommt eßt mit uns gemein-sam.“

Die Stille im Raum wurde beinahe greifbar.

„Also, wie lautet dein Vorschlag?“ fragte Joseph schließlich.

„Gewaltfreier Widerstand.“

„Etwas ähnliches ist wohl angezeigt“, sagte Salal. „Aber vom Erfolg scheint hier kaum einer überzeugt zu sein.“

„Wie soll das funktionieren?“ warf eine junge Frau von der Wald-Kommission ein.

„Wie beim König von Dänemark“, sagte Maya. Alle starrten sie ver-blüfft an. „Habt ihr keinen Geschichtsunterricht gehabt? Im Zweiten

Weltkrieg, als die Nazis halb Europa überrannten, gaben sie Befehl, daß alle Juden einen gelben Stern an ihrer Kleidung tragen mußten. Das war der erste Schritt in Richtung Konzentrationslager und zu den Verbrennungsöfen. Die meisten besetzten Länder gehorchten. Nicht so Dänemark. Einen Tag, nachdem der Befehl proklamiert war, ritt der König aus – mit einem gelben Stern an seiner Kleidung – und alle machten es ihm nach. Die Juden in Dänemark überlebten.“

„Aber wie soll das bei uns funktionieren?“, fragte jemand aus dem Hintergrund.

Maya begann wieder. „Angenommen, niemand gehorcht dem Feind, niemand hilft ihm, niemand gibt ihm Informationen. Angenommen, wir alle sagen zu den fremden Soldaten: Hier ist ein Platz für dich an unserem Tisch, wenn du möchtest.“

„Komplette Verweigerung also?“, fragte Greta.

„Ich bin kein Ghandi-Anhänger“, fuhr Maya fort. „Ich habe trotzdem mein ganzes Leben lang immer wieder mal gewaltfreien Widerstand geleistet. Doch an die geistigen Weihen der Selbstaufopferung glaube ich nicht. Auch nicht daran, daß es genügt, einfach nur rechtschaffen zu sein. Es kommt auch darauf an, ob der Feind gewillt ist, rücksichtslos vorzugehen.“

Bird stand auf. Alle diese Dinge hatte er bereits endlos mit Maya diskutiert, ohne daß es zu einer Übereinstimmung gekommen wäre: „Unsere Feinde sind grausam und rücksichtslos.“ Er sprach langsam und unterstrich seine Worte, indem er seine gebrochene Hand hochhielt. „Ich hatte Begegnungen mit einigen von ihnen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß sie sich ändern – auch nicht unter dem Einfluß unseres friedlichen Verhaltens. Und noch etwas. Von diesen fünftausend Soldaten sind mindestens viereinhalbtausend Schwarze oder Mischlinge, Gelbe und Rote und alle Zwischenstufen. Und alle sind sie bitter arm. Deshalb sind sie ja in der Armee. Sie kommen aus einer Welt, die sich keiner von euch vorstellen kann. Ich kann sie mir selbst kaum vorstellen, obwohl ich dort zehn Jahre gefangen war. Eine Welt, wo die Hautfarbe schon alles über dich aussagt, daß du kein Geld hast, kaum etwas zu essen, ja nicht mal etwas zu trinken. Diese Burschen haben vermutlich noch niemals in ihrem Leben einen richtigen Bach gesehen. Die marschieren hier ein und fühlen sich hier wie im Paradies.“

„So wird es wohl sein. Einige werden unsere Einladung vielleicht annehmen. Aber nicht alle. Wenn wir unseren Plan ausführen, werden einige von uns sterben. Das ist nicht das Schlimmste, schlimmer noch sind Gefängnis, Schläge, Folter.“

„Und wenn wir kämpfen“, beehrte Lily auf.

„Wir werden kämpfen, aber ganz anders“, sagte Nita.

„Wenn wir mit Gewehren kämpfen?“, fuhr Lily auf. Sie saß auf ihrem Platz und sprach ganz ruhig, aber ihre Stimme war im ganzen Raum zu vernehmen, Überzeugung klang in ihr mit. „Werden dann nicht auch die Unseren sterben, gefangen genommen und gefoltert? Und was ist mit der Chance, einige unserer Feinde mit in den Tod zu nehmen?“

„Richtig“, sagte Bird, „das darf man nicht außer acht lassen.“

„Natürlich nicht“, sagte Lily, „aber das ist ein Luxus, den wir uns nicht leisten können. Wir halten hier auch kein Gericht ab. Wir stehen an einem Wendepunkt, und es kommt auf uns an, ob und was von dem was wir geschaffen haben überleben wird.“

„Es wird überleben, wenn wir denen den Bauch aufschlitzen“, rief Cress vom Wasser Council. Er rückte das feuerrote Band zurecht, das seine dunkle Mähne aus der Stirn hielt. Er blickte Lily herausfordernd an und streifte Bird mit einem ebensolchen Blick. Er erinnerte Maya sehr an ein altes Poster von Che Guevara, das einmal in jener schmutzigen Küche hing, die sie sich mit Rio in den sechziger Jahren geteilt hatte.

„Mierda“, dachte Bird, nicht Cress. Lily hatte recht behalten, sie hätte zuerst mit ihm allein sprechen sollen. Aber Bird hatte sich ihrem Gedanken widersetzt. Er erinnerte sich an Cress – es war vor zehn Jahren gewesen – damals nannte er sich noch Carlos, und er hatte so viel Talent mit der Gitarre gezeigt, daß die Musiker-Gilde ihm die Mitgliedschaft angeboten hatte. Er hatte abgelehnt und war zum Wasser Council gegangen.

„Warum nur?“ hatte Bird gefragt, als er ihn wenige Tage danach auf dem Markt traf.

„Weil Musik Luxus ist, Wasser dagegen eine Notwendigkeit.“

„Musik ist nicht nur Luxus. Wir alle wissen, was passiert, wenn eine Gesellschaft den Wert von Musik, Kunst und Tanz gering schätzt.“

„Wir alle wissen, was passiert, wenn die Gesellschaft nicht für das eigene Überleben sorgt!“ Cress alias Carlos hatte Bird mit kalten Augen angeblickt. „Vielleicht weißt du es nicht. Ich weiß es aber. Ich bin in Fresno geboren. Ich weiß, wie das ist, wenn die Temperaturen auf vierzig, fünfzig Grad steigen. Tag für Tag. Das Getreide vertrocknet auf dem Halm, und es gibt Woche für Woche weniger Nahrung. Meine Leute wollten nicht fortgehen, wie es viele taten, und dann kam das Erdbeben 2027. Wir haben vorher so viel Wasser aus den

unterirdischen Wasserreservoirs gepumpt, daß die Hohlräume bei dem Erdbeben zusammenbrachen. Alles zerbrach und zerbarst. Meine kleine Schwester und ich wurden unter den herabstürzenden Dachbalken unseres Hauses begraben. Ich höre noch ihre Stimme, die um Wasser bat, immer schwächer und schwächer, bis sie starb.“

Bird hatte den Mund geöffnet, um etwas zu sagen, aber Carlos sprach weiter, bevor er antworten konnte.

„Drei Tage später grub mein Vater uns aus. Meine Brüder waren tot, meine Mutter war tot, nur wir zwei hatten überlebt. Wir gingen zur Bay, anders als die irregeleiteten Menschen, welche den Millennialisten glaubten, die vor einer Brutstätte des Satanskultes warnten. Die anderen gingen über die Grenze nach Oregon, oder nach Süden zu den Arbeits-Camps bei L. A. Aber wir gingen hierher. Es kostete uns drei Wochen, drei Wochen in glühender Hitze, jeder Tropfen Wasser war kostbar. Glaube mir, wir haben auf diesem Weg keine Lieder gesungen. Wir verschwendeten keinen einzigen Gedanken an Musik.“

Bird hatte beschwichtigend seine Hand auf Carlos Schulter gelegt, aber der hatte sie abgeschüttelt und war mit einem kurzen Gruß gegangen.

Er hat mir damals mehr erzählt, als er eigentlich wollte, dachte Bird nun. Mehr als er wollte, und dafür haßt er mich nun. Aber ich konnte auch nicht richtig mit ihm sprechen, wie alt war ich denn damals? Achtzehn? Was hätte ich seinem Leiden entgegensetzen können? Nichts.

Aber jetzt? Jetzt haßt er mich, weil ich über Leid ebenfalls Bescheid weiß.

„Unser Mumm steht hier nicht zur Debatte“, riß ihn Lilys Stimme aus dem Grübeln. „Wenn Mut alles wäre, was wir brauchen, hätten wir keine Probleme. Aber Kriege werden nicht mit Mumm ausgefochten, sondern mit Waffen. Dessen müssen wir uns bewußt sein.“

DIE WAHRE REVOLUTION IST DURCH DIE LIEBE MOTIVIERT. Das hatte auf dem Ché-Poster gestanden, fiel Maya plötzlich wieder ein.

„Jedes Bewußtsein hat seinen eigenen Rhythmus“, fuhr Lily fort, „wenn aber zwei verschiedene Bewußtseinsrhythmen zusammentreffen, werden sie sich angleichen und verstärken. Wie zwei Uhren, die verschieden ticken. Jede verstärkt die andere.“

„Und was hat das mit uns zu tun?“ fragte Cress.

„Das hat damit zu tun, daß die Eindringlinge, wenn sie erst einmal hier sind, mehr und mehr wie wir werden.“

„Könnte es nicht umgekehrt sein: Wir werden mehr und mehr wie sie?“ fragte Bird. Ist mir das nicht selbst passiert, in den zehn Jahren, die ich dort war, so daß ich Mühe habe, mich hier wieder anzupassen? dachte er.

„Das ist die Frage, der wir nachgehen und die Kunst, die wir entwickeln sollten“, antwortete Lily. „Die Kunst, uns zu erinnern, wer wir wirklich sind. Wenn wir bleiben, wie wir sind, muß sich der Feind ändern.“

„Du glaubst doch nicht an Wunder“, knurrte Cress.

„Nur ein Wunder kann uns retten. Und wer sollte dieses Wunder für uns tun, wenn nicht wir selbst?“

„Wir brauchen Werkzeuge, um Wunder zu bewirken. Wir brauchen Waffen, und wir haben nur noch wenig Zeit. Was, wenn wir die Produktion möglichst schnell starten, rund um die Uhr, jeder hilft mit?“ warf eine Frau neben Cress ein.

„Wir haben keinen Stahl, unsere Fabriken sind nicht auf Waffenproduktion eingerichtet, das ist keine Sache von Wochen, sondern von Jahren. Wir können nicht mit einer Gesellschaft gleichziehen, die Waffen ganz oben auf ihrer Prioritätenliste hat“, widersprach eine Frau in der einfachen Kleidung der Techniker.

„Wenn wir uns auf herkömmliche Art verteidigen, werden wir in alte Denkmuster zurückfallen und alles verlieren, was wir aufgebaut haben.“

„Ich will aber nicht hilflos herumstehen, bis die Stewards uns überrennen“, fauchte Cress, „ich warte doch nicht, bis sie alles zerstören, was wir geschaffen haben. Das ist die Meinung des Wasser Councils. Wir wollen kämpfen und notfalls auch sterben, um unser Wasser zu schützen.“

„Kämpfen – gut und schön“, sagte Lily nüchtern, „hier geht es aber ums Siegen.“

„Wir siegen oder sterben.“

„Eher letzteres“, rief jemand von hinten.

„Genau!“ sagte Lily, „was nützt es, zu sterben und alles zu verlieren? Das Ergebnis wäre dasselbe, für das Wasser, die Fische und die Bäume.“

„Was nützt es aufzugeben und es nicht einmal zu versuchen?“ gab Cress zurück. „So haben wir wenigstens eine Chance, wenn auch nur eine kleine.“

„Wir sprechen doch nicht vom Aufgeben“, warf Greta ein, „wir sprechen über die verschiedenen Möglichkeiten zu kämpfen.“

„Feuer mit Feuer bekämpfen“, schrie einer der Wild-Boar-Leute.

„Und brennt den ganzen Watershed nieder“, rief eine Stimme dazwischen.

„Ruhe!“ brüllte Salal. „Wir führen hier eine Diskussion! Lily, du hast das Wort.“

„Cress, ich verstehe deine Argumente“, sagte Lily, „aber du verstehst offenbar nicht, was wirklich auf dem Spiel steht.“

„Den Teufel verstehst du mich. Bevormunde mich nicht!“

„Entschuldigung, ich möchte nur klarstellen, daß wir vom Verteidigungs-Ausschuß in diesem Kampf mehr sehen als die Frage, ob die Stewards hierherkommen. Etwas anderes steht auf dem Spiel. Greta hat es angesprochen. Dieses Dilemma betraf jede friedliche Kultur in den vergangenen fünftausend Jahren. Irgendwann tauchte immer dieses Bestreben auf, mit Gewalt eine Vorherrschaft auf unserem Planeten zu errichten und wurde so dominierend, daß sich eigentlich keine friedliche Kultur länger als einen Atemzug halten konnte. So bleibt uns nur die Unterwerfung und der Triumph der Sieger. Oder wir kämpfen gegen die Angreifer, konzentrieren unsere Kräfte, unsere Ressourcen und verwandeln uns selbst in Menschen, die wir eigentlich nicht sein wollen. Es ist wie ein Virus, der unsere Gefühle wandelt, und wir können ihn nicht ausrotten, ohne unsere innere Balance zu verändern.“

„Wir müssen uns gegen diesen Virus immunisieren. Nicht nur für uns, sondern für unseren Planeten. Wir hatten eine Weile Ruhe. Aber wir können nicht erwarten, daß wir so fortleben können, ohne uns darum zu kümmern was anderswo passiert. Wir haben unsere Zeit gut genutzt. Wir haben in unserer City, in diesem ruinierten, ausgeplünderten und vergifteten Land gezeigt, daß Menschen in Harmonie zusammen leben können. Daß jeder für den anderen eintreten kann. Wir haben eine Hoffnung verwirklicht. Nun müssen wir diese Hoffnung verteidigen, statt sie gegen verzweifelte Gewalt einzutauschen.“

Maya stand auf. Das ist meine Vision, dachte sie. Wenn nur ein Funke in mir daran glaubt, so muß ich es nun aussprechen. „Was Lily sagt, finde ich richtig. Vor vielen Jahren hat die Dichterin Diane di Prima einen Vers geschrieben, der mir nun einfällt. Der einzige Krieg, der zählt, ist der Krieg gegen die Phantasie, hat sie gesagt. Ich habe mich früher gefragt, was sie wohl damit meint, aber nun verstehe ich es. Jeder Krieg findet zunächst in der Phantasie statt, er wird geführt, um unsere Träume und Visionen zu begrenzen, damit wir innerlich seine Bedingungen akzeptieren und meinen, die einzige Möglichkeit, die wir haben, sei eben diese. Wenn Gewalt das Terrain für unseren Kampf absteckt, werden wir verlieren. Wenn wir aber an

die Kraft unserer Visionen, an unseren Herzschlag und unsere Vorstellungen glauben, bestimmen wir den Schauplatz des Kampfes, und das wäre in diesem Falle das Bewußtsein. Der Feind wird sich verändern müssen.“

Sie holte Luft. Ich halte Vorträge, dachte sie, aber das ist jetzt nötig.

„Wir alten Frauen haben aus der Geschichte gelernt und von unseren eigenen Fehlern. Viele von euch sind zu jung, um sich an das Gedeihen der alten Gesellschaft zu erinnern, an die unbeschreiblich großen Ressourcen, die ausgefeilten Technologien, die Feuerkraft der Waffen, den Überfluß der Dinge. Es war so viel da, daß vieles bedenkenlos verschwendet wurde. Saubere Flüsse wurden durch eingeleitetes Gift zu Abwasserkanälen, ganze Fabriken wurden gebaut, um Dinge herzustellen, die nur einmal benutzt und dann weggeworfen wurden.“

„Aber die größte Verschwendung war der Krieg. Ich erinnere mich an die Frustration, die uns überkam. All unser Reichtum, so viele junge Menschen, all die technischen Geräte, alle Rohstoffe wurden diesem gefräßigen Krieg in den Rachen gestopft. Der Kalte Krieg, der Vietnam-Krieg, der Krieg im Nahen Osten, Krieg in Lateinamerika, ja Krieg in den Gettos hier, große Kriege, kleine Kriege und der unsichtbare Krieg um die endlose Aufrüstung für einen nuklearen Krieg. Wir bekriegten uns selbst, indem wir Nukleartests durchführten, bescherten unseren Bürgern Krebs und leugneten die Zusammenhänge, vergifteten das Heilige Land der Indianer, verwandelten große Flüsse in radioaktive Abwässer, und wenn es Hoffnung auf Frieden gab, fanden wir bald einen neuen Feind, so daß die sinnlose Verschwendung weitergehen konnte. Unsere Umwelt wurde verschlissen, verbrannt oder in Giftmüll verwandelt, Giftmüll, der zum langsamen Mörder an unseren Kindern wurde.

Inzwischen ist alles verfallen. Als ich geboren wurde und aufwuchs, in den fünfziger Jahren, glaubten alle, wir würden im Land der unbegrenzten Möglichkeiten leben. In einem Land, in dem niemand arm sein mußte. In einem Land, wo jeder, der nur guten Willen hatte, aufsteigen konnte. Als mein Kind geboren wurde, in den Neunzigern, war das schon anders, da gab es viele Arme. Immer mehr Obdachlose schliefen auf Bänken in Parks oder in abbruchreifen Häusern. Junge Leute wurden kriminell, um an Geld für Drogen und Alkohol zu kommen. Unser Mitleid mit ihnen schwand schneller als der Regenwald abgeholzt werden konnte. Die Warnsignale häuften sich: Klimaveränderungen, immer mehr Tierarten und Pflanzen verschwanden, das Ozonloch wuchs, und bisher unbekann-

te tödliche Krankheiten tauchten auf. Doch selbst als wir noch eine Chance hatten, vieles zu ändern und unsere Umwelt vor den Folgen unseres gedankenlosen Tuns zu retten, gab es immer noch Krieg.

Was ich immer gesagt habe, und was ich nicht aufhören werde zu fordern: Es muß Schluß sein damit. Die Zeit ist reif. Es wird immer einen angeblich guten Grund geben zu kämpfen und zu töten und noch mehr Waffen zu produzieren. Vor zwanzig Jahren haben wir dieses Council gegründet: Wir alle wußten, daß ein Tag wie heute kommen mußte, aber wir haben alle gehofft, daß wir dann andere Möglichkeiten haben, um uns zu wehren. Nun ist es soweit. Nun müssen wir uns dieser Herausforderung stellen. Oder wir werden alle sterben. Vielleicht erholt sich die Erde und bringt eine neue Menschenrasse hervor, mit mehr Bewußtsein, weniger aggressiv vielleicht und weniger extrem.“

Langes Schweigen. Dann brandete Applaus durch die Halle.

Gut gesagt, Maya, dachte Bird, du hast mich überzeugt.

Als wieder Ruhe eingekehrt war, erhob sich Joseph: „Wer hat noch etwas zu sagen?“

Sachiko von der Musiker-Gilde stand auf. „Mir scheint, diese Entscheidung ist beides, strategisch und spirituell. Es gibt in unserer Gemeinschaft große Unterschiede. Wir haben verschiedene Ahnen, verschiedene kulturelle Hintergründe, verschiedene Wertanschauungen, verschiedene Religionen...“

„Meine Religion heißt Wasser!“ unterbrach sie Cress, „Wasser ist meine Politik, Wasser ist meine Strategie.“

Einige klatschten, aber Salal blickte eisig, „jemanden zu unterbrechen ist eine Form der Einschüchterung, Cress. Warte, bis du das Wort bekommst.“

Der Sprecher hob die Hand und bat damit um Ruhe, er beugte sich zur Fisch-Maske.

„Freund Fisch sagt: Lernt vom Wasser. Wasser ist anschmiegsam, Wasser ist sanft, aber steter Tropfen höhlt den Stein, und nichts bleibt auf Dauer vom Wasser unberührt.“ Er setzte sich wieder.

„Ich wollte gerade etwas sagen“, meldete sich Sachiko.

„Dann sprich“, nickte Joseph.

„Spirituell haben wir ihre Wurzeln. Aber wir dürfen nicht vergessen: Was uns alle eint, ist die Deklaration der Vier Heiligen Dinge. Sie sagt uns, daß Erde, Feuer, Wasser und Luft heilig sind, weil wir nicht ohne sie leben können. Ihr Wert geht noch über jedes menschliche Vorstellungsvermögen hinaus. Und unsere Deklaration sagt, daß alle Lebewesen Teil des Lebens auf der Erde sind - und deshalb heilig.

Manche glauben darum, es sei falsch zu töten, es dürfe keine Kriege geben. Manche würden nicht einmal ein Küken oder einen Fisch töten. Andere glauben, daß es erlaubt ist zu kämpfen, um uns selbst und die Heiligen Dinge zu schützen.

Wenn wir diese Frage nur spirituell betrachten, könnten wir endlos debattieren und kämen nie zu einem Ende. Eine Einigung wäre schwierig, und vielleicht ist sie auch gar nicht nötig. Vielleicht brauchen wir beide Meinungen. Aber wir haben ein Problem: Wir haben keine Waffen, um einen Kampf gegen die Stewards zu gewinnen.

Deshalb geht es mir nur um eins: Wir müssen uns einigen, ob wir gewaltfreien Widerstand leisten wollen oder nicht? Wir haben doch gar keine andere Wahl, also laßt uns keine Zeit mehr verlieren. Wir müssen uns einigen, wie wir gewaltfreien Widerstand leisten wollen, um so erfolgreich wie nur möglich zu sein.“

Sie setzte sich, ein Beifallsturm brach los. Aber Cress sprang auf.

„Wer sagt denn, daß wir keinen Krieg gewinnen könnten? Guerilla-Taktiken hatten in Situationen wie dieser schon früher Erfolg, wenn Eroberer auf ein Volk von starker Moral stießen. Warum wollen wir uns selbst die Hände binden? Wir können doch gewaltfreien Widerstand und Terrorakte miteinander verbinden. Wir könnten ihre Führer gefangennehmen und mehr Waffen erobern als wir selbst produzieren könnten.“

Bird stand auf.

„Wir haben Sabotageakte ausgeführt“, sagte er, „überall auf der Halbinsel haben unsere Freunde die Eisenbahnlinien gesprengt. Menschen töten ist aber etwas anderes. Guerilla-Kriege können erfolgreich sein, sie sind aber nicht leicht und schnell zu gewinnen. Mord durch Heckenschützen kann uns Repressionen einbringen. Wir könnten zwar einige von ihnen töten, aber sie können es sich viel eher leisten, Hunderte, ja Tausende Soldaten zu verlieren, während für uns jeder einzelne Mensch in dieser City wichtig ist.“

„Du hast Angst“, entgegnete Cress, „du bist eingeschüchtert, zu ängstlich, sie anzugreifen.“

Der Teufel soll dich holen! dachte Bird voller Wut. Doch plötzlich spürte er, wie Holybears Hand ihn zurückhielt, und er hörte ihn flüstern: „Calmate.“ Und warum lasse ich mir das gefallen, fragte sich Bird wütend, bin ich etwa wirklich ängstlich, hat Cress am Ende recht?

Leises Murmeln wurde unter den Menschen im Saal hörbar. Ich glaube, Cress beginnt Sympathien zu verspielen, registrierte Bird. Er ist zu weit gegangen.

„Ja, ich habe Angst“, antwortete Bird also ruhig. „wir haben alle Angst. Wir haben auch Grund dazu. Fünftausend Jahre lang haben Menschen einander zu Grausamkeiten und Brutalitäten angestachelt, indem sie voneinander behauptet haben, der andere sei feige. Es ist mir gleichgültig, wie du mich nennst. Wir sind bedroht. Es ist nicht der Moment, um unser Machotum zu erproben, sonst gehen wir alle zugrunde. Unterbrich mich nicht, ich bin es, der jetzt spricht!“

Cress hatte sich halb erhoben, aber nun ließ er sich wieder zurück-sinken. Er gibt klein bei, dachte Bird. Er fühlte sich ruhiger. Wie würde das alles noch enden?

„Laßt mich nun zum Kern unserer Strategie kommen“, fuhr Bird fort, „ich weiß nicht, wie erfolgreich der gewaltfreie Widerstand sein könnte. Aber es muß soweit kommen, daß der einfache Soldat des Gegners merkt, daß kämpfen nicht zu seinem Vorteil ist. Wir alle wissen das zwar, aber wir wissen nicht, ob wir ihn dazu bringen können, das auch so zu sehen. Aber wir können ihn nicht überzeugen, indem wir seinen Kameraden töten. Und jetzt müssen wir überlegen, welchen von den beiden Wegen wir gehen wollen: Versuchen, sie alle zu töten oder sie für uns einnehmen.“

Rein strategisch gesehen, denke ich, der zweite Weg ist die bessere Wahl. Aber wie Sachiko sagte, es ist nicht die einzige Möglichkeit.“ Er hielt inne. Er spürte Rios Geisterhand auf seiner Schulter. Alle hören mir aufmerksam zu, als wären sie von dem überzeugt, was ich ihnen sage. Und bin ich selbst davon überzeugt? Vielleicht nicht, aber – so sprach er insgeheim zu Rio – ich habe an das gedacht, was du mir zu Samhain gesagt hast. Ich habe lange und tief darüber nachgedacht.

„Da ist noch eine andere Sache, die wir klar sehen müssen“, fuhr Bird fort, „nicht, ob wir bereit sind zu sterben, denn viele von uns werden sterben, ob sie nun dazu bereit sind oder nicht. Die Frage, die jeder für sich beantworten muß, heißt, ob er töten will. Dieser Krieg beginnt nicht, wenn die Truppen hier einmarschieren. Dieser Krieg hat schon mein ganzes Leben lang getobt. Ich bin schon tausend Tode in ihm gestorben, und ich habe auch schon getötet. Es ist leicht zu töten, wenn du nur eine Waffe halten kannst. Nichts ist leichter und selbstverständlicher. Meine Hände sind jetzt nicht mehr viel wert, aber ich möchte nicht, daß sie Waffen halten oder Waffen produzieren. Ich will nicht mehr töten.“

Nun war es totenstill. Sie glauben mir, dachte Bird. Meine Worte haben Gewicht für sie. Außer für Cress und seine Fraktion, die mich zumindest teilweise haßt. Diosa, ich hoffe, es geht alles gut.

Niemand sprach. Cress hatte den Kopf etwas eingezogen, und die anderen Mitglieder des Wasser Councils sahen gedankenvoll aus.

„Sind wir uns im Prinzip einig, wie wir vorgehen wollen?“ fragte Joseph.

„Wie können wir uns einig sein, wenn wir den genauen Plan nicht kennen“, fragte jemand.

„Das Prinzip lautet: Gewaltfreier Widerstand, keine Kooperation, keine Unterstützung.“

„Gut, dann laßt uns eine genaue Strategie festlegen, bevor wir alle zustimmen“, rief wieder jemand.

„Okay“, stimmte Joseph zu, „hat einer praktische Vorschläge oder Befürchtungen vorzubringen?“

„Der Vorschlag vom Verteidigungs-Ausschuß lautet, daß wir dem Feind in keiner Weise helfen, ihn nirgends unterstützen. Daß wir aber auch niemanden persönlich beleidigen, wenn wir uns Befehlen verweigern. Wenn sie einem von uns mit Gewalt drohen, wollen wir gewaltfreien Widerstand leisten. Davon abgesehen, stimmen wir Maya zu, daß wir ihnen einen Platz an unserem Tisch nicht nur anbieten, sondern das auch wirklich so meinen. Sicherlich ist hier noch genug Land, sollte einer von ihnen den Wunsch verspüren, sich hier anzusiedeln.“

„Noch Fragen zu diesem Vorschlag?“ rief Salal, „oder Verbesserungsvorschläge?“

„Ich möchte etwas sagen“, meldete sich Cress. Er sah Bird an: „Du sagtest, wir müßten uns für den einen oder den anderen Weg entscheiden. Okay. Das Wasser Council ist nicht glücklich über den eingeschlagenen Weg, aber wir wollen uns nicht querlegen, wir achten den Willen der City. Keine Zusammenarbeit mit dem Feind also, nicht in großen und nicht in kleinen Dingen. Ihnen nicht nachgeben, sich aber auch nicht einschüchtern lassen.“

„Einverstanden“, sagte Bird ganz ruhig, während ihn leise Zweifel beschlichen. In der Theorie geht immer alles ganz leicht, dachte er, aber wie würde es wirklich laufen?

Cress blieb noch einen Augenblick stehen, seine Augen schweiften durch den Raum, suchten die Blicke der Menschen. Gesichter wandten sich ihm zu, Köpfe nickten. Zufrieden setzte Cress sich wieder.

„Noch Fragen?“ ließ sich Salal vernehmen.

„Ja, ich habe eine“, sagte Bird. Seit Tagen hatte er über alle Möglichkeiten nachgegrübelt, was würde passieren, wenn... „Sie werden nach unseren Anführern suchen. Wir müssen ihnen welche präsentieren.“

„Wir haben einfach keine Führer“, sagte einer von Cress' Leuten.
 „Das ist unglaublich“, antwortete Holybear.
 „Der Verteidigungs-Ausschuß meldet sich freiwillig“, bot Greta an.
 „Das steht nicht zur Debatte, Greta“, entgegnete Bird, „du verstehst immer noch nicht, wie diese Leute denken. Nie, nicht in tausend Jahren glauben sie, daß unsere Stadt von einer Handvoll alter Weiber geführt wird. Sie werden nach den stärksten und größten Männern unter uns Ausschau halten. Finde einige, damit wir sie ihnen vorsetzen können.“
 „Menschenopfer?“
 „Wir brauchen Freiwillige“, wiederholte Bird.
 „Was schlägst du vor?“ meldete sich Salal.
 „Wir bilden ein Pseudo-Council“, sagte ein alter Mann langsam, „es braucht gar nicht so groß zu sein.“
 „Teufel ja“, stimmte Bird zu, „es ist viel glaubwürdiger, wenn die Führungsriege klein ist und nur ein Oberhaupt hat. Es sollten ein, zwei Frauen dabei sein. Das sieht besser aus. Das paßt zu ihren Vorstellungen über die Rolle von Frauen in unserer Gemeinschaft. Sie würden sich wundern, wenn keine Frau in der Führungsriege wäre.“
 „Es sollten alle Rassen vertreten sein“, sagte Greta. „Nicht als Repression, sondern als Botschaft an alle jene unter unseren Feinden, die wir überzeugen wollen.“
 Sie besprachen die genaue Zusammensetzung dieser vorgetäuschten Führungsriege. Dann fragte Salal wieder nach Freiwilligen.
 „Ich“, Schwester Marie stand auf.
 „Aber dir geht es nicht gut“, wandte Sage ein.
 „Ich habe wenig zu verlieren.“
 Alle schwiegen - und das Schweigen dehnte sich. Dann stand Bird langsam auf. Jetzt ist der Moment gekommen, dachte er. Wenn ich jetzt alles sage, kann ich nicht mehr zurück. Er konnte die Lippen kaum bewegen, aber er zwang sich, zu sprechen.
 „Nehmt mich“, sagte er, „es war meine Idee, es ist nur richtig, wenn ich unter den Freiwilligen bin.“
 Maya hatte die Hand ausgestreckt, als wollte sie ihn am Sprechen hindern. Aber mitten in der Bewegung war sie erstarrt. Eine Welle von Schmerz durchflutete ihren Körper. Oh Gott. Nicht er. Nicht schon wieder. Es ist ungerecht.
 „Von allen hier“, sagte Bird, „weiß ich am besten, was auf uns zukommt. Ich weiß, wie ihr System arbeitet. Ich glaube, ich bin so am nützlichsten.“
 „Du kannst uns am nützlichsten sein, wenn du dein Talent aus-

nützt“, sagte Lily. „Vielleicht weiß ich besser als du, wo es liegt.“

Ja, vielleicht ist es ein ganz besonderes Talent, ständig Herausforderungen anzunehmen, dachte Bird erbittert – fuck you anyway.

„Hast du noch nicht genug gelitten, Bird?“ fragte Sam leise.

„Wenn die Stewards kommen, müssen wir alle leiden.“

„Und du bist sicher, du schaffst es?“ fragte Cress.

Lily kam ihm mit der Antwort zuvor: „Niemand ist jemals ganz sicher, ob er etwas schafft oder nicht schafft. Bist du dir deiner eigenen Herausforderung sicher, Cress?“

„Ich will jedenfalls nicht der große Boss sein“, gab Cress zurück.

„Ich auch nicht“, antwortete nun Bird, „wenn für euch meine Motive fragwürdig sind, ziehe ich mein Angebot gern zurück.“

„Nein, nein, wir wollen dich“, tönte es aus allen Ecken der Halle. Bird hatte die Zustimmung aller. Cress setzte sich schweigend.

Die Debatte ging weiter, aber Maya hörte nicht mehr, was gesprochen wurde. Bird hatte sich gesetzt. Sage legte ihm beruhigend ihre Hand auf das Knie, zeigte ihre Sympathie offen. Warum brauche ich soviel zustimmende Sympathie, fragte sich Bird. Wer kann schon wissen, was uns alles geschehen wird, was wir alles erleiden werden müssen, wenn erst Krieg ist.

Lou meldete sich als Freiwillige, wurde aber abgelehnt. Die City konnte keine Heilerin entbehren. Schließlich wählten sie übereinstimmend den dunkeläugigen Lan, der indonesische Tänze lehrte. Er hatte Frau und Kind bei der letzten Epidemie verloren. Außerdem den weißhaarigen Roberto, Salals Großvater, einen robusten Mann Anfang siebzig.

„Noch weitere Vorschläge?“ fragte Joseph.

„Die East Bays haben einen Vorschlag“, meldete sich eine große Frau in grünem Cape, „und ich glaube die North Bay will sich anschließen.“

„Ja?“ fragte Salal.

„Laßt uns die Brücken sprengen.“

Totenstille im Raum.

„Wenn Krieg wie ein Virus ist, dann sollten wir versuchen, ihn zu isolieren. Wir haben doch auch die Straßen an der Ostseite der Bay zu dem kontaminierten Gebiet bei San José zerstört. Wir denken, der Feind wird direkt auf die Halbinsel losmarschieren. Wenn sie erst hier sind, sind die Brücken ihre Hauptwege im Osten und Norden. Wenn sie diese erst reparieren oder gar erst über das Wasser kommen müssen, bringt das schon einen erwägenswerten Aufschub. Besonders, wenn wir unsere Wasserversorgung von dort nach woanders verlegen.“

„Das wird sie nicht stoppen, sondern nur ihren Vormarsch bremsen“, wandte einer ein.

„Aber was kann in der Zeit nicht alles passieren? Vielleicht ändern sie ihren Plan. Oder uns fällt inzwischen eine neue Strategie ein.“

„Und wenn wir gewinnen?“ fragte ein junger Mann. Er trug eine Tunika, wie sie die Techniker bevorzugten, „haben wir die Rohstoffe, um die Brücken später wieder zu reparieren?“

„Die Brücken wurden in den dreißiger Jahren gebaut, die geben uns keine technischen Probleme auf“, antwortete eine Frau.

„Es geht nicht um die technischen Probleme, aber haben wir überhaupt Eisen und Stahl und genug Werkzeug?“ protestierte ein älterer Mann. „Wir sind in gewisser Hinsicht sicher das rückständigste und primitivste Land in den Staaten, durchaus vergleichbar mit 1930.“

„Der Bau-Ausschuß hat sich diese Fragen schon gestellt. Wenn es sein muß, schaffen wir das auch.“

„Es ist eine ungeheure Verschwendung“, protestierte Maya.

„Aber eine gerechtfertigte“, sagte Lily, „wir können doch nicht hoffen, aus dieser Sache ungeschoren wieder herauszukommen. Brücken können ersetzt werden, Menschenleben nicht.“

Maya zuckte zusammen. Sie liebte die beiden Brücken, den anmutigen Bogen der Golden Gate Bridge und die langgezogene Linie der Bay Bridge. Sie hatten etwas Menschliches an sich, die Schönheit und Selbstverständlichkeit von lebenden Dingen. Aber sie beherrschte sich. Vielleicht war dies das letzte Opfer, sie würde sich nicht beklagen.

Die Diskussion ging immer noch weiter. Aber im großen und ganzen schien es sinnvoll, die Brücken zu opfern.

„Okay - hier ist unser Schlachtplan“, sagte Salal schließlich. „Wir rüsten uns für den gewaltfreien Widerstand, verweigern dem Feind jede Hilfe, bieten aber den Soldaten einen Platz an unserem Tisch an. Wir haben einen zweiten Rat gewählt, der als scheinbarer Führer fungieren und mit dem Gegner verhandeln soll. Und bevor der Gegner kommt, sprengen wir die Brücken, versuchen überhaupt alles, um für den Feind das Transportproblem zu verschärfen. Habe ich etwas vergessen?“

„Training“, sagte Greta, „wir müssen für dieses Zusammentreffen trainieren, genauso wie wir trainieren würden, wenn wir Waffen hätten.“

„Das kann ich übernehmen“, sagte Bird.

„Stimmen alle zu?“

„Wir Wild Boar People werden aus jedem Trottel, der uns in die

Quere kommt, Kleinholz machen“, rief ein schwarzgelockter Hüne aus einer Ecke. „Das haben wir schon immer so gemacht.“

„Natürlich“, lächelte Salal.

Einer der hochgewachsenen, gestiefelten Menschen im Hintergrund erhob sich: „Die Wald-Gemeinden schließen sich erst einmal aus. Wir wollen uns nicht in die Belange der City mischen. Wir sind noch nicht soweit, daß wir allein auf gewaltfreien Widerstand setzen. Wir wollen erst heimgehen und mit unseren Leuten darüber diskutieren. Um ehrlich zu sein, ich weiß nicht, wie die Antwort ausfallen wird. Wir sind ganz gut mit Gewehren ausgerüstet, die Straßen und Bahnverbindungen zu uns raus sind leicht abzuriegeln und zu schützen. Der Wald ist unser Freund und der Feind unseres Gegners. Ich glaube, wir werden kämpfen, wenn es soweit kommt. Wenn es Dinge oder Menschen gibt, die geschützt werden sollen, so schickt sie zu uns - aber bald - bei uns sind sie sicher. Es gibt Winkel in den Bergen, wo kein feindlicher Soldat je hinkommen wird. Und was immer hier in der Stadt passiert, bei uns werden einige überleben. Denkt daran.“

„Die Städte östlich der Bay wollen erst einmal ihre eigene Strategie beraten“, gab ihr Repräsentant bekannt. „Wir haben die Debatte hier verfolgt, wir werden euch von unserer Entscheidung unterrichten.“

Eine Frau von den Tribes stand auf. „Wir können auch noch nicht sagen, was wir tun wollen. Wir haben den Worten der Alten mit Respekt zugehört. Nun gehen wir zurück und sprechen miteinander darüber.“

„Gut, haben wir Konsens?“ fragte Salal.

Ringsum im Raum hielten sich die Menschen an den Händen, das Zeichen der Übereinstimmung.

„Das ist ein Sieg“, murmelte Holybear.

Maya schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

Ich habe mich verändert, dachte Madrone. Die Bienen haben mich gezeichnet, so sicher, wie ich eine Narbe auf der Stirn habe. Sie bewegte sich jetzt durch eine Welt, die sich ihr ebenso durch Instinkte und Gerüche auftrat, wie durch Sehen. Sogar, wenn sie sich außerhalb des Bienegeistes befand, wußte sie, was gerade blühte und wer krank werden würde. Sie ging durch ganze Schwaden von Gerüchen, durchdringender Salbei, frische Eiche oder Sykamore, menschlicher Schweiß. Sie roch, wo die Vögel ihre Nester bauten, und wo huschende Mäuse ihren Mist anhäuften. Menschen hatten ihren eigenen, einzigartigen Duft; ihre Nase ließ sie mehr wissen über die Energien, die ihre Körper durchströmten, als ihre Hände erspüren konnten und ihre Augen sehen, über ihre Bedürfnisse und ihre Defizite und ihr Ungleichgewicht, über Phasen von Aufruhr, Ärger oder Angst. Sie fühlte oft eine leichte Übelkeit, Appetitlosigkeit, trotz der kargen Diät. Der Honig, der allem was sie aßen beigemischt war, nährte sie mehr, als sie für möglich gehalten hätte.

Die Frühlingssonne wurde heißer, und niemand bewegte sich viel während des Tages. Sogar die Gesunden verbrachten viel Zeit schlafend im Schatten. Die Grippe war zurückgegangen, aber Baptist war eines Nachts schreiend vor Qual aufgewacht. Madrone war zu ihm gegangen, um die Schmerzen zu lindern. Der Ammoniakgeruch, der ihn umgab, sagte ihr, daß seine Nieren blockiert waren. Mit ihren Hände verlagerte sie seine Energien, erfüllte die Blockaden, dehnte und erleichterte die Harnleiter, so daß der Stein passieren konnte. Als der Morgen kam, schlief er friedlich, und sie war erschöpft.

„Wie geht es Baptist?“ fragte Hijohn, während er zu ihr herüberkam und sich freundschaftlich neben sie hockte, als sie sich auf einen Baumstamm setzte, um ihre morgendliche Wasserration zu trinken.

Ich beginne, mich wie ein Hund zu verhalten, dachte Madrone, als sie den durch die Störung verursachten eigenen Adrenalinschub roch. Stör' mich bloß nicht beim Essen und Trinken. Aber sie antwortete ihm höflich.

„Es geht ihm besser. Es war mir möglich, das Ch'i seiner Nieren zu stärken, und der Stein konnte abgehen. Aber es könnte ihm wieder passieren – oder einem von uns. Wir brauchen alle mehr Wasser.

„Wir brauchen eine Menge Dinge.“

„Hijohn, wie wäre es mit einem Rotationssystem zwischen unserem Camp und denen, die mehr Wasser haben? Im Dreimonatswechsel vielleicht – nur, um jeden von Zeit zu Zeit wirklich gut mit Wasser zu versorgen. Sonst werdet ihr über die Jahre alle mit der Zeit an Nierenversagen sterben.“

„Ist das wahr?“

„So ist es.“

„Die guten Camps sind zu weit entfernt.“

„Zu weit entfernt wovon?“

Hijohn sah zu ihr auf und lächelte, seine Lippen kräuselten sich herausfordernd. „Vielleicht ist es an der Zeit, daß wir dich auf einen Streifzug aussenden.“

Er roch wie die Bäume, wie Eicheln und Honig, und sie hatte plötzlich den Wunsch, seine weise gewordenen Wangen zu streicheln. Diosa, dachte Madrone, ich finde ihn attraktiv. Sie war zu lange ohne Liebhaber gewesen, außer den Bienen-Frauen. Und was die ihr zeigten, hatte ihr Bedürfnis nach Berührung, nach Haut auf ihrer Haut, nur noch verstärkt.

„Was für einen Streifzug?“

„Apotheken. Die Jungs unten in Hollywood dachten, wenn du mitgehen würdest, könntest du ihnen helfen, einige von den Medikamenten zu identifizieren.“

„Ist das gefährlich?“ Madrone konnte es nicht lassen zu fragen.

„Alles ist gefährlich. Aber sie werden gut auf dich aufpassen. Littlejohn und Begood würden deine Begleiter sein.“

Sie wanderten den Höhenkamm entlang, die Berge verschwanden in der Dunkelheit, Sterne glitzerten. Ein Lichtergürtel strahlte unter ihnen an den abfallenden Rändern der Hügel. Weiter hinten, auf der Ebene, warfen einige Fabriken ein unheimlich glühendes Licht.

Sie kauerten sich nieder im Schatten einer Reihe von Büschen und

sahen hinunter auf die Autobahn, die sich wie ein Fluß aus Beton zwischen den Hügeln hinzog.

„Ich hoffe, du bist schwindelfrei“, sagte Littlejohn.

„So gut wie“, sagte Madrone und schluckte nervös. Allein die Bewegung irritierte schon ihre trockene Kehle. In Wahrheit haßte sie Höhen. Der Sommer, in dem sie ihren Bergsteigerkurs absolvierte, mit vierzehn, war fast zu einer Höllenqual für sie geworden. Aber, erinnerte sie sich, es hatte sie gelehrt, daß man Angst anschauen kann und dann durch sie hindurchgehen.

Unter ihnen auf der Straße rasten Lichter in beiden Richtungen; Autos, Lastwagen mit Nahrungsmitteln, Truppen, die aus den Militärcamps aus- und einfuhren, die das, wie Begood es nannte, Saint Ferd's Tal füllten. Madrone starrte auf die Lichter, fast wie hypnotisiert. Seit ihrer frühen Kindheit hatte sie nicht mehr so viele Autos sich gleichzeitig bewegen sehen. Ein merkwürdiger Anblick, wie ein Verschieben der Zeit. Durch Gas angetriebene Autos. Der Geruch der Chemikalien, die die Autos im vorbeifahren ausstießen, brannte im Inneren ihrer Nase. Sie bewegten sich leicht und sicher, als sei alles in Ordnung, als pendelten noch immer Tanker auf den Ozeanen, gefüllt mit Öl aus fernen Ländern. Man konnte den Eindruck haben, es gäbe immer noch Flugzeuge, die Kontinente verbanden und das Central Valley sei noch reich, bewohntes Farmland, nicht eine unbewohnbare Wüste.

„Woher bekommen sie das Gas und das Metall und das Gummi für ihre Reifen?“ fragte sie.

„Sie bohren noch immer nach Öl, in einiger Entfernung von der Küste, unten in Long Beach. Sie brauen ein wenig Methyl-Alkohol. Und sie schlachten aus. Es gibt riesige Fabriken unten in der Ebene, wo sie alte Autos auseinandernehmen und neue daraus herstellen, für das Militär und für die Reichen. Du mußt reich sein, um dir eine Fahrerlaubnis leisten zu können. Habt ihr keine Autos im Norden?“

„Nur sehr wenige. Wir haben ein paar elektrische Fahrzeuge, meistens für Notfälle – Feuerwehr und Rettungsdienste. Wir könnten keine privaten Motorfahrzeuge für jede einzelne Person unterhalten. Wir können kein Land erübrigen, nur um zu fahren und zu parken, ganz zu schweigen von den Materialien, sie zu bauen und zu warten.“

„Was macht ihr dann?“

„Wir benutzen Fahrräder und ein paar Pferde und Züge, um schwere Lasten zu transportieren. Einige Elektrolastwagen, die dorthin fahren, wo es keine Gleise gibt. Und wir haben ein gutes öffentliches Nahverkehrsnetz im gesamten Bay-Gebiet.“ Sie hätte noch lange fortfahren

können, das Transport-Kollektiv zu beschreiben, und die Gondeln in komplizierten Details, aber sie konnte den Abstieg, der vor ihnen lag, nicht länger verzögern. „Ist es das, was wir überqueren müssen?“

Zu ihrer Rechten lag die Straße, die von einer Beton-Überführung überspannt wurde. Sie war teilweise gestützt durch einen Stahlunterbau, einen Schutz gegen Erdbeben, ein kreuzweises Gitter von sich verschränkenden Trossen.

„Das ist es“, sagte Littlejohn.

„Es ist die Turnhalle der Hölle“, sagte Madrone spontan.

„Die Trossen sind der beste Weg, den wir nehmen können“, sagte Begood. „Wenn du kannst. Sonst müssen wir den Wachposten erschießen.“

Der Wachposten ging auf der Straße über ihnen auf und ab. Ja, es wäre ungünstig, ihn zu erschießen, nur um ihr den Trip über diese Trossen zu ersparen, aber es war verlockend.

„Die unteren Stützpfosten sind am geeignetsten“, sagte Littlejohn. „Sie sind breit genug – ungefähr 35 cm. Das einzige Problem ist das Hinauf- und Hinunterkommen. Oder wenn du in der Mitte schlappmachst.“

„Wenn du meinst, daß du in der Mitte in Panik ausbrichst“, sagte Begood, „ist es besser, wir erschießen den Posten gleich und haben es dann hinter uns, statt dich später da herunterzuholen. Und dazu müßten wir dann noch alle möglichen Wachposten erschießen. Und obendrein würden wir riskieren, unsere Ärsche frittiert zu bekommen. Erinnerst du dich, wie Oldjohn damals in der Mitte die Panik ergriff? Scheiße, wir mußten ihn zu den mittleren Stützen tragen, und dann schaffte er es nicht zurück auf die Trossen, und der Morgen dämmerte schon. Wir mußten den ganzen Tag dort oben bleiben, versteckten uns hinter dem Überhang bis es dunkel wurde. Hijohn mußte zu Fuß zurücklaufen und ein Seil stehlen. Er erschoss den Wachposten dann doch noch, und wir mußten Oldjohn an der Seite abseilen, am hellichten Tag. Da waren wir dann, draußen in der Mitte der Brücke, ohne Deckung. Und hatten eine ganze Kompanie der Steward-Truppen am Hals.“

„Ich kann es“, sagte Madrone, „wenn wir nur einfach losgehen und nicht weiter darüber nachdenken. Können wir gehen?“

Leise krochen sie den Hügel hinab zum Fundament. Littlejohn erklimmte die Streben, die zum Hauptpfosten führten und zog sich behend von einem zum nächsten. Madrone folgte und wünschte, daß ihre Arme stärker wären. Begood kam hinterher und gab ihr von Zeit zu Zeit einen freundlichen Schubs.

Die Betonoberfläche des Übergangs erstreckte sich über ihnen. Zwei leichte Bögen wurden in der Mitte getragen durch dicke Pfeiler, die auf dem Trennstück zwischen den Autobahnen verankert waren. Ein Gerüst aus Stahl folgte den Umrissen. Littlejohn schwang sich auf den zentralen Stützpfeiler und stand auf. Sicher balancierte er dort, 30 Meter über der Autobahn.

„Nur eines noch“, sagte Begood fröhlich. „Wenn du fällst, versuch' nicht zu schreien.“

„Natürlich“, sagte Madrone während sie einen tiefen Atemzug tat. Denk nicht darüber nach, tu es einfach, sagte sie zu sich und ging weiter. Wenn sie sich den Pfeiler als eine Linie auf dem Boden vorstellte, konnte sie leicht darauf gehen, angstfrei. Wenn es nichts gab, wohin man fallen konnte, brauchte man auch keine Angst vorm Fallen zu haben. Wenn nur ihr Herz mit diesem dummen Pochen aufhören wollte und ihr Magen mit dieser drehenden Bewegung...

Etwa alle sechs Meter erstreckte sich ein Pfosten vertikal und verband die Pfeiler mit den Stützstreben, die unter dem Beton verliefen. Littlejohn griff mit beiden Händen zu und schwang seinen Körper herum. Als sie den ersten Pfosten erreichte, tat sie es ihm nach. Nicht schlecht, dachte sie, obwohl ihre Hände verschwitzt und glitschig waren, und der Moment, als sie ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagern mußte, um dann wieder mit beiden fest stehen zu können, schrecklich war. Sie erinnerte sich plötzlich, an einen dieser Nachmittage auf den Felsen. Halberwege auf einer Klippe hatte sie festgesessen, weder hinauf noch hinab gekonnt. Nita war ihre Partnerin gewesen, und sie hatte sehr aufgeregte Anweisungen und Ermahnungen zu ihr hinuntergeschrien. Dann war Bird vorbeigekommen und hatte vorgeschlagen, sehr ruhig, daß sie ihre Augen öffnete, sich ansah, wohin sie gehen wollte und sich vorstellte, dorthin zu gelangen. Während sie sich daran erinnerte, war sie um den zweiten Pfeiler herum. Während sie sich auf den mittleren Pfeiler zutastete, dachte sie an Bird am Klavier, seine Hände so unbeholfen auf den Tasten, und an das Lied, das er für sie geschrieben hatte.

„Die Hälfte“, sagte Littlejohn. „Möchtest du dich ausruhen?“

„Nein, laßt es uns hinter uns bringen“, sagte Madrone. Die zweite Hälfte war mit Birds Lied im Herzen leichter zu bewältigen. Aber als sie die andere Seite erreicht hatten, war ihr Hemd mit Schweiß durchtränkt, und als sie wieder auf dem Boden stand, bemerkte sie, daß ihre Knie zitterten. Begood landete neben ihr.

„Tapferes Mädchen“, sagte Littlejohn.

„Laßt uns gehen“, sagte Madrone

Die Hügel auf der östlichen Seite der Autobahn waren stärker besiedelt als die auf der westlichen. Sie wanderten einen Weg entlang, der von großartigen Wohnsiedlungen gesäumt war. Von Zeit zu Zeit kamen Autos vorbei, und die drei warfen sich hinter einen Busch oder versteckten sich hinter einem Baum, bis nur noch die Rücklichter zu sehen waren. Madrones Sinne waren wachsam. Sie konnte unsichtbare Rosen riechen, sie konnte Hunde in ausreichender Entfernung erschnuppern. Und so konnten sie deren Gebiet meiden und verhindern, daß sie zu bellen anfangen.

Es schien ihnen, als liefen sie seit Stunden herum. Madrone hatte Durst, aber sie nahm eine rohe Eichel in den Mund und ließ sich von dem zusammenziehenden Geschmack ablenken. Der Mond ging auf mit einer dünnen, abnehmenden Sichel. Madrone war müde, so müde, daß sie bemerkte, wie sie fast schon im Schlaf weiterlief. Es kamen keine Autos mehr vorbei; der Morgen dämmerte.

Sie waren noch hoch oben auf dem Bergkamm, als die Sonne den ersten rosa Schein auf den östlichen Rand der Ebene warf. Große Büsche gaben ihnen ein wenig Deckung, und Madrone schaute durch die hohen Gräser auf das vor ihnen liegende Panorama.

Die weite, flache Ebene des Tales war knochentrocken. Ein leichter Dunst lag über den durcheinandergewürfelten Formen von zusammengesackten Gebäuden und abbröckelnden Strukturen. Keine wahrnehmbaren Linien von Straßen oder Wegen und keine grünen Flecke unterbrachen das Flickwerk aus Grau und Braun. Nur hier und da ragten schwarze Stümpfe von toten Palmen in ungeraden Linien heraus, die verwilderten Wächter alter Avenuen.

Ein schmales, grünes Band umrahmte den Fuß der Hügel und rankte hinauf in einige der östlichen Canyons. Verglichen mit dem Graubraun der Ebene, sah das Grün fast obszön aus, zu hell irgendwie, fast künstlich. In den nahe gelegenen Kurven konnte sie reiche Häuser erkennen, umgeben von Terrassen mit angelegten Gärten. Weit im Osten ragten mit vertikalen Spitztürmen aus Metall und Glas die Hochhäuser von Downtown auf...

„Hurra“, sagte Littlejohn, während er sie eine Seitenstraße entlangführte, die bald an einem Drahtzaun endete. Dahinter führte ein ungepflasterter Weg in einen Canyon hinein. Sie erklommen den Zaun, krabbelten den Weg hinunter und erreichten die Deckung von Sträuchern im trockenen Flußbett gerade als die Sonne aufging.

Das Wort „Camp“, dachte Madrone, war eine riesige Übertreibung

für das, was sie vorfanden. Es bestand aus zwei Männern und einer Frau, dichtgedrängt in einer Aushöhlung unter einem Busch.

„Drink deep“, flüsterten sie, ein Gruß, der sich für Madrone mehr und mehr wie der reinste Sarkasmus anhörte. Littlejohn entkorkte eine Wasserflasche und ließ sie zu einem sorgfältig abgemessenen Schluck herumgehen.

„Paßt auf“, warnte Madrone. „Habt ihr hier Wasser?“

„Ein oder zwei Tassen ist alles, was noch übrig ist“, sagte der Mann, der Madrone am nächsten saß. Er war klein und schlank, nicht vielmehr als ein Junge, aber seine braune, ledrige Haut ließ ihn uralte aussehen. „Sie nennen mich Big John“, sagte er augenzwinkernd. „Dies hier sind Joan Dark und Johnny Come Lately.“

Lately war ausgetrocknet und dunkel wie eine Bohne, die zu lange in der Sonne gelegen hatte, aber er hatte ein freundliches Grinsen und grüne Augen, die Madrone forschend musterten. Joan Dark war still, und Madrone roch, daß sie krank war und Schmerzen hatte.

„Bist du die Heilerin?“ fragte Lately.

„Ja. Ich bin Madrone.“

„Kannst du dir Joan ansehen? Sie hat einen Streifschuß eingefangen, vor zwei Nächten, und der ist jetzt entzündet.“

Joan war dünn bis an die Grenze der Auszehrung, und ihre halbmondförmigen Augen blickten verschleiert, doch wachsam. Madrone wickelte eine Bandage vom sehnigen Oberschenkel der Frau. Der Gestank überwältigte sie. Die Wunde war nicht tief, aber das Fleisch drumherum war entzündet, und ein unheilvoller roter Streifen lief hinauf in ihre Leistengegend.

„Können wir etwas Wasser zum Waschen erübrigen?“

Die anderen tauschten Blicke.

„Wir haben nicht viel“, sagte Littlejohn.

„Sie kann meins haben“, sagte Lately.

„Wir werden alle etwas abgeben“, sagte Littlejohn. „Aber sei vorsichtig damit.“

Madrone nickte, zog einen der sauberen Lappen heraus, die sie in ihrem Rucksack verstaut hatte und machte ihn behutsam naß. Vorsichtig tupfte sie den Schmutz aus der Wunde. Was wollten sie von ihr? Sollte sie einen Zauberstab schwenken und die gesamte Situation verbessern, wenn es nichts gab, gar nichts, um damit zu arbeiten, nicht einmal die grundlegendsten Notwendigkeiten? Oh, sie war böse, nicht auf diese Männer, nicht einmal auf die rasengesäumten Villen, die auf dem Hügel über ihnen lagen, aber auf die reine Gier und die Verschwendung, die sie verkörperten.

„Es wird mir gut gehen heute Nacht“, murmelte Joan.

„Nein, das wird es nicht“, erwiderte Madrone. „Du hast eine sehr ernste Entzündung, und du mußt still liegen und ruhig sein und dich ausruhen.“

„Kannst du es nicht heilen?“

Madrone seufzte. „Ich kann dir mehr Energie geben und deinen Schmerz etwas erleichtern. Aber ohne die Wunde gründlich waschen zu können – sogar wenn ich auf magische Weise diese Menge von Bakterien töten könnte, der Schmutz würde die Wunde erneut infizieren.“

„Was können wir tun?“ flüsterte Lately.

„Schaut euch nach Entzündungshemmern um, wenn wir die Apotheken ausrauben. Können wir sie nicht irgendwo hinbringen, wo man sich um sie kümmern kann?“

„Es gibt da Katy's Place unten in der Stadt“, sagte Littlejohn.

„Wie weit ist das?“

„Fünfzehn, zwanzig Kilometer.“

„Das ist zu weit.“

Littlejohn zuckte mit den Achseln. Madrone biß sich wieder auf die Lippen. Es war nicht der Fehler der Männer hier, daß all diese warmen und komfortablen Häuser, die so vergnügt am Bergkamm thronten, für sie verschlossen waren.

„Sie ärgert sich“, wandte sich Begood an Big John. „Da wo sie herkommt, passiert so etwas nicht.“

„Nein? Wunden entzünden sich nicht?“

„Es wird für die Leute gesorgt“, sagte Madrone, „was auch immer passiert. Und niemandem fehlt Wasser zu etwas so Grundsätzlichem wie Waschen.“ Und dann mußte sie ihnen wieder von den strömenden Flüssen, und den Straßen voller Obstbäume erzählen, und den Gärten. Mein Märchen, dachte sie. Die Sonne stieg höher, und sie war überwältigt von der Anstrengung, nachdem sie für Joan getan hatte, was sie konnte. Sie rollten sich ein und schliefen im Schatten der Sträucher.

Sie erwachten bei Sonnenuntergang, aßen einige Eicheln in Honig gestippt, tranken ein wenig. Als sich die Dunkelheit herabsenkte, wusch Madrone Joans Wunde. Sie war schwach und fiebrig und beschwerte sich nicht einmal, als sie sie allein ließen, in eine Decke gewickelt und mit soviel Nahrung und Wasser ausgestattet, wie sie

erübrigen konnten. Sie gingen den Pfad hinauf und hielten an. Big John und Lately holten zwei Gewehre aus einem Versteck seitlich des Canyons. Littlejohn und Begood trugen ihre Lasergewehre. Lately gab Madrone eine Pistole, aber sie stand nur da, sah sie an und fühlte ihr kaltes Gewicht in ihrer Hand.

„Ich kann sie nicht nehmen“, sagte sie.

„Ich zeige dir, wie man damit feuert“, sagte Littlejohn. „Es ist die einfachste Sache.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß, wie man schießt. Wir lernten es in der Schule. Unsere Lehrer sagten uns, wir müßten über Pistolen Bescheid wissen, um unsere Geschichte zu verstehen. Ich möchte aber niemanden töten.“

„Niemand will irgendjemanden töten“, sagte Littlejohn geduldig. „Wenn alles gut geht, werden wir es auch nicht. Es ist nur eine Vorsichtsmaßnahme.“

Sie erinnerte sich an das Gefühl der Gewehre, mit denen sie geübt hatten, der Rückstoß, wenn die Kugeln herauskatapultiert wurden, die Herausforderung, das Ziel zu treffen, und der Horror bei dem Gedanken, was diese Kraft lebendem Fleisch antun würde. Könnte sie den Abzug ziehen und das Leben eines Menschen auslöschen? Was, wenn sie ihr eigenes Leben sonst auf dem Spiel stand? Ihre Hand zitterte.

„Ich kann nicht.“

„Dann bist du eine zusätzliche Gefahr für uns“, sagte Big John. „Wenn du dich nicht verteidigst und uns nicht verteidigen willst...“

„Ich glaube einfach nicht, daß ich es tun kann.“

„Das weißt du nicht, bis du es versucht hast“, sagte Begood.

„Ich kann nicht.“

„Zwingt sie nicht“, sagte Littlejohn. „Sie wird eine größere Gefahr für uns sein, wenn sie plötzlich nervös mit einer Waffe herumfuchtelt. Laßt sie. Das hier wird so einfach sein, nicht wahr? Niemand wird heute nacht irgendjemanden erschießen.“

Sie war Littlejohn dankbar, aber sie fühlte sich noch immer zittrig, irgendwie beschämt. Weil es kein Standpunkt ist, den ich aus Überzeugung einnehme, sondern aus instinktiver Abscheu. Wenn ich wirklich so eine Pazifistin wäre, dürfte ich gar nicht hier sein. Ich dürfte nicht mit ihnen arbeiten und ihren Kampf unterstützen. Aber ich weiß nicht, ob ich es bin, ob ich lieber ins Gefängnis gehen würde, als diese Männer einen Mann töten zu lassen, nur um mich zu beschützen. Und wenn ich so fühle, sollte ich mich selbst verteidigen.

Aber ich kann nicht.

„Kommt dann“, sagte Big John.

Die Apotheke lag am Rande des Tales auf der Nordseite der Berge. Zwei Stunden schnellen Gehens brachten sie zu einer geschützten Höhle in den Ausläufern des letzten Hügels, von wo sie herunterschauen konnten auf ein riesiges, metallenes Lagerhaus, umgeben von einem Stahlzaun, der oben mit Stacheldraht geschützt war. Bewaffnete Wachen patrouillierten vor dem Tor. Madrone und ihre Begleiter saßen versteckt im Dunkel.

„Worauf warten wir?“ wisperte Madrone.

„Wachablösung“, sagte Littlejohn. „Ah, da kommen sie.“

Es bewegten sich zwei Männer auf die Torwächter zu, sprachen eine Weile und nahmen dann ihren Platz ein.

„Wer ist unser Freund?“ flüsterte Littlejohn.

„Der Lange.“ sagte Lately.

Der größere der beiden Wächter verließ seinen Posten und begann seine Runden zu drehen, immer am Zaun entlang.

„Was passiert?“ fragte Madrone.

„Er soll das Hintertor aufschließen und den Alarm außer Kraft setzen“, sagte Big John. „Er gehört zum Netzwerk.“

Sie warteten. Madrone versuchte, sich zu beruhigen. Sie nahm an, daß die anderen ihren Spaß hatten. Aber ich bin nicht für derartige Dinge gemacht, dachte sie. Ich bin nicht wie Cleis, den es nach Gefahr verlangte und der dafür starb. Ich möchte nicht sterben und nicht töten.

Nach einer Wartezeit, die endlos erschien, kam der größere Wachposten wieder zum Haupttor zurück.

„Okay“, flüsterte Lately. „Littlejohn, du bleibst hier, sicherst den Vordereingang. Erschieß' niemanden, wenn es nicht unbedingt sein muß, und erschieß' nicht unseren Freund, was auch immer du tust. Bei Schwierigkeiten gib den Warnruf. Begood, du kommst mit uns hinunter, sicherst den Seiteneingang. Wird es schwierig, versuchst du hineinzukommen und uns zu warnen. Okay, laßt uns gehen.“

Sie liefen lautlos immer im Schatten um den Zaun herum zur Südostecke, außer Sicht des Westtores. Eine kleine Tür war im Zaun, und sehr vorsichtig drückte Lately dagegen. Die Tür öffnete sich.

„Kommt mit.“

Madrone folgte Lately und Big John. Sie liefen über die sechs Meter freie Fläche, die das Tor von dem schmalen Seiteneingang des Lagerhauses trennten.

„Betet, daß unser Freund wirklich den Alarm ausgeschaltet hat“,

sagte Lately. Er grinste Madrone an, während er gegen die Metalltür drückte. Sie öffnete sich nach innen.

„Freie Bahn“, sagte er.

Im Inneren überwältigte Madrone der Geruch von Tausenden von Chemikalien. Sie fühlte sich schwindlig, fast taub durch diese Übermacht. Ein ganzer Wald von Metallregalen umgab sie, hochgestapelt mit Kartons und Flaschen und Behältern.

„Wo bekommen sie all dies her? Woher kommt es?“ flüsterte sie, überrascht über diese unglaubliche Fülle. Es gab mehr Pillen hier, in diesem einen Lagerhaus, als in allen Lagerhäusern des gesamten Bay-Gebietes zusammen.

„Sie haben überall im Valley Fabriken, streng unter militärischer Kontrolle“, erklärte Lately. „Und Farmen entlang der Küste, wo sie ein paar von den Materialien anbauen. Einige von ihnen sind freie Farmen, aber viele sind Arbeitslager. Du kannst dich einschreiben lassen, wenn du arbeitslos bist, arbeitest sieben Tage in der Woche drei Jahre lang in der heißen Sonne, lebst wie ein Hund, kriegst aber alle Highs und Lows die du schlucken kannst. Diese Häuser mit den grünen Rasen, die du oben in den Hügeln gesehen hast, von dort bekommen viele ihr Geld. Und der Drogen-Schwarzmarkt ist sehr lukrativ.“

„Nichts ist ausgezeichnet!“ sagte Madrone. „Wie sollen wir wissen, was für Medikamente das sind?“

„Big John ist zum Scanner gegangen“, sagte Lately. „Du bleibst einfach hier sitzen und läßt uns die Sache erledigen. Wir suchen Booster und Aufputzmittel, und du sagst uns, was sonst noch.“

„Warum Aufputzmittel?“

„Um sie zu verkaufen. Und um unseren Freunden etwas mitzubringen, sie glücklich zu machen. Wir müssen dies ja irgendwie finanzieren.“

Sie war überhaupt nicht glücklich über diese Antwort, aber sie konnte nichts dagegen tun. Big John kam mit dem Scanner zurück, der wie ein quadratisches Vergrößerungsglas an einem Stock aussah.

„So geht das“, sagte Lately, nahm eine Schachtel mit Pillen aus dem Regal. „Die Etiketten sind alle in Punktform auf der Vorderseite, siehst du?“ Er zeigte auf ein Muster aus kleinen Punkten und sie nickte. „Halte den Scanner drauf und sieh hinein.“

Als sie in die Linse hineinsah, erschienen ein Name und ein Preis.

„Naja, dies wäre sehr hilfreich, wenn ich nur wüßte, was das für Dinge sind“, sagte Madrone.

„Weißt du das nicht? Ich dachte, du kennst dich mit Medikamenten aus.“

„Ja, mit einigen. Zu Hause benutzen wir Drogen, die wir selbst anbauen oder die wir daraus destillieren können, Antibiotika und Entzündungshemmer. Bei einigen Krankheiten sind sie effektiver als Kräuter oder Akkupunktur oder unsere anderen Methoden. Aber die Stewards haben Dinge, mit denen ich mich nur theoretisch auskenne und dann mit ihren lateinischen Namen oder ihren chemischen Strukturen, aber nicht mit ihren Markennamen. Vielleicht kann ich einige erraten.“

„Manches können wir selbst identifizieren“, sagte Lately.

„Kannst du mir ein paar Booster heraussuchen, ich möchte sie gern untersuchen.“

„Klar. Aber wenn du etwas für Joan möchtest, mußt du mir sagen, wonach ich suchen soll.“

„Ich habe keine Ahnung, wie es aussieht“, sagte Madrone entsetzt. „Kapseln, wahrscheinlich, keine Tabletten – wenn euch das helfen kann.“ Ihr Kopf begann zu schmerzen durch die vielen Gerüche. Wenn sie sich auf ihren Bienen-Sinn konzentrieren könnte, ihn irgendwie einsetzen könnte...

„Warte eine Minute, mir ist etwas eingefallen, was ich probieren könnte. Bring mir ein paar von den Sachen und ich werde versuchen herauszufinden, was es ist.“

Sie setzte sich in eine Ecke mit einem Kugelschreiber, den Big John ihr gesucht hatte. Während sie ihr Bienenmal auf der Stirn berührte, ließ sie sich in eine leichte Trance fallen. Ich muß meinen menschlichen Verstand offenhalten um zu denken und zu benennen und auch um zu schreiben, während ich die anderen Sinne öffne. Melissa, kann ich das tun?

„Hier sind einige Kapseln“, sagte Lately und legte eine Schachtel auf ihre Knie. Sie brach eine auf, roch an ein paar Puderkrümeln und nahm sehr vorsichtig etwas davon auf die Zunge. Geschmack und Geruch explodierten in ihrem Gehirn, sie flog durch orangefarbene Haine, Zitronen blühten, trugen Früchte, dufteten. Sie berührte ihr Bienenmal erneut, schrieb Vitamin C auf die Schachtel und hielt die Hand auf für die nächste Packung.

Nachdem sie fünfzehn oder zwanzig verschiedene Drogen sortiert hatte, begann ihr Kopf zu pochen und die grau-metallinen Regale und Schachteln schwammen in kaleidoskopartigen Mustern vor ihren Augen. Es gab so viel mehr hier, sie empfand plötzlich eine Art Gier. Drogen, um Schmerz zu lindern, und Drogen, um Zellwachstum zu stimulieren, Drogen, um Tumore zu reduzieren, Drogen, um die Effekte von anderen Drogen zu verhindern. Wenn sie sie nur studie-

ren könnte, analysieren, genau wissen könnte, wie sie wirkten. Ihr Bienen-Sinn könnte ihr helfen, die Drogen zu erkennen, die sie kannte, aber es gab verlockende Hinweise auf andere Dinge hier, Antimittel gegen die Epidemien vielleicht, Fortschritte, die im Norden noch unbekannt waren. Aber ohne mehr Zeit, mehr Ausrüstung, mehr Rückhalt, würde sie es nicht herausfinden.

„Diosa, ich weiß nicht, ob ich noch mehr davon ertragen kann“, sagte sie, als Big John ihr einen weiteren Karton brachte.

„Wir haben eine ganze Ladung Vergnügungs-Drogen“, sagte er. „Hast du, was du wolltest?“

„Ich fand ein paar antibakterielle und ein paar virucide Substanzen“, sagte Madrone. „Diese und diese. Und hier sind einige Schmerzstiller, die sind immer sehr hilfreich. Du kannst den Scanner nehmen, und lade noch mehr von diesen auf.“

Sie brachten ihr Kartons und Flaschen, und sie sortierte wie wild. Was sollte sie nehmen, was sollte sie hier lassen?

„Beeil' dich“, sagte Lately. „Wir müssen hier vor vier Uhr draußen sein. Das ist in zehn Minuten, und wir müssen vorher noch aufräumen.“

„Bring diese Kartons zurück“, sagte Madrone und zeigte auf einen Stapel, den sie nicht weiter brauchte. „Wenn ich nur ein gutes, allgemeines Desinfektionsmittel finden könnte...“

Big John brachte Kartons in die Regale zurück. Lately packte ihre Rucksäcke mit Madrones Medikamentenauswahl. Sie fühlte zunehmend ihre eigene Angst, aber es war schwer, sich zurückzuhalten und nicht noch eines und noch eines auszuprobieren.

„Hier“, sagte sie, „nimm' das, und...“

„Das ist alles“, sagte Lately. „Wir haben weder Platz noch Zeit für mehr. Big John, bring' den Scanner zurück. Nimm deinen Rucksack, Madrone. Vergiß nicht, Fingerabdrücke abzuwischen.“

Ihre Hände zitterten, als sie ihren Rucksack aufnahm. Der Boden unter ihr schien sich zu bewegen, und ihr Kopf war so schwer. Big John nahm den Scanner und rannte schnell durch die Korridore, um gleich darauf zurückzukehren. „Raus“, zischte Lately, und jetzt konnte sie tatsächlich Angst an ihm riechen. Vorsichtig drückte er die Tür einen Spalt auf, schaute auf den Bordstein draußen und machte ihnen dann Zeichen, sofort hinterherzukommen. „Schnell“, sagte er.

Sie rannten hinaus, Madrones Herz pochte heftig. Der Bordstein schien elastisch unter ihren Füßen, und sie konnte kaum erkennen, wo oben und unten war. Big John nahm ihre Hand und zog sie mit sich, die sechs Meter zwischen der Tür und dem Tor schienen sich

meilenweit zu erstrecken. Sie hörten einen langen Pfeifton, wie von einem trauernden Vogel, als Begood sie durch das Tor hindurchwinkte, es hinter ihnen zuwarf und das Schloß verriegelte. „Runter“, flüsterte er, und sie warfen sich flach in die Schatten außerhalb des Zaunes, und lagen dort atemlos, als Schritte hinter ihnen zu hören waren, gleich drüben, auf der anderen Seite des Zaunes. Die Wache wird uns riechen, dachte Madrone. Ihre eigene Angst war so stark, daß sie sicher war, ihr Geruch sei über Meilen wahrnehmbar. Aber die Schritte verhallten. Sie erklimmen still die trockene Seite des Hügels bis zur schützenden Höhle, wo Littlejohn auf sie wartete. Madrones Beine fühlten sich schwach an; sie wunderte sich, daß sie ihr Gewicht immer noch trugen.

„Keine Schwierigkeiten?“ flüsterte Lately Littlejohn zu.

„Alles okay. Und ihr?“

„Knapp, aber nicht zu knapp“, flüsterte Lately. „Wenn unser Freund die Tür wieder abschließt und den Alarm wieder einstellt, werden sie bis zur Inventur nicht erfahren, daß sie beraubt wurden.“

Und jetzt freuten sie sich. Madrone dachte, wie Jungen, die ein aufregendes Spiel spielen. Würde ich, wenn ich dies regelmäßig machte, es auch gern tun? Der Adrenalinschub, die Angst und die Erleichterung, das waren schon faszinierende Erlebnisse.

„Wie fandest du deinen ersten Raubzug?“ fragte Lately sie grinsend.

„Jetzt mag ich ihn“, sagte sie. „Jetzt, wo er vorbei ist.“

„Er ist noch nicht ganz vorbei“, sagte Littlejohn. „Laßt uns hier abhauen.“

Den Freeway zu überqueren war ganz einfach gewesen. Viele Dinge im Leben sind beim zweiten Mal ganz einfach, dachte Madrone. Sie, Littlejohn und Begood waren noch zwei Tage im Camp geblieben. Während sie Joan Dark pflegte und deren Infektion bekämpfte, hatte sie Littlejohn und Begood auf Wassersuche geschickt. Nachdem die beiden aufgebrochen waren, besserte sich Joans Befinden. Ihr verletztes Bein roch nicht länger nach Tod. Die roten Streifen am Bein verschwanden allmählich, die Wunde begann, sich zu schließen.

Sie waren die ganze Nacht hindurch marschiert. Madrone war leicht und beschwingt zumute. Halb fühlte sie sich wie in der Bienenwelt, halb noch benommen von dem Drogentest der Nacht zuvor. Nahrungsmittel waren hier noch knapper als bisher. Doch war sie eigentlich nicht hungrig, nur angenehm beflügelt, ihr war, als könnte sie jederzeit allem davonfliegen. Vielleicht hatten sich die Grenzen zwischen ihrer Bienenseele und ihrer Menschenseele etwas verschoben, verwischt. Ihr Marsch war eine Folge von verschiedenen Gerüchen und Düften, die von den gut gepflegten Gärten über ihnen ausgingen. Sie fühlte sich berauscht vom Flieder- und Jasminduft und anderen Gerüchen, die sie nicht benennen konnte. Bunte Lichtflecken tanzten vor ihren Augen, setzten sich immer neu zusammen, wie in einem langsam gedrehten Kaleidoskop.

Ihre Bienenseele führte sie ohne Zwischenfall durch enge Baugerüste unter dem Freeway. Plötzliche Höhen oder Tiefen waren kein Problem. Sie schritt sicheren Fußes darüber hinweg, als seien es samtene Blütenblätter oder grazile Staubgefäße von Blumen.

Nachdem sie den Freeway hinter sich gebracht hatten, entschieden sie, auch bei Tag weiter zu marschieren. Gewiß, es war riskant, sie

waren in dieser baum- und strauchlosen Gegend schon von weitem zu sehen. „Aber der Gegner ebenfalls“, meinte Madrone. Die Canyons boten sich als sichere Schlupfwinkel für den Notfall an. Begood ging voraus und bestimmte das Tempo, und so kamen sie gut vorwärts. Madrone war anfangs geradezu glücklich über den langen Marsch. Eine wunderbare Chance, den Rhythmus ihrer Seele und ihres Körpers wiederzufinden, und ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Sie fühlte sich wie befreit. Solche Wanderungen, ja selbst ein solcher Gewaltmarsch, setzten bei ihr stets neue Energien frei.

Sie ließ ihre Augen umherschweifen und achtete auf alles. Das war ihr durch ihre Bienenseele zur zweiten Natur geworden. Wie fast immer war sie durstig. Doch sie hatte gelernt, den Gedanken daran einfach abzuschalten, und auch jeden Gedanken an Hunger oder Müdigkeit oder an ihre trocken gewordene, ledrige Haut. Stattdessen genoß sie ganz bewußt die geschmeidige Kraft ihrer Muskeln und die zähe Härte ihres Körpers im Ertragen aller Widrigkeiten. Unter ihnen lagen die Hügel, Morgendunst stieg auf. Hinter ihnen ging die Sonne auf und tauchte die Landschaft in rosig-goldenes Licht. Im Süden lag die City zu ihren Füßen. Im Norden, soweit sie schauen konnten, breiteten sich zwischen den geraden Linien der Straßen die dunklen Schatten von Baracken und Militär-Depots aus. Sie konnten Menschen geschäftig herumlaufen sehen, Lichter blitzten auf und glitten die Straßen entlang. Ein Konvoi schwerer Militärlastwagen kroch langsam auf dem Freeway nordwärts.

Sie marschierten weiter. Die Sonne begann zu brennen, und nirgends bot sich Schatten. Nach einer Stunde härtesten Marschierens fühlte Madrone, wie ihre Widerstandskraft unter der glühenden Sonne allmählich dahinschmolz. Es fiel ihr immer schwerer, Dinge genau ins Auge zu fassen, alles verschwamm und flimmerte im Sonnenglanz. Ihr Kopf war bleischwer, und ihr eigentlich leichter Rucksack drückte sie schier zu Boden. In einem lichten Moment erkannte sie, daß sie den kritischen Punkt erreicht hatte, an dem Durst zur Austrocknung des Körpers führte. Es war nur noch ein Schluck Wasser in ihrer Flasche. Sie trank ihn, langsam, bewußt, jeden Tropfen auskostend.

„Wie weit ist es noch“, wandte sie sich an Littlejohn.

„Etwa zehn Meilen. Wir dürften gegen Abend dort sein.“

„Gibt es unterwegs irgendwo Wasser?“

„Das müßten wir schon stehlen.“

Die Unerbittlichkeit dieser Worte berührte Madrone erstaunlicherweise wenig. Sie fühlte sich nicht einmal erschreckt. Dabei wußte

sie genau, was diese Kopfschmerzen und die schwarzen Punkt, die ihr vor den Augen tanzten, zu bedeuten hatten. Sie würde es nicht schaffen. Bei allen Hexen dieser Welt, sie konnte keine weiteren zehn Meilen durch die glühende Sonne marschieren ohne einen Tropfen Wasser.

„Ich schaffe es nicht“, hörte sie sich flüstern, „ich brauche Wasser.“

Littlejohn blickt sie scharf an. Ich habe noch nie zuvor so etwas zu ihm gesagt, dachte Madrone. Nie zuvor habe ich mich über irgend etwas beklagt. Er muß mir glauben.

„Ich hab noch einen Schluck in meiner Flasche“, sagte Begood, „nimm.“

Eine Welle von Zuneigung überschwemmte Madrone. Sie fühlte, wie ihre Knie nachgaben, sie sank zu Boden. Ihre Augen waren zu ausgetrocknet für Tränen, am liebsten hätte sie vor Verzweiflung geschrien.

„Gib ihr einen Schluck“, befahl Littlejohn, „aber wenn wir noch mehr Wasser brauchen, dann müssen wir einen Überfall wagen.“

„Tut mir leid“, sagte Madrone heiser.

„Es ist mein Fehler. Ich bin diese Strecke schon länger nicht mehr marschiert und habe vergessen, wie lang sie eigentlich ist, besonders an so heißen Tage wie heute. Wir hätten vielleicht mehr Wasser mitnehmen müssen. Aber ich wollte denen im Camp nicht zuviel wegnehmen.“

„Hier gibt es weder Weg noch Steg um uns herum“, warf Begood ein, „es ist eine Route, für die man mehr Wasser braucht als wir mitgenommen haben.“

„Es gibt Häuser, da unten im Canyon, nicht sehr weit von hier. Wir können eins davon heimsuchen. Kannst du noch laufen, Madrone?“

„Na, sicher“, sagte sie und versuchte aufzustehen. Littlejohn reichte ihr die Hand und zog sie hoch. Mühsam hielt sie das Gleichgewicht. Ihr Kopf fühlte sich bleischwer an, ihren Schläfen pochten. Sie mußte versuchen, nicht daran zu denken. Ganz einfach, nicht daran denken.

Sie marschierten weiter. Nach einer Viertelmeile machte der Pfad eine scharfe Biegung im Canyon. Und dort standen, entlang einer schmalen Straße, einige gepflegte, stattliche Häuser. Sattgrün leuchtete der Rasen hinter den weißen Staketenzäunen. Nein, hier wohnten keine armen Menschen. Eines der schönsten Häuser war weiß gestrichen, Stukkaturen verzierten Fenstersimse und Giebel. Ein glasblitzendes Gewächshaus zog den Blick auf sich. Es schien alles etwas unwirklich. Farne wuchsen üppig und Hibiskus mit orangefarbenen

Blüten, die Blütentrichter von Engelstropfen leuchteten sanft zwischen dem vielen Grün. Madrone wußte nicht, was sie mehr bewundern sollte.

„Was ist das?“ fragte sie plötzlich.

Es schimmerte dunkelblau, noch blauer als der Himmel über ihnen. Weiße Wolken schienen darauf heranzuschwimmen, die Oberfläche kräuselte sich unter einem Windhauch, und die Wolken schienen zu erzittern.

„Ein großer Swimmingpool voller Wasser“, sagte Begood. „Reiche Leute haben so etwas, sie tauchen ihren ganzen Körper hinein und finden das schön.“

„An einen Pool habe ich zwar auch gedacht“, gab Madrone zurück, „aber ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen kann.“

Sie konnten das Wasser geradezu riechen. Der Anblick allein ließ sie alle vor Sehnsucht erschauern.

„Bei den Göttern“, seufzte Begood, „es bringt mich geradezu um, wenn ich daran denke, da hinein zu springen.“

Madrone lächelte schwach. „Nein, es wird dich nicht töten. Höchstens wenn du unter Wasser versuchst zu atmen. Wo ich zu Hause bin, schwimmen die Menschen oft im Wasser.“

Er blickte sie verblüfft an, dann zuckte er mit den Achseln. Noch so etwas Unglaubliches, wie sie es dauernd erzählte.

Madrone erinnerte sich an ihre Badeausflüge. Sie hatte in Flüssen gebadet, in Teichen und Bergseen geschwommen, war am Meer und im Schwimmbad der City gewesen. Aber es waren ferne Erinnerungen, sehr fern, und mit einem Anklang an unglaublichen Luxus.

„Der Zaun ist nicht zu weit vom Pool entfernt“, wurde Littlejohn praktisch, „und der Weg zum Pool kommt mir auch sehr angenehm vor. Glaubst du, daß es da Elektrofallen gibt?“

„Nein“, sagte Madrone, „ich würde es riechen.“

Littlejohn blickte sie etwas irritiert an, aber er sprach weiter. „Dann machen wir es so: Begood, du bleibst hier, nimmst das Gewehr und gibst uns Deckung. Ich gehe mit Madrone.“

„Warum kann ich nicht gleich mitkommen?“ fragte Begood, „sie ist so schwach auf den Beinen.“

„Ich möchte, daß sie in Ruhe und langsam trinkt. Du bist gut mit dem Gewehr. Ich mache uns ein Loch in den Zaun. Dann füllen wir zuerst unsere Wasserflaschen. Erst danach darf jeder trinken. Wenn etwas passiert, flüchtet sofort jeder für sich.“ Er wandte sich an Madrone: „Kennst du den Weg zurück? Gut. Trink nicht zuviel, sonst wird dir schlecht.“

Hijohn hatte Madrone die geographische Lage genau erklärt, ihr alle möglichen Wege und Pfade genau beschrieben und sich vergewissert, daß sie die Informationen auch wirklich verstanden hatte. Sie dachte an alles, was er ihr erklärt hatte. „Ich muß nur dem Gebirgskamm folgen, richtig? Die Feuer-Schneise verläuft ebenfalls dort bis zum Eichenwäldchen. Und von dort aus finde ich dann auch allein zurück.“

„Richtig. Marschiere nur nachts!“ lobte Littlejohn.

Madrone nickte etwas bang. Oh Göttin, laß' es nicht so weit kommen! Sie folgte Littlejohn den Hang hinunter, tief geduckt im Gebüsch. Vorsichtig bewegten sie sich zu den Häusern. Immer wieder hielten sie inne, denn sie waren auf das Schrillen oder Heulen einer elektronischen Alarmanlage gefaßt. Aber nichts rührte sich. Etwa zwanzig Meter vom Pool entfernt stand ein Maschendrahtzaun, gekrönt von Stacheldraht. Littlejohn machte ihr wortlos ein Zeichen. Zwischen zwei Pfählen war der Maschendraht weggerostet und wohl von Kaninchen noch weiter aufgebogen worden. Sie konnten mit etwas Mühe hier durchrutschen. Es war nicht nötig, den Draht durchzuschneiden.

Madrone nickte zurück, zwängte ihren Körper unter dem Drahtgeflecht durch und holte ihren Rucksack nach. Unter Herzklopfen hielt sie inne. Kein Laut, keine Bewegung. Littlejohn folgte ihr.

Schon während sie sich dem Pool näherten, nahmen sie ihre Wasserflaschen herunter und öffneten sie. Vorsichtig blickten sie sich um. Alles schien ruhig zu sein. Hinter den Fenstern des Hauses waren die Vorhänge zugezogen. Alles war still.

„Los!“ befahl Littlejohn. Sie flitzten zu einer Ecke des Pools und hielten ihre Flaschen ins Wasser. Es fühlt sich erfrischend kühl an, dachte Madrone glücklich. Der Duft des Wassers hing hier überall in der Luft und spendete allem Erfrischung, so wie das Gefühl von Liebe Stärke verleiht. Sie füllte ihre zweite Flasche. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Littlejohn sich mit dem großen Kanister abmühte. Es war wunderbar, Wasser auf der Haut zu spüren. Ihre Haut lechzte nach Feuchtigkeit.

Nun waren die Flaschen voll. Gefahr hin oder her, sie mußte nun etwas trinken. Sie beugte sich vor und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser. Herrlich! Genußvoll schlürfte sie das köstliche Naß aus der Hand. Sie mußte sich geradezu zwingen, schnell ein paar Schlucke zu trinken, so sehr war sie schon daran gewöhnt, jeden Tropfen langsam zu genießen. Trink, befahl sie sich, trink, trink von diesem unglaublich glasklaren, köstlich-kühlen Naß. Es war doch so viel davon da.

Das Wasser hatte zwar einen leichten Geruch und Geschmack nach Chemie, Chlor vermutlich, aber er war nur schwach und störte sie in ihrem Entzücken nicht. Sie fühlte, wie jeder Schluck ihr neues Leben schenkte. Sie legte sich auf den Boden an der Ecke des Swimmingpools und tauchte ihren ganzen Kopf ins Wasser. Oh, Diosa, wie angenehm kühl, wie herrlich naß! Es linderte die pochenden Schmerzen in ihrer Schläfe, kühlte die heißen Augen und spülte den grauen Staub von ihrem Gesicht. Oh Göttin! Sie wünschte, mit dem ganzen Körper einzutauchen in dieses erfrischende Naß. Die Kühle überall zu spüren und sauber und erfrischt wieder auftauchen! Was für ein Gedanke! Viel zu gefährlich, einfach verrückt. Sie blickte zu Littlejohn hinüber. Er kniete immer noch neben ihr und beugte gerade sein Gesicht zum Wasser hinunter.

Da barst etwas in Madrones Innerem. Sie riß sich das T-shirt herunter, die Hosen und ließ sich blitzschnell ins Wasser gleiten.

„Hast du den Verstand verloren? Verdammst nochmal“, hörte sie Littlejohn entsetzt rufen. Aber sie hörte es schon gar nicht mehr. Sie fühlte sich so leicht, fast gewichtslos im Wasser schweben, fühlte ihren ausgedörrten Körper liebkost vom Wasser, fühlte mit unaussprechlichem Vergnügen, wie kleine Wellen an ihrem Körper entlanglitten. Sie tauchte unter und spürte, wie Wasser, Wasser, Wasser sie überall umgab, durch ihre Finger strömte, über ihr Gesicht und ihre Haare plätscherte. In ihren Ohren klangen gedämpft Geräusche.

Sie tauchte wieder auf und blickte sich um.

Littlejohn war verschwunden. Ihre Wasserflaschen ebenfalls. Der Schrei einer Eule drang an ihr Ohr, am hellen Tag, das Signal für Gefahr. Oben auf der Straße wurden Stimmen hörbar, halb übertönt vom Geräusch eines Motors.

Oh Scheiße! dachte sie. Scheiße, Scheiße! Ich bin selbst schuld.

Sie mußte fliehen. Aber wohin? Die unheilvollen Geräusche waren direkt hinter dem Loch unter dem Drahtzaun zu hören. Wenn sie dort jetzt zu fliehen versuchte, lief sie diesen Leuten geradewegs in die Arme. Aber es gab ja keinen anderen Weg hinaus. Sie stand im Pool und fühlte sich wie gelähmt, wie in der Falle.

Die Stimmen kamen näher. Sie konnte es im Gebüsch auf dem Hang gegenüber krachen hören. Immer noch war sie wie gelähmt und wußte nicht, was tun. In der Kälte des Wassers fühlte sie sich wie erstarrt. Sie konnte zwar untertauchen und sich auf diese Weise ein wenig verstecken, aber eben nicht lange. Sie stellte sich vor, wie sie von einer Kugel getroffen untergehen würde, wie ihr Blut das schöne klare Wasser rot färben würde.

„Mädchen!“ Der Klang einer Frauenstimme traf Madrone wie ein Peitschenhieb. Sie fuhr herum. Am Haus stand eine Frau. „Mädchen!“ schrie sie wieder. „los, schnell, hier rein!“

Für einen Moment glaubte Madrone, Johanna rief sie. Die Frau an der Tür sah ihr so verblüffend ähnlich. Sie sprang aus dem Pool, raffte ihre Kleidung zusammen und rannte über den Rasen. Soviel Geistesgegenwart hatte sie gerade noch: Nur keine Fußspuren auf den Kacheln am Poolrand zurücklassen! Die lauten Stimmen und das Motorengeräusch waren schon ganz nah. Sie verschwand im Haus, und die Tür schloß sich hinter ihr mit einem leisen Knall.

„Gib mir das!“ befahl die Frau und griff nach Madrones Sachen. Gleichzeitig dirigierte sie sie in ein winziges Hinterzimmer neben der Küche. Sie mochte etwa fünfzig Jahre alt sein. Während sie in Figur, Körperhaltung und mit ihrer dunklen Haut wirklich Johanna sehr ähnlich sah, waren doch ihre Gesichtszüge anders, die Nase dünner und die Lippen viel schmaler. Sie trug eine weiße Uniform.

„Zieh sofort diese Sachen an.“ Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf einige Uniformstücke an einem Haken. „Binde dir das Kopftuch so um, daß deine nassen Haare nicht zu sehen sind. Dann kommst du in die Küche und hilfst mir bei der Arbeit, aber halt's Maul!“

Madrone tat, wie ihr geheißen. Sie zog einen weißen, gestärkten Dress an, schlüpfte in schwarze Slipper. Das Kopftuch band sie sich so tief in die Stirn, daß niemand ihre kleine Blüthenarbe bemerken konnte. Dann ging sie hinüber. Die Küche war ein großer, heller Raum, blitzensauber in weißem Marmor mit weißen Möbeln. Es roch angenehm nach frischem Gemüse, und, weniger angenehm, nach ihrem Angstschweiß.

Neben der Spüle lag ein großes Tablett voller Gemüse. Die Frau schob sie dorthin, deutete auf ein Messer und sagte: „Los!“

Madrone begann, Karotten zu putzen und zu zerkleinern. Ihre Bewegungen waren automatisch, langsam, methodisch. Der frische Duft von Gemüse überwältigte sie immer mehr. Und jeder Schnitt mit dem Messer setzte noch mehr Duftwellen frei.

Ich muß aufpassen, daß ich nicht in die Bienenwelt abgleite, warnete sie sich. Verstohlen berührte sie ihre Narbe an der Stirn und murmelte ihren Namen, dabei atmete sie tief. Hinter sich hörte sie die Schritte der Frau, die hinausging. Sie hörte sie draußen sprechen. Weiter entfernt ertönten böse Rufe, ein lauter Knall und dann die tiefe Stimme eines Mannes.

„Aufmachen! Polizei!“

Noch mehr Lärm, ein Rennen vom Haus zum Hof, zum Pool und

zurück, noch mehr böse Rufe, Lärm. Madrone konzentrierte sich auf das Gemüse. Wenn sie diese Arbeit sorgfältig verrichtete, so redete sie sich ein, würde sie die ganze Sache heil überstehen. Sie würde das sein, was sie zu sein schien, eine Küchenhilfe. Los, Gemüse putzen!

Ohne jede Hast ging die fremde Frau zur Tür. Madrone bewegte sich langsam. Madrone befahl sich: Gemüse putzen! Jede Karotte kam ihr vor wie ein Mandala. Dunkelorange Haut über hellerem orangefarbenem Fleisch, eingebettet in ein Muster aus dunkelorange-farbener Mitte. Sie hätte gern davon gekostet. Wie gern würde sie diese saftigen Wurzeln auf ihrer Zunge spüren, spüren wie das Gemüse unter ihren Zähnen zermahlen würde, den köstlich-frischen Gemüsegeschmack auf dem Gaumen zergehen lassen. Die Nährstoffe ihrem ausgehungerten Körper zugute kommen lassen. Begierde packt sie, sie begehrte die rot glänzenden prallen Tomaten und die süße Feuchtigkeit der Melonen. Sie preßte die Kiefer zusammen und schluckte schmerzhaft. Nein, sie konnte all diese Köstlichkeiten nicht einfach aufessen, sie nicht stehlen. Sie konnte dieser Frau keinen Ärger machen, dieser Frau, die sie aus ihr völlig unbekanntem Gründen gerettet hatte.

Sie hörte, wie sich die Küchentür öffnete, Menschen hereindrängten. Vorsichtig warf sie einen Blick zur Seite. Es war die fremde Frau, umringt von fünf jungen, dunkelgelockten Männern in Khaki. Sie trugen dunkle Sonnenbrillen.

„Wir überprüfen die Häuser hier in der Gegend. Haben Sie irgendwelche verdächtigen Personen am Swimmingpool gesehen?“

„Ich bin den ganzen Vormittag dabei gewesen, Lunch für Miss Sara vorzubereiten. Ich habe niemanden bemerkt. Becky, schäle die Gurken, bevor du sie in Scheiben schneidest, hörst du?“

Madrone fand ein Schälmesser in der Schublade und ging wieder zum Ausguß.

„Mädchen, hast du irgend jemanden gesehen?“ fragte einer der Uniformierten sie. Sie blickte auf und schüttelte dann langsam den Kopf. Je langsamer sie sich bewegte und sprach, umso weniger würde ihr Nord-Akzent auffallen, dachte sie. Die Männer durchsuchten die Küche und die übrigen Räume des Hauses. Madrone hielt ihre Augen auf die Gurke gesenkt, die sie schälte. Das Fleisch glänzte sanft und hellgrün unter der dunklen, festen Schale. Wie lange war es eigentlich her, daß sie frisches Gemüse gegessen hatte? Diosa, zu Hause war sie einfach in den Garten gegangen und hatte etwas davon geholt. Sie erinnerte sich, wie Johanna in der Küche ihres ländlichen Hauses Gemüse für das Essen geputzt hatte, Berge von Gemüse. Sie erinnerte

te sich, wie Maya Gemüsesuppe gekocht hatte. Sie erinnerte sich an Massen von Tomaten, aus denen sie gemeinsam Salsa gemacht hatten. Und die vielen Zucchini erst! Oh Göttin, sie waren so reich gewesen.

Die Gurken waren nun geschält, sie begann, sie zu schneiden. Wurde sie beobachtet? Warum nur hatte sie der Versuchung nachgegeben und war ins Wasser gesprungen? Sie würde nicht mit heiler Haut hier herauskommen. Niemals würde sie wieder zurück nach Hause finden.

Eine Tür an der gegenüberliegenden Wand öffnete sich, und die Männer verstummten.

„Was soll das alles bedeuten?“ fragte eine Frauenstimme. Die Stimme war jung und voller Autorität und Selbstbewußtsein. Madrone blickte schnell hoch. Die junge Frau war groß und schlank. Ihr blondes Haar umschmeichelte das trotzige Gesicht in Wellen. Sie trug ein weißes Kleid aus erlesenem Stoff, der elegant ihren Körper umfloß und jeder ihrer Bewegung folgte. Ihr blasses Gesicht hatte einen leicht rosigen Anhauch, von dem sich meerblaue Augen scharf abhoben. Madrone zwang sich, wieder auf ihre Arbeit zu blicken. doch riskierte sie hin und wieder einen schnellen Seitenblick. Alles an dieser Frau, vom leisen Schwingen ihrer Stimme über die elegante Kurve ihrer Hüfte bis zum Rot ihrer Lippen sprach von Verführung. Madrone hatte noch niemals eine Frau wie diese gesehen. Einige von Holybears Freundinnen waren gewiss sehr hübsch. Aber sie verbrachten Stunden vor dem Spiegel, um sich die Haare zu richten und sich zu schminken. Diese Frau hier war etwas ganz anderes.

Vielleicht war es der Hauch des Todes, die Anwesenheit der bewaffneten Männer, ihre Nervosität. Plötzlich überkam Madrone wieder das heftige Verlangen, all dieses Gemüse, das vor ihr lag, aufzuessen, sich in den Pool zu stürzen. Und sie sehnte sich nach dieser schönen Frau. Sie wollte leben, sie wollte lieben. Aus den Augenwinkeln erkannte sie ein winziges Stutzen der Frau, als sie ihren Blick durch die Küche schweifen ließ und dabei für Sekundenbruchteile an ihr haften blieb. Madrone spürte es mehr, als daß sie es sah. Die Aura der Frau hatte sich verändert.

„Eine Sicherheitskontrolle, Ma'am“, meldete sich einer der Khakimänner zu Wort. „Der Kommandoposten oben auf dem Hügel hat Verdächtige am Swimmingpool gesehen. Vielleicht Wasserdiebe?“

„Unsinn!“

„Es hat verdächtige Geräusche gegeben, Ma'am. Und der Kommandoposten oben auf dem Hügel hat Leute im Pool gesehen.“

Ein Kommandoposten auf dem Hügel, das war eine nützliche Information, dachte Madrone.

„Im Pool? Eine Person im Pool?“

„Jawohl, Ma'am.“

„Mary Ellen, sag dem Gärtner, daß er das Wasser aus dem Pool ablassen und ihn desinfizieren soll.“

„Jawohl, Ma'am.“

„Pardon, Ma'am. Aber was ich eigentlich sagen wollte: Es sieht weniger nach Wasserdieben aus als nach Hexerei.“

„Unsinn, hier gibt es keine Hexen.“

„Aber was soll sonst gewesen sein, Ma'am? Diese Leute von hier, die können gar nicht schwimmen. Sie haben Angst vorm Wasser.“

„Wozu sollte eine Hexe in unserem Pool herumschwimmen?“

Madrone hörte mit pochendem Herzen diesem Wortwechsel zu, während sie mechanisch Tomaten in dünne Scheiben schnitt. Sollte sie sich das Messer ins Herz stoßen, wenn sie erkannt würde? Welche Chance hatte sie, hier mit heiler Haut wieder herauszukommen? Wieviel Folter würde sie ertragen können? Sie war nicht Hijohn, sie hatte nicht dessen stoische Widerstandsfähigkeit. Oder Bird. Und sie wußte so viel, was diese Männer aus ihr herauspressen konnten, Pläne, Routen, Namen.

„Es wäre doch möglich, Ma'am. Die lassen ihre teuflischen Hexengeister ins Wasser. Und wenn Sie dann ins Wasser gehen, fallen diese Geister über Sie her. Deshalb müssen wir auf jeden Fall das Haus durchsuchen.“

Überall würde rotes Blut an diesen schönen weißen Wänden kleben, ihr Blut, dachte Madrone. Keine gute Art, dieser Frau zu danken, die sie vom Pool weggeholt und im Haus versteckt hatte. Nein, sich das Messer ins Herz zu stoßen, wäre Betrug an dieser hilfreichen Person. Außerdem wollte sie gar nicht sterben. Sie wollte viel lieber den herrlichen Geschmack von frischem Fruchtsaft auf ihrer Zunge spüren, der gerade ihre Finger entlang tropfte. Und sie wollte so gern ihre Hände über den königlichen Körper dieser Frau gleiten lassen, ihre Lippen unter den ihren zittern fühlen.

„Ich kann einfach nicht glauben, daß irgend jemand im Haus ist.“

„Das weiß man nie, Ma'am. Wohin soll diese Hexe denn sonst verschwunden sein. Wir haben das ganze Haus abgeriegelt.“

Konnte Littlejohn noch entkommen? Und was war mit Begood? War sie schuld an seinem Tod, sie mit ihrer Schwäche? Sie mußte verrückt gewesen sein, ins Wasser zu springen, wirklich.

„Okay, durchsucht das Haus, meinestwegen. Aber macht schnell, wenn ich bitten darf. Es kommen ein halbes Dutzend Frauen zum Lunch, in einer knappen Stunde.“

Madrone hörte die Tür gehen, und die Männer verschwanden.

„Wenn du mit diesem Gemüse fertig bist, kannst du mit den Kartoffeln dort weitermachen“, sagte Mary Ellen und zeigte auf einen Korb zu Füßen der Spüle. „Kein Wort, solange sie noch im Hause sind.“ Madrone gehorchte und machte sich über die Kartoffeln her. Von oben hörte man die Geräusche von herumrückenden Möbeln und Stimmen.

Nach einer endlos langen Zeit schlug die Tür hinter den Soldaten zu. Madrone spürte, wie der ganze Raum sich entspannte, nicht nur sie selbst. Mary Ellen atmete leise auf. Das Geräusch erinnerte Madrone an ihre Großmutter.

„Danke“, sagte Madrone nur, „du hast mir das Leben gerettet.“

Mary Ellen holte tief Luft. Doch bevor sie antworten konnte, kam die blonde Frau wieder herein. Sie bewegte sich mit größter Anmut und Selbstverständlichkeit, nahm einen Küchenstuhl und setzte sich.

„Gieß mir einen Drink ein“, sagte sie zu Mary Ellen, die mit einem schnellen Seitenblick zu einem Schränkchen ging und einen dunklen Likör in ein kleines schmales Glas goß. „Nimm dir doch auch etwas.“

„Danke, nein, Miss Sara.“

„Und du?“

„Nur Wasser, bitte“, gab Madrone zurück.

Mary Ellen warf wieder einen schnellen Blick zur Seite und rückte einen zweiten Küchenstuhl heran. Dann brachte sie Madrone ein Glas und eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank.

„Okay“, sagte Sara, „und wer, zum Teufel, bist du?“

Madrone genoß das kühle Wasser auf ihrer Zunge, sie ließ es langsam im Mund zergehen, bevor sie schluckte. Was immer noch kommen mochte, im Moment fühlte sie sich unglaublich wohl und zufrieden mit dem kalten Wasser im Mund und dem beglückenden Gefühl, endlich nicht mehr durstig zu sein.

„Nun?“

Madrone blickte auf und blickte in ihre Augen, blau und schimmernd wie der Swimmingpool, mit dem alles angefangen hatte. „Ich schätze, ich bin hier die Hexe im Haus.“

„Und was macht eine Hexe in meinem Pool?“

Madrone blickte unverwandt in das Gesicht dieser schönen blonden Frau. Die gab den Blick gelassen zurück. Natürlich, dachte Madrone, diese Frau ist es gewohnt, daß man sie bewundert, anbetet. Dieses ruhige Gesicht, die Ruhe einer verwöhnten Katze.

„Die Versuchung, mich zu waschen und dabei zu erfrischen, war zu groß für mich. Sorry. Es war ein Fehler.“

„Das war es“, stimmte Mary Ellen zu.
Sara warf ihr einen mißbilligenden Blick zu und beendete die Fragerei: „Du gehörst zu den Hill-Boys, richtig?“
„Richtig.“
„Na ja, du bist nicht so, wie ich mir diese Leute vorgestellt habe. Ich hätte nicht gedacht, daß du dich um deine Sauberkeit sorgst.“
„Wenn es kein Wasser gibt, hört man auf damit“, gab Madrone zurück.
„Aber du hast es versucht.“
„Ja.“
„Woher kannst du schwimmen?“
„Wo ich zu Hause bin, ist schwimmen normal.“
„Und wo ist das?“
„Im Norden“, gab Madrone zurück. Dann schwieg sie abwartend. Mary Ellen warf ihr wieder einen schnellen Blick zu und seufzte. Sie würden ihre Geschichte hören wollen, und vielleicht würde sie ihnen diese Geschichte erzählen, sozusagen als Dank.
„Ich bin hier heruntergekommen, um den Web-Leuten zu helfen. Sie haben uns um Hilfe gebeten. Ich bin nämlich eine Heilerin.“
Die beiden anderen Frauen zuckten zusammen.
„Was für eine Heilerin?“ fragte Sara nach einer Pause.
Madrone fühlte, wie sich etwas in ihr versteifte bei diesem Ton. Wenn ich eine Katze wäre, dachte sie bei sich, würden sich mir jetzt die Haare auf dem Rücken sträuben. Sie war nicht gewohnt, wie ein Diensthote angesprochen zu werden.
„Zu Hause bin ich für Geburtshilfe und Gynäkologie zuständig. Hier habe ich den Umständen entsprechend mehr durch Hand-auflegen geheilt. Im Norden haben wir mit den alten Hierarchien aufgeräumt. Aber auf der Universität habe ich jenen Grad erreicht, der M. D. genannt wird. Außerdem habe ich Biologie, Spezialfach Heilkräuterkunde, und Chinesische Medizin studiert. Gibt es ein Problem, bei dem ich Ihnen helfen kann?“
Sara blickte sie ziemlich verblüfft an. „Ich wußte nicht, daß im Norden auch Frauen Ärzte werden dürfen. Und ich wußte nicht, daß bei euch auch solche Leute zur Universität gehen.“
„Was für Leute?“ fragte Madrone verwundert.
„Du weißt schon“, gab Sara zurück, „Farbige.“ Ihre Stimme klang zum ersten Mal irritiert. „Du bist doch eine Schwarze, oder nicht?“
„Einige meiner Vorfahren stammen aus Afrika, wenn es das ist, was Sie meinen?“ antwortete Madrone kühl, „andere meiner Vorfahren stammen aus Irland, Spanien, Frankreich. Und wieder andere waren

Ureinwohner aus den Regenwäldern Zentralamerikas. Das ist völlig in Ordnung.“

„Von der Teerbürste voll erwischt“, sagte Mary Ellen, aber es klang eher bewundernd.

„Wenn man alle Leute mit afrikanischen Vorfahren von den Universitäten weisen wollte, dann wären sie verdammt leer. So leer, daß man sie schließen müßte. Die menschliche Rasse ist seit jeher nicht artrein.“

„Ja, viele vergessen das“, stimmte Mary Ellen zu.

„Meine Mutter war Ärztin. Meine Großmutter war Psychologin, und ihre Mutter wiederum war Krankenschwester. Ich denke, man könnte sagen, daß das Heilen in der Familie liegt.“

Sara hatte aufmerksam zugehört und sie dabei nicht aus den Augen gelassen. Es schien, daß sie etwas sagen wollte, aber nicht die richtigen Worte finden konnte. Doch dann lächelte sie plötzlich. Nicht auf die leicht arrogante, verführerische Art wie vorher. Sie lächelte ein bezauberndes, herzliches Lächeln.

„Ja, das ist alles richtig. Wir sind alle Kinder des Lebens. Meine Mutter zum Beispiel war ein Call-Girl.“

Madrone blickte sie erschrocken an.

„Ein First-Class-Call-Girl natürlich“, fuhr Sara fort. „Zum Schluß heiratete sie ihren besten Kunden. Und daher, schätze ich, folge auch ich der Familientradition.“

„Gib dir nicht selbst solche häßliche Namen“, bat Mary Ellen. Sie wandte sich an Madrone: „Und du, hör auf, die Gurke so verzweifelt anzustarren. Wenn du sie möchtest, dann iß sie doch auf.“

Sie füllte einen Teller mit Gemüse und stellte ihn vor Madrone. Zögernd griff diese zu und steckte sich ein Stück Gurke in den Mund. Fast hätte sie gewünscht, die beiden Frauen ließen sie nun allein, damit sie die köstliche, saftige Kühle der Gurke auch voll auskosten könnte. Wie sollte sie sich nun auf das konzentrieren, was noch zu sagen war?

Mary Ellen füllte weiteres Gemüse in eine große Schüssel und richtete einen Salat an. Madrone aß. Unter den Augen von Sara fühlte sie sich zunehmend unwohl.

„Vielleicht kann sie dem Kind helfen“, sagte Sara nachdenklich.

„Der Besuch kommt in einer halben Stunde.“

„Ja, ich weiß.“

„Und Mr. Hall, was ist mit ihm, wenn er heimkommt?“

„Er ist für eine Woche fort, Jesus sei Dank“, sagte Sara, dann wandte sie sich wieder Madrone zu. „Wie heißt du?“

Madrone widerstand der Versuchung, sich das ganze noch vor ihr liegende Gemüse auf einmal in den Mund zu stopfen. Sie überlegte blitzschnell, ob sie einen falschen Namen angeben sollte. Doch es erschien ihr unnötig, ihr Name war niemandem ein Begriff, außer ihren Freunden. „Ich heiße Madrone. Wenn ich Ihnen helfen kann, will ich das gern tun.“

„Ich mache den Lunch fertig“, sagte Mary Ellen, „sprich du mit ihr.“

Im Keller des Hauses, schon halb in den Hügel hineingebaut, lagen zwei düstere Zimmerchen, die Dienerquartiere. Doch im Vergleich mit den Zuständen oben in den Bergen wirkten sie geradezu luxuriös. Richtige Betten gab es da, mit richtigen Matratzen und Decken darauf, und sogar Kleiderschränke. Auf dem einen Bett lag ein schwächliches Kind, ein Mädchen, gerade mal fünf Jahre alt, wie Madrone schätzte. Selbst bei dem Dämmerlicht, das hier herrschte, konnte sie sehen, daß das Mädchen schwer krank war. Über ihrer nußbraunen Haut lag ein grauer Schimmer, und die Lippen wirkten bläulich.

„Sie heißt Angela“, sagte Sara, „sie ist meine Nichte. Kannst du ihr helfen?“

„Ich weiß nicht.“ Madrone kniete neben dem Bett nieder und legte dem Mädchen sacht ihre Hand auf die Brust. Sie verlangsamte ihren Atem und konzentrierte sich darauf, die Energieströme des Kindes zu erfühlen. Ja, was sie nach dem ersten Blick auf das Mädchen schon vermutet hatte, verdichtete sich zur Gewißheit.

„Blutkrebs“, flüsterte Madrone, „Leukämie.“

„Ja, das ist es, was wir alle befürchtet haben“, seufzte Sara.

„Aber es gibt Heilmittel“, fuhr Madrone fort, „jeder gute Arzt kann sie behandeln.“

„Aber kein einziger Arzt wird sie behandeln! Offiziell ist es Mary Ellens Kind.“

„Ich verstehe nicht.“

„Meine Schwester, die nie besonders klug war, hatte eine Liebelei mit Mary Ellens Sohn. Sie waren diskret, aber nicht vorsichtig, und so wurde sie schwanger. Wir drängten sie zu einer Abtreibung. Aber es war damals zu gefährlich. Die Millennialisten starteten damals gerade eine Kampagne gegen Abtreibung, kein Arzt hätte sich darauf eingelassen. So schickten wir meine Schwester aufs Land, und als das

Kind kam, gab Mary Ellen es als ihres aus. Meine Schwester hätte genügend Verstand haben müssen, um mit dem Kind fortzugehen und die Affäre zu beenden, aber nein. Vermutlich hat einer unserer Diener sie dann denunziert. Charles verschwand in den Bergen, und Lisa, na ja, wir brauchen nicht länger von ihr zu sprechen.“

Ein häßlicher Satz, dachte Madrone, doch sie sagte schlicht: „Tut mir leid für Sie.“

„Ich habe meine Schwester sehr geliebt, so dumm sie auch war. Und nun möchte ich ihr Kind schützen.“

„Ich kann Ihnen sagen, welche Medikamente und Drogen wir brauchen und wie sie einzusetzen sind.“

„Viel zu gefährlich. Wir dürfen keinerlei Aufmerksamkeit erregen. Die Existenz des Mädchens darf gar nicht bekannt werden. Was, wenn mein Ehemann das Kind entdeckt? Wenn wir uns hier ruhig verhalten, haben wir auch Ruhe. Aber wenn ich einen Arzt rufe, ist es aus.“

„Ihr Mann weiß nichts von dem Kind?“

„Mein Mann ist ein ekelhafter Kerl. Ich erzähle ihm nie etwas.“ Die Worte kamen ohne besondere Betonung. Doch Madrone hörte Entsetzen und Schmerz aus der gleichmütigen Stimme heraus. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Auf dich muß das alles wunderbar wirken, glaube ich“, fuhr Sara fort, „dieses Haus, der große Pool, das schöne Essen, ich...“

„Nein“, wehrte Madrone ab, „ich sehe schon, es ist gar nichts wundervoll hier. Es kommt mir vor wie eine besondere Form der Hölle.“ Sie blickte Sara an. Deren blaue Augen schimmerten eiskalt vor Wut und Haß, doch in ihrer Tiefe glomm ein Flehen, nach Rettung.

Sara verzog ihr Gesicht zu einem schiefen Lächeln. „Welche Alternative gibt es?“

„Ja“, sagte Madrone bestimmt, „ich kenne eine. Das Kind stöhnte und öffnete die Augen. Madrone las Schmerzen aus diesem Blick. Sara verstummte und legte der Kleinen ihre Hand auf die Stirn.

„Angela, diese nette Frau ist hier, um dir zu helfen. Sie kennt geheime, magische Behandlungsmethoden. Aber sie kann dir nur helfen, wenn du niemandem von diesen Dingen erzählst. Niemandem, wirklich niemandem darfst du von ihr erzählen. Versprichst du das?“

Die Kleine wälzte sich im Bett hin und her, aber dann nickte sie. Die Augen standen groß und dunkel in ihrem abgemagerten Gesicht. Madrone konnte es nicht mit ansehen. Das Kind war für eine wirklich erfolversprechende Behandlung viel zu schwach. Sie brauchte zunächst einmal viel Ruhe und kräftige Nahrung. Und ich, dachte Madrone, wie lange ist es her, daß ich genügend gegessen und ausrei-

chend ausgeruht habe?

Aber sie konnte unmöglich die Pein des Kindes ignorieren. Sie schloß die Augen, sammelte ihre Energien und schickte sie durch die Blutbahn des Mädchens. Damit hoffte sie die Hitze im Körper des Kindes und den Druck in den geschwollenen Drüsen zu dämpfen. Gleichzeitig konzentrierte sie sich auf eine Regeneration des Ch'i-Musters. Sie fühlte, daß ihre eigene Energien nicht stark genug waren, noch hatte sie die tiefere Ursache der Krankheit nicht getroffen, und sie erkannte plötzlich hellsichtig, daß sie nicht die Kraft hatte, tiefer einzudringen. Widerstrebend zog sie ihre Hände zurück. Sie hatte getan, was sie im Moment tun konnte, sie hatte dem Kind gewiß Erleichterung verschafft. Vielleicht konnte sie später mehr tun. Später, wenn sie selbst sich etwas erholt hatte. Sie war schon viel zu lange hier geblieben, obwohl sie nicht wußte, wie sie unbemerkt von hier fortkommen sollte. Jedenfalls nicht, bevor es dunkel geworden war. Plötzlich überfiel sie so große Müdigkeit, daß sie sich vorsichtig gegen die Wand lehnte, um etwas auszuruhen. Sie schloß die Augen, ausruhen, Ruhe finden, nur für einen kleinen Moment, sagte sie sich.

Als sie erwachte, sah sie Sara über sich gebeugt, einen unerklärlichen Ausdruck in den Augen.

„Dem Kind geht es viel besser“, sagte Sara übergangslos.

„Ja, aber es ist nicht geheilt“, gab Madrone zurück, „ich weiß nicht, ob ich das kann. Heute gewiß nicht mehr. Ich habe einfach nicht genug Kraft.“

„Das sehe ich“, lächelte Sara, es war das gleiche spitzbübische Grinsen, das Madrone schon einmal beobachtet hatte, ein Grinsen, das die polierte Fassade von Saras Gesicht durchbrach und einen Blick in ihr Inneres preisgab. „Du brauchst mehr als nur zehn Minuten Halbschlaf.“

„Sicher, viel mehr!“

„Und wir erwarten keine Wunderheilung von dir.“

Wieso nicht? dachte Madrone. Alle anderen erwarteten es. Und ich habe oft genug Ähnliches zustande gebracht, nun erwarten es doch alle von mir.

„Wer spricht denn von Wunderheilungen?“ schüttelte Madrone den Kopf, „ich spreche nur von etwas mehr Orangensaft, wie ich ihn heute schon einmal bekam. „Oder ähnlich tolle Sachen.“ Plötzlich war sie wieder da, ihr Zorn auf alles, Zorn, der ihre Müdigkeit weschwemmte, Zorn, der ihr neue Kraft verlieh. Vielleicht sollte sie das Kind jetzt noch einmal ansehen?

Aber dann ließ sie sich zurücksinken. Nein. Sie hatte gelernt, die-

sem plötzlichen Aufflammen ihrer Kräfte mit Mißtrauen zu begegnen. Es dauerte meistens nicht lang genug. Außerdem mußte sie heute nacht noch viele Meilen marschieren, die Stewards im Genick. Und sie brauchte nun wirklich etwas Vernünftiges zu essen.

„Ich weiß nicht“, sagte sie zögernd, „vielleicht kann ich bald wieder zurückkommen? Vielleicht überfallen wir bald wieder eine Apotheke, und ich kann die nötigen Medikamente mitbringen.“

„Es ist reine Ironie“, sagte Sara, „mein Mann ist Manager einer pharmazeutischen Fabrik. Täglich gehen ganze Wagenladungen in die Camps. Vielleicht könnte ich mir eine plausible Story ausdenken. Aber lieber nicht, es ist zu unsicher und zu gefährlich. Übrigens, wie kann ich mich bedanken?“

„Sie haben mir heute das Leben gerettet. Wenn ich nun noch etwas zu essen und zu trinken bekommen könnte, retten Sie mich ein zweites Mal.“

„Würdest du mir den Gefallen tun und Lunch mit den anderen Damen einnehmen? Du kannst uns erzählen, woher du kommst.“

„Sind Sie völlig übergeschnappt?“

„Nein, nein, du kannst uns allen vertrauen. Diese Frauen sind meine Freundinnen, sie sind sogar mehr als nur Freundinnen. Wir sind eine ganze Gruppe, aber du wirst selbst sehen. Die Hill-Boys sind nicht die einzigen, die einen Wandel herbeiführen wollen.“

„Ich muß hier irgendwie wieder wegkommen“, sagte Madrone.

„Warte, bis es dunkel ist. Dann fahre ich dich, wohin du willst.“

Dunkel überlegte Madrone, ob sie Sara nur deshalb Glauben schenkte, weil sie einfach zu müde war, um noch mehr nachzudenken. Ich bin wirklich furchtbar müde, gestand sie sich selbst ein. Ich werde einfach mit Sara fahren, es wird schon irgendwie weiter gehen.

„Okay“, sagte sie, und mit unglaublicher Mühe stand sie auf, beugte sich über das schlafende Mädchen und streichelte ihm die Stirn. „Angela geht es erst einmal besser. Lassen wir sie schlafen.“

Sechs Frauen saßen um einen langen Tisch im Atrium. Eigentlich war es mehr ein gläsernes Refugium in der Mitte des Hauses, in dem üppige tropische Pflanzen wuchsen. Die Luft war sanft und mild. Ein kleiner Bach plätscherte über Steine und Felsbrocken und sammelte sich in einem gekachelten Wasserbecken. Wasserlilien entfalteten ihre rosigen Blüten. Philodendron und Farne schimmerten grün vom Gebälk. Orchideen nickten ihnen geheimnisvoll zu. Palmen in

großen Kübeln spreizten stolz ihre Wedel. Madrone blieb stehen und sog den Geruch von Erde und Pflanzen ein. Wunderbar, dem Plätschern des Wassers zu lauschen. Eine Sekunde lang dachte sie, sie würde alles geben, jeden betrügen, nur um hier in diesem herrlichen Raum bleiben zu können und nie wieder hungrig und durstig zu sein.

Mary Ellen hatte ihr andere Kleidung gegeben, die sie „tragbarer“ fand.

Madrone fand, daß sie der Phantasie eines Revolutionärs entsprungen sein mußten, vielleicht eines Kolonialherren oder eines Dschungel-Designers. Die Frauen am Tisch sahen allesamt schmal und elegant aus. Sie trugen helle Kleider und Kostüme in rosa und lila Tönen, die ihre helle Haut noch mehr hervorhoben. Es war seltsam, so viele hellhäutige Frauen versammelt zu sehen. Madrone kam es wie ein Beet seltener Blumen vor, sie fühlte sich etwas verloren.

Kostbares Porzellan mit Goldrand und geschliffene Kristallgläser schmückten den Tisch, Blumensträuße in großen Vasen verliehen dem Raum noch mehr bunte Üppigkeit. Und dann das Essen! Keine Rede von Eichelmehl mit Sirup. Stattdessen große Schüsseln mit frischem, köstlichem Salat, Hühnchenbrust in delikater Sauce, frischgebackene Brötchen, ein Stück Braten. Und zum Dessert kleine süße Kuchen, Sorbet, Eis, Kaffee, Likör. Allein die Gerüche des Essens ließen Madrone fast ohnmächtig werden.

Während des gesamten Essens wurde locker geplaudert, und niemand sprach Madrone an. Nur ab und zu streifte sie ein merkwürdig interessierter Blick. Zum Glück, dachte Madrone. Es kostete sie schon genügend Mühe, langsam zu essen und auf ihre Tischmanieren zu achten.

Nachdem sie ihre Kuchen gegessen hatten und die Frauen aus rosa-farbenen Täßchen ihren Kaffee nippten, bat Sara plötzlich um Ruhe.

„Wir haben heute eine ganz besondere Besucherin unter uns, meine Damen“, fing sie an, „wie ihr alle wißt, haben vor zwanzig Jahren die Stewards die Macht an sich gerissen und kontrollieren seitdem weitgehend das Land. Weitgehend, aber nicht das ganze. Es gibt isolierte Gebiete, die sich behaupten konnten. Unser Gast kommt aus einem solchen Gebiet, aus dem Norden. Sie ist unter großen Gefahren und Anstrengungen hierher gekommen. Ich habe sie gebeten, uns etwas über das Leben und die Zustände in ihrer Gegend zu erzählen.“

Alle blickten Madrone an. Ihr Herz klopfte nervös. Vorsichtig setzte sie die hauchdünne Tasse ab und blickte sich um. Sie erkannte die einzelnen Gesichter um sich herum, bemerkte die unterschiedliche Kleidung, sah erst jetzt, daß es Frauen unterschiedlichen Alters

waren, die sie da gespannt ansahen.

„Ich heiße Madrone“, begann sie und merkte, daß sie in dem gleichen nachdrücklichen Tonfall zu sprechen begonnen hatte, wie sie es bei einem Council Meeting zu Hause immer tat. Aber das leichte Unbehagen auf den Gesichtern der Frauen erinnerte sie daran, daß sie nicht bei einem Meeting war. Sie senkte ihre Stimme und legte die Hände fest in den Schoß. Diese Frauen sind auch nervös, erkannte sie plötzlich, und unter dem angenehmen Geruch von Kaffee und Kuchen erahnte sie sogar einen Hauch von Angst. „Ich komme aus San Francisco, oder wie wir es auch nennen, Hierba Buena oder Gum Sahn. Aber meist sprechen wir ganz einfach nur von der City. Ich bin eine Heilerin, Ärztin würden Sie dazu sagen. Ich bin hier herunter gekommen, um den Menschen, die hier gegen die Stewards kämpfen, ärztliche Hilfe zu bringen.“

„Es gibt weibliche Ärzte im Norden?“ rief eine Frau erstaunt.

„Die Frauen im Norden können jeden Beruf erlernen.“

Ein Raunen ging durch den Raum. Dann blieben die Blicke auf einer älteren Frau haften. Ihr graues Haar war streng nach hinten zusammengebunden.

„Ich war Ärztin“, sagte sie, und hielt dann inne, „nein, ich bin Ärztin. Die Stewards können mir zwar die Lizenz entziehen, aber sie können mir nicht mein Wissen und Können nehmen. Also, staunt nicht über einen weiblichen Arzt wie über ein rosa Zebra. Ein weiblicher Arzt ist nichts Ungewöhnliches.“

„Danke, Beth“, schaltete sich Sara ein, „Madrone erzähle weiter.“

„Wir City-Bewohner glauben an die Vier Heiligen Elemente“, begann Madrone wieder.

„Wie die Vier Reinheiten der Millennialisten?“ fragte eine schlanke Frau etwas zögernd.

„Was soll das sein?“ fragte Madrone zurück.

„Moralische Reinheit, Reinheit in der Familie, Reinheit der Rasse, Reinheit des Geistes und der Seele.“

„Nicht genauso“, antwortete Madrone nachdenklich, „die Vier Heiligen Elemente sind Erde, Luft, Feuer und Wasser. Niemand kann diese Dinge wirklich besitzen, niemand soll aus ihnen Profit ziehen. Wir alle sind für diese heiligen Dinge verantwortlich, niemand darf ihnen schaden. Das ist die Grundlage unserer Politik und unserer Wirtschaft.“

Eine Flut neuer Fragen prasselte auf sie nieder, und plötzlich war Madrone mitten im Erklären, warum sie von diesen Dingen überzeugt war, weshalb sie daran glaubte.

„Bei uns hat jeder genug zu essen und zu trinken. Jeder hat einen Platz zum Leben, jeder Kranke wird gepflegt. Es ist nicht immer einfach, weil Epidemien uns viele Menschenleben gekostet haben. Es gibt viel zu heilen, nicht nur Menschen, auch unsere Umwelt, auch unsere Gewässer brauchen uns. Aber wir haben trotzdem genügend, und wir teilen es miteinander. Jeder bei uns macht sich nützlich, jeder bei uns arbeitet hart. Keiner von uns wird bevorzugt oder benachteiligt...“ Sie zögerte, weil ihr bewußt wurde, daß das, was sie sagen wollte, diese Frauen vielleicht befremden würde, und nicht nur das. „...weil er einem anderen Volk oder einer anderen Rasse angehört“, beendete Madrone ihren Satz.

„Aber wie bringst du die Leute zum arbeiten, wenn sie es vielleicht nicht wollen?“

„Jeder Mensch will arbeiten. Genauso wie ein kleines Kind herumlaufen und sprechen will, es ist ein Urbedürfnis. Und jeder bei uns möchte seinen Beitrag zum gemeinsamen Leben leisten.“

„Und wenn nun doch jemand nicht will?“

Madrone zuckte mit den Achseln. „Wenn jemand tatsächlich nicht arbeiten will, erhält er einen Mindestlohn. Davon kann er leben, aber mehr auch nicht. Für Luxus ist da kein Platz. Manchmal werden Leute krank und können nicht mehr arbeiten, oder sie haben ein Ch'i-Defizit und deshalb nicht mehr genügend Lebenskraft. Dann versuchen wir, sie zu heilen. Manchmal mögen die Leute bestimmte Arbeiten nicht, doch es gibt immer eine andere Arbeit für sie. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein gesunder Mensch keine Lust hat, irgend etwas zu tun. Sie finden es schnell langweilig, fühlen sich isoliert und schämen sich schließlich. Dann schicken wir sie zu einem Psychologen.“

„Da gibt es verschiedene Probleme“, sagte die Frau neben Madrone, „hier werden diese Menschen in Lagern zusammengefaßt und durch Wasserentzug gezwungen, in Fabriken zu arbeiten. Kaum einer von denen arbeitet freiwillig.“

„Keine vorschnellen Verurteilungen, Judith“, rief Beth. „Du weißt doch, daß es für jeden freien Job fünfzig Bewerber gibt, und nur einer kann ihn bekommen.“

„Ja, das ist deine Meinung. Aber ich suche schon seit einem Monat einen neuen Gehilfen für den Gärtner. Nur ein Junge hat sich gemeldet. Er konnte nicht einmal lesen und schreiben, geschweige denn Scheiße von einer Schaufel unterscheiden. Entschuldige bitte meine drastischen Worte.“

„Das werde ich nicht“, gab Beth zurück, „obwohl es nicht deine

Ausdrucksweise ist, die mich stört, sondern die Ignoranz, die dahinter steckt. Wie können wir erwarten, daß die Jugendlichen lesen und schreiben lernen, wenn unsere Schulen nichts anderes sind als Training-Camps der Millennialisten. Und was würdest du dem Gärtnerjungen bezahlen? Einen Hungerlohn und dazu einige Schluck Wasser. Hast du einmal versucht, so viel anzubieten, daß man davon leben kann?“

„Bitte, meine Damen!“ rief Sara, „unser Gast ist nur für kurze Zeit bei uns. Wir selbst haben noch genügend Zeit, um miteinander zu streiten.“

„Und das ist auch schon alles, wozu wir imstande sind“, grollte Beth halblaut. Doch sie schwieg, als eine Frau vom anderen Ende des Tisches Madrone ansprach.

„Was ist mit den schmutzigen Jobs bei euch?“ fragte sie, „wer beseitigt den Müll?“

„Bei uns hat jeder Haushalt seinen eigenen Komposthaufen. Die Singles in den kleineren Wohnungen haben einen gemeinsam. Papier und Flaschen einzusammeln und zu recyceln, nun ja, eine ganze Menge Leute scheinen zu finden, daß das ein interessanter Job ist. Man kommt in der Gegend herum, kann mit vielen ein bißchen plaudern. Das ist nicht so langweilig, wie Arbeit in einer Fabrik. Wirklich unbeliebt und auch gefährlich sind andere Arbeiten, etwa die Entsorgung von Giftmüll. Dafür suchen wir erst einmal über unserem Computernetz Freiwillige. Wenn sich keiner meldet, bestimmen wir jemanden dafür, und zwar unter denen, die mit der Produktion von Giftstoffen Geld verdienen. Außerdem ist jeder bei uns verpflichtet, eine bestimmte Zeit im Jahr bei der Beseitigung von Giftstoffen mitzuarbeiten. Aber ansonsten kannst du dir aussuchen, was du gern arbeiten möchtest. Besonders dann, wenn gerade mal keine Epidemie herrscht. Ich mache dann sehr gern mal etwas ganz anderes. Bäume pflanzen etwa oder Äpfel pflücken, denn am liebsten arbeite ich im Freien.“

„Das klingt alles nach perfektem Kommunismus“, konstatierte Beth, „ich dachte, damit wäre es seit den neunziger Jahren vorbei.“

„Kein Kommunismus“, wandte Madrone ein. „Erstens könnte man darüber debattieren, ob es mit den marxistischen Theorien seit den Neunzigern wirklich vorbei ist. Ob der Kommunismus im zwanzigsten Jahrhundert nur eine zeitweise Erscheinung war. Eine Diskussion, die manche Leute bis ins Uferlose führen. Weiß hier jemand etwas von der Moraga-Theorie über die Grenzen der Komplexität?“

„Nein“, antwortete Beth.

„Das ist eine Wirtschafts-Wissenschaftlerin, die sich auch in der Chaos-Theorie gut auskennt. Sie meint, die großen kommunistischen Staaten, wie etwa die Sowjet Union, sind deshalb zusammengebrochen, weil sie versucht haben, über zu vieles die Kontrolle zu behalten. Das war zu komplex. Genauso sei es, sagt Moraga, mit vielen Technologien des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Ursachen sucht sie in der mechanistischen Philosophie der Aufklärung, die die Natur als große Maschine ansah. Etwas, was wir bis ins Letzte erforschen und kontrollieren können.“

Madrone, du machst dich nur wichtig, sagte sie sich, innehaltend. Doch es begann, ihr Spaß zu machen, zuzusehen, wie die anfängliche Herablassung in den Gesichtern einem fassungslosen Staunen wich. Das brauche ich noch dringender, dachte sie, als sie einen bewundernden Blick von Beth auffing und von ein, zwei anderen Frauen ebenfalls, das habe ich noch bitterer gebraucht als endlich einmal satt zu essen: Gespräche, Diskussionen, etwas, um den Geist zu wetzen, und nicht immer nur die Frage, welcher Gebirgskamm als nächstes zu überqueren ist.

„Darüber würde ich mich gern mal mit Ihnen unterhalten“, warf Beth ein, „aber ich glaube, diese Damen hier interessiert mehr, wie das System bei Ihnen funktioniert.“

„Wir haben keine zentralen Kontrollen über die Wirtschaft. Wir bemühen uns aber um weitgehende Koordination. Wir haben keine Produktions-Quoten. Jede Arbeitsgruppe setzt sich ihre Ziele selbst und versucht, sie auf dem Markt so gut wie möglich umzusetzen. Wir betrachten Rohstoffe und Produktionsmittel mit anderen Augen. Marx hat gesagt, Reichtum stammt aus der Arbeit. Wir meinen, daß es drei verschiedene Wege gibt, Arbeit ist nur die geläufigste Methode. Reichtum verkörpert sich ja auch noch in anderen Dingen. Etwa in Fabriken, die von einer anderen Generation gebaut wurden oder im kostbaren chinesischen Porzellan meiner Großmutter. Mancher Reichtum muß fair verteilt werden, darf nicht nur einigen wenigen zugute kommen. Und schließlich gibt es Reichtümer, die auf den Schätzen unserer Erde beruhen, also auf den Vier Heiligen Elementen, und dieser Reichtum gehört allen.“

„Verwendet ihr auch Geld?“ fragte die Frau ihr gegenüber.

„Unser Kreditsystem funktioniert ähnlich wie Geld, es ist aber nicht durch Gold oder Silber abgedeckt. Seine Grundlage heißt Energie, menschliche oder auch andere Energie, der Wertmaßstab heißt Kalorie. Der Wert eines Produkts bemißt sich danach, wieviel

Energie für seine Herstellung gebraucht wird und in der Zeit und dem Material, die dafür nötig sind. Und wieviel Energie es kostet, die aufgewendete Energie wieder zu ersetzen. Etwas, was mit Sonnen- oder Wind-Energie hergestellt werden kann, ist darum recht billig. Andererseits, was aus unersetzlichen fossilen Rohstoffen hergestellt werden müßte, würde so teuer, daß daran gar nicht zu denken ist.“

„Aber ihr habt doch auch Reiche und Arme unter euch?“

„Wir garantieren jedem von uns seinen Anteil an den Reichtümern der Vergangenheit und an den gegenwärtigen Ressourcen. Das genügt für einen entsprechenden Basis-Kredit. Wie ich schon sagte, man kann davon leben, ganz einfach und ohne viel Aufwand, und man muß dann nicht arbeiten. Aber durch Arbeit kann jeder sein Kreditkonto auffüllen. Je mehr jemand arbeitet, umso mehr Kredit hat er. Das ist eine Herausforderung für alle, die vorwärts kommen wollen. Und wenn jemand etwas ganz Besonderes leistet, dann bringen die Leute dieser Person sogar Geschenke.“

„Gibt es denn keine Schwindler unter euch? Leute, die betrügen?“

„Alle Kredit-Berechnungen sind bei uns öffentlich. Die ganze Arbeitsgruppe weiß, was du gutgeschrieben bekommst. Jeder weiß, ob es berechtigt ist. Wenn nicht, wird sofort darüber gesprochen. Und wenn nötig, tritt das Council zusammen. Und manche Jobs, etwa Musiker oder Ärzte, lassen sich gar nicht mit Stundenzahlen verrechnen. Sie bekommen ein festes Stipendium.“

„Aber wie werden diese Kredite verrechnet? Habt ihr ein Computersystem?“

„Ja, ein ganz besonderes sogar“, sagte Madrone, „es basiert auf Silizium-Kristallen, die wir aus Seewasser entwickeln. Unsere Techniker steuern ihr Wachstum durch Visualisierung. Das ist eine ganz besondere Kunst. Nicht jedem, der es lernen möchte, gelingt das auch.“

„Ihr habt also eine hochentwickelte Technik. Kein primitives Utopia“, konstatierte Sara.

„Was haben Sie denn gedacht? Natürlich sind wir nicht Utopia. Unsere Technologien sind so hoch entwickelt, wie es nur sein kann, wenn man die Einschränkungen durch unsere begrenzten Ressourcen berücksichtigt. Wir hatten einschneidende Entscheidungen zu treffen. Nach der Restauration haben wir jedes Werkzeug, jede Maschine und jeden Produktionsvorgang überprüft, ob sie den Ansprüchen der Kriterien für wahren Reichtum genügen, die Latasha Burton aufgestellt hat.“

„Und die wären?“ fragte Beth.

„Nützlichkeit. Dauerhaftigkeit. Was heißen soll, das Gerät muß etwas herstellen können, was mehr wert ist als die Energie, die dafür aufgewendet wird. Und es darf keine nicht mehr zu ersetzende Energie verbrauchen. Schönheit: Es soll nicht destruktiv auf unsere Umwelt wirken. Nahrung für Geist und Phantasie. Privatautos etwa, fallen dann schon weg. Sie sind sicherlich nützlich, und viele Leute sagen auch, daß sie schön sind. Aber sie sind nicht effektiv genug, im Vergleich zu dem, was sie verbrauchen. Computer, die mit unseren neuen Kristallen arbeiten, sind sehr effektiv, und unsere Vernetzung macht neue Formen der Kommunikation möglich: Nachrichtenübermittlung, Berechnungen, vieles andere. Wir haben auch andere Fortschritte gemacht, etwa bei der Solar- und Wind-Energie und bei der Landwirtschaft. Manche Industriezweige mußten verschwinden, und anderes mußte geändert werden. Papier etwa machen wir jetzt aus Hanf und nicht mehr aus Holz.“

„Was ist mit Frauenarbeit? Gibt es bei euch Hausangestellte, die diese Arbeit erledigen und Leute, die sich um die Kinder kümmern?“ fragte Judith.

„Jeder bei uns macht jede Arbeit, nicht nur Männer oder nur Frauen. Und alles wird bezahlt. Jeder Haushalt bekommt Kredit für eine bestimmte Anzahl von Arbeitsstunden pro Person. Für Hausarbeiten, für Babysitter oder für andere Arbeit, die gemacht werden muß. Du kannst diesen Kredit auch weiterverkaufen und die Arbeit selbst machen oder von anderen Kredit hinzukaufen, so daß du in deinem Haushalt alles von anderen erledigen lassen kannst, wenn du willst. Und es gibt immer ein paar Leute, zum Beispiel Studenten, die gern mal kurz für dich arbeiten, um Kredit zu bekommen, ohne daß sie deshalb gleich fest in eine Arbeitsgruppe eintreten müssen.“

„Und die Ehe?“ fragte Sara.

„Das ist ein privates Arrangement zwischen den beiden betreffenden Personen. Manchmal basiert eine Heirat auf den Grundlagen der Religion, sofern beide einer Glaubensgemeinschaft angehören, die entsprechende Regeln aufgestellt hat. Aber es ist kein wirtschaftliches Arrangement mehr. Wenn ein Mann und eine Frau zusammen leben wollen, gemeinsam für das Haus und die Kinder aufkommen wollen, bekommen sie für diese Arbeit denselben Kredit, den sie für irgendeine Tätigkeit außerhalb des Hauses bekommen hätten. Weil nämlich alle Arbeit gleich viel wert ist.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Das soll heißen, die Arbeit eines Heilers ist pro Stunde nicht mehr wert als die eines Farmers oder Lehrers. Oh, über dieses Thema wird

im Council immer wieder debattiert, endlos, aber wir kommen immer wieder zu demselben Schluß. Nämlich, daß unser System nur funktioniert, wenn alle Arbeit gleich viel wert ist. Ein Wirtschaftssystem ist wie ein lebendiger Organismus, zu seinem Funktionieren sind alle Teile gleich notwendig.“

„Also ist Scheidung auch legal?“ fragte Sara.

„Ist sie denn hier nicht legal?“

„Es ist eine Sünde“, sagte Sara, und Madrone empfand, daß ihre Stimme sehnsüchtig klang. „Du verlierst dann deine unsterbliche Seele. Außer, du hast genug Geld, um dir einen Dispens zu erkaufen.“

„Was Frauen in der Regel nicht können“, mischte sich Beth ein, „nur die Männer können das.“

„Einige Männer“, das war Judith, „keineswegs alle. Nicht einmal die wohlhabenden, sondern nur die reichen Männer.“

„Bei uns ist es weder legal noch illegal“, erklärte Madrone, „wir haben nicht einmal so viele Gesetze darüber. Es berührt ja eigentlich nur das Paar selbst. Anders freilich, wenn es Probleme gibt, die sie nicht einvernehmlich lösen können. Etwa, wer von ihnen die Kinder bekommen soll. Dann müssen sie zu einem Vermittler gehen oder zum Nachbarschafts-Council.“

„Also, kann ein Mann seine Frau einfach verlassen, weil er eine jüngere oder hübschere gefunden hat?“

„Wenn es deswegen ist, ja. Oder sie kann ihn wegen eines jüngeren und hübscheren Mannes verlassen. Oder wegen einer Frau. Aber sie ist nicht für den Rest ihres Lebens von ihm abhängig. Sie bekommt immer den ihr zustehenden Kredit.“

„Bei uns wird gesagt“, ergriff nun eine andere Frau das Wort, die bisher geschwiegen hatte, „daß die Gesetze der moralischen Reinheit die Frauen schützen. Ohne diese Gesetze würden die Männer nach Lust und Laune Frauen auf der Straße vergewaltigen.“

„Aber im Schutz des Gesetzes“, rief Beth dazwischen, „können hier bei uns die Männer sich an Frauen ganz nach Lust und Laune vergnügen. Die eine heiraten sie, die andere nehmen sie als Geliebte, die dritte für dies oder das.“

„Gibt es bei euch viele Vergewaltigungen und Perversionen?“ fragte eine andere.

„Bei uns gibt es keine Perversionen.“

„Oh, komm schon“, sagte Beth, „jede menschliche Gesellschaft überall auf dieser Welt kennt Homosexualität.“

Madrone lachte. „Oh, davon haben wir eine ganze Menge. Ist das eine Perversion?“

„Unter anderem. Was ist mit Inzest und Kinderschändung?“

„Bei uns gibt es keine soziale Isolierungen, wodurch so etwas hervorgerufen würde. Bei uns gibt es verschiedene Formen von familiärem Zusammenleben. Einige von uns wachsen in größeren Kollektiven auf, so wie ich. Andere gehören zu ausgedehnten Familien. Da gibt es Onkel, Tanten, Nichten, Cousinsen, Großväter, Großmütter. Andere wieder wachsen in Kernfamilien auf, also nur mit Vater und Mutter. Aber wir stellen sicher, daß keine Familie, groß oder klein, isoliert ist. Das Nachbarschafts-Council stellt Versorgungsgruppen zusammen. Darin finden sich Leute aus den verschiedensten Familienformen wieder, verschiedener Herkunft – und so lernt jeder, daß es unterschiedliche menschliche Perspektiven gibt. Jedes Kind hat sozusagen ein Dutzend verschiedene Tanten und Onkel, und das von Geburt an. Die Kinder werden ermutigt, über alles zu sprechen, und sich nicht zu scheuen, um Hilfe zu bitten. Und wir bringen allen Kindern, Mädchen ebenso wie Jungen, Selbstverteidigung bei. Oh ja, ich habe eine ganze Menge über Inzest und Kinderschändung gelesen. Aber bei uns gibt es einfach diese Geheimnistuerei rund um den Sex nicht, und auch nicht das schamhafte Verbergen des nackten Körpers. Ich will nicht sagen, daß bei uns so etwas nie passiert. Aber nichts bei uns unterstützt eine solche Entwicklung. Ähnlich ist es mit Vergewaltigungen. Unsere Männer glauben keineswegs, daß sie das Recht haben, eine Frau zu vergewaltigen. Im Gegenteil, Vergewaltigung gilt bei uns als das Schändlichste, was ein Mann tun könnte.“

„Und wenn es doch passiert?“ fragte die kleine Frau.

„Wenn doch? Nun, als erstes würde ihm jeder in seiner Familie sagen, wie entsetzt sie über ihn sind und wie sehr sie sich schämen. Und genauso seine Freunde, seine Gruppe, seine compas, seine Gilde, seine Nachbarn, vermutlich das gesamte City Council. Er würde nirgends mehr willkommen sein, nirgends mehr zum Essen eingeladen werden. Unsere Psychologen würden ihm zwar zuhören, wenn er zu ihnen geht. Aber es würde ihn viele Jahre kosten, das zerstörte Vertrauen seiner Mitmenschen wieder aufzubauen. Vermutlich müßte er in die Berge gehen und bei den Wild Boar-Leuten leben. Das sind die einzigen, die wir noch nicht in unsere Gesellschaft eingliedern konnten.“

„Und wenn er das nicht will? Was tut ihr dann mit ihm? Gibt es bei euch eine Polizei?“

„Wir finden es besser, niemandem eine solche Rolle zuzumuten. Einmal ist die Polizei sowieso nie dort, wo sie gerade wirklich gebraucht wird, zum anderen neigt sie dazu, ihre Befugnisse zu

mißbrauchen. Statt dessen, wie ich schon sagte, lernen wir alle von Kindesbeinen an Selbstverteidigung, und die Älteren werden außerdem noch eigens geschult. Sie lernen, wie ein Streit friedlich beigelegt werden kann, wie ein Er Zürn ter beruhigt und von T ä t l i c h k e i t e n zurückgehalten wird. Wenn Leute sich einmal in die Haare geraten, was schon mal vorkommt, obwohl selten genug, immer ist jemand da, der die Streithähne auseinander bringt. Ich habe einmal erlebt, wie ein Mann zu den Wild Boars in die Verbannung geschickt wurde. Er wollte nicht, weinte und schrie und griff andere an. Aber umsonst, zu viele hielten ihn so lange fest, bis er sich ergab. Das Besondere war, daß alle sich bemühten, ihn nicht zu verletzen. Sie packten ihn auf einen Lastwagen und irgend jemand fuhr ihn in die Berge hoch, in die Sonoma Hills, wo die Wild Boar People leben. Und wenn du einmal verbannt wurdest, geht dein Name durchs Computernetz. Jeder weiß, wer du bist, jeder kennt deinen Namen, du kannst nur zurückkommen, wenn das City Council zustimmt. Seit zehn Jahren lassen wir einige der Wild Boar People im Mittwinter in die City kommen, damit sie ihre Schweine verkaufen können. Aber das ist auch schon alles.“

„Aber wenn alle unbewaffnet sind, könnte dann nicht irgend ein Verrückter, mit einem Lasergewehr bewaffnet, die ganze City unter seine Kontrolle bringen?“ fragte Judith.

„Oh nein“, sagte Madrone, „irgend jemand würde ihn stoppen. Die Leute würden ihn alle zusammen stoppen, selbst auf die Gefahr hin, daß jemand getötet würde.“

„Oder eine kleine Gruppe von Männern“, sagte wieder Judith, „eine gut organisierte Gruppe mit modernen Waffen?“

„Na“, meldete sich Beth, „wir werden es vielleicht bald herausfinden. Wenn die Gerüchte über die Armee stimmen.“

„Was für Gerüchte?“ fragte Madrone, „haben sie uns attackiert?“

„Bisher nicht“, sagte Beth, „aber es scheint sich etwas zusammenzubrauen.“

Göttin, nein! dachte Madrone. Ich möchte heim. Ich will nicht hier bei diesen fremden Frauen sein, die mir endlose Fragen stellen. Vielleicht sollte ich ihnen nichts von alledem erzählen. Woher weiß ich, daß es keine Spione sind? Mußte nicht Bird Unsägliches erleiden, beinahe wäre er gestorben, um nichts von dem zu verraten, was ich hier einfach so nach dem Lunch erzählt habe? Daß wir im Grunde keine richtige Vereidigungsmöglichkeiten haben.

„Und was ist mit moralischer Reinheit und Reinheit der Familie“, meldete sich wieder die kleine Frau, „habt ihr Gesetze zur

Reinhaltung der Rassen?“

Vielleicht sollte ich jetzt einfach den Mund halten, dachte Madrone. Aber Hijohn hat ebenfalls gesagt, ich solle mit den Leuten sprechen. Natürlich, er hat nicht an einen Lunchtisch voller Frauen gedacht. Aber wie kann es hier eine Hoffnung auf Änderungen geben, wenn die Leute nicht einmal wissen, was alles möglich ist?

„Möchtest du uns darauf nicht antworten?“ fragte die Frau.

„Sie ist müde“, warf Sara ein.

„Oh nein“, sagte Madrone, „ich bin okay.“ Ich habe ihnen nun schon so viel erzählt, dachte sie, kein guter Moment, nun plötzlich aufzuhören. Sie lächelte: „Rassenreinheit wäre bei uns wohl etwas schwierig durchzusetzen, wir sind ein buntes Volk von Mischlingen.“

„Das hält hier niemanden davon ab“, sagte Beth, „hier werden die Leute einfach in die eine oder andere Rasse eingestuft, mitunter ziemlich willkürlich. Ich habe Schwarze gesehen, die so hellhäutig waren wie ich, und andere, die dunkler waren als du, aber die Offiziellen während der Einstufung bestochen haben.“

„Also, wir ehren unsere Vorfahren zwar, aber wir denken dabei nicht über die Rassenzugehörigkeit nach“, sagte Madrone. „Das ganze Gerede von Rassen ist nur dazu angelegt, die Menschen zu spalten. Wir ehren unsere Vorfahren, gleich welcher Rasse und Geschichte sie angehörten. Vielfalt ist ein Teil unserer Stärke, sie bereichert unser Leben.“

„Aber es ist etwas Besonderes für Leute von deiner, hm, Rasse, Arzt zu sein, oder?“ fragte eine Frau. Sie trug ihr schwarzes Haar aufgetürmt auf dem Kopf, „hast du die Universität besucht?“

„Jeder kann bei uns zur Universität gehen, wenn er will. Das hat nichts mit der Hautfarbe oder dem Geschlecht zu tun“, gab Madrone etwas gelangweilt zurück.

„So ist das hier auch, aber nur in der Theorie“, meldete sich Beth wieder. Alle Frauen blickten sie amüsiert an. Beth fuhr ungerührt fort: „Ich bin sicher, daß es kein entsprechendes Gesetz gibt, das Frauen davon abhalten soll, Medizin zu studieren oder Ingenieur zu werden oder sonst etwas. Auch Schwarze oder Latinos dürfen das. Sie haben aber Prüfungskommissionen, die die falschen Leute nicht durchlassen.“

„Bei uns gibt es keine Zulassungs-Tests für die Universität“, sagte Madrone. „Wenn du dich nicht gut vorbereitet hast, fällst du eben durch die Prüfung, ansonsten wirst du zugelassen. Wer durchfällt, kann es nochmal versuchen oder etwas anderes beginnen.“

„Aber nicht jeder ist intelligent genug für die Akademie“, warf

Beth ein, „das hast du vergessen, uns zu sagen.“

„Stimmt, manche haben auch kein Interesse daran“, antwortete Madrone. „Und wenn du in geistiger Arbeit nicht gut bist, wozu willst du dich frustrieren, wozu dich auf diese Weise verausgaben, wenn du doch auch anders glücklich werden könntest?“

Das Gespräch ging weiter. Sie fragten Madrone über die Restauration aus, über die Councils, über die Arbeitsgruppen und die Geschichte der City in den vergangenen zwanzig Jahren. Madrone bekam langsam Kopfschmerzen.

„Erzählt mir einmal etwas über eure Gruppe“, sagte sie schließlich, „was hat euch zusammengebracht, was wollt ihr erreichen?“

Die Frauen schwiegen plötzlich, blickten sich verlegen an. Schließlich antwortete Sara.

„Wir möchten das Leben der Frauen verbessern. Aber wir wissen nicht wie. Die Millennialisten sind mächtig. So bleibt uns vorerst nichts anderes übrig als uns zu treffen, miteinander zu diskutieren und voneinander etwas zu lernen.“

„Auch das ist schon eine Verbesserung“, warf Beth ein, „trotz aller unserer Probleme, bevor sich unsere Gruppe zusammenfand, war ich oft sehr verzweifelt, weil ich niemanden hatte, mit dem ich mich unterhalten konnte.“

„Habt ihr irgend einen Kontakt zu den Web-Leuten?“

Schockiertes Schweigen senkte sich über den Raum. Beths Gesicht verschloß sich, ganz als wollte sie ein Geheimnis bewahren.

„Sie sind nicht ganz von der Sorte, die wir kennen lernen wollen“, erklärte Judith schließlich. Sie kicherte etwas nervös. „Kannst du dir vorstellen, daß wir mit Gewehren herumlaufen, über und über verdreckt?“

Madrone fing einen Blick von Beth auf. Die Lippen der alten Frau kräuselten sich in sarkastischer Verachtung.

„Ihr könnt immerhin etwas von ihnen lernen“, meinte Madrone freundlich, „und sie können von euch etwas lernen. Vielleicht könnte ich euch miteinander bekannt machen?“

Sara blickte auf ihre Uhr und stand auf. „Entschuldigt, meine Damen, aber wir müssen aufhören. Es ist schon nach drei, und ich weiß, daß viele von euch gehen müssen.“

Die Frauen verabschiedeten sich wortreich, manche hatten sogar Tränen in den Augen. Die Frau mit den aufgetürmten Haaren küßte Madrone auf beide Wangen. Aber Madrone fühlte genau, daß sie sich dazu überwinden mußte.

Das ist Rassismus, wurde es Madrone fast mit einem kleinen

Triumphgefühl klar. Sie fühlt sich wohl wie jemand, der eine seltene Pflanze endlich mal zu Gesicht bekommen hat. Sie hat wirklich Angst, mich zu berühren. Die anderen offenbar auch. Nur Beth, das merkte sie genau, drückte ihr wirklich herzlich und voll Wärme die Hand.

„Ich würde so gern noch lange mit dir sprechen, tagelang“, sagte Beth, „du Erinnerst mich an bessere Zeiten. Ich wohne ganz in der Nähe der Universität, wo ich ein Studentenwohnheim leite. Es liegt an der Gaveley Avenue, in der Nähe des alten Haupttors. Ein rosa-farbenes Gebäude, du kannst es gar nicht verfehlen. Besuch' mich mal, wenn du kannst. Oder wenn du einen Unterschlupf brauchst oder ein paar Tage Ruhe...“

„Danke“, sagte Madrone und umarmte die alte Frau. Ganz plötzlich wünschte sie sich, sie könnte jetzt gleich mit ihr gehen, ihr gegenüber sitzen, essen, trinken und schwatzen.

Die Frauen waren gegangen. Madrone hatte ein Stündchen geschlafen und fühlte sich nun etwas erfrischt. Sie saß auf Saras bequemem Sofa und blickte durch die großen Fenster auf die Stadt unter ihnen. Der Himmel verlor an Helligkeit, wechselte von hellem Grau zu einem dunklen Indigo. Die Lichter der Stadt begannen aufzuflammen. Sara zog die Vorhänge noch etwas mehr auf, dann kuschelte sie sich auf das Sofa Madrone gegenüber. Das Zimmer war trotz hereinbrechender Dunkelheit immer noch sehr hell und weiß. Die Wände waren in einem sanften Weiß gestrichen. Das große alte Bett im Hintergrund leuchtete mit weißen Laken und Decken wie eine Aufforderung.

Madrone hätte gern über ihre Idee gesprochen, ein Treffen zwischen den Web-Leuten und den Frauen herbeizuführen. Doch immer, wenn sie davon anfangen wollte, wechselte Sara das Thema. Jetzt war sie bei der Geschichte ihrer eigensinnigen Schwester. Dazu tranken sie Wein, er war leicht und fruchtig, und erfreute Madrones Bienenseele, und sie spürte eine angenehme Müdigkeit in allen Gliedern.

„Manchmal beneide ich Lisa“, erzählte Sara mit einem Seufzer. „Immerhin hat sie Liebe erlebt, oder zumindest, was sie dafür hält.“

Soll das ein Stichwort sein? fragte sich Madrone. Was soll ich darauf antworten? „Hast du denn nie Liebe kennengelernt?“ fragte sie schließlich.

„Eher Begierde als Liebe. Und du? Wen liebst du?“

Sandy mit seinen Möwenaugen und dem Wasserfall schwarzer Haare, und die süße Nita, die mich so gut versteht, Sage, Holybear und Bird, den armen gebrochenen Bird mit seinen heldenhaften Liedern. Sie schwieg. „Viele“, sagte sie schließlich, „Liebe ist etwas Einfaches für mich.“

„Dann liebe mich“, flüsterte Sara. Sie setzte ihr Weinglas ab, griff sanft nach Madrones Hand und legte sie sich an die Wange. Dann, nach einem Moment, preßte sie Madrones Hand gegen ihre leicht bebenden Brüste und führte sie schließlich sacht über ihren festen Bauch tiefer hinunter. „Ich habe niemals jemanden wie dich kennengelernt“, flüsterte sie, „lehre mich, was Liebe ist.“

Madrone schwankte, wurde sie verführt, betört oder kommandiert? Bevor sie noch etwas tun konnte, schlüpfte Sara neben sie und drückte ihren Körper an sich. Sie spürte, wie die festen Brüste sich an den ihren rieben. Madrone verschüttete den Rest Wein aus ihrem Glas. Sie spürte ein aufsteigendes Begehren im Unterleib, pochend, drängend. Saras schmale Finger zeichneten die Linien ihrer Lippen nach, bohrten sich leicht dazwischen. Dann küßte Sara sie. Madrones lang zurückgedrängter Hunger erwachten mit einem Schlag. Sie spielt mit mir, dachte sie. Ich bin ihr dunkles, gefährliches Spielzeug. Aber der Gedanke konnte die Reaktionen ihres Körpers nicht mehr bremsen.

Als sie sich Sara öffnete, spürt sie das ganze heiße Bemühen Saras, ihr und sich, sich und ihr ein Höchstmaß an Lust zu verschaffen. Jede noch so feine Bewegung wurde subtil beantwortet, sensible Hände streichelten Madrone zu ungeahnten Höhen der Ekstase. Berauschte Küsse vom Mund abwärts, überall, Madrone fühlte, wie sie zusehends die Kontrolle über sich verlor, verlieren wollte. Stumm flehte ihr Körper nach mehr, mehr, mehr, nach der Berührung durch glatte Haut, seidige Haare, weiche Lippen. Diosa, es war einfach zu lange her, seit ihr Hunger auf diese Weise gestillt wurde.

„Habe ich dich glücklich gemacht?“ flüsterte Sara.

„Ja, und du?“

„Es macht mich glücklich, dich glücklich zu machen. Darin bin ich gut.“

Madrone fühlte, daß sie protestieren sollte. Aber sie vermochte ihre Augenlider nicht zu öffnen, vermochte nur noch auf den Wellen der Leidenschaft zu treiben. Vergiß Hijohn, sagte sie sich schläfrig. Diese Frauen sind nicht willens, echter Gefahr ins Auge zu sehen, dachte sie. Nein, es ist Isis, mit der Sara sich treffen sollte. Sie beide sind einander ähnlich. Dann schiefen sie ein, ein heller und ein dunk-

ler Schatten in dem großen, weißen Bett.

Sara hatte Madrone zu einem Canyon weiter im Westen gefahren. Von dort konnte sie über die Feuerschneise zurückmarschieren zu dem Gebirgskamm, von wo aus sie den Weg zurückfinden würde. Es war ungefähr Mitternacht. Der abnehmende Mond leuchtete matt. Sie schulterte ihren Rucksack, vollgestopft mit Lebensmitteln und Wasser.

„Kommst du zurück?“ flüsterte Sara.

„Ich werde es versuchen“, sagte Madrone, „wenn nicht, ist es nicht, weil ich es nicht will.“

„Ich werde Sehnsucht nach dir haben.“

„Que te vaya bien“, flüsterte Madrone.

„Was heißt das?“

„Vielleicht wird alles gut mit dir.“

Als sie ins Camp schwankte, brach gerade die Morgendämmerung an. Baptist rief sie an, und sie antwortete mit müder Stimme. Baptist ließ das Gewehr fallen und umarmte sie heftig.

„Madrone! Wir dachten schon, sie haben dich erwischt.“

„Nein, ich konnte entkommen. Was ist mit Begood und Littlejohn?“

„Begood kam als erster zurück und erzählte, was passiert ist. Littlejohn kam gerade erst vor einer guten Stunde.“

„Dankt der Göttin!“

„Hijohn möchte sicher hören, was du zu erzählen hast. Aber er schläft gerade.“

„Laß ihn schlafen. Ich erzähle ihm morgen alles. Ich habe ein bißchen gedöst, aber ich könnte jetzt tagelang schlafen.“

Sie fand einen guten Platz unter einem Gebüsch, wickelte sich in ihre Decke und schloß die Augen. Alles ist okay, sagte sie sich. Niemand ist getötet worden, niemand in Gefangenschaft geraten, und ich bin wieder hier, zwar müde, aber sauberer als vorher, gut gefüttert und auch sonst zufriedener als vorher.

Aber im Traum sah sie schwere Soldatenstiefel über Blumenbeete trampeln.

Maya fütterte Bird ständig mit Leckerbissen. Sie brachte ihm Schalen voll frisch gewaschener Früchte als Mitternachts-Snack, servierte ihm nach dem Aufwachen Omeletts und selbstgebackenes Brot. Sie opferte rücksichtslos Eier und schlachtete die älteren Kücken für eine kräftige Suppe. Ihre Honig-Vorräte gingen für Kekse und kleine Kuchen drauf.

„Danke, Maya, ich bin satt“, stöhnte Bird. Aber Maya schüttelte nachdrücklich den Kopf. „Iß! Du mußt wieder zu Kräften kommen.“

„Maya, selbst um die lange Reihe jüdischer Mütter, von denen du und ich abstammen, zu besänftigen, ich kann einfach nichts mehr essen.“

Maya sah, unter welcher Anspannung er stand. Aber sie vermochte nicht, mit ihm darüber zu sprechen. Sie wußte, sie würde dann zusammenbrechen, würde weinen, jammern und klagen. Das wäre nicht fair ihm gegenüber, sie würde ihm ihren Kummer aufbürden, während sie ihm doch eigentlich nur ihre Liebe zeigen wollte.

Immer öfter verbrachte er etwas Zeit außer Haus. Es wurden Meetings abgehalten, Trainingstunden organisiert und Strategien entschieden.

„Ihr links, ihr seid Steward-Soldaten“, rief Schwester Marie zwei Gruppen zu, die sich zum Training versammelt hatten. „Ihr seid bewaffnet, ihr habt Befehl, zu den Leuten in die Häuser zu gehen und ihnen das Wasser abzusperren. Ihr rechts seid City-Leute, und es sind eure Häuser, die von den Steward-Soldaten geentert werden. Was tut ihr? Los jetzt!“

Chaos folgte, als fünfzig Leute nun quasi aufeinanderprallten, bald waren alle in erregte Diskussionen miteinander verwickelt. Bird und Marie beobachteten das alles gespannt, ebenso einige Zuschauer, die

nebenbei die Sonnenwärme genossen. Der Rasen schimmerte in sanftem Grün, und die alten Zedern breiteten, von allem unberührt, ihre Äste aus. Es fiel schwer, sich vorzustellen, dachte Bird, daß alles sich ganz schnell ändern könnte.

„Haben wir ihnen genug Zeit gelassen?“ fragte Marie.

„Laß ihnen noch einige Minuten“, meinte Bird. „Was kommt eigentlich als nächste Übung dran?“

„Das Kittchen“, antwortete Marie, „für die Leute, die Wasser stehlen wollen.“

„Richtig. Gute Idee!“

„Glaubst du, daß wir das Thema Wasser beim Training zu wichtig nehmen?“

„Das Thema können wir gar nicht ernst genug nehmen. Wasser ist Leben. Es ist das erste, worüber unser Feind die Kontrolle haben möchte.“

„Ich denke, es ist Zeit, die Übung wieder zu beenden“, sagte Marie. Doch plötzlich verzerrte sich ihr Gesicht vor Qual, sie krümmte sich. Erschrocken nahm Bird ihren Arm und stützte sie. Marie tat einige tiefe Atemzüge, dann richtete sie sich wieder auf. „Entschuldige. Ich glaube, der Krebs hat nun meinen Rücken erreicht.“

„Du arbeitest zu hart. Du solltest dich ausruhen und versuchen, gesund zu werden.“

„Ich möchte mich nützlich machen, solange ich kann. Es wird mehr als nur anstrengend für uns alle werden, die City-Leute durch dieses Training zu peitschen, und das innerhalb der nächsten zwei Wochen.“

„Wir haben noch andere Trainer“, wandte Bird ein.

„Wir beginnen heute nacht“, sprach Marie weiter, „wir haben einiges Material ausgearbeitet und inzwischen einige Erfahrungen mit uns selbst gesammelt. Oh, diese Gruppe hat ihr Zeitlimit längst überschritten!“

Sie griff zu der weißen Tonpfeife, die an einem dünnen Riemen um ihren Hals hing und schickte einen schrillen Pfiff in die Luft. „Stop, aufhören! Nun denkt jeder einen Moment nach, wie fühlt ihr euch, wie hat es funktioniert und was hat nicht geklappt? Soldaten: Wie habt ihr euch in eurer Rolle gefühlt?“

„Ich war erstaunt, wie nervös ich war bei dem Gedanken, in ein fremdes Haus einzudringen. Ich hatte Angst, obwohl ich doch ein Gewehr hatte“, antwortete eine Frau.

„Ich fühlte mich sehr stark. Ich meinte, jeder müßte vor mir Angst haben und mir gehorchen. Aber die Frau, die mir entgegentrat war so

ruhig und schien so selbstsicher zu sein, daß ich bald nicht mehr wußte, was ich tun sollte“, sagte ein Mann. Auch die anderen aus der Gruppe der „Soldaten“ gaben ihre Erfahrungen zum besten.

„Und die andere Seite?“, fragte Marie nun, „wie fühltet ihr euch gegenüber den Soldaten?“

„Es war schrecklich! Ich mußte mich hinsetzen und konnte kaum noch atmen. Ich hörte mein Herz wild hämmern. Aber dann wurde ich plötzlich ganz ruhig, ich konnte dem Soldaten direkt ins Gesicht sehen, konnte ganz ruhig mit ihm sprechen. Ich hatte mich völlig unter Kontrolle“, berichtete Sachiko von der Musiker-Gilde.

„Das kann ich von mir nicht sagen“, antwortete eine Frau in ihrer Nähe bekümmert, „ich konnte es nicht glauben, daß Soldaten einfach in mein Haus kommen und mich herumkommandieren würden. Ich fing an zu schreien.“

„Und du, Soldat, wie fühltest du dich dabei als die Frau schrie?“, fragte Marie.

„Ich habe das als richtig angenehm empfunden. Es war das, was ich erwartet hatte. Mit solchen Leute macht man dann kurzen Prozeß“, sagte der Angesprochene.

„Denkt darüber nach“, rief Marie, „laßt uns nun weitermachen.“

Eine Gruppe von Kindern, von Rosa geführt, kam über den Rasen auf sie zu.

„Können wir jetzt mit dem Training beginnen?“, fragte Rosa.

Marie und Bird wechselten einen Blick.

„Ich hasse es, daß Kinder in solche Dinge hineingezogen werden“, murmelte Marie.

„Aber wenn es wirklich Krieg gibt, werden sie immer mit hineingezogen“, gab Bird zu bedenken.

„Ich weiß. Okay, Rosa, ihr könnt mit dem Training beginnen.“

Die Gruppe markierte eine Fläche auf dem Rasen, und alle warteten, während Marie und Bird sich berieten. Dann, ausgerüstet mit Soldaten-Mützen und großen Keulen aus Pappe schritten sie auf ein imaginäres Tor zu, sofort aufgehalten und umringt von laut rufenden Kindern, und sie begannen, diese zur Seite zu stoßen. Die Kinder wußten, was sie zu tun hatten, umringten sie immer wieder, sangen und protestierten im Chor. Immer wieder brachten die zur Seite gestoßenen Kinder ihre Körper zwischen die „Angreifer“ und das imaginäre Tor.

Bird und Marie zogen und zerrten an ihren Opfern, wurden aber an den Rand gedrängt, während Rosa und ihre Kindertruppe sich gewandt wie Affen an sie hängten. Dazu sangen sie unentwegt. Bird

schlug mit seiner Pappkeule zu und verfluchte die Angreifer dabei, während die Kinder immer wieder in gellende Schreie ausbrachen.

„Rosa“, schrie Bird schließlich erschöpft, „sollten die Feinde tatsächlich so auf die Kinder einprügeln wie ich jetzt, dann gebt um Gotteswillen nach! Wenn meine Pappkeule eine richtige Keule wäre, hätten jetzt verschiedene Kinder gebrochene Arme, einen gebrochenen Rücken oder zertrümmerte Schädel.“

„Aber ich denke, die Idee ist, den Feind nicht durchzulassen, was immer passiert“, antwortete Rosa verblüfft.

„Die Idee heißt: überleben – nicht Märtyertum“, kam Marie ihm zu Hilfe.

„Aber was sollen wir dann tun, Bird?“, fragte Rosa beklommen. Ihre Augen waren auf sein Gesicht gerichtet, glitten dann aber unwillkürlich nach unten – und blickten auf seine verletzten Hände. „Du hast bestimmt nicht auf diese Weise nachgegeben, selbst dann nicht, als sie dich so verwundeten.“

„Sie haben mir mehr als genug angetan“, sagte Bird, „und zwar ganz schnell. Aber bei mir war das etwas anderes.“

„Wieso?“

„Erstens war ich erwachsen. Du bist noch ein Kind.“

„Du hast mir erzählt, du warst damals neunzehn. Das ist nicht richtig erwachsen. Ich bin fast dreizehn.“

„Hört auf zu streiten“, mischte sich Marie ein. „Wir können uns solche Streitigkeiten nicht leisten. Du bist vielleicht dazu ausersehen große Opfer zu bringen, vielleicht auch wir alle. Aber für erfolgreichen Widerstand ist es wichtig, zu wissen, wann man aufhören muß Widerstand zu leisten.“

Sie beendeten die Diskussion um dieses Rollenspiel. Die Sonne hatte inzwischen einen großen Halbkreis beschrieben und stand schon tief. Bird fror plötzlich in den langen Schatten, die die Gebäude jenseits der Straße warfen.

„Das ist genug für heute“, meinte Bird. „Marie und ich haben heute nacht noch etwas zu tun. Aber wir sind morgen wieder hier. So long, Freunde.“

Marie saß auf einer Bank, mit Rosa in ein Gespräch vertieft, als die Gruppe aufbrach. Rosa stand auf und blickte scheu auf Bird, doch bevor sie etwas sagen konnte, kam Sachiko herüber.

„Ich glaube es zwar nicht, weil du viel zu tun hast, aber vielleicht hast du doch eine oder zwei Stunden Zeit? Wir machen ein musikalisches Programm für den Mai-Feiertag, und wir werden uns nicht einig darüber.“

„Ihr seid Optimisten“, rief Bird aus, „glaubst du wirklich, daß wir diesen Tag feiern werden?“

„Der Tag kommt bestimmt, was immer passieren mag. Und wir wollen darauf vorbereitet sein.“

Bird seufzte. Marie hatte sich atemlos auf die Bank gesetzt, ihre Lippen sahen grau aus. Ich muß wirklich aufpassen, daß sie sich heute nacht ausruht, ich werde die neuen Trainer selbst einweisen, dachte Bird.

„Ich kann jetzt nicht darüber nachdenken“, sagte er zu Sachiko, „später!“

„Wirklich?“

„Drängle nicht, Sacha, ich habe nein gesagt!“ Bird hatte die Worte schärfer ausgesprochen als beabsichtigt. Er merkte es an dem traurigen Ausdruck, den Sachikos dunkle Augen plötzlich annahmen. Er sah schnell fort. Ich bin ein Idiot, schalt er sich. Ich sollte mich entschuldigen. Aber seine groben Worte hatten den erwünschten Erfolg. Sachiko ging fort.

„Ist das gewaltloser Widerstand oder psychologische Kriegsführung?“ fragte Bird Lily. Sie hatte ihre einsame Insel verlassen und verbrachte den größten Teil ihrer Zeit nun im Centrum der City. Sie überwachte Trainingsstunden, sprach mit den Leuten, wanderte durch die Obst- und Gemüsegärten.

Sie und Bird saßen auf dem Hinterhof des Black Dragon House. Er war müde und verschwitzt von einem Tag im Trainingspark. Außerdem war er verletzt, denn es hatte Probleme mit einem Über-eifrigen gegeben, der seine Rolle als Steward-Soldat zu ernst genommen hatte. Marie hatte sich hingelegt, und er war froh, jetzt ein, zwei Stunden Ruhe zu haben. In letzter Zeit fühlte er sich so rastlos, und er wußte, er würde erst Ruhe finden, wenn er sich total verausgabt hatte.

„Da ist eine Frage im Training aufgetaucht. Ist es unser Ziel, den Feind sozusagen umzudrehen, ihm Liebe, Frieden und Freundlichkeit nahezubringen, oder wollen wir ihn nur aus dem Gleichgewicht bringen?“

„Unsere Strategie“, sagte Lily, „ist, den Teufelskreis von sich ständig wiederholender Gewalt zu durchbrechen. Wenn wir damit Erfolg haben, können wir beides erreichen: Unsere Gegner verunsichern und einige von ihnen auf unsere Seite ziehen.“

Bird blickte sie an. Sie sah so ruhig aus, so überzeugt von dem was sie sagte, so hübsch in ihrem weißen Seidenhemd. Er dagegen hatte schmutzige Hände vom Unkrautjäten im Garten, und ihn quälten die ganze Zeit Selbstzweifel.

„Lily, ich möchte gern daran glauben, daß wir auf diese Weise gewinnen können. Es berührt etwas, woran ich zutiefst glaube. Es war schwierig für mich, im Council darüber zu sprechen, aber was ich dort gesagt habe, ist wahr: Ich will nicht töten. Aber ich war dort unten, in den Southlands, ich weiß, was uns erwartet. Jeden Tag wache ich auf und bin versucht, das Council zu bitten, die San Bruno Mountains zu besetzen und den Highway 101 zu verminen.“

„Dieser Gedanke beherrscht sicherlich noch mehr von uns. Gewalt ist eine so einfache, klare, direkte Sache. Als ich jung war, hatte ein Freund meines Bruders einen Geländewagen mit einem Aufkleber: Gewalt siegt! Und niemand kann daran zweifeln. Aber was beim Zusammentreffen von Gewalt und Gewalt passiert, ist bekannt. Es ist das, was immer passiert ist, immer wieder, seit Tausenden von Jahren.“

„Weil es funktioniert“, stimmte Bird gequält zu.

Lily wischte ein Staubkörnchen vom Ärmel ihrer Jacke: „Es gibt ein Sprichwort: Nur ein Wahnsinniger tut immer wieder dasselbe und erwartet immer wieder andere Resultate.“

„Ja, und Wahnsinn hofft immer auf Ergebnisse, wie sie noch nie dagewesen sind.“

Lily stand auf, strich ihr Hemd glatt und blickte auf Bird hinunter, der im Gras lag.

„Bird, deine Ängste und Zweifel sind völlig normal. Wir alle haben sie. Aber wenn wir mit unserem Plan weitermachen, statt die alten Dinge zu wiederholen, einfach etwas Neues versuchen, dann kommt auch etwas Neues dabei heraus.“

„Aber was?“

„Leiden – unzweifelhaft. Vielleicht auch Wunder. Aber ganz sicher etwas anderes.“

Bird hatte zwar kaum Appetit, aber er war hungrig auf Sex. Das große Bett im Ritual-Raum wurde jede Nacht benützt. Er lag zwischen Sage, Nita und Holybear, sie schmiegteten sich aneinander und genossen die körperliche Nähe. Obwohl er nicht über seine Ängste sprach, fühlten die anderen doch seine Stimmung. Er erlaubte ihnen

Dinge, die er niemals zuvor erlaubt hatte. Zärtliche Hände auf seinen Narben, Finger, die behutsam die malträtierten Muskeln seines Körpers durchkneteten.

Im Erdgeschoß schlief Maya mit Doktor Sam. Er war eines Tages spät nachts gekommen und hatte gefragt, ob er noch hereinkommen dürfe. Maya hatte gerade einen Schwung Cookies gebacken, von denen sie wußte, daß Bird sie gern aß. Sam verschlang das halbe Kuchenblech davon. Er sah Maya an, und sie sah ihn an. Sein Gesicht wirkte übermüdet, wie das eines Mannes, der zu lange zu viele Sorgen gehabt hatte. Scharfe Falten zeigten sich um seine grauen Augen. Die buschigen weißen Augenbrauen zogen sich zusammen, wenn er sich konzentrierte. Er erinnerte Maya an ihren Vater. Kein einfacher Mann, aber auch nicht unattraktiv.

Er seufzte.

„Schweren Tag gehabt?“ fragte Maya teilnahmsvoll.

„Schwerer Tag? Es war die Hölle. Es sind wieder Flüchtlinge von der unteren Halbinsel gekommen. Das übliche. Ich gäbe etwas darum, wenn Madrone bald zurückkäme.“

„Das hoffen wir alle, Sam. Aber warum bist du eigentlich gekommen?“

„Weil ich glaube, daß du mich brauchst, Maya. Ich bin schon alt, ich weiß besser als ein jüngerer Mann wie du dich jetzt fühlst. Und ich brauche dich auch.“

„Ich bin alt genug, um deine Mutter zu sein“, gab Maya zurück und knabberte langsam an einem Cookie.

Er lächelte sie an: „Das ist schwer zu glauben.“

„Sam, ich bin praktisch schon tot. Hast du etwas für Nekrophilie übrig?“

Er ging um den Tisch herum, nahm ihr den Cookie aus der Hand und behielt ihre Hand in der seinen: „Maya, du bist eine schöne, kraftvolle und attraktive Frau. Jede Falte deines Gesichtes erzählt von deinem Leben.“ Er streichelte ihre Handfläche, Maya spürte eine Hitzewelle im ganzen Körper, und ihre Brüste sehnten sich nach Liebkosungen.

„Aber vielleicht“, fuhr Sam mit zärtlicher Stimme fort, „magst du ja keine alten Kerle wie mich?“

„Oh Sam, du bist bestimmt nicht häßlich! Ich finde dich so – so distinguert.“

„Und etwas verbissen?“

Sie nagte gedankenvoll an ihrer Unterlippe. „Nun ja, das vielleicht

auch. Und außerdem habe ich deine Augenbrauen schon immer geliebt.“ Sie fühlte das Bedürfnis, ihn zu berühren, ihm durch seine wirren Haare zu streichen. Wie unter Zwang befreite sie ihre Hand aus der seinen und streichelte sein Gesicht. Er schloß die Augen.

„Oh, ich liebe das. Du bist so sanft und zärtlich.“

„Woher willst du das wissen, du kennst ja noch nicht mal die Hälfte davon?“

„Ich würde gern noch dazulernen“, er öffnete lächelnd seine Augen und sah sie mit so viel Wärme an, daß sie gegen ihren Willen dahinzuschmelzen begann.

„Ich dachte, das wäre für mich alles schon vorbei. Und ich bin nicht sicher, daß ich darüber noch genug weiß.“

„Ich erinnere mich noch. Was du vergessen hast, werde ich dir gern erklären.“

„Aber ich liebe dich nicht, Sam.“

„Das wirst du schon noch. Noch bevor dies vorbei ist, Maya, wirst du mich so sehnsüchtig lieben, wie ich es jetzt schon tue.“ Er streckte die Hand aus und berührte ihre Wange. Es war eine harte Hand, aber seine Bewegung war überaus sanft. Eine Arzt-Hand, dachte Maya. Er erinnerte sie an Rio als er alt wurde, rauhebeinig und selbstbewußt. Voller Süße waren die Stunden gewesen, morgens nach dem Aufwachen, Rücken an Rücken mit ihm zu liegen, sich dann langsam umzudrehen, sich zu umarmen, seine Haut zu riechen und seine Wärme zu fühlen. Und ein plötzliches Verlangen überkam sie.

„Deine Haut ist so weich wie Mehl“, sagte er.

„So weich wie was?“

„Wie Mehl, wie Mehl zum backen.“

„Wie kommst du nur darauf?“

„Kannst du dir etwas Sanfteres denken als deine Hand auf einen Hügel von Mehl zu legen?“

„Oh, da gibt es schon noch ein paar andere Dinge.“ Sie streichelte ihm durchs Haar.

„Warum seufzt du?“, fragte er.

„Weil ich nach einem langen, wilden Leben nun bei einem jüdischen Doktor ende.“

„Wirklich, was für ein Pech“, sagte er todernt, „darf ich dich küssen?“

„Versuch's einfach mal.“

Er neigte sich nahe zu ihr, und sie richtete sich auf, als seine Hände ihren Rücken entlangglitten und er seine Lippen auf die ihren legte. Ich fühle mich wie elektrisiert, stellte Maya fest, während ihr Schauer

über den Körper rannen. Ich dachte, das würde ich nie mehr erleben.
„Was ich doch für ein Pech habe“, flüsterte sie.
„Komm“, sagte er nur.

Bird sprach nicht mehr über seine Ängste, aber er hatte das Gefühl, jeder könne sie förmlich riechen. Er mußte immer wieder auf die Toilette. Wenn er beim Verteidigungs-Ausschuß war oder mit Marie, Lan oder Robert zusammen war, sprach er mit betont ruhiger, leiser Stimme. Wenn er Schwester Marie während ihrer schlimmen Nächte betreute, wirkte seine bloße Anwesenheit beruhigend.

„Ich weiß um Schmerzen“, hatte sie zwischen zusammengepreßten Zähnen hervorgestoßen, „das erschreckt mich nicht mehr. Der Himmel weiß, daß ich genug Schmerzen durchlitten habe. Doch trotz aller Rollenspiele, die wir geübt haben, kann ich mir nicht vorstellen, Bird, wie das ist, Folterknechten von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen.“

„Denk' nicht darüber nach“, antwortete Bird. „Vielleicht erlebst du es auch nie. Vielleicht machen wir einen Fehler mit unserem ganzen Training und allen Vorbereitungen. Vielleicht wäre es besser, einfach nur abzuwarten, was passiert und zu denken, daß wir stark genug sind, wenn es wirklich soweit ist.“

„Und wenn ich dann nicht stark genug bin?“

„Nun, wenn es wirklich soweit ist, hast du kaum noch eine große Wahl.“

Es gab Dinge, über die er mit niemandem sprechen konnte. Nicht mit Maya, in der er seine eigenen Ängste wiederfand. Nicht mit Sam, der immer mehr seiner freien Zeit mit Maya verbrachte. Auch nicht mit Marie oder Robert oder Lan. Nicht mit Sage oder Nita oder Holybear, Denen tat er leid, und daneben hatten sie auch Schuldgefühle – denn sie wollten sich in die relative Sicherheit der High Mountains absetzen.

„Ich gehe nur ungern“, sagte Nita, als sie zu viert in dem große Bett im Ritual-Raum lagen und sich aneinander drängten. Ihr Kopf ruhte auf seiner Brust, und er konnte über ihren Haarschopf hinweg direkt in Holybears blaue Augen blicken, die ihn besorgt musterten. „Aber wir haben sechs Jahre Arbeit in diese Zell-Kulturen investiert. Sie sind unersetzlich.“

„Wir haben mit dem Toxid Council beraten“, sagte Sage und kuschelte ihren schlanken Körper an Bird, „und sie meinten, wir

dürften die Ergebnisse unserer Experimente nicht gefährden. Wenn es uns wirklich gelingt, eine Mikrobe zu züchten, die Giftrückstände im Salzwasser beseitigen kann, könnten wir die Bay zurückerobern.“

„Wenn es dann noch etwas zu erobern gibt“, sagte Holybear bedrückt.

„Wir müssen einfach daran glauben“, gab Bird zurück. „Wir müssen so handeln, als könnten wir siegen, sonst sind wir von vornherein verloren.“ Er konnte so überzeugend und sicher sprechen, als glaubte er an den Sieg, als hätte er nicht selbst Angst. Immer noch besser als zu schreien: „Verlaßt mich nicht!“ Oder schlimmer noch: „Nehmt mich mit!“

„Es ist nicht ganz in Ordnung“, meinte Nita leise, „es sieht so aus, als ob wir dich im Stich lassen.“

„Ihr tut mir einen Gefallen“, gab Bird zurück, „wenn ihr geht, brauche ich keine Angst um euch zu haben. Und keiner kann mich mit euch erpressen.“

„Du würdest es also wirklich okay finden, wenn wir gehen?“ fragte Sage.

„Ich würde es okay finden, wenn wir jetzt alle schlafen. Ich habe morgen ganz früh Trainingsstunden.“

Nachts um drei erwachte Bird aus einem Alptraum. Er stöhnte. Er zitterte, schweißüberströmt. Wo war er? Ach ja, im Ritual-Raum, und neben ihm schliefen Sage, Nita und Holybear. Er konnte sich nur dunkel an den Traum erinnern, aber er fühlte tief innerlich noch den Nachhall grauenvoller Dinge, wie einen eiskalten Luftzug. Leise zog Bird eine Decke an sich heran, wickelte sich darin ein und setzte sich ans Fenster. Draußen verbreitete der Mond sein mildes Licht. Er hoffte, die anderen hätten nicht gemerkt, daß er aufgestanden war, aber plötzlich fühlte er Holybears Hand auf seiner Schulter.

„Du solltest mit uns sprechen“, sagte er freundlich, „selbst wenn es uns verletzte.“

Bird schüttelte langsam den Kopf. Sie standen nun um ihn herum, alle drei, und alle drei umarmten ihn. „Es gibt nichts, worüber zu sprechen wäre. Ich habe nur mal wieder Angst gehabt.“

„Was hast du geträumt?“, fragte Sage.

Langsam kehrte die Erinnerung an das Schreckliche zurück, und Bird schauderte. „Ich habe geträumt, ich wache an einem dunklen, kalten Ort auf. Ich kann harten Boden fühlen, die Luft ist verbraucht und stickig, und es stinkt. Dann höre ich Schritte vom Korridor, das Rasseln von Schlüsseln. Ich weiß, daß sie meinetwegen gekommen sind, und daß nun alles von vorne beginnt.“

Es gab nichts dazu zu sagen, aber alle umarmten ihn noch fester.
„Ich warte jetzt wieder darauf. Das ist es, was so hart ist. Wenn es wirklich soweit ist, ist alles nicht mehr so schlimm. Ich meine, es passiert dann eben. Aber ich hasse das Warten.“
„Ist das eine neue Angst oder eine Erinnerung?“ fragte Holybear.
„Ich weiß nicht, vielleicht beides.“
„Du Armer.“
„Ich wünschte, wir könnten etwas für dich tun“, sagte Sage leise.
„Sprich mit Maya darüber. Ich sollte es eigentlich selbst tun, aber ich schaffe es einfach nicht.“
„Natürlich.“
„Sag ihr, wenn etwas Schlimmes passiert, wie es mir passiert ist, soll sie zu Hause bleiben. Ich möchte nicht, daß sie dann zu mir kommt, um mir zu helfen.“
„Sie wird aber wollen.“
„Ich kann viel aushalten, aber das nicht. Sagt ihr das.“
„Okay“, sagte Holybear mit fester Stimme, „ich sage es ihr.“

Am Morgen verabschiedeten sie sich. Bird begleitete sie hinunter zum Hafen, wo sie an Bord eines kleinen Segelbootes gingen. Sie würden den Fluß hinaufkreuzen und von dort aus wer weiß wohin ziehen. Er wollte nicht, daß sie es ihm genau sagten, er wußte schon jetzt zuviel. Er beobachtete das weiße Segel, bis es hinter der Brücke verschwand. Und dann, urplötzlich, fühlte er nur noch grenzenlose Leere, Einsamkeit.

Seine Tage vergingen mit Training, Meetings, dem Entwerfen von Strategien, und immer wieder mußte er seine Erfahrungen aus den Southlands erzählen. Das brachte ihm Dinge wieder ins Bewußtsein, die er längst vergessen zu haben glaubte. Seine verlorenen Lebensjahre brachten nun doch etwas Nutzen.

Er kam abends nach Hause, gepeinigt davon, daß er es nicht fertig brachte, mit Maya über alles zu sprechen. Fast jedermann war fort. Nur Rosa kam noch zu ihren Klavierstunden, am späten Nachmittag, wenn die üblichen Trainingsstunden vorbei waren. Zeitweise vergaß Bird sogar seine Ängste, wenn Rosa sich mit einem Musikstück abmühte.

Eines abends, nachdem sie gegangen war, fand er sich selbst geistes-

abwesend am Klavier herumspielen. Mit steifen Fingern, seufzend, brachte er ein paar Akkorde hervor und dann sogar so etwas wie eine Melodie. Schließlich holte er Bleistift und Papier, und mit viel Mühe brachte er die Klänge, die aus seinem Inneren kamen, zu Papier. Nein, er konnte nicht spielen, höchstens ungeschickt und unter Schmerzen herumstümpern. Aber er konnte Musik aufschreiben, und vielleicht würde irgend jemand sie einmal spielen. Die Musik aufzuschreiben war fast wie ein Gespräch mit jemandem, der ihn verstand und nicht von Schuld und Verurteilung sprach. Er vergaß darüber die Zeit und seine Ängste. Später konnte er dann sogar allein schlafen.

Es kam so weit, daß er sich jeden Abend mit Musik beschäftigte und auf dem Klavier jene Klänge heraussuchte, die er im Gefühl hatte. Die Mühe, die ihm das machte, schenkte ihm hinterher auch Befriedigung und innere Ruhe. Er hütete diese glückliche Stunden eifersüchtig, auch Sam und Maya durften dann nicht kommen. Musik wurde immer wichtiger für ihn, so wichtig wie Wasser.

Der alte Freeway lief immer noch schnurgerade auf die City of Angels zu, Meile um Meile. Doch die Fahrbahnen waren von Bombentrichtern übersät, Betonbrocken lagen überall, dazu die Trümmer von Häusern, die beim letzten Erdbeben in Schutt und Asche gesunken waren. Wo sie halbwegs heil waren, drängten sich erbärmliche Hütten aus Wellblech, verkohlten Holzbalken und Pappe an die noch vorhandenen Wände. Schmutzige Kinder in zerlumpter Kleidung wühlten im Geröll nach noch brauchbaren Gegenständen. Sie blickten ihnen mit hungrigen Augen nach. Verkohlte Bäume reckten ihre zersplitterten Äste zum Himmel.

Madrone und Hijohn suchten sich ihren Weg. Mal marschierten sie neben dem Freeway, mal stolperten sie auf schmalem Pfad durch die Trümmer. In den Bergen war der Frühling gekommen, ein spärlicher Frühling zwar, mit dünnem Gras und nur wenigen Blumen. Aber hier unten glühte der Asphalt bereits vor Hitze. Madrone begann daran zu zweifeln, ob sie eine gute Entscheidung getroffen hatte. Hijohn hatte ihr zugeredet, den Leuten in der City etwas medizinische Hilfe zukommen zu lassen. Es sei dort genügend Wasser vorhanden, hatte er geschworen. Der Gedanke war ihr gut erschienen, doch nun kamen ihr Zweifel. Die Canyons in den Bergen, so kärglich es dort zugehen mochte, hatten ihre ganz eigene herbe Schönheit. Aber diese Umgebung hier war einfach schrecklich. Ihre Bienen-Mal auf der Stirn brannte, ihr Instinkt witterte Gefahren von überallher. Sie bogen um ein ausgebranntes Gebäude und sahen eine lange Reihe von Menschen, die in der glühenden Sonne wartend dastanden. Die meisten hatten einen ergebenen, hoffnungslosen Ausdruck im Gesicht.

„Die Wasserausgabe“, erklärte Hijohn, „wenn du eine Wasserkarte hast, kannst du dich hier jeden Tag anstellen und bekommst Wasser.“

Pro Tag eine halbe Gallone, das sind etwas mehr als zwei Liter.

„Das ist doch nicht genug. Damit kommt man in dieser Hitze doch nicht aus.“

„Vielleicht nicht“, gab Hijohn trocken zurück, „aber du kannst damit überleben. Und darauf kommt es an. Die Hardliner würden diese Wasserausgabe am liebsten unterbinden. Sie sagen, es würde nur den Müßiggang der unteren Klassen unterstützen.“

Ein riesiger, fensterloser Betonblock erstreckte sich vor ihnen. Sie umgingen ihn vorsichtig auf trümmerübersäten Pfaden.

„Eine Fabrik“, sagte Hijohn, „wir kommen nun ins Industrie-Gebiet.“

„Sieht wie ein Gefängnis aus“, schauderte Madrone.

„Man fühlt sich auch so da drinnen. Ich habe da mal kurz gearbeitet. Die Web-Leute dachten, ich könnte die Arbeiter vielleicht organisieren.“

„Und wie war es?“

„Die reine Hölle. Es geht Schlag auf Schlag. Lohnabzug, wenn du nur eine Minute zu spät kommst. Zehn Stunden Schufterei unter gleißendem Licht, ständig über einen Tisch voller Dinge gekrümmt, die so winzig sind, daß du sie ohne Lupe kaum sehen kannst. Wir haben irgendwelchen elektronischen Kram zusammengebaut. Mein Job war es, noch brauchbare Teile aus alten, kaputten Geräten auszubauen. Gelernt habe ich dabei nichts.“

„Und konntest du die Arbeiter organisieren?“

„Es gab schon eine Organisation, aber sie wird vom Management gesteuert.“

„Es gibt also keine richtigen Gewerkschaften? Sie können nicht streiken, für bessere Arbeitsbedingungen etwa?“

„Wir haben versucht, die Leute zusammenzubringen. Aber sie haben Angst. Ihre Entlohnung ist miserabel, aber es ist immer noch besser als auf der Straße zu verhungern und ohne Wasser zu verdursten. Nein, wir konnten nur einige Leute für uns gewinnen und in die Berge schicken. Das war alles. Dieses System kann man nur zertrümmern, mit den Wurzeln ausreißen und ganz neu beginnen... Hier ist es, hier müssen wir abbiegen. Wir dürfen nicht zu tief ins Industriegebiet, da laufen Wachen herum und fragen nach Pässen.“

Sie gingen eine Straße hinunter und fanden sich bald in einem Gewirr von kleinen Gassen wieder, von unzähligen kleinen Häusern, eher sogar Hütten, gesäumt. Die Gesichter der Menschen hier waren ebenso von der Sonne ausgedörrt und ledern wie ihr eigenes es inzwischen war. Die meisten hatten einen verhärmtten Ausdruck, und auch

darin fühlte sich Madrone diesen Menschen hier nahe. Ich fühle mich schon fast wie zu Hause, dachte sie.

Nach einer Weile nahm das Gewimmel ab. Hinter breiten Straßen lagen große Grundstücke, ein leichter Staubschleier bedeckte das magere Grün. Hijohn ließ seine Augen wachsam umherschweifen. Madrone fühlte die Anstrengungen des hinter ihr liegenden Marsches, aber sie riß sich zusammen. Nicht sehr weit von ihnen entfernt wurde Geschrei laut, Schüsse fielen. Hijohn ging schneller, schließlich rannten sie beide.

„Krieg zwischen zwei Gangs?“ mutmaßte Hijohn, „zwar werden die Leute vom Web meist in Ruhe gelassen. Aber wie leicht werden wir beide aus Versehen erschossen.“

Madrone bemühte sich, ein Energiefeld um sich herum aufzubauen, halb und halb sichtbar als farbiges Licht. Aber auch das trug nicht dazu bei, ihre Nervosität zu beruhigen. Schließlich duckten sie sich zwischen zwei Gebäuden.

„Wir sind jetzt in dem Gebiet, das vom Web kontrollt wird“, sagte Hijohn leise, „die befreite Zone.“ Madrone dachte insgeheim, daß eigentlich niemand hier wirklich frei sei. Sie konnte sich nicht vorstellen, warum in aller Welt die Stewards diese Gegend zu erobern wünschen sollten. Die Menschen und die Gegend hier sahen noch schäbiger, noch ärmlicher und verzweifelter aus als anderswo.

Die trümmerübersäten Straßen waren eigentlich nur noch gewundene Pfade zwischen Gebäuden, von denen man nicht wußte, ob sie nicht nur noch rein zufällig standen. Vermutlich waren die Stewards durchaus einverstanden, daß sich das Netzwerk, das Web, in diese kärgliche Gegend zurückgezogen hatte.

Weiter und weiter ging es, Madrones Füße schmerzten nicht nur von dem stundenlangen Marsch, sondern auch von der glühenden Hitze des Pflasters. Sie war so ermattet, daß sie nicht einmal mehr richtig schwitzen konnte.

Sie drangen immer tiefer in das Gebiet des Web ein. Erst schwach, dann immer näher hörten sie ein rhythmisches Trommeln. Schließlich schlüpfen sie zwischen zwei eng zusammenstehenden, stuckverzierten Gebäuden hindurch.

Madrone blieb amüsiert stehen. Sie standen auf einer größeren Plaza. Sonnensegel schützten vor der glühenden Sonne. Die Gebäude rundherum machten einen soliden und gepflegten Eindruck. Sie schimmerten frisch geweißt. In großen Plastikkübeln und von kleinen Zäunen umgeben grünten verschiedene Gewächse. Madrone fing den Duft von Salbei, von Erde und Feuchtigkeit ein. Alles was sie sah,

atmete Sorgfalt und Pflege. Hübsche bunte Gemälde schmückten die Mauern, und die Holzbalken der Vordächer waren mit Schnitzereien verziert.

Im diffusen Licht unter Sonnensegeln und Vordächern drängte sich eine kleine Ansammlung von Menschen. In der Mitte trommelten drei Männer und drei Frauen. Die anderen in der Runde sangen zum Rhythmus. Eine Frauenstimme erhob sich hell und klar über die anderen:

*Öffnet die Augen, ein neuer Tag dämmert,
Freiheit geht auf, wie die Morgensonne*

Es war ein altes Lied, Madrone hatte es schon Johanna singen hören. Ein Energie-Schauer kribbelte ihr das Rückgrat herauf und stellte die Haarwurzeln auf. Von hier kam also Johanna? War sie vielleicht durch diese Straßen hier gelaufen, war sie in einem der Häuser im Ghetto aufgewachsen, obwohl Madrone eher glaubte, daß das Ghetto gar nicht existierte. Aber wenn nicht, dann war dies eine hübsche Mittel-Klasse-Gegend, wo Maya und Johanna Tür an Tür gelebt hatten. Gleichviel. Ein ganz anderes Gefühl ergriff jetzt Besitz von Madrone, fast wäre sie zu Boden gesunken. Dies war auch ihr Land, ihre Heimat. Es war auch ihr Kampf. Eine unbestimmte Hoffnung erfaßte sie. Wenn sie so auf die Singenden blickte, verschwammen sie vor ihren Augen zu einer weißglühenden Ansammlung, und auch sie begann zu glühen. Maya hatte diesen Zustand bei Madrone immer spöttisch Aktionsfieber genannt. Eine andere Sorte von Verrücktheit, so ähnlich wie die erste Verliebtheit.

Als das Lied geendet hatte, bemerkten die Leute ihre Ankunft und strömten herbei, um sie zu begrüßen. Allen voran die Frau, die so bewegend gesungen hatte. Ihre braunen Augen lächelten, sie hatte eine ausgeprägt weibliche Figur, mit einem kleinen Hügel von Bauch unter der Brust, und eine Haut wie goldbrauner Honig. Ihr langes schwarzes Haar war elegant aufgesteckt. Wie die Königin von Spanien, dachte Madrone. Sie müßte kostbare Schildpatt-Kämme im Haar tragen und silberne Nadeln, nicht diese verrosteten Haarclammern aus altem Draht. Und blutrote Rosen. Aber nichts davon. Die Frau lächelte Madrone an, doch dann entdeckte sie Hijohn. Röte übergoß ihre Wangen.

„Willkommen“, sagte sie zu Madrone, „ich bin Katy. Das ist eine Abkürzung für Hekate. Eigentlich ist es eine Abkürzung für Katharine, aber das muß du gleich wieder vergessen.“

„Ich bin Madrone.“

„Du bist die Heilerin. Wir freuen uns, daß du hier bist. Wir haben die ganze Zeit gewartet und gehofft.“ Katy streckte ihr die Hand entgegen. Doch dann besann sie sich anders und umarmte Madrone. Madrone fühlte, wie sich ihr ganzer Körper erst versteifte, dann wieder entspannte.

Diosa! dachte sie. Wie lange ist es doch her, daß mich jemand so spontan umarmt hat? Sie empfand diese Freundlichkeit als so angenehm wie einen Schluck Wasser in der Wüste.

„Nun bin ich dran“, lächelte Hijohn und umarmte Katy. Er drückte Katy an sich, und Madrone sah zu ihrer Überraschung einen Ausdruck von Sehnsucht und Zärtlichkeit in seinem wettergegerbten Gesicht. Das war eine ganz neue Seite an ihm, von der sie nicht gedacht hätte, daß es sie überhaupt gab. Ein weicher Kern also unter einer harten Schale. Er küßte Katy um Sekunden zu lang, und Madrone wurde plötzlich vom Heimweh überwältigt. Auch Sandy hatte sie so geküßt, und Bird, sie hatte gerade erst angefangen, sich an ihn zu gewöhnen, sich bei ihm geborgen und zu Hause zu fühlen. Was hatte sie dazu getrieben, fortzugehen?

Endlich lösten sich die beiden voneinander. Katy lächelte Madrone an, ein wenig entschuldigend. „Du mußt sehr müde sein nach diesem Weg. Komm herein.“

Sie duckten sich unter einer niedrigen Haustür und betraten einen dunklen Raum. Es roch nach Erde, Öl und Mehl. Katy behielt eine Hand auf Hijohns Arm, als wolle sie sich dadurch seiner tastsächlichen Anwesenheit versichern. Madrone zitterte, plötzlich fühlte sie sich hungrig und durstig.

„Setzt euch“, bat Katy und deutete auf eine Bank vor einem alten Tisch mit Plastikdecke, Überbleibsel einer alten Welt. Madrone setzte sich dankbar, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Sie öffnete sie erst wieder als sie Katy zurückkommen hörte und diese ein Glas Wasser vor ihr niedersetzte. Madrone hielt das Glas eine Sekunde in der Hand, schickte ein stilles Gebet zum Himmel, dann erst trank sie, langsam, dankbar.

„Wir haben genug Wasser hier“, sagte Katy, „wir haben eine geheime Wasserleitung an die City-Leitung angeschlossen. Trinkt also, so viel ihr wollt.“

Das waren Worte, die Madrone in diesem Zusammenhang schon lange nicht mehr gehört hatte: Genug Wasser! Dennoch genoß sie jeden kleinen Schluck. Katy setzte ihr ein neues Glas vor.

„Du trinkst wie jemand aus den Bergen“, lächelte sie.

„Sie ist aus den Bergen!“ erklärte Hijohn. Er saß neben ihr am Tisch und trank sein Glas genauso langsam und genüßvoll wie Madrone. Sein Blick hing an Katys Bauch. „Wie geht es dir? Bist du okay?“

„Ja“, sagte Katy einfach.

„Wirklich?“

„Ja.“

Hijohn drehte sich zu Madrone um: „Würdest du sie untersuchen? Damit ich ganz sicher bin.“

Madrone lächelte. Typisch nervöser, angehender Vater, dachte sie. Aber warum auch nicht. Warum sollte Hijohn nicht auch sanfte Seiten in seinem Wesen haben?

„Natürlich. Nun, Katy? Ich werde ein Auge auf dich haben. Und wenn du für die Geburt Hilfe brauchst, das ist mein Spezialfach. Ich hole liebend gern Babys auf die Welt.“

Hijohn und Katy warfen sich einen freudigen Blick zu. Erleichterung schwang darin mit, Entspannung. Sie sind beide noch sehr jung, dachte Madrone. Nicht, daß ich so alt wäre, aber ich fühle mich gelegentlich steinalt. Und die beiden müssen so viel aushalten. Wann können die beiden sich schon mal in Ruhe aneinander anlehnen? Kein Wunder, daß Hijohn meine Nähe gesucht hat.

„Dieses Leben muß sehr hart für dich sein“, sagte Katy, „und du bist das nicht gewöhnt.“

„Dieses Leben ist für jeden hart, und keiner ist daran gewöhnt“, wehrte Madrone ab.

„Nein, nein“, Katy legte unwillkürlich schützend ihre Hände um ihren Bauch, und Madrone beneidet sie ein wenig. Würde sie jemals schwanger werden? Werdendes Leben in ihrem Bauch fühlen? Den milchigen Geruch ihres eigenen Kindes einatmen? Oder war sie schon fernab von solchen Dingen? Sie roch Verlorenheit und Leere in ihrem Herzen. Dann, als hätte sie sie durch ihre Gedanken herbeigezaubert, war plötzlich eine ganze Schar Kinder im Raum. Lachend, rufend drängten sie sich um Katy. Das Zimmer hallte von ihnen wider.

Auf Madrones Schoß saß ein kleines Mädchen. Es mochte knapp fünf Jahre alt sein, ihr Haar schimmerte golden wie reifes Korn, ihre Haut war zart und weiß, durchscheinend und weich, ihre Züge fein geschnitten. Große blaue Augen leuchteten aus diesem bezaubernden Gesicht. Doch ihr Lächeln war verhalten, als wüßte sie schon, was es heißt, verwundet zu werden.

„Wie heißt du, Kleines?“ fragte Madrone.

Doch sie bekam keine Antwort.

„Sie kann nicht sprechen“, erklärte Katy. „Wir wissen auch nicht, wie sie heißt. Die Angels haben sie gestern gebracht. Du kannst ihr einen Namen geben, wenn du willst.“

„Oh, sie sollte einen hübschen Namen haben, etwas Feines, Zartes. Einen Namen wie die Wildblumen, die immer so zart aussehen, aber in Wahrheit sehr robust sind. Poppy vielleicht?“

„Das ist ein hübscher Name“, sagte Katy, „ist das eine Blume?“

„Ja, sie sieht aus wie ein goldener Kranz von Blüten. Sie wächst im Frühling wild auf den Hügeln. Poppy war hier einmal die offizielle Nationalblume, bevor die Stewards einmarschierten.“

„Ich glaube, ich erinnere mich“, sagte Katy, „als ich ein Kind war, nahm uns Daddy manchmal mit ans Meer. Die Blumen wuchsen am Straßenrand und auf den Feldern. Leuchtend gelb und sie schmeckten scharf, wenn man etwas davon in den Mund nahm.“

„Das ist wilder Senf. Poppys sind mehr orange-goldfarben, und sie wachsen niedrig.“

„Ein hübscher Name.“

Der Raum füllte sich mit immer mehr Menschen. Sie drängten sich um den Tisch und plauderten in den Ecken, auf dem Flur. Katy hatte gekocht, und es gab heiße Bohnen und Tortillas. Von Zeit zu Zeit drang Katys Stimme hell und klar durch das allgemeine Stimmengewirr.

„Erzähle uns von deiner Heimat, Madrone“, sagte sie. „Wir wollen alles wissen! Ist es wahr, daß bei euch das Wasser durch die Straßen fließt?“

„Es ist wahr“, nickte Madrone und erzählte wieder einmal die ganze Geschichte, „wir haben kleine Bäche in den Straßen und Kanäle. Wir haben Gärten hinter dem Haus, und jeder hat genug zu essen und zu trinken. Und jedes Kind geht zur Schule.“

„Jedes Kind?“ fragte ein Mädchen, „auch die armen Kinder?“

„Bei uns gibt es keine armen Kinder“, entgegnet Madrone, „nun ja, manche Leute bei uns haben etwas mehr, aber jeder hat genug.“

„Wer macht dann die Arbeit, wenn es keine Armen gibt?“ fragte das Mädchen weiter.

„Wir alle. Jeder von uns arbeitet, hart sogar. Aber wir tun das gern, weil wir ja für uns selbst arbeiten, nicht für die Stewards oder irgendwelche Manager. Wir bebauen unser Land und ziehen unser Gemüse selbst. Wir machen das sorgfältig und gehen mit dem Wasser und allem anderen sparsam um, und so hat jeder bei uns immer genug.“

„Wie bebaut ihr euer Land und was für Gemüse zieht ihr?“ fragte eine Frau.

Auf diese Frage folgte eine lange Diskussion über organisch-biologischen Landbau und Gärtnerei.

„Wir bepflanzen den Garten nicht einfach, sondern haben ein ökologisches System. Der Garten soll sich sozusagen selbst tragen, selbst erneuern, mit einem Minimum an äußeren Einflüssen und geringem Aufwand von Energie, auch menschlicher Energie. Alles muß mehrere Funktionen haben. Zum Beispiel haben wir ein Gänsepaar, das viel vom Unkraut wegfrisßt, ebenso schädliche Insekten und gleichzeitig hält es herumsteunende Katzen fern. Ihre Ausscheidungen düngen den Boden, sie legen Eier für uns und ihre Federn füllen später unsere Bettdecken. Oder die Bäche in unseren Straßen. Wir haben sie wieder in ihrem natürlichen Bett strömen lassen, statt durch Röhren und Kanäle. Wir hoffen, daß es nicht mehr lange dauert, bis wir wieder Lachse fangen können. Aber die Bachufer sind gleichzeitig auch Lebensraum für vielerlei Insekten, Vögel und sogar für kleinere Tiere. Wir haben gezüchtete Jungfische ausgesetzt. Mit den Bächen und Strömen bewässern wir unsere Felder nach einem ausgeklügelten System. Wasser bringt uns also viel Nutzen, aber auch Freude. Unsere Kinder spielen gern am Ufer, schwimmen im Fluß und in den größeren Teichen.“

Während sie sprach, bemerkte sie vier hochgewachsene Personen, die etwas abseits standen. Sie hatten alle vier die gleiche blonde, etwas androgyne Schönheit wie die kleine Poppy. Sie kamen ihr jung vor, vielleicht vierzehn oder fünfzehn. Waren es eigentlich Jungen oder Mädchen? Sie konnte es nicht erkennen. Waren es Brüder und Schwestern? Sie sahen sich nicht nur ähnlich, sie hatten auch alle die gleiche Art, verhalten um sich zu blicken. Wie Raubkatzen, dachte Madrone. Sie nahmen auch nicht an der allgemeinen Unterhaltung teil, sondern sahen sich nur mit kühlen, blauen Augen um.

Madrone erzählte weiter. Das Essen kam. Sie beantwortete Fragen, erklärte alles, von den Handelsabkommen mit den Menschen an der Wasserscheide bis zu den besten Mulch-Methoden im Garten. Die Kinder lauschten begeistert, die Erwachsenen waren skeptisch.

„Was ich wissen möchte“, sagte Hijohn, „wie seid ihr unter die Steward-Herrschaft gekommen?“

„Wir sind nicht unter ihrer Herrschaft, nie gewesen. Als sie '28 nach der Macht greifen wollten, haben wir sie zurückgeschlagen.“

Und das war ganz leicht, eh?“ meinte einer der Männer. „Ihr habt einfach gesagt, nein, danke! Und sie haben geantwortet, oh, Verzeihung, auf Wiedersehen!“

Alle lachten.

„Es war nicht einfach“, sagte Madrone ruhig, „ich war noch ein Kind, aber ich erinnere mich genau, wie hungrig wir alle im Winter waren. Viele Leute verhungerten, weil die Stewards unsere Lebensmittelversorgung unterbrochen hatten. Es gab genug Leute, die mit den Stewards konform gehen wollten. Aber wir anderen setzten uns durch und bewirkten die Restauration.“

„Habt ihr die Stewards getötet?“ fragte Hijohn.

„Nein. Das war etwas, was wir aus den vergangenen Zeiten gelernt haben. Eine Revolution, die damit beginnt, die Gegner zu ermorden, hat für die Zukunft eine schwere Bürde. „

„Was habt ihr denn gemacht?“

„Wir haben verhandelt, debattiert, mit ihnen gestritten, und sie schließlich davon überzeugt, daß sie uns besser in Ruhe lassen sollten. Wir haben sie mit unserem Reden ganz schön beunruhigt. Wir besorgten uns neues Saatgut, teilten es unter uns auf, und verwandelten viele zubetonierte Straßen wieder in Gärten. So haben wir fast ohne Blutvergießen überlebt. Fast, denn die Stewards erschossen einige von uns.“

„Das wäre schön, wenn wir hier etwas Ähnliches schaffen könnten“, sagte Katy. „Friedlich. Ohne Gewalt.“

„Ach, hier klappt das nicht“, warf Hijohn ein, „hier ist die Sache zu verfahren. Und die, die an der Macht sind, sind nicht gewillt, davon auch nur einen Zipfel aufzugeben.“

Stille. Poppy schob ihren Teller von sich und bediente sich von Madrones Teller. Katy gab ihr lächelnd eine weitere Portion Bohnen. Madrone bemerkte das dankbar.

„Und wie ist es hier?“ fragte Madrone, „wie konnten die Stewards hier alles an sich reißen?“

„Es begann '27“, erklärte Katy. „ich weiß nicht, wie es bei euch im Norden gelaufen ist, aber hier war es schlimm. Ich war noch ein Kind, aber ich erinnere mich an das Erdbeben und welche schreckliche Angst ich hatte, als der Boden zu schwanken begann, zu explodieren schien. Das Zentrum des Bebens lag gerade mal einige Meilen nördlich von hier!“

„Wir im Norden haben das Beben auch gespürt“, warf Madrone ein, „aber es war nicht schlimm.“

„Schlimm war ja auch nicht so sehr das Beben selbst“, erzählte Hijohn weiter, „das Beben zerstörte zwar vieles, die Wasserversorgung, Gasleitungen, Straßen, Häuser stürzten zusammen. Aber ein großer Teil der City lag ohnehin schon in Trümmern, von den vorausgegangenen Jahren mit unzähligen Krawallen bei denen viele

Häuser in Flammen aufgingen. Und das Central-Valley war wie ausgestorben durch den Klima-Umschwung und die damit verbundene Hitze. Es wurde immer schwieriger, Essen und Wasser aufzutreiben. Staubstürme begruben noch mehr unter sich. Aber das Schlimmste waren die Manager der Corporation, die die Vorratslager für Lebensmittel und Medikamente verwalten sollten. Sie waren unfähig und korrupt.“

„Die Stewards nutzten die Gunst der Stunde“, sagte Katy, „sie riefen das Kriegsrecht aus. Die Manager der Corporation, der Lebensmittel-Lager, arbeiteten sofort mit ihnen zusammen. Wer die Stewards unterstützte, bekam Lebensmittel, die anderen nicht. Viele wurden verhaftet, gefoltert, viele starben, andere verhungerten.“

„Die Leute haben sich einfach ergeben?“, wunderte sich Madrone, „hat keiner gekämpft?“

„Viele, sehr viele haben gekämpft“, sagte Hijohn, „und viele kämpfen immer noch!“

„Es gab immer wieder Krawalle, um das Wasser, um Nahrungsmittel. Bewaffnete Banden griffen die Lagerhäuser an“, erzählte Katy, „doch das machte vieles noch schlimmer. Aus dem Central-Valley strömten Flüchtlinge hierher. Es gab nächtliche Schießereien. Ganze Stadtteile brannten nieder und wurden vom Mob geplündert. Viele der einfachen Menschen hatten Angst, und die Stewards schienen ihnen Sicherheit zu bieten. Sie waren schwer bewaffnet, gut organisiert, schlagkräftig.“

„Aber wir wollten unsere eigene Ordnung in unserem eigenen Land haben“, sagte Hijohn, „wir waren nicht so gut organisiert wie die Stewards, das will ich gern zugeben. Aber wir waren bald eine Macht zwischen den unzähligen kleinen Widerstandsgruppen, sogar Flüchtlinge schlossen sich uns an.“

„Bis zu den Epidemien“, nahm Katy wieder das Wort, „die Flüchtlinge brachten diese Krankheiten mit, behaupten jedenfalls viele.“

„Nicht alle glauben das“, wandte Hijohn ein und erklärte Madrone: „Viele von uns denken, daß die Corporation irgend etwas in die Lebensmittel gemischt hat, um die Bevölkerung krank zu machen und in die Knie zu zwingen.“

„Die Millennialisten behaupten natürlich, die Epidemien wären die Strafe Gottes für unsere Lügen und unseren unsittlichen Lebenswandel“, sagte Katy. „Und es gibt sehr viele, die ihnen das glauben. Mehr als solche, die zu uns halten.“

„Die Leute haben sich massenhaft von den Millennialisten bekehren lassen. Mit ein Grund war sicher, daß die Corporation nur den

Bekehrten Heilmittel gab. Damit konnte die Epidemie schnell eingedämmt werden. Verdächtig schnell sogar.“

„Aber diesen Impfstoff und die Immuno-Booster gab es nur für die Bekehrten. Die anderen durften weiterhin sterben“, betonte Katy.

„Die Millennialisten haben gewiß mit den Stewards einen Handel abgeschlossen“, knurrte Hijohn, „sie gaben den neuen Herren einen religiösen Hintergrund. Und im Gegenzug, nachdem sich die Dinge beruhigt hatten, erließen die Stewards Gesetze um die vier Reinheiten hochzuhalten.“

„Das waren zuerst Gesetze der moralischen Reinheit, gegen Unzucht in jeder Form, Vergewaltigung, Inzest, Kinderschändung. Die Leute stimmten dem zu, es schien ja ganz vernünftig zu sein. Bis wir herausfanden, daß, wenn du diese Gesetze verletzt, du auch deine offizielle unsterbliche Seele verlierst. Dann bist du freigegeben, jeder darf dich vergewaltigen, Frauen werden zur Prostitution gezwungen, und mit Kindern darf erst recht jeder machen, wozu er gerade Lust hat.“

„Und die Corporation macht Riesenprofite dabei“, sagte Hijohn böse.

„Dann kamen die Gesetze zur Reinheit der Familie. Danach durften Frauen in vielen Berufen gar nicht mehr arbeiten. Die neuen Kirchengesetze zwangen Bekehrte dazu, feierlich dem Satan abzuschwören. Was satanisch eigentlich sei, das bestimmten die Millennialisten. Satanisch waren natürlich alle anderen Religionen, besonders andere christliche Religionen. Wer dann noch von Gottes Liebe, Gnade und Barmherzigkeit sprach, konnte nur ein Agent des Teufels sein. Mein Onkel war Anhänger der Methodisten. Er wurde aufgehängt. Aber dann kamen die Gesetze zur Reinhaltung der Rasse. Alle mußten sich registrieren lassen und wurden in eine Rasse eingestuft. Das war, als mein Vater seine Gemeinde verlor.

Meine Mutter war Mexikanerin, Katholikin, aber sie war zum Glauben meines Vaters übergetreten. Sie starb während der Epidemie. Mein Vater weigerte sich, als Weißer registriert zu werden, während ich als Latino gelten sollte. Er hielt eine Predigt vor seiner Gemeinde und forderte sie auf, sich nicht registrieren zu lassen. In dieser Nacht brannten die Millennialisten seine Kirche nieder.“

Poppy bewegte sich nervös in Madrones Armen und ließ sich schließlich auf den Boden gleiten. Sie kroch unter den Tisch und klammerte sich an Katys Fuß. Rund um den Tisch räumten die Leute auf. Teller klapperten, Bestecke wurden eingesammelt.

„Höchste Zeit, einmal etwas zu arbeiten“, lächelte Hijohn, „und höchste Zeit auch für mich, zu gehen. Er nickte einen Gruß in die

Runde und wandte sich zur Tür. Katys Augen folgten ihm, bis sich die Tür schloß. Dann wandte sie sich Poppy zu, die auf ihren Schoß kletterte.

„Möchtest du mehr Essen, Poppy?“ fragte sie lächelnd.

Eine der blonden Personen bewegte sich und fragte: „Hast du ihr einen Namen gegeben?“

„Ja.“

„Es ist kein Engelsname. Er steht nicht in dem Buch.“

„Welches Buch meint ihr“, fragte Madrone.

„Sie holen sich ihre Namen aus der Liste der gefallenen Engel aus dem Buch der Verstoßenen“, erklärte Katy.

„Sie muß einen Engelsnamen haben.“

„Sie hat einen Blumennamen bekommen“, gab Katy zurück, „es ist ein schöner Name. Ihr habt sie nicht bei den Engeln behalten wollen. Ihr habt sie hierher gebracht. Dann laßt sie also hier, mit ihrem neuen Namen.“

„Was bedeutet der Name Madrone“, fragte ein schmaler Junge.

„Das ist der Name eines Baumes“, antwortete Madrone, „ein schöner Baum, der in den Bergen und den Canyons wächst.“

„Wachsen dort Bäume, wo du herkommst?“

„Viele Bäume“, sagte Madrone, „wir gehen jedes Jahr in die Berge und pflanzen Tausende von ihnen. Wir pflanzen auch in unserer City Obstbäume an allen Wegen. Im Frühling freuen wir uns an Wolken von weißen und rosa Blüten. Und im Spätsommer, wenn die Früchte reifen, kannst du dir überall etwas pflücken und davon essen. Und wir haben keine Angst, daß die Früchte gestohlen werden. Sie gehören sowieso uns allen, und es gibt so viele davon, daß jeder mehr als genug davon haben kann.“

Ihre Worte verklangen in einer fast schmerzhaften Stille.

„Wird es bei uns auch einmal Bäume geben?“ fragte derselbe kleine Junge.

„Natürlich!“ sagte Katy mit Nachdruck, „natürlich wird es auch hier wieder Bäume geben, überall. Und so viele Früchte, wie jeder nur will, um sie zu essen oder um Marmelade daraus zu machen. Marmelade ist etwas Süßes, das man sich aufs Brot schmiert. Ich habe es als Kind gegessen, es schmeckt sehr gut.“

Nein, dachte Madrone, sie durfte gar nicht denken, an all die saftigen Früchte, süßen Pflaumen, knackigen Äpfel, samtigen Pfirsiche. Und wie rote Johannisbeeren zwischen grünem Blattwerk hervorschimmerten. Genieße lieber jetzt die Bohnen und das köstliche Wasser, ermahnte sie sich. Und dann fragte sie sich plötzlich, wie Katy

wohl mit dem Nahrungsmangel zurecht kam, jetzt, wo sie schwanger war. Das Kind unter ihrem Herzen brauchte doch die richtige Ernährung. Gab es hier eine Möglichkeit, Obst und Gemüse zu bekommen?

Nachdem der Eßtisch abgeräumt und das Geschirr gewaschen war, gingen sie alle ins Nebenzimmer. Madrone sah sich vielen hoffnungsvollen Augen gegenüber. Augen in Gesichtern, vom hellsten Elfenbein bis zum tiefen Schwarz von Ebenholz. Sie fühlte plötzlich das ganze Gewicht der Erwartungen aller dieser Menschen auf sich lasten. Wollten sie alle Heiler werden? Wie denn?

Im Hintergrund sah sie die blonden Typen stehen. Ihre Haltung hatte etwas Zynisches. Sie lehnten es ab, sich hinzusetzen, sie wollten nur zuhören.

Wo beginnen, fragte sich Madrone. Sie hatte schon öfter solche Kurse abgehalten. Aber immer vor Menschen, die fast die gleichen Anschauungen hatten wie sie selbst. Woran aber glaubten diese Menschen? Sie begann doch gerade erst selbst, die Welt um sich herum besser zu verstehen. Doch da waren diese Leute. Was sollte sie ihnen sagen? Johanna würde sagen, fang einfach irgendwie an. Sie holte tief Luft.

„Es gibt viele Wege, ein Heiler zu werden“, sagte sie, „aber ich erzähle euch, wie ich es gelernt habe. Wir glauben an die Vier Heiligen Elemente, und das fünfte Geheimnis, das fünfte Heiligtum ist der Geist. Wenn du das richtige Verhältnis zu den vier Heiligtümern hast, erwächst dir die Kraft, mit dem fünften Heiligtum in Kontakt zu treten. Die vier heiligen Dinge sind Erde, Luft, Feuer und Wasser. Sie sind den vier heiligen Richtungen zugeordnet, Norden, Süden, Osten, Westen. Im richtigen Verhältnis mit ihnen zu leben, heißt auch, sie zu schützen und zu bewahren, sie nie zu verschwenden, sie mit anderen zu teilen und den Kreislauf der Regeneration immer wieder zu schließen. Dieser Kreislauf symbolisiert nicht nur das Leben, er ist das Leben selbst. Diesen Kreislauf zu verstehen, ist der Anfang aller Heilkunst.“

Sie machte eine Pause. „Beginnen wir mit dem Kreislauf in uns selbst. Wir nennen diesen Kreislauf Selbsterkenntnis, die Übereinstimmung mit den Vier Heiligen Dingen – innerhalb und außerhalb unseres Selbst. Schließt die Augen und fühlt euren Atem. Das ist das erste Heiligtum in uns selbst. Es ist der Atem des Lebens, der uns Gefühle eingibt und Phantasie. Atmet tief ein, füllt eure Lungen und den Körper damit, bis in die letzten Tiefen. Wir können ohne Luft

zum Atmen nicht leben, doch es ist immer genug davon vorhanden. Ihr habt vielleicht nicht genug zu essen oder zu trinken, aber davon hängt es nicht allein ab, wie ihr mit dem Atem umgeht.“

„Immer langsam“, murmelte jemand, und alle lachten.

„Gut so“, sagte Madrone, „im Lachen zeigt sich Spiritualität. Sie läßt euch tief atmen und ist der Beginn eurer inneren Stärke. Diese Stärke erweckt das zweite Heiligtum in euch, euer inneres Feuer, eure Energie. Ihr müßt nur ganz bewußt darauf achten, wie ihr euch fühlt. Stark oder schwach? Munter oder müde? Denkt daran, Energie ist eine Kraft, die euch durchströmt, als wäret ihr ein Baum, dessen Wurzeln tief in die Erde reichen. Kann einer von euch einen Baum zeichnen?“

„Nein“, murmelten einige zögernd. Madrone stutzte erstaunt.

„Kommt, wir gehen mal in die Berge und gucken uns welche an“, rief einer, und wieder lachten alle.

„Stell dir vor, du bist eine Ratte“, rief ein anderer, „und du schnüffelst auf den Straßen im Müll, um etwas zu fressen zu finden.“

„Nein, lieber ein Bussard, der über den Bergen und der City kreist und nach Beute Ausschau hält. Und dann sieht er nur diese Trümmer überall und die kümmerlichen vertrockneten Menschen dazwischen, so blutarm, daß er sie nicht einmal riechen kann.“

„Schluß damit“, schrie jemand, „laßt uns weitermachen. Wenn jemand über Ratten und Bussarde sprechen möchte, dann kann er das draußen tun.“

„Stellt euch also eine Pflanze vor“, fuhr Madrone schnell fort, „irgendeine Pflanze. Sie schickt ihre Wurzeln gegen alle Widerstände in Tiefe, hinunter zum Wasser und ins feurige Herz der Erde. Unsere Erde ist das vierte Heiligtum, ihr Feuer verwandelt sich zur Quelle menschlicher Energien. Das ist die Kraft, die wir der Erde verdanken, und diese Kraft ist immer da. Atmet tief ein, und holt diese nie versiegende Energie durch eure Wurzeln in euren Körper, so wie die Pflanze sich Wasser durch ihre Wurzeln holt...“

Sie führte sie durch die Visualisierung der Baumenergien, die sie durch ihren Körper hindurchfließen ließen, zeigte ihnen, wie sie Zweige und Blätter ihrer Aura mit dem Erden-Feuer anfüllen konnten und wie sie die Kraft der Sterne herunterholen konnten, um heil und ganz zu werden.

Danach besprachen sie in kleinen Gruppen, was jeder von ihnen dabei empfunden hatte. Sie bildeten Paare, die gegenseitig die Aura des Gegenübers erspüren sollten. Madrone ging umher und beantwortete überall Fragen. Sie fühlte sich etwas entmutigt. Es gab so viel

zu fragen, es gab so viel zu lernen, für jeden. Über den Fluß von Energieströmen, aber auch alle jene simplen Fragen waren zu beantworten: erste Hilfe, die Behandlung von Wunden, Wirksamkeit und Grenzen von Behandlungen mit Kräutern. Aber vielleicht waren diese konkreten Themen ein guter Ausklang für heute. Als Gegengewicht zu den metaphysischen Ausführungen am Anfang. Morgen würde sie mit ihnen über die künstliche Beatmung sprechen und darüber, wie schwere Blutungen zu stillen seien. Das war es, die schwierigen und die einfachen Dinge abwechselnd vorzubringen, so daß jeder zum Schluß etwas dazugelernt hatte, ungeachtet seiner individuellen Aufnahmefähigkeit. Und die Hill-Boys konnten auf jeden Fall den Gebrauch von Kräutern lernen, von weißem und schwarzem Salbei, von Lorbeer und Beifuß und Manzanita-Rinde.

Aber die eigentlichen Dinge? Die spirituellen Kräfte, und wie sie zu Hilfe zu rufen waren? Wie, dies übermitteln? Sie dachte daran, wie sie selbst sich damals damit abgequält hatte, als sie siebzehn war. Ihr Trip in die Bergeinsamkeit. Drei Tage und drei Nächte hatte sie da gegessen, ohne zu essen und zu trinken.

Inzwischen erschien es ihr als Gipfel des Luxus, umgeben von der wilden Schönheit der Berge, auf Essen und Trinken verzichten zu dürfen. Alle jene Dinge, die sie immer für unveräußerliches Menschenrecht gehalten hatte, schienen inzwischen unerhörte Privilegien zu sein. Welche Visionen konnte sie diesen Menschen hier schon geben, hier inmitten der City und ihrem lärmenden Getriebe? Einige von ihnen würden den Weg in die Berge vielleicht schaffen. Aber die anderen? Die niemals aus dem engen Dunstkreis dieser zerstörten Stadt herausgekommen waren, ja, die sogar davor Angst hatten, jemals einen richtigen Baum oder die heranbrausenden Wogen des Ozeans zu sehen. Einfach, weil sie so etwas noch niemals gesehen hatten. Ausgenommen vielleicht einige wilde Kakteen oder Gestrüpp. Und diese fremden Blondinen mit ihrer eiskalten Ausstrahlung?

Sie beendete ihren Vortrag. Die nächste halbe Stunde war ausgefüllt mit weiteren Fragen und Dankesworten. Dann konnte sie endlich in ihren Schlafsack kriechen, der in einer Ecke des Raumes ausgebreitet lag. Sie atmete tief, sammelte sich und verbannte alle Gedanken an die Probleme des kommenden Tages aus ihrem Kopf. Sie stellte sich vor, wie Kaskaden warmen Wassers über ihren Körper fluteten, alle Ängste und Zweifel des Tages von ihr abwuschen. Schüttelte den Gedanken an alle schweren Bürden ab. Madrone, sagte sie sich, laß deine Zweifel fahren. Laß ab von dem Wunsch, deine Zuhörer anzuschreien, wenn

sie sich ignorant zeigen. Laß alles fahren, nur noch schlafen. Schlafen!

Sie war gerade am einnicken, als sie einen kleinen Körper spürte, der sich an sie drängte. Es war die kleine Poppy. Madrone zog sie an sich und deckte sie sorgsam zu. Das Kind drehte sich zu ihr und begann mit seiner kleinen Hand Madrones Brüste zu liebkosten. Mit einem Schlag war Madrone hellwach. Was war denn los? Poppys Hand glitt abwärts, mit einer Geschicklichkeit, die ganz unkindlich war. Dabei zitterte das Mädchen am ganzen Körper.

Sanft zog Madrone die Hand des Kindes von ihrem Körper fort. Sie fühlte sich krank vor Erschöpfung. Was war jetzt zu tun, fragte sie sich verzweifelt. Solche Dinge tat kein Kind aus eigenem Antrieb. Irgend jemand hatte diesem Kind Schreckliches angetan.

„Nein, mein Liebes“, sagte sie freundlich, „ich möchte nicht, daß du so etwas tust. Das ist etwas für Erwachsene, nicht für Kinder.“

Die Kleine machte ihre Hand frei und begann erneut, Madrone zu streicheln, mit einem leisen, ängstlichen Seufzen. Madrone hielt sie fest, sie konnte die Angst des Kindes spüren und riechen. War sie denn dem Angriff dieses Kindes ausgeliefert? Aber wie gut konnte sie doch die Ängste der Kleinen verstehen. Ihre Angst vor Schmerzen, vor Hunger und Durst, vor völligem Ausgeliefertsein, ihr Verlangen nach Sicherheit, nach einem Halt. Ja, sie würde Poppy festhalten, sie in die Arme nehmen. Doch dann fühlte sie sich blockiert. Würde Poppy es nicht nur als eine andere Form von Gewalt empfinden, oder als neue Aufforderung? Diosa! Was tun?

Da begann das Mädchen gellend zu schreien, es riß sich los, rannte zur Tür und schlug mit den Fäusten dagegen. Bevor Madrone sich von ihrer Verblüffung erholen konnte, war Katy da. Sie griff nach einer Decke und wickelte das um sich schlagende Kind ein, ganz fest, bis Poppy sich nicht mehr bewegen konnte. Dann nahm sie das Kind auf den Schoß und wiegte es beruhigend: „Es ist alles okay. Es ist alles gut, es ist alles gut. Du bist hier sicher, Baby, ganz sicher.“

Poppys Schreie hatten alle geweckt. Madrone hörte die anderen murmeln und zurückschlurfen. Sie fühlte sich zu erregt, um einfach wieder schlafen zu gehen. Katy stand auf und trug das Kind hinaus auf den Hof. Madrone folgte ihnen.

Draußen verbreitete der Mond diffuses Licht. Katy saß mit Poppy auf dem Schoß auf einer Bank, eine Madonna mit Kind. Madrone setzte sich zu ihnen. Poppy hatte aufgehört zu weinen. Katy wiegte sie weiter sanft hin und her und flüsterte ihr beruhigend zu. Der Atem des Kindes wurde ruhiger, gleichmäßig und dann schlief es ein.

„Morgen ist alles okay“, sagte Katy, „sie hat Alpträume.“

„Das war kein Alptraum“, sagte Madrone, „sie wollte...“, sie zögerte, „sie wollte mich anfassen. Sie wollte Sex. Und als ich sie daran hinderte, begann sie zu schreien.“

„Natürlich, das mußte sie ja“, sagte Katy.

„Wieso?“

„Sie hat gelernt, daß sie nur auf diese Weise Zuwendung bekommt. Daß sie nur auf diese Weise überleben kann. Du hast sie daran gehindert, Aufmerksamkeit von dir zu bekommen.“

„Jawohl! Und ich würde es wieder!“

„Na, sie wird es schon lernen, daß sie Liebe und Zuwendung auch auf andere Weise finden kann. Hoffen wir es. Wer hat schon so viel Zeit und Energie und den Optimismus, ihr das beizubringen? Aber sie ist noch sehr klein. Es gibt bestimmt noch Hoffnung für sie. Möglichkeiten, daß sich alles ändert. Aber vielleicht ist sie auch für die Angels vorgemerkt?“

„Wer oder was sind diese merkwürdigen Engel eigentlich?“ wunderte sich Madrone.

„Oh, du kennst sie. Diese blonden Menschen, die sich immer im Hintergrund halten. Raffael, Ariel, Gabriel, Uriel. Sie werden die Racheengel genannt. Manchmal auch Todesengel.“

„Was tun sie denn hier in deiner Gruppe?“

„Sie gehören nicht zu uns. Es sind Killer“, sagte Katy leise. „Mach keinen Fehler im Umgang mit ihnen. Sie sind eiskalt. Sie machen mir Angst. Es scheint, als könnte keinerlei menschliche Wärme sie berühren. Niemand kommt an sie heran. Wunderschöne Monster, aber sie sind auf unserer Seite. Sie stecken voller Haß. Eigentlich ist es viel zu gefährlich, solche haßerfüllten Geschöpfe heranzuzüchten. Ich kann ganz gut verstehen, warum manche sie am liebsten umbringen würden.“

„Wovon redest du? Ich verstehe nichts.“

„Von den Blondem. Sie sind das Spielzeug für reiche Männer. Eigens dafür gezüchtet. Von Geburt an dafür ausgebildet. Für Sex und Sadismus.“

„Kinder?“

„Sie sagen, je jünger umso besser.“

„Aber was, wie...?“

„Wenn sie klein sind, reizvoll und hübsch, und du noch alles mit ihnen machen kannst, was du willst. Alles. Und wenn mal eins dabei draufgeht, auch gut, es gibt doch genug andere. Ich sage dir, Madrone, sie werden von denen gezüchtet. Es ist eine richtige Industrie. Mit Katalogen, Videos, Accessoires und Folterinstrumenten.“

„Ich kann das nicht glauben.“

„Es ist wahr. Und diese Angels stehlen die Kinder, brechen in Häuser ein, zünden sie an, töten, wenn sie jemand hindern will. Vermutlich macht ihnen das alles großen Spaß. Trotzdem will ich sie nicht einfach verurteilen. Niemand weiß, wie sie aufgewachsen sind, und unter welchen Umständen. Nur Gott oder die Göttin weiß, was mit ihnen alles geschehen ist. Sie selbst sprechen nie von sich. Sie schauen dich nur an, mit ihren eiskalten blauen Augen.“

Madrone war zu schockiert, um etwas zu antworten. Poppy bewegte sich murmelnd in Katys Armen.

„Ich möchte es nicht, aber mir fällt dazu nur ein Wort ein“, sagte Madrone schließlich, „das ist teuflisch.“

„Es gibt auch kein anderes Wort dafür“, sagte Katy, „wo du zuhause bist, gibt es da keine Sex-Shops und Maso-Clubs?“

„Göttin! Nein! Jeder bei uns hat Spaß am Sex, aber privat. Ich habe noch nie darüber nachdenken müssen, bevor ich hier herunter gekommen bin. Sex ist bei uns keine Ware. Und das ist es, was ich nicht recht verstehe. Wie denken die Millennialisten über das alles? Sie sind doch so gegen Sex?“

„Die Millennialisten sind das Rückgrat der Industrie. Alle diese Unterdrückungen müssen irgendwo ihr Ventil haben. Und vergiß nicht, es gilt nicht als Unzucht oder Sünde, weil es ja mit Menschen ohne Seele gemacht wird. Bequemerweise ist das jede oder jeder, der kein guter Millennialist ist. Und es hilft auch, daß man Profit daraus schlagen kann.“

Der Mond stand nun über den Dächern. Madrone sah auf: Die Mondin, hier und zu Hause war La Luna rund und weiß und ihr Licht silbern. Sie warf hier wie dort die gleichen Schatten, nahm ab und wuchs wieder zur runden Scheibe heran. Es war so, und doch war es schwer zu glauben. Wie konnte derselbe Mond sein Licht auf so verschiedene Welten werfen?

„Es gibt so vieles, von dem ich nichts weiß“, sagte sie abschließend.

„Du kannst mich alles fragen, Madrone. Ich möchte dir gern helfen, weil du uns ja auch in so vielem hilfst.“

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, was ich dich fragen sollte“, sagte Madrone, „es ist hier alles fremd für mich. Ich weiß auch nicht, ob es für mich gut ist, soviel zu fragen. Ich bekomme Angst, Katy. Ich weiß wirklich nicht, was ich hier noch tun soll. Kann ich diesen Leuten etwas über das Heilen erzählen? Etwas, was ihnen später hilft, bei allen diesen Gefahren hier. Heiler zu werden dauert eigentlich Jahre. Das kann man nicht einfach nur durch Vorträge lernen.“

„Du hast hier aber schon mehr erreicht als du glaubst.“

„Wieso? Woran willst du das gemerkt haben?“

„Erst einmal, du hast es zuwege gebracht, daß die Hill-Boys, die Angels und alle anderen etwas zusammen gemacht haben. Das ist noch nie dagewesen. Klar, es hat Spannungen gegeben. Aber niemand hat das Messer gezogen und ist auf die anderen losgegangen. Normalerweise achten diese Gangs sehr auf ihr Territorium und lassen sich von niemandem etwas sagen. Im Grunde haben sie alle mehr Gemeinsamkeiten, als sie zugeben würden. Es muß sie nur jemand zusammen bringen, der genügend Phantasie und Energie hat. Dann könnte etwas mehr daraus werden.“

Katy holte Luft: „Und dieses Gefühl hast du ihnen vermittelt, Madrone. Erzähle ihnen vom Norden. Erzähl' von den Bächen und Flüssen, von den Obstbäumen und wie ihr die Baumpflanz-Aktionen in den Bergen organisiert. Wir hier wissen ja gar nichts von solchen Dingen, wußten nicht einmal, daß so etwas möglich ist. Das ist es, was die Leute hier von den anderen Gangs unterscheidet, daß wir eine Idee bekommen haben, von dem, was sein könnte. Und zwar durch dich. Du bist der lebende Beweis für alles. Du mußt nur davon erzählen. Wir sehen dich, wir hören dich, und sehen an allen deinen Bewegungen, daß du die Wahrheit sagst.“

„Ist das wirklich wahr?“

„Du bewegst dich auf eine Art und Weise, die zeigt, daß dein Körper und dein Leben dir gehören. Daß du jedes Recht hast, zu existieren, zu atmen, einen Platz auf dieser Erde zu beanspruchen. Ich habe dich die ganze Zeit beobachtet, Madrone. Du bist deiner selbst so sicher. Es ist keine Arroganz in dir, wie bei manchen reichen Leuten. Du hast auch nicht die harte Eleganz wie die Angels. Du bist so, wie soll ich sagen, grundsolide. Du hast sicher niemals auf jemanden hinuntergeblickt, und bist sicher niemals unterwürfig. Ich beneide dich. Ich hoffe, daß ich mich irgendwann auch einmal so verhalten kann, in einer Welt, in der sich alle frei und leicht bewegen wie du.“

„Oh, ich möchte nicht, daß sich andere Menschen meiner wegen schlecht fühlen, Katy“, sagte Madrone schnell, „es ist schon seltsam. Ich möchte gar nicht so viel über uns im Norden sprechen. Es klingt immer so prahlerisch. Nach Zurschaustellung.“

„Prahle bitte weiter, stell' zur Schau, quäle uns mit Visionen! Zerfleische unsere Herzen! Besser neidisch als hoffnungslos!“

„Und es macht mich krank vor Heimweh“, fügte Madrone hinzu.

„Du hast uns ein großes Geschenk gemacht, indem du hierher gekommen bist. Die meisten hier haben in diesem Kampf nichts zu verlieren. Du schon. Und glaube nicht, daß wir dich nicht zu schät-

zen wissen, nur weil eines dieser smarten Arschlöcher sich arrogant verhält.“

„Ach, ich giere nicht nach Anerkennung. Ich brauche kein Lob. Deshalb bin ich nicht hierher gekommen. Was ich erreichen möchte, geht eben nicht anders.“

„Was möchtest du denn erreichen? Wenn ich in einer City lebte, wo das Wasser durch die Straßen plätschert und überall Obstbäume stehen, würde ich nicht fortgehen wollen.“

Madrone lächelte. „Vielleicht habe ich nicht gewußt, worauf ich mich einlasse. Vielleicht ist es ein Familien-Fluch. Die Göttin hat uns ausgewählt, hat uns diese Visionen auferlegt. Schickt uns, die Drecksarbeit zu tun. Was kann man da machen? Wenn du dir selbst treu bleiben willst, mußt du solchem Ruf folgen.“

„Bereust du es?“

„Bei jeder Mahlzeit, oder vielmehr bei jeder, die es hier nicht gibt! Aber im Ernst, es tut mir nicht leid. Was hier geschieht, ist sehr real. Es gib kein Ausweichen. Auch bei uns zu Hause im Norden geht der Kampf weiter. Ich muß hier wie dort kämpfen. Aber genug von mir, was ist mit dir? Du kommst mir ganz anders vor als die anderen? Wie bist du hierher gekommen?“

„Mein Vater und ich zogen hierher, nachdem die Millennialisten seine Kirche in Brand gesteckt hatten. Er pflegte zu sagen, die Armen seien die einzigen, die ihn wirklich brauchten. Das war damals, '32, als ich elf Jahre alt war. Alt genug, um ihm eine Hilfe zu sein. Wir begannen mit diesem Garten hier, als das Wasser noch nicht so knapp war. Und er fing an, die Leute zu organisieren. Übrigens sprach mein Vater kaum noch über Gott, seitdem wir hierher kamen. Er sprach fast nur noch von Essen und Wasser. Als ich ihn danach fragte, antwortete er, Essen und Trinken seien die Götter der Armen.“

„Amen!“ schloß Madrone.

„Er starb fünf Jahre später. Ich war schon fast erwachsen. Ich konnte es kaum mit ansehen, wie die jungen Männer mit rostigen Gewehren in den Bergen herumliefen und sich als Revolutionäre bezeichneten. Ich war der Meinung, wir sollten hier etwas aufbauen und den Leuten zeigen, daß die Dinge sich auch ändern könnten. Und so bin ich nun hier.“

Katy schwieg, dann fragte sie: „Und du? Was müssen wir noch von dir wissen?“

„Ich bin müde“, sagte Madrone, „sehr müde, ich würde am liebsten den ganzen Tag weinen. Ich möchte wieder heim. Ein langes, heißes Bad nehmen, im Garten reife Tomaten pflücken und in meinem eige-

nen Bett mit sauberen Laken schlafen. Aber ich weiß, daß ich nicht heimgehen kann. Ich kann einfach nicht heimgehen, bevor ich hier nicht irgend etwas erreicht habe. Zwischendurch wünsche ich mir, ich könnte ebenfalls töten und Spaß daran haben. Es scheint so eine einfache Lösung zu sein.“

„Ich weiß.“

„Vielleicht hat Hijohn recht. Vielleicht ist es besser, alles niederzubrennen, selbst wenn wir mitverbrennen.“

„Das ist eine Versuchung“, gab Katy zu, „aber habt ihr im Norden die Revolution auf diese Art gewonnen?“

„Nein. Wir gingen den langen, beschwerlichen Weg. Es hat viele Jahre gedauert, etwas zu erreichen. Manche unserer alten Leute haben wirklich ihr ganzes Leben damit zugebracht, einen Versuch nach dem anderen zu starten, unser Leben leichter und einfacher zu gestalten. Die Restauration scheint ganz plötzlich geschehen zu sein, aber in Wirklichkeit hat es ein halbes Jahrhundert Vorbereitung gekostet.“

„Ja, so ist das“, sagte Katy.

Sie saßen noch einen Augenblick schweigend zusammen. Eine bemerkenswerte Frau, dachte Madrone.

„Ich bin froh, dich kennengelernt zu haben, Katy“, sagte sie, „ich brauche hier so bitter nötig eine Freundin. Jemanden, mit dem ich reden kann.“

„Ich auch“, sagte Katy leise. Poppy regte sich in ihren Armen und erwachte. „Möchtest du etwas essen oder trinken?“ fragte Katy.

„Oh, ich könnte jetzt für eine Tortilla sterben, Katy“, schwärmte Madrone, „wenn du weißt, was das ist? Diosa, mir läuft das Wasser im Mund zusammen!“

„Tortija“, bei Katy klang der Name komisch. „ich kenne das, meine Mutter konnte Spanisch, aber ich habe nicht viel aufgeschnappt. Den Rest habe ich aus meinem Kopf verbannt, seit die Millennialisten die Stewards zu den Sprach-Gesetzen gedrängt haben. Spanisch ist seitdem verboten. Ich kriege das Wort auch nicht richtig heraus.“

„Naja“, sagte Madrone, „wenn du eine Revolution anzetteln willst, mußt du erst mal lernen, deine R's richtig rollen zu lassen.“

Sie buken so etwas ähnliches wie Tortillas und teilten sich die übriggebliebenen Bohnen. Katy ging, um Poppy schlafen zu legen. Doch Madrone war nun hellwach. Sie blieb draußen sitzen und blickte zum Himmel empor. Sterne blinkten. Madrone wünschte, jemand würde sie in die Arme nehmen und wiegen. Würde ihr sagen, daß alles in Ordnung sei. Aber da war niemand. Mutter! Johanna? Warum erschreckt ihr immer nur Maya, aber zu mir kommt niemand?

Doch plötzlich war da ein warmer Hauch um sie herum, sie fühlte sich getröstet und gleichzeitig herausgefordert. Johanna, flüsterte sie, wir gewinnen hier nichts. Wenn wir uns hier nicht behaupten können, wie wollen wir uns dann daheim behaupten? Stille.

Johanna, ich gehe hier zugrunde, ich sterbe. Niemals mehr werde ich zwischen der Minze im Garten des Black Dragon House in der Sonne liegen. Oder beim Liebesfest im Ritual-Raum dabei sein. Niemals mehr Maya den Morgentee bringen. Oder einfach nur mit euch in der Sonne sitzen und plaudern. Niemals werde ich ein Baby haben. Und was vielleicht noch schlimmer ist, ich werde wohl nie sehen, wie diese zubetonierte City sich wieder in das verwandelt, was sie einst war, eine Stadt voller schöner Häuser, mit blühenden Gärten und glücklichen Menschen. Nie werde ich die Flüsse hier wieder frei strömen sehen, rauschen hören.

Johanna, hörst du mich? Hast du dich jemals ähnlich hoffnungslos gefühlt. Fühlst du mit mir?

Stille. Die Dunkelheit schien noch dunkler zu werden als der Mond unterging. Dunkelheit und Schweigen. Was würde der Tod zu jenen sagen, die in beiden Händen die Gefahren des Lebens hielten? Festhalten! Aushalten!

Maya hatte Bird sein Lieblingsessen gekocht, Nachos mit scharfer Sauce und gebackenen Bohnen. Er starrte das Essen solange regungslos an, daß sie allmählich Angst bekam.

„Das ist zum Essen da“, sagte sie schließlich.

„Ich weiß, ich weiß“, antwortete er, „ich bin nur schon wieder so im Streß, dieses endlose Warten. Ich wünschte mir, sie würden endlich kommen, damit alles vorbei ist.“ Sorgfältig schob er sich mit der Gabel eine Portion von den mit Käse überbackenen Bohnen in den Mund.

Da hörten sie, wie unten die Tür geöffnet wurde, eilige Schritte hasteten die Treppe herauf, und Rosa platzte ins Zimmer.

„Sie sind da“, schrie sie, „sie kommen auf dem alten Freeway über den San Bruno Hill.“

Bird setzte blitzschnell seinen Teller nieder, sprang auf, und ohne ein Wort zu sagen, verließ er den Raum. Maya hörte, wie er seine Jacke vom Haken riß, hörte das unregelmäßige Trappeln seiner Schritte auf der Treppe nach unten. Dann fiel die Tür ins Schloß.

Er muß schreckliche Angst haben, sagte sie sich. Darum rennt er einfach weg, ohne etwas zu sagen, und nicht, weil er mich nicht liebt.

Sie saß allein und starrte auf den leeren Sessel und den Teller mit dem Essen, das er kaum angerührt hatte. Es kränkte sie, daß er nicht einmal seinen Teller hatte leer essen können. Es war kaum eine Viertelstunde, da hatte sie das Essen noch im Ofen gehabt, die Bohnen, die Chips und den Käse, und er war noch da gewesen, lebendig – und frei. Sie hatte ihm alles sagen können, alles, was sie wollte. Sie hatte seine Wange streicheln können, ihm das Haar zausen.

Ich habe immer versucht, sorgfältig zu sein, dachte sie. Ich habe

keinen Kaffee getrunken, als ich mit seiner Mutter schwanger war. Ich habe keinen Tropfen Alkohol mehr getrunken. Und Brigid, als sie ihn trug, sie hatte sehr darauf geachtet, nur ja nichts zu essen, was nicht bei ihnen selbst geerntet worden war.

Oh, und die vielen Stunden, in denen sie alles aus dem Weg geräumt hatte, was einem Baby gefährlich werden konnte, Gummibänder oder Reißzwecken etwa. Sie hatte eigenhändig Türsicherungen bei allen unteren Türen der Schränke angebaut, viele davon waren bis zum heutigen Tag noch vorhanden. Aber du kannst niemanden auf Dauer beschützen, das wußte sie. Früher oder später fand jeder einen Weg, um auszubrechen. Sie griff unvermittelt nach der Schranktür und riß so hart daran, daß der Sicherheitsverschluß brach. Sie warf die Tür mit einem Knall wieder zu. Gleich fange ich an zu weinen, fühlte sie. Verdammt, und wenn schon, dachte sie, ich habe auch allen Grund.

Stunden später, als Sam kam, fand er Maya, wie sie schluchzend auf dem Boden lag. Die Reste vieler Kindersicherungen waren um sie herum verstreut.

Der größte Teil des alten Freeway war schon durch frühere Erdbeben zerstört worden, und der Rest verfiel, als die schweren Trucks durch Solar-Züge ersetzt worden waren. Aber ein größerer Abschnitt des alten Highway 101 hatte überdauert. Pferdefuhrwerke, elektrische Karren oder alkoholbetriebene Lkws der im Süden liegenden Farmen nutzten diese Verbindung. Eine halbwegs intakte Ausfahrt leitete direkt vom Highway zur Market-Street, unweit der großen Plaza vor der Old City Hall. Hier stieß Bird auf Marie, Roberto und Lan. Sie warteten gemeinsam.

Es war Markttag, und die Plaza war voll mit Marktständen. Unter bunten Markisen wurden Gemüse, Korn und reife Früchte feilgeboten.

„Ein Bild des Überflusses“, bemerkte Robert.

„Nicht mehr lange“, antwortete Lan.

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da wurde klar, daß die Nachricht vom Einzug der Truppen die Runde machte. Die Händler begannen ihre Waren einzupacken, schweigend, schnell und entschlossen strebten sie zum Hafen. Marie griff nach Birds Hand, sie bildeten zusammen mit Lan und Roberto einen Kreis. „Laßt uns beten, jeder zu dem Gott, an den er glaubt.“

Sie standen für einen Moment still. Ich kann es noch gar nicht fas-

sen, daß dies alles Wirklichkeit ist, dachte Bird. Morgen war Beltane, das Maifest, aber es würde keinen Tanz in den Mai geben, keine Mai-F Feuer, keinen Mai-Baum, keine Musik von Sachikos kleiner Truppe. Madre Tierra, hilf uns. Hilf mir. Laß mich die Kraft finden, die ich brauche.

Dann hörten sie plötzlich ein dumpfes Rumpeln und Grollen, Schockwellen ließen den Boden erzittern. Marie drückte erschrocken Birds Hand.

„Die Brücken“, flüsterte sie, „die Brücken sind gesprengt worden!“

Eine weitere Explosion folgte, noch lauter als die erste. Tränen standen in Lans Augen, und auch Bird merkte, daß er weinte. Während erste Boote schon weit entfernt segelten, verließen die letzten den Hafen und glitten in Richtung Nord- oder Ost-Bay davon. Eben noch war die Plaza voll pulsierenden Marktlevens gewesen.

„Laßt uns die Market Street hinunter gehen“, brach Bird das Schweigen, „ich möchte gern sehen, was weiter passiert.“

Die vier gingen langsam weiter, die Straße entlang bis zu einem großen würfelförmigen Springbrunnen, noch aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Aus den Seitenstraßen kamen weitere Menschen, die die Eindringlinge sehen wollten. Von hier aus konnte man die ganze Straße gut überblicken. Und plötzlich waren sie zu sehen – eine lange Reihe marschierender Männer in Uniform. In perfekter Formation und in perfektem Gleichschritt, eine tausendfüßige Maschine schien sich da heranzuwälzen, sehr geordnet, sehr diszipliniert: die Steward-Armee!

Bird überkam eine unerklärliche Ruhe. Als hätte sich seine Angst unter dem Druck seiner Furcht zu einem Diamanten kristallisiert. Sein Geist war ganz klar. Das Warten war vorüber. Sie waren hier. Sie waren wirklich hier.

Die Vorhut der Maschierenden erreichte die Kurve dicht beim Springbrunnen. Neben der großen Masse der Soldaten schritt ein Einzelner. Seine Augen waren hinter einer großen, verspiegelten Sonnenbrille verborgen. In den Händen hielt er ein Lasergewehr. Die Truppe, bemerkte Bird plötzlich, war nach Hautfarbe sortiert. Wie eine Schachtel Buntstifte, schoß es ihm durch den Kopf. Die Schwarzen und milchkaffeefarbenen Mischlinge in einem Haufen, die gelblichen Mestizen in einem eigenen Zug, die Gelben und deren Mischlinge für sich.

Der Mann mit der Sonnenbrille blieb vor ihnen stehen. „Ich bin Commander Pershing Nelson, Befehlshaber der Vierten Steward

Armee“, sagte er nicht unhöflich, aber mit befehlsgewohnter Stimme.
„Wer ist hier der Anführer?“

Jetzt ist es soweit, dachte Bird. Alle vier machten zwei Schritte vorwärts.

„Wir sind hier, um dieses Land im Namen der Vereinigten Stewardships, denen es gestohlen worden ist, wieder in Besitz zu nehmen“, sagte der Commander. „Wenn ihr euch fügt, werden wir nachsichtig sein. Wenn nicht, habt ihr euch die Folgen selbst zuzuschreiben.“

Er wartete. Alle schwiegen. Der Commander blickte von einem zum anderen. Zum Schluß fixierte er Roberto, der offensichtlich der Älteste war.

„Sie! Ich warte auf eine Antwort. Wir bieten euch eine Chance, ohne Blutvergießen aufzugeben. Ihr seid uns weit unterlegen und unbewaffnet. Alles, was wir wollen, ist etwas Unterstützung, damit wir Ordnung in diese Stadt bringen können. Antworte!“

Robertos Gesicht war ruhig und gefaßt. Er blickte auf den Commander und sagte mild: „Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam.“

„Wie bitte?“

„Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam.“

„Was soll das heißen?“

Marie machte einen Schritt vorwärts. „Ich bin Schwester Marie Seraphim vom Orden Unserer Lieben Frau und eines der frei gewählten Mitglieder des Stadtrates dieser City. Was wir meinen ist, daß wir niemals mit jemandem zusammenarbeiten oder jemanden dulden werden, der Gewalt ausübt.“

„Tun Sie, was ich Ihnen sage!“

„Wir schlagen eine Alternative vor“, Marie erhob ihre Stimme. Sie sprach jetzt so laut, daß die Masse der Soldaten sie hören konnte. „Eure Armee besteht fast nur aus Armen, entrechteten und enteigneten Menschen. Wir hier sind nur ein kleines Volk, dezimiert durch Schicksal und Krankheiten. Einst bot diese Gegend Hunderttausenden Brot und Heimat. Jetzt sind wir nur noch wenige. Deshalb finden wir sicher ein Stück Land für jene unter euch, die mit uns hier leben möchten, die mit uns die vier Heiligen Dinge respektieren möchten: Erde, Feuer, Wasser und Luft. Wir sind keinen reiche Gesellschaft, aber alles, was wir besitzen, haben wir gemeinsam erreicht. Wer mit uns zusammen etwas erreichen will, für den finden wir einen Platz.“

„Gemeinsam mit euch etwas zu machen, steht hier nicht zur Debatte“, schrie Commander Nelson. „Wir sind hier, um die Vorherrschaft der Stewards wieder einzusetzen.“

„Wir bestreiten euch das Recht dazu“, sagte Marie.

„Ihr habt keine andere Wahl.“

„Wir wollen gar nicht wählen. Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam.“

Maries Stimme trug weit über die gespannt lauschenden Steward-Truppen. Sie sah dem am nächsten stehenden schwarzen Soldaten eindringlich in die Augen.

„Ich bin es nicht gewöhnt, mit Frauen zu streiten“, knurrte der Commander Roberto an.

Marie lächelte. „Dann haben Sie jetzt eine neue Erfahrung gemacht.“

Der Commander ignorierte sie und sprach nun direkt zu Roberto. „Unsere Armee ist jetzt hier, wir übernehmen dieses Land. Das ist kein Scherz. Jetzt brauche ich deine Unterstützung, um meine Männer einzuquartieren. Wie ich schon sagte, wenn ihr willig seid, habt ihr keine Probleme. Wenn nicht, verteile ich meine Männer nach Gutdünken, und das könnte euch später leid tun.“

„Wir haben für jeden einen Platz an unserem Tisch“, antwortete Roberto.

„Dem nächsten, der wieder so etwas sagt, wird es leid tun!“

Lan, Roberto, Bird, Marie und viele andere der City-Bewohner hinter ihnen riefen daraufhin im Chor: „Es ist für euch ein Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam.“

Wutentbrannt schlug der Commander Roberto mit der flachen Hand ins Gesicht.

„Sag's nochmal, mein Junge, sag's nochmal!“

Das ist nicht so gut gelaufen, dachte Bird. Wir haben den Commander nur so weit gebracht, daß er die Kontrolle über sich verloren hat. Wenn Roberto tiefer in dieses ungleiche Duell verstrickt wird, kann es mit Toten enden. Jetzt bin ich dran, dachte Bird.

Er machte einen Schritt nach vorn.

„Wir akzeptieren Ihre Autorität nicht“, sagte Bird. „Wir werden Ihnen in keiner Weise helfen. Wir werden nicht kooperieren. Wir werden uns in jeder Weise der Gewalt widersetzen. Aber wir werden euch immer wieder anbieten, mit uns zu leben, statt uns zu erobern und zu unterjochen.“

Commander Nelsons Gesicht zeigte Geringschätzung: „Ich bin es nicht gewöhnt, Ratschläge von Niggern anzunehmen.“

Bird hatte dieses Wort nicht mehr gehört, seit er aus dem Gefängnis in den Southlands geflohen war. Das beleidigende Wort kam ihm sehr altmodisch vor, eine archaische Waffe aus fernen Zeiten, es kam ihm vor, wie ein Holzspeer oder eine Steinaxt. Unruhe machte sich in der bisher still wartenden Steward-Truppe breit. Ein drohendes Murmeln lief durch einen Teil der schwarzen und dunkelhäutigen Soldaten. Wie bei einem Hund, der im Schlaf gestört worden war, dachte Bird.

Es gab also Spannungen unter ihnen, Differenzen, die ausbrechen könnten. Der Zusammenhalt in dieser Armee war brüchig, das müssen wir uns merken.

Marie wollte etwas sagen. Aber Bird kam ihr zuvor. Dies wollte er selbst machen.

„Wir sind es nicht gewöhnt, dieses Wort in unserer Stadt zu hören“, sagte er. Er verlegte sich dabei auf eine singende Sprechweise, so daß seine Worte auch von den weit hinten stehenden Soldaten noch gut verstanden werden konnten. „Bei uns gibt es keine Rassenschranken. Ich sage dies euch, Brüder, ob Schwarzer oder Latino, Chinese oder Mischung, wir haben für alle, die es wollen, einen Platz an unserem Tisch.“

Nelson riß sein Gewehr hoch und schmetterte Bird den Kolben an den Kopf. Bird war wie betäubt, rasender Schmerz durchzuckte ihn. Er taumelte, stand aber, unentschlossen. Okay, dachte er, besser dies als tot. Blut rann ihm über die Stirn und durchtränkte den Kragen seines Hemdes.

„Sie haben nichts verstanden“, sagte Marie zum Commander. Sie ist böse, dachte Bird. Er kannte die Bedeutung der roten Flecke auf ihren Wangen. Aber ihre Stimme klang ruhig. „Ihr versteht die Stärke der Menschen dieser City nicht. Es ist eine Stärke, die ihr niemals zerstören oder erobern könnt, die sich nie eurem Willen beugen wird.“

Der Commander kehrte ihr den Rücken. „Fertig machen zum Quartier“, brüllte er den Soldaten zu. „Johnson, riegeln Sie das Gebiet ab. Zelte aufstellen!“ Er wandte sich um und sagte, an die City-Bewohner gerichtet: „Jeder verschwindet, bevor ich bis zehn gezählt habe.“

Lan setzte sich auf den Boden.

Ich bin bereit zu gehen, dachte Bird, sein Kopf dröhnte und schmerzte unerträglich. Aber dann setzte er sich. Roberto, Marie und die City-Bewohner taten es ihm nach.

Nelson drehte sich zu seinem Zweiten Offizier um. „Räumen Sie dieses Feld. Egal wie, schleift die Leute fort, überfahrt sie mit Trucks, erschießt sie, aber fort mit ihnen.“ Er stapfte davon, die Brust mit den Ordensbändern herausgedrückt.

„Sie haben gehört“, brüllte Jones, aber sein Ton klang verunsichert.
„Männer, schafft sie fort!“

Die Soldaten blieben wie angewurzelt stehen.

„Teufel auch, worauf wartet ihr?“, brüllte Jones. „Schleift sie weg!
Dies ist ein Befehl. Und seid nicht zimperlich mit ihnen.“

Mit erschrecktem Gesicht gingen einige der Soldaten los. Wenn wir jetzt Waffen unter der Kleidung versteckt hätten, dachte Bird, das wäre jetzt ein gelungenes Überrumpelungsmanöver. Aber sie hatten keine. Die City-Leute begannen zu singen: „Wir weichen nicht von unserem Land! Wir weichen nicht von unserem Land!“ Birds Kopf schmerzte mehr und mehr. Doch er vergaß das Pochen in seinem Schädel, als zwei Soldaten ihm unter die Achseln griffen und ihn über das Pflaster fortschleiften. Er machte sich so schwer wie nur möglich. Aber er hatte genug damit zu tun zu verhindern, daß sein Kopf auf dem Boden aufschlug. Längst war sein Hemd zerrissen, seine Haut schürfte über Steine und Pflasterung. Schmerzensschreie um ihn her, als andere City-Bewohner ebenfalls brutal fortgerissen wurden.

Singen, dachte Bird, wir sollten singen. Und so laut er nur konnte, begann er zu singen: „Es gibt eine Kraft in jedem, die tanzt mit dem Mond, mit der Sonne...“

Vereinzelt zuerst, dann immer mehr Stimmen nahmen das Lied auf, und schließlich brauste es über die Menschen hin, über Steward-Soldaten und City-Bewohner gleichermaßen, bis sie sich alle unwillkürlich vom gleichen Rhythmus durchdrungen waren.

„Wir sind die Hoffnung, die nicht verweht, wir sind die Tide, die kommt und geht...“

Die Straßen füllten sich in dieser Nacht mit Soldaten. Sie schienen überall zu sein, sie marschierten auf beiden Seiten des Stromes flußauf- und flußabwärts. Sie drangen überall in die Gärten ein, pflückten die Früchte von Bäumen und Sträuchern, und zertrampelten die Rasenflächen in den Parks.

Bird suchte sich vorsichtig einen Weg zwischen ihnen, drückte sich in Toreinfahrten, verbarg sich im Schatten von Gebüsch. Sam hatte seine Kopfwunde versorgt und verbunden. Maya hatte ihn unter entsetzten kleinen Schreien liebevoll versorgt und bemuttert. Sie versuchte, ihn im Hause zu halten. Aber Bird wollte mit Lan, Marie und Roberto sprechen.

Eine hölzerne Fußgängerbrücke überquerte den vom Hügel aus südwärts fließenden Strom. Er mied die Brücke. Statt dessen wollte er

den Fluß auf den in der Strömung liegenden Steinen überqueren, so wie er es als Junge immer am liebsten getan hatte. Während er von Stein zu Stein sprang, hatte er sich immer vorgestellt, der Fluß sei voll mit gefährigen Pirhañas, Krokodilen und anderem gefährlichen Getier. Nun waren die Gefahren echt, und er rannte über Steine. Sein verwundetes Bein behinderte ihn zwar, aber es ging besser als er dachte. Nur in der Dunkelheit auf dem letzten Stein rutschte er ab. Ungeschickt taumelte er ans Ufer und schlug der Länge nach hin – direkt neben jemandem, der da im Schatten eines Baumes hockte.

„Disculpame“, sagte Bird halblaut, „Entschuldigung.“

Der Jemand rührte sich nicht. Bird hielt sich die schmerzenden Rippen und erkannte einen Mann. Ein Soldat. Er kniete am Flußufer und hielt seine Hand ins Wasser, Tränen standen auf seinem Gesicht. Etwas an ihm erinnerte Bird an Littlejohn, genauso schwächling, genauso strähniges Haar.

„Bist du okay?“ fragte Bird. Zu Füßen des Fremden lag ein Laser-Gewehr, dennoch empfand er keine Angst.

„Woher kommt all dies Wasser?“ fragte der Soldat. Es schwang ein träumerischer Ton in seiner Stimme mit, als wollte er sich an etwas erinnern.

„Von dort oben, vom Himmel, aus den Wolken, vom Regen, von den Hügeln, aus den Reservoirs der City und aus den Wasser-schläuchen in den Gärten“, gab Bird zurück.

„Aber das Wasser fließt hier einfach durch die Stadt, jeder könnte es stehlen.“

„Das Wasser ist frei. Es gehört uns allen, niemand muß hier Wasser stehlen, niemand muß dafür bezahlen, niemand profitiert davon, Wasser ist uns heilig.“

„Mein Bruder wurde für einen Wasserdiebstahl erschossen. Und ich wurde in die Armee gesteckt.“

„Nimm dir soviel du möchtest“, ermunterte Bird. „Bade drin, schwimm drin, trink davon, es ist sauber.“

„Aber wir sind hier, um euer Wasser wegzunehmen.“

Ich habe mich von Maya und Lily überzeugen lassen. Ich habe mich ihren Plänen angeschlossen, überkam es Bird, aber erst in diesem Moment habe ich einen leisen Hoffnungsschimmer, daß wir siegen könnten. Er hockte sich neben den Soldaten und senkte seine Stimme zu einem halblauten, beschwörenden Ton.

„Du kannst dir nehmen, soviel du willst. Wir werden niemals daneben stehen und aufpassen, ob du es vielleicht verschwendest. Alles was du brauchst, kannst du dir nehmen.“

„Ich verstehe kein Wort.“
„Wir haben für dich einen Platz an unserer Tafel gedeckt. Du bist eingeladen. Du mußt nicht in der Armee bleiben.“
„Du meinst, ich soll zu euch kommen, für euch kämpfen?“
„Auf unsere Weise kämpfen, ja.“
„Aber was ist mit den Boostern?“
„Den Immun-Verstärkern?“
„Alle sagen, wenn du erstmal auf Booster bist, mußt du ohne sie sterben.“
„Nicht immer“, gab Bird zurück. „Ich kenne Deserteure, die immer noch leben. Es ist riskant. Wir haben aber Heilkundige, Ärzte und weise Frauen, die helfen.“
In diesem Moment hörten sie einen lauten Befehl von der Kreuzung hinter ihnen.
„Meine Einheit“, flüsterte der Soldat hastig, „wir ziehen weiter.“
„Vergiß nicht“, sagte Bird, „das Angebot gilt.“
Der Soldat riß sein Gewehr hoch und rannte davon.

Gespannte Ruhe lag über der City. Das Leben ging scheinbar seinen gewohnten Gang. Menschen arbeiteten in ihren Gärten, kochten Essen, aßen, wechselten den Babys die Windeln. Aber jeder blieb in der Nähe seines Hauses. Der Wochenmarkt blieb leer, auch die Cafés zur Abendstunde. Auf den Straßen sah man nur noch Soldaten, die ihren Weg durch das Labyrinth der schmalen Straßen suchen. Und die Soldaten schienen alle verblüfft, verfielen in staunendes Schweigen angesichts der vielen Früchte auf den Bäumen und der üppigen Blütenpracht in den Gärten.

Drei Tage lang war Sam wie jeden Tag morgens ins Spital gegangen. Am dritten Tag kam er schon am frühen Mittag wieder zurück. Die Stewards hatten das Krankenhaus besetzt und alle Zivilpatienten auf die Straße geworfen. Der Rat der Heiler hatte das vorausgesehen und jeden Patienten einem bestimmten Haus in der City zugewiesen. Lou und Aviva sorgten dafür, daß alles klappte und jeder gut untergebracht wurde. Sam war im Black Dragon House und kümmerte sich um die Küche.

„Es ist Krieg, okay“, knurrte er wütend. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, aber als dieser komische Kerl hereinkam und mich aus meinem eigenen Krankenhaus hinauswarf, da hätte ich ihn erwürgen können. In dem Spital habe ich schon gearbeitet, noch bevor die-

ser Knabe überhaupt gezeugt wurde. Ich würde ihm am liebsten einen Tritt in den Hintern geben und ihn dann zerreißen. Wie geht es übrigens deinem Kopf, Bird?“

„Gut“, sagte Bird schnell. In Wahrheit hatte er heftige Schmerzen. Er hatte sich gerade eine Tasse Kräutertee aufgegossen und wunderte sich, daß man ihm diese Arbeit noch erlaubte.

„Du sagst immer gut, auch wenn du halbtot bist“, konstatierte Maya.

„Mein Kopf ist okay“, entgegnete Bird. „Merkwürdigerweise fühle ich mich besser, jetzt, wo endlich etwas passiert ist. Wir brauchen nicht mehr zu warten. Sam, was ist mit diesen Boostern? Die Hälfte der Armee würde morgen schon zu uns überlaufen, wenn sie nicht Angst vor dem Entzug hätten. Wir hätten es dann zwar immer noch mit der anderen Hälfte zu tun, aber die Überläufer wären in der Mehrzahl.“

„Ich habe gehofft, Madrone würde zurückkommen“, sagte Sam, „obwohl es vielleicht besser ist, wenn sie nicht da ist. Aber ohne genaue Kenntnis über die Drogen, die sie benützen, ist die Sache schwierig.“

„Vielleicht können wir es herausfinden?“ sagte Bird gedankvoll. „Überfallen wir sie und zapfen einem Soldaten Blut ab.“

„Ist das gewaltfrei?“ spöttelte Sam.

„Okay, zapfen wir ihm das Blut doch sanft ab.“

Sam angelte sich sein Jackett vom Sofa.

„Wohin gehst du, Alter?“ mischte sich nun Maya ein.

„Meine Patienten besuchen.“

„Sei vorsichtig.“

„Ich bin sogar sehr vorsichtig. Ich habe großes Interesse daran, uns siegen zu sehen.“

„Vielleicht siegen wir“, lächelte Bird, „vielleicht auch nicht.“

„Wir brauchen mehr als nur einen Sieg“, sagte Maya nachdenklich.

„Wir brauchen einen Sieg, der alles verändert. Damit wir nicht wieder und wieder bedroht werden. Ich möchte dies alles nicht noch einmal erleben.“

„Ich werde sehen, was ich arrangieren kann“, sagte Sam und schloß die Tür hinter sich.

„Kommst du allein zurecht?“ fragte Bird.

„Wohin willst du denn gehen?“ staunte Maya.

„Zu einem der vielen Meetings.“ Er beugte sich vor und küßte sie.

„Ich weiß genau, was du mir nun alles sagen willst. Sag' es jemand anderem. Ich werde vorsichtig sein.“

Maya stand auf und streichelte seine Wangen. Sie hatte sich die Fingernägel verletzt als sie die Sicherheitsverschlüsse von den Schranktüren gerissen hatte, und das getrocknete Blut ihrer Finger hatten den gleichen Farbton wie das durchgesickerte Blut auf Birds Kopfverband.

„Aber ich möchte mit dir gehen“, sagte sie. „In meinen alten Kleidern steckt immer noch eine junge 19jährige Straßenkämpferin, die nicht begreift, wieso ausgerechnet sie zurückbleiben soll.“

Bird lachte. „Um sie vor Ärger zu bewahren. Und um deinen Ruf zu schützen. Was ist mit deinen großen Reden über gewaltfreien Widerstand, wenn du nun Steine nach den Soldaten wirfst?“

Er neckte sie. Doch statt zu lachen, füllten sich ihre Augen mit Tränen und ihre Lippen zitterten. Sie ist alt, dachte Bird in jäher Erkenntnis, meinen Tod würde sie nicht überleben. Dieses Wissen setzte sich in ihm fest und belastete ihn.

„Aber ich kann sonst nichts tun“, weinte Maya. Bird umarmte sie und wiegte sie tröstend hin und her. Er konnte sie nicht wirklich beruhigen, das wußte er. Und er wußte gleichzeitig, daß er gehen würde, gehen mußte.

„Mach' ein Ritual“, sagte er freundlich, „das kannst du am besten!“

Sie nickte, als er durch die Tür schlüpfte. Aber später, als sie den Schutzkreis gezogen hatte und die Kerze in der Mitte brannte, kamen keine Geister. Nur das Wachs spritzte und tropfte. Nichts sprach zu ihr aus der leeren Luft.

Das könnte es sein“, sagte Madrone. Sie stand mit Hijohn auf einer der Seitenstraße, die sich vom Universitätsgelände den Hügel hochwanden. Die Gebäude der Universität lagen auf einem großen Gelände am Fuß der Hügel. Überall eilten Studenten und Professoren von einer Vorlesung zur nächsten. Boten trugen Akten von einem Institut zum anderen. Einige Bettler standen an den Eingängen und streckten flehend die Hände aus. Sie waren ähnlich schäbig gekleidet wie Madrone und Hijohn. Beide blickten auf ein rosa gestrichenes Haus am Ende des Platzes. Es war eines der vielen großen, komfortablen Gebäude, die hier die Straßen säumten.

„Das dritte Haus von der Ecke“, stimmte Hijohn zu, „das ist es.“

Eine Treppe führte zum Haupteingang. Doch Hijohn lotste Madrone zu einem kleinen Nebeneingang und klopfte vorsichtig. Die Tür öffnete sich nach einigen Augenblicken. Eine junge Frau im blauen Kleid führte sie in eine ausnehmend große Küche. Eine ältere Frau mit Schürze putzte gerade Gemüse. Sie blickte abschätzend auf die Besucher. Dann fuhr sie ungerührt mit ihrer Arbeit fort.

„Wir möchten gern Beth besuchen“, sagte Hijohn.

Jetzt kam Bewegung in die Frau. „Oh, ihr kennt sie? Ich werde sie holen. Setzt euch.“

Madrone und Hijohn traten an den kleinen Tisch, der vor dem großen, raumhohen Fenster stand. Die Frau im blauen Kleid brachte jedem ein Glas Wasser, und Madrone dankte ihr. Nach dem heißen, beschwerlichen Weg von Katys Haus quer durch die vor Hitze flimmernde City waren sie für ein Glas Wasser dankbar.

„Was ist das für ein Haus“, fragte Hijohn, „wer lebt denn hier?“

„Schwesternschülerinnen“, antwortete die Frau, „Miss Beth ist hier die Hausmutter.“ Sie machte sich weiter in der Küche zu schaf-

fen. Madrone und Hijohn schwiegen. Madrone war froh über die Ruhepause. Solche Wege durch die Stadt machten sie immer sehr müde, mehr als ein gleich langer Treck durch die Berge. Ich sollte mich inzwischen daran gewöhnt haben, schalt sie sich. Doch auch nachdem sie ihren Bienen-Sinn total abgeschottet hatte, empfand sie die Luft in der City als unerträglich, angefüllt mit dem Geruch von Schmutz, und überall lag der Dunst von Hunger und Unglück in der Luft.

Was Beth wohl von ihr wollte? Die Nachricht hatte sie über verschiedene Boten erreicht. Ja, sie erinnerte sich, Beth, das war die grauhaarige Dame, die sie bei Saras Lunch kennengelernt hatte. Jene Frau, die einmal Ärztin gewesen war. Wie würde ich das wohl verkraften, dachte Madrone, wenn mir mein Beruf als Heilerin plötzlich verboten würde? Wahrscheinlich würde ich trotzdem genau das machen, was ich jetzt ohnehin mache.

Hijohn hatte sich als Führer angeboten. Er war aus den Bergen zurückgekommen, zu einer jener Geheim-Missionen, die er offenbar erfand, um Katy besuchen zu können – so vermutete jedenfalls Madrone. Er kam erstaunlich oft, und dann konnten Katy und er kaum die Augen und Hände voneinander lassen. Bis sie sich schließlich über irgend etwas stritten, über Politik oder wie sie etwas zu essen bekommen könnten und Hijohn grollend wieder verschwand.

So war es auch jetzt wieder gewesen. Hijohn wollte fort. „Ich begleite dich“, sagte er, „und dann können wir gleich mal bei den Camps in den Bergen vorbeischaun und sehen, wie es dort läuft.“ Madrone hatte zugestimmt, obwohl sie genau wußte, daß das einen Zwanzig-Meilen-Marsch durch die Berge bedeutete. Und das in der Fröhsommerhitze.

„Madrone, du bist es!“ Betty kam hereingeplatzt. Sie schloß die Tür und umarmte Madrone. „Vielen Dank, daß du gekommen bist. Laßt uns in mein Zimmer gehen. Da ist es gemütlicher.“

Sie folgten ihr eine Treppe hinunter. Der Raum war mit alten Teppichen und Sofas ausgestattet, einfach und bequem. Es erinnerte Madrone an das Zimmer, das sie während ihres Studiums in Berkley bewohnt hatte.

„So“, sagte Beth, „nun können wir uns ungestört unterhalten. Gloria und Martha passen auf.“

Sie blickte Hijohn an und lächelte verschwörerisch, während sie es sich bequem machten.

„Dies ist Hijohn“, stellte Madrone vor, „und dies ist Beth, eine von

den Frauen, von denen ich dir erzählt habe. Ich habe sie an dem Tag kennengelernt, als ich schwimmen gegangen bin.“

„Ich war nicht ganz sicher, ob dich meine Botschaft erreichen würde“, sagte Beth, „aber ab und zu werde ich als Ärztin gebraucht. Und einige von diesen Leuten haben Verbindung mit den Web-Leuten. Wunderbar, daß du gekommen bist.“

„Ich wollte gern, daß ihr zwei euch kennenlernt“, gab Madrone zurück, „alle Gruppen, die einen Umschwung herbeiführen wollen, sollten miteinander Kontakt haben.“

„Ich bin nicht so sicher, ob die Frauengruppe, bei der wir uns kennengelernt haben, überhaupt für irgend etwas arbeitet“, meinte Beth. „Herumreden ist wohl mehr ihre Linie, und ich fürchte, meine auch. Vor einem wirklichen Umschwung haben wir eigentlich alle Angst.“

„Es macht nichts, wenn nur geredet wird“, sagte Hijohn freundlich, „jede Revolution beginnt mit Rederei. Das ist eine unumgängliche Vorbereitung.“

Beth blickte ihn verblüfft an.

„Möglich“, sagte sie, „aber kennst du die magische Formel, damit aus Gesprächen Taten werden?“ Sie sagte es in neckendem Ton. Aber Hijohn antwortete ganz ernst: „Dazu braucht man keine Magie, nur Geduld. Immer einen Schritt nach dem anderen machen. Mit dem beginnen, der mit Sicherheit ausgeführt werden kann. Kleidung für die Armen einsammeln und Geld.“ Er kniff ein Auge zu: „Letzteres natürlich auch für uns.“

„Das tun wir“, sagte Beth, „damit die Revolution billiger wird.“

„Billiger? Wir nehmen soviel Geld, wie wir bekommen können, gern auch viel Geld. Und führen es sinnvoller Verwendung zu, dort, wo es am dringendsten gebraucht wird.“

„Davon bin ich überzeugt.“ Beth wandte sich wieder Madrone zu, „du fragst dich sicher, was ich von dir möchte?“

Madrone wartete geduldig. Beth trug ein schlichtes Kleid. Sie hatte sie nicht so gemächlich in Erinnerung. Sie sah jetzt eher etwas matronenhaft aus. Sie blickte nervös von einem zum anderen. Ihre Worte kamen so leise, daß Madrone ihr letztes Wort beinahe nicht verstanden hätte.

„Was denkst du über, über... Abtreibung?“

Madrone hob die Schultern. „Ich habe einige Abtreibungen gemacht. Aber so etwas kommt bei uns im Norden nicht sehr oft vor. Wir Frauen sind dort alle geübt, unseren Monatszyklus zu beobachten. Und zwar von der ersten Regelblutung an, schon die kleinen Mädchen bei uns wissen ganz genau Bescheid. Und wir wissen auch,

wie wir die Empfängnis blockieren können. Trotzdem ist eine Abtreibung manchmal notwendig. Ich bin allerdings jedesmal traurig, ganz besonders, wenn ich daran denke, daß es Frauen gibt, die trotz aller Bemühungen nicht schwanger werden.“

Was will Beth nun wirklich von mir?, fragte sie sich. Abtreibungen waren doch an sich eine einfache Sache, Beth wußte sicher genau Bescheid darüber.

Beth schenkte ihr einen langen und gedankenvollen Blick, dann seufzte sie: „Komm.“

Sie schob einen Berg leerer Kartons zur Seite und hob einen Teppich hoch, eine Falltür im Boden wurde sichtbar. Hijohn blieb zurück. Madrone folgte ihr in einen winzigen stickigen Raum, der nur von einer Kerze erhellt wurde. Auf einer Matratze auf dem Boden lag eine junge Frau, die sich stöhnend hin und her warf. Ihr Gesicht glühte im Fieber, das Haar war verschwitzt.

Madrone kniete nieder und strich vorsichtig über den gedunsenen Leib der jungen Frau. Sie konzentrierte sich, öffnete ihren Bienen-Instinkt, und nach einer Weile erspürte sie den Geruch von Tod und Verwesung.

„Wie geht es dir?“ fragte sie und neigte sich zum Ohr der jungen Frau, „ich bin Madrone. Ich will versuchen, dir zu helfen.“

„Nicht so gut“, flüsterte die Frau erschöpft.

„Was ist passiert?“

Die Frau blickte sie an. Öffnete die Lippen, um zu antworten, doch dann schloß sie den Mund wieder.

„Es ging einiges schief“, sagte Beth, „ich hab es nicht gemacht. Ich weiß auch nicht, wer es war. Sie kam zu uns, mit Blutungen und Fieber. Das war vor drei Nächten. Ganz offensichtlich wollte sie nicht ins Spital. Vielleicht weißt du, wie dort junge Frauen wie diese behandelt werden.“

„Ich kann es mir denken“, sagte Madrone grimmig.

„Wenn sie überlebt, mit intakter Gebärmutter, wird sie zur Zucht benützt. Wenn die Gebärmutter entfernt werden muß, wird sie in die Kasernen der Armee geschickt, damit die Jungs ihren Spaß haben.“

„Hast du sie untersucht?“

„Die Gebärmutter scheint in Ordnung zu sein.“

„Gracias a la Diosa!“

Beth zuckte zusammen und seufzte angstvoll auf.

Madrone lächelte: „Du hast ja vor ein paar spanischen Worten mehr Angst als vor Blut.“

„Ein Reflex, sorry. Also, ich glaube, die Abtreibung war nicht voll-

ständig. Es ist etwas zurückgeblieben. Und das ist die Ursache der Blutungen und der Infektion.“

Madrone trat einen Schritt zurück und überlegte.

„Vielleicht kommt alles auf natürlichem Wege heraus. Oder wir holen es heraus. Dazu brauchen wir allerdings Instrumente und einen sterilen Raum.“

„Ich habe noch meine Instrumente. Ich habe sie sogar schon ausgekocht. Sie sind bereit, wenn wir sie brauchen. Aber dies hier ist leider der einzige Raum in dem wir in Sicherheit arbeiten können. Oben sind zu viele Leute. Meine Studentinnen kommen und gehen den ganzen Tag. Einige würden zwar Sympathie und Verständnis zeigen, aber nicht alle. Es ist zu gefährlich.“

„Dieser Raum macht mir aber Angst“, wandte Madrone ein.

„Ja, du hast recht, es ist wichtig ihn wirklich sauber zu machen, wenn schon nicht völlig steril“, stimmte Beth zu.

„Ich kann versuchen, das Fieber zu senken“, fuhr Madrone fort, „aber ich kann ihr nicht wirklich helfen, wenn die Ursache der Infektion nicht beseitigt wird. Sie wird dann schnell wieder einen Rückfall haben. Welche Kräuter hast du hier im Hause? Etwas, was Gebärmutter und Unterleib stimuliert, wäre hilfreich. Hast du Goldsiegel, Melisse, Frauenmantel, Kamille?“

„Nein“, sagte Beth, „es ist zu gefährlich.“

„Aber wir müssen unsere Hände mit irgend etwas desinfizieren! Hast du keine antibakteriellen Mittel oder Booster?“

„Die gibt es nicht zu kaufen, oder doch nur auf dem Schwarzmarkt. Das Zeug wird strikt reglementiert.“

Madrone überlegte, was sie noch in ihrem Rucksack hatte. Die Medikamente vom letzten großen Überfall auf eine Apotheke waren längst aufgebraucht. Sie hatte den Hill-Boys zwar einen Auftrag gegeben, beim nächsten Mal mehr Medikamente mitzubringen, aber was nützte das jetzt? Oh, Diosa! Wenn sie zurückdachte an ihre gut sortierte Apotheke zu Hause! Da gab es alles, von Kräutern über Medikamente bis zu Drogen. Aber halt, sie hatte doch noch etwas getrockneten Beifuß in ihrem Rucksack. Es mußte genügen, es würde helfen.

„Ich habe etwas für einen Tee. Und du, hast du wenigstens Petersilie? Das hilft auch ein bißchen. Und Knoblauch! Knoblauch wird ihr Immunsystem stärken!“

„Das wird sich auftreiben lassen.“

„Hier“, Madrone durchwühlte ihren Rucksack und drückte Beth das Päckchen Beifuß in die Hand. „Mach einen schönen Tee daraus.“

Und für einen weiteren Tee gibst du frische Petersilie in kochendes Wasser und dazu einige zerquetschte Knoblauchzehen. Vielleicht kannst du noch einen Löffel Honig hineinmischen. Bring bitte saubere Tücher und kaltes Wasser mit. Ich möchte sie damit kühlen, um das Fieber möglichst herunterzubringen. Inzwischen werde ich mal sehen, was ich mit ihrem Ch'i tun kann.“

„Mit ihrem – was?“

„Mit ihrer Vital-Energie.“

„Da würde ich gern zuschauen.“

„Da gibt es nicht viel zu sehen“, sagte Madrone etwas unwirsch.

Beth verließ den Raum, und Madrone versetzte sich in ihre Heilungs-Trance. Konzentriert paßte sie ihre Atemzüge dem schwachen Heben und Senken der Kranken an. Ihr Bienen-Instinkt und ihre innere Sicht öffneten sich. Mit den Fingerspitzen strich sie der Frau einige Schweißtropfen von der Stirn und kostete vorsichtig davon. Der scharfe Geschmack sagte ihrem Bienen-Sinn, was sich da im Bauch der Kranken an bösen Giften zusammenbraute und bereits durch ihre Adern pulsierte. Ihr menschlicher Geist fand die Namen für diese Dinge und so brachte sie langsam Geruch, Geschmack und Namen und das Spiel der Energien zusammen. Noch veränderte sie nichts, sondern beobachtete nur.

Beth kam zurück. Der Duft von Kräutertee und Honig stieg Madrone in die Nase. Der Kellerraum füllte sich mit dem Geruch des Lebens. Sie murmelte Namen gegen den Geschmack und Geruch und den chemischen Beigeschmack auf ihrer erwachten Zunge. Und plötzlich wußte sie, wie sie der Frau helfen konnte.

„Honig“, sagte sie zu Beth, „bring mir Honig.“

Beth brachte ein Honigglas und einen Löffel. Madrone wiegte das Glas in beiden Händen wie einen Ritual-Kelch. Wehenartige Kontraktionen würden vielleicht die Fremdkörper aus dem Leib der jungen Frau ausstoßen. Sie stellte sich vor, wie sie selbst ihren Unterleib zusammenkrampfte und wieder lockerte, wieder und wieder. Zusammenkrampfen, lockern! Und tief atmen, mahnte sie sich und konzentrierte ihr Denken dabei auf die junge Frau. Tief atmen! Die Zeit stand still, nichts anderes existierte mehr, nur die Vorstellung, die sie geschaffen hatte. Auch ein Gefühl, ein Geruch, ein Geschmack hinten in ihrem Hals. Sie bewahrte dies alles, bis ihr eigenes Blut sich veränderte und ihre Vorstellung zu einem Geschmack in ihrem Speichel wurde, ein Beigeschmack in ihrem eigenen Schweiß, der durch ihre Narbe auf der Stirn drang. Ein Schweißtropfen fiel in den Honig wie ein Katalysator, der das gesam-

te Energiemuster veränderte. Madrone hauchte Ch'i in die goldgelbe Flüssigkeit und fütterte so die Veränderung, bis sie vollständig war, bis der Honig sich zu dem Gebräu veränderte, das sie brauchte.

Sie gab der Kranken einen Löffel von dem Honig, legte sanft ihre Hände auf den aufgetriebenen Leib. Sie konzentrierte sich erneut auf den Honig und verstärkte die Kraft, damit die Gebärmutter sich zusammenziehen konnte. Die Kranke stöhnte, ein krampfhaftes Zucken durchlief ihren Körper, Blut erfüllte die Luft mit Eisengeruch. Madrone seufzte zufrieden, sie hatte das richtige Elixier gefunden.

Sie rief nach mehr Honig, Honig mit Knoblauchsft darin, und sie visualisierte das Blut, das sich selbst reinigte. Weiße Zellen, die eingedrungene fremde Zellen beseitigten, während sie sich heilende Medikamente geistig vorstellte. Noch einmal machte sie ihren Schweißtropfen zu der homöopathischen Dosis, die heilend wirkte.

„Beth, füttere du sie weiter“, sagte Madrone schließlich, „jede Stunde einen Löffel voll. Ich denke, sie kommt wieder auf die Beine.“

„Wie hast du das gemacht?“

„Ich wünschte, ich könnte dir das erklären. Ich weiß es selbst nicht genau. Und außerdem bin ich jetzt zu müde.“

„Kein Wunder, du hast doch Stunde um Stunde hier gegessen. Komm, sie schläft jetzt, du mußt etwas essen.“

Sie gingen hinaus, Hijohn saß wartend da.

„Ich bringe etwas zu essen“, sagte Beth.

„Wie geht es ihr?“ fragte Hijohn.

„Gut. Und ich habe erfahren, daß ich einiges kann, wovon ich vorher nichts wußte. Heilen auf Bienenart“, sagte Madrone, „aber nun fühle ich mich ganz ausgehöhlt.“

„Kannst du noch laufen? Wir könnten heute noch ein Stück vorwärtskommen.“

„Müssen wir das?“

„Oder wir bleiben heute hier – es ist aber nicht allzu sicher!“

„Laß mich erst etwas essen“, sagte Madrone.

Beth brachte Suppe, Kartoffeln und Brot. Madrone aß heißhungrig. Hijohn hatte schon vorher etwas bekommen und lehnte dankend ab.

„Wollt ihr wirklich fort?“ fragte Beth. „Ihr könntet hier schlafen, ihr braucht etwas Ruhe nach alledem.“

„Es gibt hier keine Sicherheit“, gab Hijohn zu bedenken, „nicht für uns und nicht für dich.“

Beth sah enttäuscht aus: „Gibt es nichts, was ich für euch tun kann?“

„Ein Bad“, sagte Madrone, „schnell einmal baden?“ Es gab zwar Wasser genug bei Katy, und sie konnte sich auch immer mit einem Schwamm waschen. Aber so richtig in einer Wanne voller warmem Wasser liegen, das wäre unglaublicher Luxus.

Beth zögerte: „Jetzt?“

„Schon gut“, Madrone verbarg ihre Enttäuschung, „vergiß es.“ Hatte sie wirklich einmal an einem Ort gelebt, wo es selbstverständlich war, jeden Tag zu baden?

„Wir sind hier nicht so reich wie Sara und ihre Freundinnen“, entschuldigte sich Beth. „Meine Schülerinnen stammen alle aus recht einfachen Familien. Krankenschwester ist einer der wenigen Berufe, die den Mädchen noch offen stehen, und die Mädchen bei mir wollen lieber arbeiten als heiraten. Meistens ist der Vater nicht sehr begeistert davon, und so bekommen sie auch nicht viel Geld zur Unterstützung. Deshalb muß ich hier die Kosten niedrig halten, und das heißt, daß wir mit dem Wasser haushalten müssen.“

„Es ist wirklich okay“, sagte Madrone schnell. Es tat ihr leid, daß sie überhaupt gefragt hatte, „du mußt es mir nicht erklären.“

„Es ist einfach so, daß auch bei uns das Wasser limitiert ist. Wenn ich ein ganze Wanne voll Wasser verbrauche, wird man mich fragen, wofür? Ein Bad gibt es nur bei besonderen Anlässen, etwa bei Geburtstagen oder wenn jemand die Prüfung bestanden hat. Aber du kannst duschen, möchtest du?“

„Oh, ja, bitte.“

Beth blickte Hijohn fragend an, doch der schüttelte den Kopf.

„Ich habe mich am Spülstein gewaschen“, sagte er, „für mich ist das naß genug.“

„Okay, ich schalte den Zähler ein und bringe ein Handtuch“, sagte Beth zu Madrone, „es ist schon spät, sie sind wohl alle schon im Bett. Aber laß mich trotzdem erst einmal draußen nachsehen. Vielleicht kommt gerade eine von einem späten Besuch heim.“

„Macht die Dusche nicht zu viel Lärm?“

„Das ist schon okay, das sind wir hier gewöhnt. Viele von den Mädchen haben ja auch Nachtdienst, und dann kommt es vor, daß auch spät geduscht wird.“

Das Bad war groß, weiß und sauber, mit altmodischen Waschbecken und Armaturen. Es gab sogar eine Toilette mit Wasserspülung, doch sah es ganz so aus, als ob mit dem Wasser sehr gespart wurde. Beth schloß hastig den Deckel, dann zeigte sie Madrone, wie die Dusche funktionierte.

„Wenn du diesen Knopf drückst, wird das Wasser gestoppt. So

kannst du dich einseifen und Wasser sparen, und danach hast du noch genug, um dich wieder abzuspülen. Die Schaltuhr stoppt das Wasser nach fünf Minuten. Also nicht trödeln!“

„Oh, ich bin inzwischen Expertin im Schnellwaschen“, versicherte Madrone. „Meine Großmutter sagte immer, lange duschen sei eine Sünde, und wenn ich es doch tat, gab es zur Strafe weniger zu essen.“

„Laß bitte den Abflußstöpsel drin“, bat Beth, „wir benutzen das Wasser anschließend nämlich, um die Böden aufzuwischen.“

„Okay.“

Das Wasser war schön heiß, und Madrone fühlte, wie ihre Müdigkeit förmlich weggespült wurde. Sie zählte bis sechzig. Dann drückte sie auf den Knopf und stoppte das Wasser. Sie seifte sich ein, kratzte sich einige Schmutzkrusten von Ellenbogen und Knie und schaltete die Dusche wieder ein. Zu Hause waren sie auch immer sparsam mit dem Wasser umgegangen, aber freiwillig, denn Wasser war ihnen allen heilig. Hier wurde jedoch nur gespart, weil Wasser teuer war und die Schaltuhr plötzlich den warmen Strom stoppte, wenn man sich die Zeit nicht einteilte. Und das war gut so, dachte Madrone, denn wenn es möglich wäre, würde sie vielleicht die ganze Nacht unter dem angenehm warmen Wasser stehen. Und wie sollten sie dann von hier wieder fortkommen?

Sie trocknete sich ab, zog sich wieder an und wünschte, sie könne auch ihr schmutziges T-shirt und die fadenscheinige Jeans schnell waschen. Die Hose hatte einen Riß. Vielleicht könnte Beth ihr Nähzeug geben, um das Loch zu flicken?

Vorsichtig öffnete sie die Tür des Badezimmers und spähte über den Flur. Alles okay. Sie huschte in Beths Zimmer zurück. Beth und Hijohn waren mitten in einer angeregten Diskussion.

„Die Kinder sind die Leidtragenden“, hörte sie Beth sagen, „so viele stehen nicht auf der Liste. Sie bekommen also keine Medikamente, wenn es nötig wäre. Ich versuche zu helfen, wo ich kann. Einige meiner Studentinnen unterstützen mich. Manchmal können wir Medikamente und Tabletten bekommen. Ärztliche Verschreibungen, die nicht mehr benötigt werden, weil der Patient gestorben ist. Oder weil ein Apotheker unachtsam war. Aber das alles ist sehr gefährlich. Wer erwischt wird, wandert ins Lager.“

„Wir könnten dir Booster bringen, Antibiotika, Drogen, alles, was du willst, wir müssen nur wissen, was du brauchst“, sagte Hijohn. „Wir machen immer wieder erfolgreiche Raubzüge.“

„Und was möchtest du als Gegenleistung?“ fragte Beth zurück.

„Ärztliche Hilfe, von Zeit zu Zeit. Ein Versteck dann und wann.“

Und du kannst die Leute wissen lassen, wer dir hilft. Ganz vorsichtig natürlich. Wir möchten, daß die Bevölkerung sieht, daß die Leute vom Web hilfreich sind. Vielleicht unterstützen sie uns dann mehr.“

„Okay, einverstanden!“ gab Beth zurück. Sie lächelte Madrone an. „Gut, daß du uns bekannt gemacht hast. Wir alle müssen uns gegenseitig unterstützen. Fühlst du dich nun besser nach dem Duschen?“

„Viel besser. Könnte ich vielleicht etwas zum Nähen haben, um meine Jeans zu flicken?“

„Ich hole Nähzeug.“

Sie ging nach oben und kam mit Nadel und Faden zurück. Dann flickte sie geschickt den Riß in der Jeans. Madrone lehnte sich zurück und schloß die Augen. Bald, sehr bald, würden sie aufbrechen. Es war besser, der aufsteigenden Müdigkeit nicht nachzugeben. Besser, sich unterhalten, Fragen stellen, Fragen beantworten.

„Beth, als du noch praktiziert hast, hast du auch diese Booster eingesetzt? Was für ein Stoff ist das, und wie wirkt er?“

Beth seufzte. „Mein Fach ist Gynäkologie. Einige meiner Patienten haben immer Booster bekommen. Aber vor zwanzig Jahren war das sehr selten. Und schon damals hat die Corporation die genaue chemische Zusammensetzung geheim gehalten. Wir wissen zwar, daß die Booster das Immunsystem stimulieren, vermutlich vermehren sich die T-Zellen dann schneller. Die Booster sind wohl ein Nebenprodukt bei der Erforschung von Immundefekten. Sie helfen durchaus, aber wir vermuten, daß sie auch süchtig machen.“

„Das tun sie“, sagte Madrone.

„Die Corporation geizt mit jeder Information über Booster. Sie haben nur ihre eigenen Ärzte aufgeklärt, vermutlich auch nur halb und halb. Die anderen Ärzte erfuhren rein gar nichts.“

„Wie war das für dich, deine Zulassung zu verlieren?“

„Oh, das war ein Alptraum. Wir sahen die Nachricht über das neue Gesetz im Fernsehen, meine Partnerin und ich. Wir konnten es gar nicht glauben. Warum sollten Frauen keine Ärzte mehr sein? Mary und ich hatten eine kleine Praxis. Mary war außerdem meine Liebste, fünfzehn Jahre lang.“ Beth machte eine Pause. „Bist du jetzt schockiert?“

„Schockiert? Worüber?“

„Daß ich eine Frau als Geliebte hatte?“

„Sollte mich das schockieren? Das ist bei uns zu Hause ganz normal. Sogar meine Großmutter hatte eine Geliebte, fast ihr halbes Leben lang. Und ich habe auch welche gehabt.“

Beth warf einen Blick auf Hijohn, aber er blickte unbeteiligt. „Wir

vom Web haben über Homosexualität eigentlich keine Meinung“, sagte er.

„Dann wird es Zeit“, sagte Beth, „denn wenn dieses System zerstört werden soll, müssen auch alle Formen der Unterdrückung zerstört werden. Aber ich wollte erzählen, wie ich meine Zulassung verlor. Die Gynäkologie-Association der Frauen kam zu einem Meeting zusammen. Wir beschlossen einstimmig, die neuen Gesetze über Familien-Reinheit einfach zu ignorieren und weiterhin zu praktizieren. Wir meinten, sie würden uns nicht verfolgen. Aber das war falsch gedacht.“

Sie schwieg, und sprach dann weiter: „Einen Monat lang ging alles ganz gut. Doch dann passierte es. Es war in der Klinik. Ich untersuchte gerade eine junge Frau, da donnerten Schläge an die Tür meines Zimmers. Im Warteraum fand ich ein Dutzend Polizisten, umringt von schreienden und weinenden Frauen. Mary und ich wurden verhaftet. Wir widersetzten uns nicht. In Handschellen wurden wir ins Polizeiauto verfrachtet und zur Wache gebracht. Wir erwarteten, daß wir nach einem kurzen Verhör wieder freigelassen würden. Du siehst, wir verhielten uns wie selbstbewußte Menschen, Angehörige einer Oberschicht. Wir waren gewöhnt, mit Respekt behandelt zu werden.“

Beth blickte auf die gestopfte Stelle von Madrones Jeans. Ihre Worte kamen fast im Rhythmus der Nadel, die gleichmäßig durch den Stoff geschoben wurde.

„Stattdessen zogen sie uns nackt aus, banden uns mit gespreizten Beinen und Armen so ans Gitter, daß sie uns genau untersuchen konnten. Das machte den Kerlen viel Spaß, und wir hatten große Angst. Dann bekamen wir Gefängniskleidung und wurden einzeln in Zellen gesperrt. Dort blieben wir eine Woche. Als unser Rechtsanwalt uns endlich fand, mußten wir eine Erklärung unterschreiben, wonach wir nie wieder ärztlich tätig sein würden. Ich unterschrieb auf seinen Rat hin. Ich weiß nicht, ob ich darüber froh oder traurig sein soll. Es gab dann noch eine große Veranstaltung, bei der Tausende von ehemals berufstätigen Frauen vor laufenden Fernsehkameras ihre Demütigung öffentlich machen mußten. Es gab ein offizielles Freudenfeuer, direkt vor dem Zentral-Einkaufszentrum. Jede von uns mußte am Feuer vorbeimarschieren und ihre Zulassung ins Feuer werfen. Aber so haben wir wenigstens überlebt. Mary verschwand eines Tages, und ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Ich hoffe, es ist ihr nichts zugestoßen.“

Ich habe genug davon, solche Geschichten zu hören, dachte

Madrone. Ich möchte nicht so eine seelische Belastung mit mir herumschleppen müssen wie Mary, wie meine Mutter, und wie die Seelen von so vielen Frauen, die als Hexen verbrannt wurden, die als angebliche Teufelspriesterinnen sterben mußten. Es müssen Tausende gewesen sein. Madrone wünschte sich inbrünstig, fortgehen zu können, fort von Beths Haus, fort aus diesem stickigen Kellerraum, wo die kranke Frau nun hoffentlich schlief.

Madrone und Hijohn brachen auf, bevor der Morgen dämmerte. Der Frau im Kellerraum ging es viel besser. Die Blutungen hatten aufgehört, das Fieber war gesunken und ihr Puls war jetzt kräftiger.

„Gib ihr weiter von diesem Honig mit Knoblauchsafte“, riet Madrone, „bis sie wirklich stark genug ist. Ich werde zurückkommen, wenn es möglich ist.“

Im Frühsommer war die Nacht die einzige Zeit, um in den Bergen einigermaßen vorwärtszukommen. Tagsüber war es zu heiß. Ihre Route führte über den Freeway, und Hijohn marschierte stetig voran, um jede Minute Dunkelheit zu nutzen. Madrone war längst wieder so erschöpft, daß sie hätte schreien können. Hijohn kümmerte sich nicht darum.

„Wir müssen erst über den Freeway. Das müssen wir bei Nacht schaffen. Oder willst du erschossen werden?“

Dagegen gab es kein Argument. Aber vielleicht fiel sie vor lauter Müdigkeit die Brücke hinunter, vielleicht hatte sie dann endlich Ruhe? Doch nach Augenblicken höchster Gefahr kamen sie heil hinüber.

Na also, dachte Madrone erleichtert. Die kleine Brücke über den Freeway kam ihr inzwischen ganz vertraut vor.

Hijohn führt sie durch einen Seiten-Canyon und hügelaufwärts. Sie gingen schneller, um den Freeway möglichst weit hinter sich zu bringen, bevor es hell wurde. Während die ersten Sonnenstrahlen den Hügelkamm erreichten, schlüpfen sie bereits abwärts. Hier wand sich ein schmaler Pfad durch die dicht stehenden Büsche, sie bildeten nahezu einen Tunnel. Madrone rutschte aus und fiel. Hijohn schien das Zwielicht nichts auszumachen, er setzte seinen Fuß mit traumhafter Sicherheit. Als es hell geworden war, langten sie auf dem Grund des Canyons an. Bäume und Gebüsch schützten sie.

Die Luft roch intensiv nach Salbei, das Flußbett war ausgetrocknet, doch hier und dort gab es noch eine schlammige Pfütze. Sie kamen zu

einer Biegung, wo etliche Sykamoren ihre fahlgrauen Äste in den Himmel reckten.

Madrone hielt an, um ihre trocknen Hände in den feuchten Schlamm zu stecken. Etwas weiter entfernt stand das Wasser ein paar Zentimeter hoch und bildete eine große Pfütze. Dahinter wucherte Schilfrohr in die Höhe. Madrone wunderte sich, Schilf in dieser gottverlassenen trockenen Gegend? Wo Schilf war, mußte auch Wasser sein.

„Dorthin“, Hijohn zeigte mit einem Nicken in Richtung einer riesigen alten Eiche, die mit ihren ledrigen Blättern Schatten bot. Madrone folgte ihm, und sie fanden einen bequemen Platz im Gras zwischen den Baumwurzeln.

„Hunger?“ fragte er.

„Immer“, gab Madrone zurück.

Hijohn lächelte. „Versuch' mal dies“, er griff nach einem wilden Gras, ließ dessen Ähren zwischen seinen Fingern hindurchgleiten und förderte mit leichtem Druck einen Haufen silbriger Samen hervor. Madrone machte es ihm nach und steckte sich die Körnchen in den Mund. Es knirschte schrecklich zwischen ihren Zähnen, doch es schmeckte nicht schlecht.

„Gut?“ fragte Hijohn.

„Nicht schlecht“, sagte Madrone, „aber auf diese Weise brauche ich bestimmt viele Stunden, bis ich auch nur halbwegs satt bin.“

„Die Körner enthalten viel Protein“, lobte Hijohn, „und du findest dieses Gras überall.“

„Que nunca tengas hambre.“

„Was heißt das nun wieder?“

„Mögest du niemals hungrig sein. Das sagen wir bei uns zu Hause.“

„Nett“, sagte Hijohn, „wirklich, es klingt gut. Vielleicht wird es einmal Wirklichkeit?“

Madrone streckte sich der Länge nach ins Gras. Sie empfand es wie eine freundliche Umarmung. Sie konnte nun endlich schlafen, ausruhen und dann, später, ein bißchen über das Geschehene nachdenken.

„Madrone, ich möchte dir etwas erzählen. Neuigkeiten. Beth erzählte mir davon. Sie sagte, die Nachrichten kamen übers Fernsehen, während du mit der kranken Frau beschäftigt warst.“

„Ja?“

„Die Armee im Norden. Sie sagten, sie ist in eure City einmarschiert. Sie haben einen großen Sieg verkündet.“

Nein, nicht, dachte Madrone. Es ist nicht wahr. Es kann einfach

nicht wahr sein. Sie alle hatten immer dunkel gefürchtet, daß die Invasion kommen würde. Aber nun, wo es geschehen war, konnte sie es nicht glauben. Die City war doch ihre Heimat, grün, von Bächen durchflossen, ihr Zuhause.

„Glaubst du den Nachrichten hier?“

Hijohn zuckte mit der Schulter. „Es könnte gelogen sein, wie so vieles, es könnte aber auch wahr sein. Vermutlich ist es wahr. Sorry.“

Madrone legte verzweifelt den Kopf auf ihre Arme. Hijohn hatte sicher recht, es stimmte. Sie fühlte sich ganz krank vor Verzweiflung. Maya, Lily, Bird, wo seid ihr? Warum kann ich euch nicht erreichen? Wie soll ich weiterleben, mit dieser Angst um euch? Und muß ich keine Angst um mich haben? Aber es kam keine Antwort.

„Ich habe solche Angst“, sagte Madrone leise, „ich habe solche Angst um alle. Ich möchte nach Hause.“

Hijohn legte seine Hände auf ihre. Sie waren warm, weckten bei Madrone einen schon vergessenen Hunger. Da war Hijohn. Sein zer-schlagener, gepeinigter Körper atmete und schwitzte so nahe neben ihr, unbeeindruckt von der unerbittlichen Härte des Lebens.

„Du kämpfst doch hier für sie“, sagte Hijohn begütigend, „und hier zu helfen, mit uns zusammenzuarbeiten, das ist im Moment das Beste, was du für deine Freunde und eure City tun kannst.“

„Aber ich kann sie nicht sehen, sie nicht berühren, weiß nicht, was mit ihnen geschehen ist. Oh Göttin, was soll ich tun?“

„Es gibt nicht viel, was du jetzt tun kannst, du kannst nur so weitermachen wie bisher. Also laß uns weitermachen.“

„Hast du denn nie Angst, Hijohn?“

„Doch, natürlich, sehr oft sogar. Das ist völlig normal. Niemand stirbt gern. Ich möchte nicht einmal gern verprügelt werden.“

„Aber du wirkst niemals ängstlich. Du zeigst nie Angst.“

„Was hätte das für einen Zweck? Es würde überhaupt nichts ändern.“

„Aber ich würde mich nicht mehr alleine fühlen. Ich habe so oft Angst“, sagte Madrone etwas ärgerlich.

„Das zeigt nur, daß du normal bist. Und klug. Niemand, der bei Verstand ist, spielt den Helden.“

„Du bist einer.“

„Oh nein, ich bin kein Held. Ich tue nur etwas. Angst haben oder nicht, das ist nicht der Punkt. Man muß handeln.“

Handeln. Was sie jetzt ganz plötzlich tun wollte: Ihn behandeln. Mit ihren Heiler-Fingern den Spuren seiner Ängste auf seinem Körper folgen. Diosa! dachte sie. Ich brauche jetzt etwas Trost. Es ist

schon so lange her, seit ich von jemandem zärtlich umarmt und geliebt wurde. Ich brauche jetzt jemanden, der seine Arme um mich legt und das Bild von Birds schmerzverzerrtem Gesicht vertreibt. Das Bild von Mayas Leiche auf dem Bürgersteig der City. Oh, nein! Halt, halt! Lieber an Hijohn denken, der lebendig neben ihr saß. Waren seine Hände auf ihren Händen als Trost gedacht oder als stummes Versprechen für mehr?

„Wie kannst du etwas tun, wenn du Angst hast?“ fragte sie. „Wie hast du überlebt, was die Stewards dir angetan haben? Und wie konntest du danach weiterleben?“

Er drehte sich um und sah sie an. Seine Augen waren dunkelbraun, und als sein Blick sie traf, fühlte sie ein heißes Entzücken durch ihren Körper rieseln. Es ging ihr durch und durch, füllte ihre Leere aus und klang in ihr nach, wie helle Glöckchen.

„Es hat Momente gegeben, da wollte ich nur noch sterben“, antwortete er, „sterben vor Schmerz, vor Furcht oder vor lauter Hoffnungslosigkeit. Aber das ging vorüber. Letztlich sind Schmerzen nicht wichtig. Das Leben ist wichtiger.“

„Leben in einer Welt voller Mörder und Folterer?“

Hijohn zuckte mit den Achseln. „Diese Leute sind gar nicht so verschieden von dir und mir. Sie haben nur keine Visionen, die sie verwirklichen wollen. Und ohne Visionen haben die Menschen keinen Halt.“

Nein, er war nicht wie Sandy oder Bird oder Holybear, die unentwegt vor Energie geradezu sprühten. Energie, die sie wie bunte Schleier jederzeit umgab. Hijohns Energie war wie ein kaltes, klares Blau, kalt und heiß wie Qualen auf der Folterbank, unerreichbar, wie manche Beeren im dichten Gestrüpp. Sie verstand ihn nicht, erahnte nichts von seinen Freuden und Vorlieben.

Er beugte sich zu ihr und ließ seine Lippen sacht über ihre Lippen gleiten. „Das ist es, warum du so wichtig für uns alle bist“, murmelte er. Sie spürte noch immer seine heißen Lippen, obwohl sie doch wieder von den ihren entfernt waren. Und was war mit Katy? Madrone zog sich etwas von Hijohn zurück. Doch Katy würde ihr diesen kurzen, tröstlichen Moment sicher nicht mißgönnen. Ihre Lippen, ihre Körper drängten zueinander, trafen sich wieder, hungrig, durstig, voller Versprechen und Begehren. Sie hielten kurz inne, um sich die Kleider vom Leib zu reißen. Dann fanden sich ihre Lippen erneut. Madrones Hand glitt seinen Rücken hinunter, über sein Gesäß, seine Schenkel. Sie spürte sein Erschauern, sie spürte die Narben der frisch verheilten Wunden, sie spürte die Kraft seiner

Schenkel, die Härte seines Glieds. Hijohn stöhnte, seine Finger fanden den Weg hinunter zum Venushügel, ertasteten die Lippen ihrer Vulva. Und dann, mit einer einzigen harten Bewegung war er in ihr. Madrone fühlte sich überrumpelt, sie hatte viel mehr Zärtlichkeiten erwartet, viel mehr Liebkosungen. Aber Hijohn preßte sie hart an sich, so daß sie zu zerbrechen meinte. Er kam, er seufzte und wälzte sich zur Seite, noch einmal seufzte er. Dann blickte er sie besorgt an.

„Alles okay?“ fragte er halblaut.

Madrone lag auf dem Rücken, tief verwundert. Was war geschehen? Verstand Hijohn das nicht? Wie konnte er beides sein, so heldenhaft und doch so ignorant? Offenbar konnte er das. Sie spürte, wie die kleine Lücke zwischen ihren Körpern zum Abgrund wurde. Sie hatte geglaubt, ihm näher zu kommen. Aber sie lebten verschiedene Leben in verschiedenen Welten.

Hat sich schon mal jemand die Mühe gemacht, ihm zu erklären, wie man wirklich mit Frauen umgeht? Das hätten Maya, Johanna und Rio jetzt vermutlich gefragt. Und sicher hat er nie den Luxus erlebt, ein ganzes Jahr im Wald zuzubringen. Ein Jahr mit Freunden und Freundinnen. Ein Jahr Zeit, um zärtlich miteinander zu spielen, zu experimentieren, zu lernen. In dieser Zeit mußte er sicher schon um sein Leben kämpfen.

„War wohl nicht schön für dich, Madrone?“ fragte Hijohn.

Sie seufzte: „Hijohn, es gibt da ein paar Dinge, die ich dir gern beibringen würde.“

„Du machst es wohl lieber mit Frauen?“

Madrone lächelte: „Nicht unbedingt. Es kommt mir auf den Menschen an, nicht auf die Form seines Geschlechts. Aber du brauchst ein bißchen mehr, hm, nun ja, Technik.“

„Welche Technik? Zeig es mir!“

Sie zeigte es ihm. Langsam. Sanft. Geduldig. Zärtlich. Sie hatten den ganzen Tag Zeit. Sie hatten etwas zu essen, etwas zu trinken. Und dieser Unterricht hielt ihre Gedanken von den schrecklichen Vorstellungen fern, die sie sonst nicht hätte fernhalten können. Ihre City, von den Stewards überrollt?

Madrone zeigte ihm die geheimen Stellen der Lust an ihrem Körper. Sie zeigte ihm, wie sich das Vergnügen vom freundlich-harmlosen Aneinanderschmiegen steigern ließ, schrittweise, bis zum wilden, ekstatischen Entzücken. Hijohn lernte, er lernte mit ungeschickter Ungeduld. Er lernte, voller Begierde. Birds Finger hatten früher buchstäblich Musik auf ihr gespielt, erinnerte sich Madrone voll süßer Sehnsucht. Sandys Hände hatten die glühende Kraft eines

Heilers gehabt. Nita bewegte sich mit der leichten Ungeschicklichkeit eines Naturwissenschaftlers. Hijohn war willig, aber noch immer zu direkt. Langsam ging der Tag.

„Würde Katy dies auch gut finden?“ fragte er. Sie lagen nebeneinander, buchstäblich gesättigt.

„Versuch' es, und du wirst es wissen“, sagte Madrone spöttisch, und fügte hinzu, „wenn du gut aufpaßt.“

„Ich weiß nicht. Sie wird sich wundern, warum ich mich plötzlich so anders verhalte.“

„Sag' ihr, dies ist ein Geschenk von mir für sie.“

Er drehte sich überrascht um und blickte sie erschrocken an. „Du meinst doch nicht, daß ich ihr dies erzählen werde?“

„Willst du ihr nichts erzählen?“ fragte Madrone zurück, „willst du ein Geheimnis daraus machen?“

Die Kluft zwischen ihnen war plötzlich wieder da. Er war meilenweit von ihr entfernt, in einer anderen Welt.

„Warum sollte ich davon erzählen? Es würde sie nur verletzen.“

„Glaubst du?“

„Ganz bestimmt!“

„Warum sollte es sie verletzen, daß wir Freude miteinander hatten? Hier in den Bergen, wo das Leben so hart ist und es so wenig Trost gibt?“

„Es würde sie verletzen, glaub' mir.“

„Und warum hast du es dann getan, obwohl du so sicher bist, daß es sie verletzen wird?“

„Solange sie es nicht weiß, verletzt es sie auch nicht.“

„Aber wie willst du es vor ihr geheimhalten? Wird sie es nicht sofort merken, wenn sie dich ansieht? Oder sieht, wie unser Verhältnis sich gewandelt hat. Wird sie das nicht spüren?“

„Nicht alle Frauen sind solche Hexen wie du, mein Liebes. Sie wird es nur erfahren, wenn du es ihr erzählst.“

„Aber wie kann ich sie anlügen und gleichzeitig ihre Freundin sein? Wir sprechen über dich – Frauen sprechen über ihre Männer, das weißt du doch. Und wie kannst du sie anlügen und weiter ihr Liebhaber sein?“

„Hast du deine Männer nie belogen?“

„Was hätte das genützt? Sie hätten sofort gemerkt, daß ich lüge.“

„Du würdest also heimgehen und sagen: Hey Charlie, ich war so einsam, aber dann habe ich ein bißchen mit Hijohn geschlafen. Und hier sind ein paar Tricks, die er mir beigebracht hat.“

„Ja.“

„Und er würde sagen: Wenn du ihn wieder triffst, sag ihm ein Dankeschön!“

„Genauso, mehr oder weniger.“

„Du lügst. Er würde doch eifersüchtig werden?“

„Natürlich wäre er das. Und ich umgekehrt auch. Ich war wahn-sinnig eifersüchtig, als Bird in eine andere Frau vernarrt war und mich nicht mehr beachtete. Aber es verletzte mich nicht, wenn ich daran dachte, daß er Spaß mit anderen Frauen hatte, weil ich nicht da war. Ich denke, es geht ihm genauso.“

„Nun ja, ich denke ja ähnlich wie du. Aber Katy denkt anders. Und deshalb solltest du ihr nichts erzählen. Versprochen?“

„Hijohn, das kann ich nicht versprechen. Ich weiß nicht, was ich tun werde.“

„Das mußt du versprechen!“

„Ich muß tun, was meine Gefühle für richtig halten.“

„Scheiße!“

Er drehte sich um und starrte ins Blattwerk der Eiche.

„Dann muß ich es Katy erzählen“, sagte er schließlich geistesab-wesend. Madrone fühlte sich wieder meilenweit entfernt von ihm. Sie lagen nebeneinander, aber es ging eine Verdrossenheit von ihm aus, die sie noch nicht kannte.

„Das ist sicher eine gute Idee“, sagte Madrone schließlich.

„Oh, Scheiße!“

„Tut mir wirklich leid, wenn es zwischen Katy und dir deswegen Ärger gibt. Das habe ich nicht gewollt“.

Hijohn streichelte ihre Hand, gleichgültig, abwesend. „Laß uns ein bißchen schlafen“, sagte er, „wir müssen noch weit marschieren.“

Er drehte sich um, mit dem Rücken zu ihr, und war bald darauf eingeschlafen. Nur Madrone fand keinen Schlaf. Sie lag noch lange wach, voller Gedanken, bis schließlich die Sonne unterging.

Mitten in der Nacht erwachte Maya. Es war ganz still. Ungewöhnlich still sogar, und Maya fühlte sich zunächst nur irritiert. Doch dann, ganz plötzlich ahnte sie, was an der Stille so gefährlich war.

„Sam“, flüsterte sie und stieß ihn leicht in die Seite, „Sam, wach auf! Da stimmt etwas nicht.“

Er erwachte sofort, nicht umsonst hatte er jahrelang als Bereitschaftsarzt Nachtwache gehalten. „Was gibt es? Ist jemand verletzt?“

„Niemand ist verletzt. Aber es stimmt etwas nicht – irgendetwas stimmt nicht. Horch!“

Er lauschte. „Ich höre nichts.“

„Das ist es ja, der Fluß rauscht nicht mehr, es herrscht Stille“, stieß Maya hervor. Zwanzig Jahre war sie eingelullt durch das Rauschen des Flusses eingeschlafen. Vor zwanzig Jahren war der Fluß aus seinen unterirdischen Rohren wieder in sein natürliches Bett geleitet worden. Und seitdem gehörte das Strömen und Plätschern und Rauschen des Wassers zu ihrem Leben, gab ihr ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit. Niemand konnte wirklich krank werden, so ging der Spruch in der City, wenn er das Plätschern des Flusses hörte. Und so wurde ein ganzes Netz von Gräben, Kanälen, Teichen und kleinen Wasserfällen gebaut – Wasserfälle, die monoton und doch auch süß rauschten, wie ein beruhigender Regen. Und nun war dieses Rauschen verstummt.

„Sam, was ist passiert? Was ist mit dem Fluß?“

„Die Steward-Soldaten!“, fluchte Sam.

Maya warf ihre Bettdecke zurück. „Laß uns nachsehen.“

Der Fußweg vor dem Haus schimmerte dunkel im silbrigen Licht

des abnehmenden Mondes. Altweiber-Mond, dachte Maya, Endzeit, Zeit der Auflösung. Die Stewards hatten eine nächtliche Ausgangssperre über die City verhängt. Eine Woche lang hatten alle gehorcht. Aber in dieser Nacht waren Maya und Sam nicht die einzigen auf der Straße. Auch andere waren durch die beunruhigende Stille aufgewacht oder von Freunden geweckt worden. Überall öffneten sich Türen, überall drängten immer mehr Menschen auf die Wege, schüttelten schweigend und ingrimmig den Kopf, und immer mehr Menschen strömten die Wege zum Hügel hinauf, wo das Wasserreservoir lag.

Sie gingen langsam, Maya hängte sich bei Sam ein. Sie hatte Angst. Dies war die Konfrontation, vor der sie sich gefürchtet hatte, dies erst war der richtige Krieg. Bird, dachte sie, wie würde Bird diese Sache überstehen? Er war nicht in seinem Zimmer gewesen. Er verbrachte oft genug nach einem Meeting die Nacht im Council, um nicht mit der Ausgangssperre in Konflikt zu kommen. Aber Maya war sicher, daß er in diesem Fall dabei sein würde.

Die Menschenmenge kletterte den Hügel hinauf, eine dunkle Masse am Hang, hinauf zu dem Gebiet, wo in einem tiefen Teich die Quelle des Flusses entsprang. Eine Gruppe von Soldaten vermauerte gerade die Fluttore, mit denen der Wasserspiegel des Flusses reguliert wurde, mit Sandsäcken und Zement. Eine noch größere Gruppe stand Wache, Lasergewehre im Anschlag. Die alte Salvia Westin vom Wasser Council sprach gerade mit den Wachen. Ihre silbergrauen Locken schimmerten im Mondlicht, als sie ihren Kopf wütend zurück warf.

„Ihr versteht gar nichts“, rief sie. „Ich habe fünfzehn Jahre daran mitgearbeitet, diesen Fluß zu erhalten. Es ist doch nicht nur einfach Wasser. Es ist etwas Wunderschönes und sehr Komplexes. Fische und Insekten, Pflanzen und Vögel hängen vom Wasser dieses Flusses ab. Verdammt sei, wer den Fluß stört und damit alles tötet, was von ihm abhängt. Mörder seid ihr, Mörder!“ Ihre Stimme wurde immer lauter. Ein junger Mann legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm, flüsterte ihr ins Ohr. Sie schüttelte wütend seine Hand ab, doch er redete weiter auf sie ein und zog sie langsam fort. Die Soldaten standen mit ausdruckslosen Gesichtern dabei.

„Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam“, sagte der junge Mann zu ihnen und ging.

„Ja“, stimmten andere ein, „sogar jetzt, auch jetzt, haben wir einen Platz für euch.“

Aber Maya hörte auch, wie andere aus der Menge murrten, sogar

drohende Rufe wurden laut. Eine Spannung baute sich auf zwischen ihnen und den Soldaten.

„Wir überlassen euch unser Wasser niemals einfach so“, schrie jemand von hinten. Maya konnte den Rufer nicht erkennen.

„Versuch' nur uns zu hindern“, höhnte einer der Soldaten. Die Menge drängte so wütend vorwärts, daß Maya und die anderen vorne Stehenden direkt vor die Gewehre der Soldaten gedrängt worden wären – doch plötzlich war eine Trommel zu vernehmen. Sanft aber unüberhörbar brachte der Klang das Blut aller zum Pulsieren, gleichzeitig wurden sie alle klar und kühl im Kopf. Zwei Frauen und ein Mann gingen zur Ecke der Fluttore und setzten sich, ihre Körper befanden sich genau dort, wo die nächste Ladung Steine und Zement abgeworfen werden sollte.

Der Kommandeur der Wachsoldaten rannte zu ihnen. Er war noch jung und hielt sich sehr straff und aufrecht.

„Verschwindet“, befahl er, „oder wir lassen euch verschwinden.“

Keiner der Angesprochenen rührte sich, alle schwiegen.

„Bis jetzt sind wir milde mit euch umgegangen, aber das wird sich nun ändern“, der Offizier hob seine Stimme, „wir spaßen nicht.“

„Du wirst uns töten müssen, bevor du unser Wasser bekommst“, antwortete eine der Frauen. „Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam“, sagte der Mann neben ihr. Schweigen.

Der Offizier winkte seinen Männern. „Weitermachen! Wenn sie nicht weggehen, zementiert sie ein!“

Zögernd bewegten sich die Soldaten vorwärts. Einer hielt einen Schlauch in die Zementmischmaschine. Die Maschine dröhnte wieder los. Maya spürte, wie von hinten die Menge erneut vorwärts drängte, und plötzlich schoben sich zwanzig, dreißig City-Bewohner zwischen die Fluttore, die dort Sitzenden und die Soldaten. Statt sich hinzusetzen, wie die ersten drei, liefen sie ständig hin und her. Zement spritzte, aber die Helfer wischten und schaufelten ihn mit bloßen Händen wieder zur Seite.

„Ich gebe euch zehn Sekunden, dann schießen wir“, brüllte der Offizier wütend. „Dies ist kein Spaß! Zehn, neun, acht...“

Plötzlich dröhnten Motoren, Scheinwerferlicht streifte die Szene, eine Motorradstaffel bremste.

„Achtung“, donnerte eine Stimme.

Ein hochgewachsener Mann stieg aus dem Beiwagen der ersten Maschine. Unwillkürlich wichen die Soldaten zurück, bildeten eine Gasse. Der Mann trug eine gut geschnittene Uniform, Bordüren,

Goldlitzen und eine Reihe Orden blitzten auf. Das Grau des Uniformstoffes ließ sein blasses Gesicht noch blasser wirken. Rote Äderchen durchzogen seine Wangen und die Nase. Er wirkte groß, stämmig und kräftig, ein Patronengurt spannte sich über seinem Bauch, seine grauen Augen quollen böse vor.

„Was ist hier los, Jones“, fragte er scharf.

„Zu Befehl, General Alexander. Diese Leute behindern uns bei unserer Arbeit. Bitte um Erlaubnis, sie erschießen zu dürfen.“

„Sie erbitten die Erlaubnis? Wozu, zum Teufel, haben wir die Lasergewehre? Ist dies die Art und Weise, wie Sie Ihr Kommando ausüben?“

„Sir – – – !“

Hinter Maya kam Bewegung in die Menschenmenge. Bird, Lan und Roberto drängten sich nach vorn, gefolgt von Marie. Bird sah grimmig und gleichzeitig abwesend aus. Er blickte Maya nicht an.

„General“, sagte Marie, ihre melodische Stimme erhob sich, „als die gewählten Vertreter dieser City möchten wir einen formellen Protest einlegen.“

„Formelle Esel seid ihr“, brüllte jemand von hinten aus der Menge. Jemand brachte ihn zum Schweigen, und das Geräusch der Trommel wurde wieder lauter.

„Das Wasser in dieser City ist frei“, fing Marie wieder an, „es gehört uns allen. Mehr noch, Wasser zählt zu den Vier Heiligen Dingen, die niemandem gehören können, nur uns allen. Niemand in dieser City muß Durst leiden. Niemand muß um Wasser bitten oder es stehlen.“ Sie sprach, wie Maya bei sich registrierte, eigentlich nicht zum General, sondern zu den Soldaten, die hinter ihm standen. „Wir alle haben uns geschworen, daß es immer so bleiben soll. Weil wir das Wasser schützen, haben wir auch genug davon, sogar für euch... Lebt mit uns auf unsere Weise, und keiner von euch muß jemals Durst leiden. Und außerdem ist immer ein Platz für euch an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam.“

Bird stand dicht hinter Marie, um ihr Rückhalt zu geben. Sie hatten vereinbart, daß Marie zuerst sprechen sollte. Ihm kam das alles ganz unwirklich vor. Dabei war es nahezu identisch mit den Rollenspielen, die sie eingeübt hatten, dachte er.

Vielleicht sitzen wir wenig später alle zusammen und besprechen diese Übung, fragen den General, wie er sich gefühlt hat? Er hätte am liebsten gelacht, aber er biß sich gerade noch rechtzeitig auf die Lippen. Irgendwo hinter ihm dröhnte die Trommel, und der Rhythmus gab ihm Kraft.

Der General blickte auf die vier. Er schien unschlüssig, an wen er sich wenden sollte. Marie war zwar eine Weiße, aber auch eine Frau. Roberto war zwar der Älteste, aber ein Schwarzer. Während er noch überlegte, strömten weitere Menschen zu den City-Bewohnern vor den Flutturen.

Schließlich fixierte General Alexander Roberto. Er blickte ihn scharf an.

„Paß auf!“ fauchte er. „Alles Wasser gehört jetzt der Steward-Corporation. Wasser ist ein kostbarer Rohstoff, noch kostbarer, weil gierige und unverantwortliche Menschen ihn verschwenden. Deshalb haben wir Stewards die Kontrolle darüber übernommen, zur besseren Versorgung aller und zum Schutz des Wassers. Entweder hört ihr nun auf, unsere Arbeit zu behindern, oder es wird Blut fließen. Und dafür seid ihr dann verantwortlich.“

Robertos Gesicht blieb ruhig und gefaßt. Er blickte dem General direkt in die Augen und sagte milde: „Sie haben nichts verstanden. Wir können nichts anordnen oder befehlen. Wir sind nur die Augen und Ohren der City-Bewohner, wir führen nur deren Wünsche aus. Wir können ihnen nichts befehlen, selbst wenn wir gewählten Räte mit Ihnen zusammenarbeiten wollten. Aber wir City-Bewohner würden nie mit Dieben kooperieren wollen, die unser aller Wasser stehlen. Wasser ist heilig, es ist eines der Dinge, für das wir unser Leben riskieren würden. Und immer noch haben wir einen Platz an unserer Tafel für Sie gedeckt, kommen Sie, essen Sie mit uns gemeinsam.“

Der General riß seine Pistole hoch und schoß Roberto in den Kopf.

Robertos Augen öffneten sich weit, dann strömte plötzlich Blut aus seinen Nasenlöchern, und er fiel, ein dunkles Etwas in dunkler Nacht. Entsetztes Stöhnen ringsum.

General Alexander drehte sich zu Lan.

„Verstehst du mich nun, wenn ich sage, daß dies kein Spiel ist? Ich habe nicht um Kooperation gebeten. Ich habe euch gesagt, ihr habt keine andere Wahl. Wenn du sterben willst, für dein Recht, Wasser zu verschwenden, so hast du jetzt eine gute Gelegenheit. Entscheide dich.“

Jetzt kommt es, dachte Bird, und ebenso plötzlich war seine Angst wie fortgeblasen. Es gab nichts mehr, was er hätte tun können, außer hier zu stehen und wenn es soweit war, sein Sprüchlein zu sagen. Ganz einfach, und danach würde alles schnell vorbei sein. Kein nervtötendes Warten mehr, keine Übungen mehr, die Zeit war

gekommen. Er würde hier sterben, in diesem sanften milden Mondlicht, das über die Hügel, das Wasser und die Menschen strömte. Plötzlich meinte er jedes Gesicht in der Menge genau zu sehen, blasse Gesichter. Er konnte die grünen Gärten am Fuß der Hügel riechen, er hörte den Wind in den Baumwipfeln rauschen, und die Trommel dröhnte weiter, wie der Herzschlag der City. In diesem Moment zu sterben, das wäre gar nicht so schlecht. Maya war ganz nahe, das wußte er, er wünschte, er könnte ihr in die Augen sehen und lächeln. Aber so heldenhaft fühlte er sich nicht.

„Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam“, hörte er Lan sagen, und dann einen Schuß. Sterbend brach Lan zusammen.

Jetzt bin ich an der Reihe, dachte Bird, als der General sich ihm zuwandte. Er nahm kaum wahr, was der Mann sagte, denn er dachte nun an all die Menschen, die er liebte. Adiosa, Madrone. Ich hätte dich so gern noch einmal gesehen. Good bye, Maya. Wie traurig, daß ich dir keinen Abschiedskuß geben kann. Adiosa, Sage und Manzanita und auch dir Holybear.

Alexander wartete. Bird öffnete den Mund, um etwas zu sagen.

Plötzlich kam Bewegung in die Menge. Eine Gruppe Kinder, von Rosa angeführt, drängelte durch die Menge der schreckensstarrten Menschen. Noch bevor irgendjemand etwas tun konnte, hatten sie einen Kreis um Bird und Marie und die beiden Toten am Boden gebildet. Die Offiziere traten überrascht einen Schritt zurück, während Bird von Kindern umringt wurde.

„Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt eßt mit uns gemeinsam“, sagte Rosa zum General und lächelte ihr gewinnendstes Lächeln. Dann schenkte sie den umstehenden Soldaten ein breites, freundliches Lachen. Einige von ihnen schwitzten sichtbar.

Bird war mit dem plötzlichen Auftauchen dieser neuen Situation ganz und gar nicht einverstanden. Verdammt, diese Kinder! Verdammt, ihr Unternehmungsgeist und ihre Heldenverehrung. Und diese blödsinnigen Trainings hatten ihnen die Vorstellung vermittelt, sie seien für solche Situationen gerüstet. Wenn Rosa irgendetwas zustieß...

Der General schaute amüsiert.

„Okay, Jones, das ist ganz deine Kragenweite. Laß sehen, wie du damit fertig wirst.“

Jones trat vor. „Kinder, verschwindet hier“, sagte er. „Ich will euch nicht verletzen, aber wenn's sein muß, dann tu ich's.“

Sie blieben schweigend und lächelnd stehen. Wie konnten sie nur

lächeln, fragte sich Bird. Er konnte es nicht, selbst wenn er damit ihr Leben hätte retten können.

„Ich zähle bis drei. Eins, zwei...“

Ein Junge, den Bird nicht kannte, stellte sich neben Rosa.

„Drei.“

Niemand rührte sich. Jones saht die Kinder an, dann seine Männer, dann wieder die Kinder.

„Ich habe euch gewarnt. Ich will das nicht tun, aber ich werde es tun, wenn ihr euch nicht davonmacht. Also, ich gebe euch noch eine Chance. Eins, zwei, drei.“

„Wir haben für euch einen Platz an unserer Tafel gedeckt, kommt, eßt mit uns gemeinsam“, sagte der Junge.

Der Soldat zog seine Pistole und zielte auf Rosa.

„Bewegt euch!“

Die Kinder blieben unbeirrt stehen.

Er machte einen Schritt vorwärts, drückte Rosa die Waffe unters Kinn und sagte noch einmal. „Bewegt euch!“

Bird wurde es eiskalt. Er konnte sehen, wie die Muskeln im Arm des Soldaten spielten, sah, wie sich seine Augen verengten, wie der Finger zuckte.

Wenn ich nur die Pistole greifen könnte, dachte er, aber wenn ich auch nur eine Bewegung auf ihn zu mache, wird er Rosa töten.

Plötzlich ein Knall, und der Offizier sackte zusammen. In seinem Nacken hatte er ein dunkel blutendes Loch. Einer der Soldaten warf sein Gewehr fort und floh in wilder Hast. Andere rannten hinter ihm her, während die Menge sich zwischen den Fliehenden und seine Verfolger drängte. Menschen rannte und schrien, nur die Menge um Bird herum war zu dicht gedrängt, als daß irgendjemand sich hätte bewegen können. Auch sein Körper wollte fliehen, doch sein Geist sagte, halt, dies hast du doch so gewollt. Dann fielen Schüsse in die Menge, und die Menschen stoben schreiend auseinander. Ein Soldat stieß Bird einen Lauf in den Rücken und drehte ihm den Arm nach hinten.

„Hab' sie, die kleine Hexe!“ rief jemand hinter ihnen. Bird drehte den Kopf und sah, wie Rosa Handschellen angelegt bekam und sich verzweifelt sträubte.

Auch er wurde gefesselt und mit Schwester Marie abgeführt.

„Was ist passiert?“ bedrängte Maya Sam. „Ist Bird okay?“ Sie hatte

die Schüsse gehört, aber die Menge vor ihr hatte ihr die Sicht versperrt.

„Ich glaube, wir haben einen Deserteur“, sagte Sam. „Ganz offensichtlich hat einer der Soldaten den Kerl erschossen, der seine Pistole auf Rosa gerichtet hatte.“

Wieder bewegte sich die Menge. Ein Trupp Soldaten marschierte vorbei, und Maya erspähte Bird und Marie in ihrer Mitte. Rosa wurde von zwei großen Kerlen fortgetragen, sie trat und schrie.

„Geh heim“, sagte Sam zu Maya und drückte ihre Hand ganz fest. „Wir können jetzt gar nichts für die beiden tun. Ich bleibe hier und kümmere mich um die Verletzten.“

Mayas Körper ging heim, während ihr Geist wie ein Hund die City durchstreifte und versuchte, Bird zu folgen. Aber er war verschwunden. Nicht tot, dachte sie, aber er war nicht erreichbar. Es war Rios Stimme, die sie schließlich hörte.

„Laß es“, sagte er. „Du kannst ihm damit nicht helfen. Sein Zustand wird nur noch schlimmer, wenn er fühlt, daß du in der Nähe bist.“

„Kannst du ihm nicht helfen?“

„Möglich. Ich werde da sein und tun, was ein Geist eben tun kann. Aber laß du ihn in Ruhe. Laß ihm seine Würde.“

Sam nahm den Deserteur mit nach Hause. Der älteste der Cooper-Jungs hatte ihn zusammengekauert und schlotternd vor Angst hinterm Kompostsilo gefunden. Die Coopers hatten ihm T-shirt und Jeans statt der Uniform gegeben und ihn zu Sam geschickt, der in einem nahegelegenen Haus eine provisorische Notaufnahme errichtet hatte. Mehrere Leute hatten Streifschüsse, ein Mann einen Schultersteckschuß. Lan und Roberto waren die einzigen Todesopfer. Kurz vor Morgengrauen brachte Sam den Deserteur durch die leeren Straßen zum Black Dragon House.

Maya hatte nicht geschlafen. Sie hatte die gerösteten Körner aufgebriht, von denen Sam sagte, sie schmeckten wie Kaffee, und schenkte den beiden Männern mit automatischen Bewegungen ein. Sie versuchte, nicht an Bird zu denken und nicht an fallende Körper. Die Hände des jungen Mannes zitterten, seine Blicke irrten nervös durch die Küche, und seine Haut hatte einen fahlen Unterton.

Maya machte sich von ihren Ängsten frei und lächelte ihn aufmunternd an. „Alles wird gut“, sagte sie. „Du hast richtig gehandelt. Wie heißt du?“

„Larry, Ma'am.“

„Nenn mich nicht Ma'am. Sag einfach Maya. Kann ich dir etwas zu essen machen? Wir haben keine große Auswahl, aber ich könnte dir Bratkartoffeln und Rühreier anbieten.“

„Irgendwas, Ma'am, ist egal.“

„Was du getan hast, wissen wir zu schätzen.“

„Ich mußte es einfach tun. Konnte doch nicht zusehen, wie er das kleine Mädchen killt. Ich bin nicht aus den Aufzucht-Lagern, wie die anderen. Ich komme aus einer Familie, hatte eine Mutter und Schwestern.“

„Was für Aufzucht-Lager?“ fragte Maya und erhitzte Öl in einer Pfanne. Sie wollte gut sein zu diesem jungen Mann, der Birds Leben gerettet hatte – einerseits aus Dankbarkeit, aber auch, weil sie einen kleinen Handel mit dem Schicksal im Sinn hatte. Ich bin gut zu ihm, Göttin, sei du gut zu Bird.

„Da werden Soldaten gezüchtet, Ma'am.“

„Gezüchtet?“

„Darum haben sie soviele. Die Hälfte kommt aus den Zucht-Stationen.“

„Du meinst, die züchten sie wie... Vieh?“ fragte Sam und setzte sich mit seiner Tasse zu Larry.

„Sie haben keine Seelen, so wie richtige Menschen. Darum ist es auch keine Sünde, sie zu züchten.“

„Das mußt du genauer erklären.“

„Wenn eine Frau ihre unsterbliche Seele verliert...“

„Wie könnte das geschehen?“

„Irgendwie, zum Beispiel, wenn sie Wasser klaut oder die Reinheiten verletzt.“

„Ich fürchte, darüber wissen wir nichts“, sagte Maya. „Das mußt du uns alles erklären. Was sind das für Reinheiten?“

„Wissen sie, moralische Reinheit, rassische Reinheit, Reinheit der Familie und spirituelle Reinheit. Sagen wir mal, sie geht mit einem ins Bett, mit dem sie nicht darf. Oder jemand kriegt raus, daß sie die Inkarnation befragt. Wenn sie jung und hübsch ist, kommt sie als Unterhaltungsgirl zur Truppe. Ist sie schon älter, wandert sie direkt in die Zucht-Station und muß Soldaten gebären.“

„Ich kann das nicht glauben. Mit welcher Rechtfertigung tun sie das?“ fragte Maya.

„Jeder hat die Wahl, seine unsterbliche Seele zu bewahren oder wegzuworfen, Ma'am. Außer, wer aus den Zucht-Stationen kommt und gar nicht erst eine hatte. Aber von dem, der seine Seele durch

Sünde zerstört, bleibt als einzig Wertvolles der Körper übrig. Und dieser Körper wird zum höheren Wohl des Volkes eingesetzt.“

„Glaubst du daran?“ fragte Sam.

Larry zuckte die Schultern. „Ich habe meine Seele weggeworfen, als ich Wasser für meine Familie gestohlen habe. Die Seele mag unsterblich sein, aber der Körper ist es nicht. Er muß trinken. So bin ich in der Armee gelandet. Wenn du in Friedenszeiten erwischst wirst, landest du im Gefängnis oder im Arbeitslager. Im Krieg kommst du gleich zur Armee. Ich weiß nicht, ob ich eine unsterbliche Seele habe – aber wer arm ist, hat sicher nur eine ganz dünne.“

„Ich glaube, du hast eine Seele“, sagte Maya, die das Rührei zubereitete. „das hast du heute bewiesen.“

„Sie sagen, ihr habt keine Booster, stimmt das?“

„Immunobooster? Ich fürchte nein“, sagte Sam, „schon seit zwanzig Jahren nicht. Hast du welche genommen?“

„Wir alle nehmen sie. Sie sind in unserem Essen und halten uns am Leben. Aber die Booster geben ihnen auch Macht über uns. Alle haben Angst, zu euch überzulaufen. Sie sagen, ohne Booster müssen wir sterben. Stimmt das?“

„Ich hoffe nicht“, sagte Sam. „Ich bin Arzt, und ich werde alles in meiner Macht stehende tun, damit ihr nicht sterbt. Wir haben aber wenig Erfahrung damit. Ich habe alle Literatur gelesen, die wir haben, aber die Bücher sind zwanzig Jahre alt. Die gegenwärtige Generation der Drogen könnte ganz anders funktionieren. Ich werde ein paar Blutproben nehmen und Tests machen. Ich vermute, daß du die Zeit des Entzugs durchstehen wirst und auch überleben wirst.“

„Sie werden eure Häuser durchsuchen.“

„Wir haben ein Versteck für dich“, sagte Maya. „Als wir unser Haus vor Jahren umgebaut haben, sind ein paar geheime Abseiten entstanden. Nicht gerade luxuriös, aber es geht. Wenn du schlafen möchtest, bringen wir dich dorthin.“

Maya servierte das Essen. Larry aß hungrig und schnell wie ein Hund, der nach allen Seiten sichert, als wollte man ihm sein Futter wegnehmen.

„Das ist gut“, sagte er. „Richtig gut. Richtiges Essen – kriegt man nicht so oft in der Armee. Wir essen so Instant-Sachen.“

„Laß es dir schmecken“, sagte Maya. „Und entspann dich, laß dir Zeit. Du kannst noch mehr kriegen.“

„Warum kümmert ihr Weißen euch so um mich?“

Maya und Sam sahen sich an. Wir sind beide weiß, dachte sie, und ich habe nie darüber nachgedacht. In all den Jahren mit Johanna hat

die Hautfarbe uns zwar nicht geteilt, aber es war doch immer ein Bewußtsein dafür da, das wir auch nicht verlieren konnten, weil es überlebenswichtig war. Aber seit zwanzig Jahren war das nicht mehr nötig, bis jetzt, bis die Stewards kamen.

„In dieser Stadt wird kein Mensch nach seiner Hautfarbe oder seinem Herkommen beurteilt“, sagte Maya. „Es mag interessant sein für deine persönliche Geschichte. Aber davon hängt es nicht ab, wie gut du behandelt wirst. Übrigens hast du das Leben von ein paar Leuten gerettet, die wir sehr lieben. Du hast dein Leben dabei riskiert, und das macht dich zu einem von uns.“

Larry schaute gedankenvoll auf. Maya konnte sehen, wie er versuchte, ihre Worte zu verstehen. Sie war nicht sicher, ob das alles für ihn einen Sinn machte.

„Am Tage, als wir einmarschierten, sahen wir, daß ihr hier alle unterschiedliche Hautfarbe habt“, sagte er. „Wir haben im Camp darüber geredet. Bei uns ist das eine Verletzung der Reinheiten.“

„Wir haben hier keine Reinheiten“, sagte Maya. „Nur die Vier Heiligtümer, Luft, Feuer, Wasser und Erde. Und das fünfte Geheimnis, das fünfte Heiligtum ist der Geist, der zumindest ab und zu menschlich ist und nicht verloren gehen kann.“

Sie quartierten ihn in einer Abseite im Obergeschoß ein. Maya gab ihm Wolldecken, Wasser und einen Nachtopf. Unten räumte Sam alle Spuren ihres Essens beiseite.

„Er ist verstaut“, sagte Maya, als sie wieder herunterkam. „Setz’ den Kessel auf, ich brauche jetzt einen Tee.“

„Du solltest lieber versuchen zu schlafen.“

„Ja, auch, aber ist da noch irgendetwas, was wir loswerden müssen?“

„Alles ist okay, laß sie nur kommen und suchen.“

Maya setzte sich aufs Sofa. „Ich bin immer noch geschockt, glaub’ ich. Haben wir nun gewonnen oder verloren? Roberto und Lan und Göttin weiß, wer noch...“

„Bird lebt.“

„Vielleicht ist das schlimmer für ihn. Wir haben jetzt den offenen Krieg. Unsere Reihen sind zerbrochen. Wir sind vor ihren Gewehren davongerannt... Oh, Sam, ich fühle mich so verantwortlich für alles. Wenn wir es nur mit einer Armee von Larrys zu tun hätten, würden wir gewinnen, da bin ich sicher. Aber Truppen, die aus gezüchteten Killern bestehen? Wie sollen wir die erreichen? Ich wollte, ich dürfte sterben anstelle der anderen.“

„Nein, das willst du nicht.“ Sam setzte sich zu Maya, umarmte und küßte sie. „Dies alles ist schwer, Maya, sehr schwer, aber du darfst nicht verzweifeln. Wenn wir an unsere Sache glauben und an die grundsätzliche Menschlichkeit in jeder Person, dann müssen wir dies auch für gezüchtete Psychopathen annehmen und glauben, daß wir sie irgendwie erreichen können.“

„Ich verzweifle nicht, ich bin nur krank vor Kummer.“

Er küßte sie. Und sie saßen beisammen in der Stille und warteten auf ein Klopfen an der Tür.

Als die Soldaten kamen, durchsuchten sie jeden Winkel. Das ist auch eine Form der Vergewaltigung, dachte Maya, während sie zusah, wie sie Madrones Unterwäsche durchwühlten. Sie zerstreuten Papiere über den Fußboden, verschütteten Speisen, stießen die Bücher aus den Regalen und warfen die Möbel um. Sie durchsuchten die Schränke, hinter denen sich Larrys Versteck befand, rissen Schubladen heraus, brachen Türen aus den Angeln. Maya hielt den Atem an und betete, daß sie nicht zu heftig an den Paneelen zertrten. Aus der Abseite dahinter kam kein Laut.

Schließlich verließen die Soldaten das Haus, und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. sie hatten Larry nicht gefunden. Wenn nur Bird zurück wäre, sicher in ihrem schützenden Nest.

Bird schloß die Augen. Normalerweise wollte er sehen, was auf ihn zukam, normalerweise. Aber er konnte die Blicke seiner Peiniger nicht mehr ertragen, ihre lauernenden, prüfenden Blicke. Blicke, wie sie ihm Madrone auf dem Gipfel der Ekstase zuwerfen würde. Vielleicht brauchen wir Männer diese ganz besondere Art der Gewalttätigkeit, um zu spüren, daß wir wirklich existieren, durchzuckte es Bird. Vielleicht müssen wir einem anderen Körper unseren Stempel aufdrücken, um unsere eigene Stärke zu fühlen. Er schloß stöhnend die Augen, nein er wollte diese Mischung aus grausamer Begierde und Sex in den Gesichtern über ihm nicht mehr sehen. Doch gleichzeitig bemerkte er, wie es ihn veränderte.

Längst war er nicht mehr fähig, die Tage zu zählen. Die Tage, an denen seine Peiniger sich intensiv mit ihm beschäftigten, die endlosen Stunden grausamer Folterungen. Sicher waren Wochen seit seiner Gefangennahme verstrichen, doch wieviele? Er wußte es nicht. Am Anfang hatte er sich noch stark gefühlt. Ich kann das aushalten, hatte er gedacht, ich bin zäh. Die ersten Tage überstand er ziemlich gut. Sein Körper blieb fast unangetastet. Seine Peiniger stimulierten nur die Schmerzempfindung des Körpers ganz direkt. Vielleicht komme ich hier mit halbwegs heiler Haut heraus, hatte er zu Anfang gehofft. Eine vergebliche Hoffnung, wie er inzwischen wußte. Bird versuchte, den Gedanken daran aus seinem Kopf zu verbannen. Jede Hoffnung, das hatte er inzwischen erkannt, machte ihn verwundbar, manipulierbar. Genauso wie Angst und Furcht. Es war besser, zu resignieren und nur noch den Tod herbeizusehnen.

Aber der Tod war noch fern, das war das Problem. Als die Stunden

sich immer mehr dehnten, zu Ewigkeiten anwuchsen, begann Bird, zu verstehen. Wenn sie ihn einfach nur schlugen, würde er mit der Zeit empfindungslos werden oder an inneren Verletzungen verbluten und sterben. So aber war sein Körper immer wieder aufnahmefähig für weitere, grausamere Schmerzen, und fast hegte Bird inzwischen Bewunderung für seine Folterer, die ihm immer neue, nie zuvor gekannte Pein zufügten. Was sie mit einem Finger anstellen konnten oder mit der empfindlichen Haut am Innenarm! Mit einem Augenlid, mit einer Brustwarze, mit der Haut seines Penis. Von dort kamen jetzt seine pochenden Schmerzen. Schutzlos und verwundbar wie er war, vermochte sein Geist dem schmerzenden Körper nicht mehr zu entfliehen, nicht einmal für Sekunden, er war wehrlos immer neuen Schmerzwellen ausgeliefert. Wenn er vor Hunger und Durst zusammenbrechen drohte, zwangen sie ihn, zu trinken und zu essen, gerade genug, daß er wieder zu neuen Schmerzempfindungen fähig wurde. Bird hatte in einem unbewachten Moment versucht, das Essen wieder hochzuwürgen und das Erbrochene einzuatmen, um daran zu ersticken. Vergeblich. Nun wurde er intravenös ernährt.

Die passen gut auf mich auf, wurde Bird klar, und seine Ängste bekamen eine neue Facette. Warum das? Wofür brauchen sie mich? Er fühlte, wie seine Widerstandskraft erlahmte. Er konnte viel aushalten, aber doch nicht ewig. Sterben, sterben, sterben, endlich sterben!, betete er. Es hieß, die Große Schnitterin sei unversöhnlich, aber das war nicht wahr. Tod war auch eine Gunst, eine Gnade, eine Erlösung, aber eine, die ihm nicht gewährt werden würde. Nein, ihm nicht. Unversöhnlich war nicht der Tod, sondern das Leben, seine Lebenskraft, die seine Lungen atmen, sein Herz weiter schlagen ließ, ganz gegen seinen Willen. Mein Körper betrügt mich, dachte Bird erbittert, indem er auf die Schmerzen weiter reagiert. Und wozu? Damit er weiterlebte, obwohl ihm jede Sekunde wie Lichtjahre vorkam. Er würde dies alles nie mehr vergessen.

Dann kam der Moment, an dem die Pein einen absolut unerträglichen Gipfel erreichte. Etwas zerbrach in ihm, schmolz in der glühenden Hitze der Torturen. Ich zerbreche, analysierte sein Gehirn klar und kalt. Durch geschlossene Augenlider sah er die zerfurchten, lächelnden Züge einer alten Frau über sich. La Serpiente, la Segadora, die Grosse Schnitterin, Mutter, weiter kann ich nicht mehr gehen. Noch einen Atemzug und ich vergehe für immer.

„Antworte uns!“

Er konnte nicht mehr. Sein Körper widersprach dem letzten Rest Willen, der ihm noch geblieben war. Er würde jetzt reden, ein

Geräusch machen, irgend etwas sagen, nur um den Schmerz von sich zu schieben. Und wenn er anfang zu reden, wie sollte er wieder aufhören, wie die Lippen verschließen, nur gewisse Dinge sagen und andere nicht? Er konnte nicht sterben und wenn er starb, würden sie nur jemand anderen nehmen. Wenn er versuchte, dem Schmerz zu entgehen, würde ein anderer dran glauben müssen. Nein, sie mußten jemanden zerbrechen – warum dann nicht ihn. Er war ohnehin schon ruiniert. Oder waren das nur seine Ausflüchte? Maya, Abuela, Lily, Madrone, es tut mir leid!

Er redete. Und nachdem er einmal damit angefangen hatte, erzählte er, erzählte alles, was sie wissen wollten. Und er erlitt neue Qualen. Frage auf Frage folgte, und obwohl er auszuweichen suchte, wußte er doch, daß er alles erzählen würde. Erzählen, um sich etwas Aufschub zu erkaufen. Wovor und wofür? Sinnlosen Aufschub. Er erzählte ihnen, daß sich der Verteidigungs-Ausschuß aus neun alten Frauen zusammensetzte, die sich irgendwo versteckt hielten. Er wußte nicht, wo. Wirklich nicht, da halfen auch noch so ausgeklügelte Tortouren nichts. Innerlich frohlockte Bird. Er hätte es unter dem Ansturm der körperlichen Qualen erzählt. Er erklärte seinen Peinigern die Strategie der City, nicht zu kooperieren. Er verriet, wie die Organisation funktionierte, wie die Arbeit aufgeteilt wurde, wie das Versorgungsnetz funktionierte, wie Fische in Wassertanks gezüchtet wurden. Er erzählte – alles und jedes. Was er über die Heiler wußte. Wie die City die letzte Epidemie überwunden hatte. Er nannte Namen, Namen, Namen. Er nannte Madrone. Nach allem, was bisher geschehen war, würde sie nie gefunden werden.

Immer neue Fragen kamen, und mit ihnen kam die Erschöpfung. Wie lange hatte er nicht mehr geschlafen? Wichtig war nur, daß es seinen Peinigern gefiel, daß sie ihm glaubten. Sie taten es nur zum Teil.

„Ihr habt eure Daten-Basis zerstört.“

„Nein, haben wir nicht.“

„Du lügst. Nichts funktioniert. Kein einziger Computer reagiert auf unsere Befehle.“

„Nein, nein, unter Streß arbeiten unsere Computer nicht. Sie funktionieren anders.“

„Wie meinst du das?“

„Ich bin kein Techniker. Ich kann es nicht richtig erklären. Kann ich etwas Wasser haben...?“ Früher, erinnerte sich Bird, als er noch seine Seele hatte, hätte er Essen und Trinken unter diesen Umständen verweigert, und nun bettelte er wie ein hungriges Kind darum.

„Antworte!“

„Ein bißchen Wasser...“

Sie drückten ihm eine Tasse in die Hand. Er konnte nichts sehen, vielleicht hatte er auch nur die Augen geschlossen, er wußte es wirklich nicht mehr, und das Wasser schmeckte nach Blut. Es rann kühl über seine Zunge und brachte ihm die ersehnte winzige Atempause. Vielleicht war es trotzdem dumm, um Wasser zu bitten, denn nun hatte er etwas, das sie ihm wegnehmen konnten, etwas, um das er fürchten mußte.

„Die Daten-Basen?“

„Sie bestehen aus Kristallen“, flüsterte Bird kaum hörbar, „und die Kristalle haben ihr eigenes Bewußtsein. Sie kooperieren mit uns, aber nur so lange sie wollen. Wir können das nicht beeinflussen.“

„Ihr kooperiert mit Kristallen? Mit Steinen?“

„Ja, so ist es. Unsere Tecchies haben lange meditiert, bevor sie begannen, das Programm auszuarbeiten. Es ist wirklich nicht einfach zu verstehen.“

„Du lügst.“

„Es ist wahr. Ich schwöre es!“

Er war jenseits seiner Leidensfähigkeit und doch mußte er noch mehr aushalten. Bis sie des Fragens leid waren.

„Was ist mit der Geheimwaffe?“

„Welche Waffe?“

„Die geheime Waffe, die euch soviel Zuversicht gibt.“

„Wir haben keine Geheimwaffe.“

„Lüg' nicht. Das alte Weib hat uns davon erzählt.“

„Welches alte Weib?“

„Deine krebserkrankte Freundin, die mit dir zusammen gefangen genommen wurde. Wir haben hier eine Kraft, die ihr niemals vernichten oder verstehen könnt, hat sie gesagt. Welche Kraft meint sie?“

„Diese Kraft ist keine Waffe, sondern eine Metapher.“

„Lügner! Armeen kann man nicht mit Metaphern schlagen!“

„Sie hat das nicht wörtlich gemeint. Sie meinte – geistige Kräfte.“

„Die Kraft ist ein Geist?“

„Ja, es ist unser Geist.“

„Wie benützt ihr diese dämonischen Kräfte? Wie kommandiert ihr sie?“

Sein Herz schmerzte. Bird wünschte sich nur noch eine Kugel mit-tenhinein.

„Keine dämonischen Kräfte, geistige Kräfte.“

„Armeen werden nicht von geistigen Kräften vernichtet. Was ist das für eine Waffe, rede!“

„Ich kann nicht!“

„Du wirst schon merken, was du kannst.“

„Ich meine, es ist nicht, was ihr denkt.“

Eine schöne schnelle Kugel würde alles beenden, so wie das Leben seines Vaters geendet hatte, so wie er selbst einen Mann zum Schweigen gebracht hatte. Aber er mußte überlegen, was er sagen sollte. Die Wahrheit zählte nicht, weil sie sie nicht glaubten. Ich muß ihnen erzählen, was sie hören wollen. Ein Funke Hoffnung keimte auf, er wußte nicht warum. Er lebte nur noch, um Worte zu sagen, die ihm für kurze Zeit Erleichterung von seinen Schmerzen bringen würden.

„Vielleicht braucht er eine kleine Erinnerung an das, was wir alles mit ihm machen können, wenn er so eigensinnig bleibt.“

Es war fast witzig, dachte Bird, eine Parodie des Nichtverstehens. Aber er war zu schwach, um darüber zu lächeln. Und als sie nach ihm griffen, begann er zu schreien, zu stöhnen und zu betteln: „Laßt mich sterben!“

Aber er starb nicht. Kurz bevor er bewußtlos wurde, hörten sie auf.

„Erzähl' von der Waffe?“

Göttin, Diosa mia, Mama, Rio, irgendwer, ich kann nicht mehr und es gibt keinen Ausweg. Ich würde ihnen ja alles erzählen, wenn ich nur wüßte, was. Meine Zunge gehorcht mir nicht. Ich werde nie wieder so sein wie früher.

„Unsere Geduld ist am Ende. Jetzt wirst du erleben, daß wir uns bisher zurückgehalten haben.“

Er hörte die Stimmen der Toten: Du denkst, du kannst das nicht aushalten. Aber wir haben mehr ertragen: Die Streckbank, den Pfahl, das Rad, Kinderfolter, Zwangsarbeit, den steinigen Weg, daran ist schon manch Stärkerer zerbrochen. Wir haben alles erduldet, was Menschen nur erfinden können, um andere Menschen zu quälen. Und warum willst ausgerechnet du entfliehen, warum meinst du, ausgerechnet du müßtest gerettet werden?

Nein, nein, aber hilf mir, Göttin, hilft mir, bitte. Bird war längst nicht mehr sicher, zu wem er eigentlich betete, ob er laut sprach oder nur im Geiste; die Toten wirbelten dicht um ihn her.

„Was ist das für eine Waffe?“

Er schrie, oder dachte er es nur? Er war nicht mehr sicher, ob sich die Dinge in ihm abspielten oder außerhalb. Ein Schmerz traf sein Ohr – und plötzlich wurde ihm bewußt, daß es der schrille Klang seiner eigenen Stimme war. Ich möchte nicht vor Angst sterben, dachte

er. Ich möchte nur einfach sterben, mich vereinen mit den Geistern, die in Sicherheit sind und ohne Schmerz.

„Noch mal? Brauchst du noch Überredung?“

„Den Tod!“, kreischte Bird gellend. „Ich schwöre bei den Vier Heiligen Elementen, bei der Göttin, bei Jesus, bei allem was ihr wollt, unsere Waffe ist der Tod.“

„Was soll das heißen?“

„Geister, Gespenster“, stieß er wild und verzweifelt hervor. „Poltergeister, Dinge, die durch die Luft fliegen. Ihr müßt das nicht glauben, aber die Göttin weiß es. Hekates Kraft ist in uns. Jeder von uns, den ihr tötet, wird zum Geist. Wir verhexen euch dann. Tötet eine Hexe, und ihr werdet nie wieder frei atmen können.“

Den Worten, die er sprach, wuchsen dunkle Flügel. Ein eisiger Wind wehte durch die Folterkammer und eine lange Reihe von Toten schwärmte durch den Raum, als hätte er ihnen die Pforte geöffnet.

„Ihr seht sie noch nicht“, flüsterte Bird, „aber bald, bald. Ihr werdet nie wieder frei sein. Seht ihr? Die ganze Sache ist eine Falle, die wir euch gestellt haben. Eine Falle, die euch dem Tod überantwortet. Hekate, die Große Schnitterin, die Todesgöttin erwartet euch.“

Er hätte immer so weitermachen können. Was ist nur aus mir geworden, dachte er, ein Lügner, ein Betrüger. Ich lebe nur noch von Augenblick zu Augenblick, von Atemzug zu Atemzug.

Aber sie glaubten ihm.

„Erzähl' uns mehr.“

„Wasser – ich brauche Wasser.“

Sie gaben ihm Wasser. Es umspülte seine ausgetrocknete Zunge, rann wunderbar kühl die Kehle hinunter und war wie Vergebung. Er trank langsam. Und während er trank, gab es nur eine Wirklichkeit, die Tasse, das Wasser und seinen schluckenden Körper.

„Genug. Erzähl' uns mehr. Dann gibt's auch wieder Wasser.“

Er nickte benommen. Aber was sollte er erzählen? Doch nicht umsonst war er der Enkel der größten Geschichtenerzählerin der City. Große Mutter, dunkle Mutter, Mutter der Wiedergeburt, vergib mir, was ich jetzt tue. Ich habe dein Gesicht gesehen und in deinen Augen sehe ich die Grenzen meiner Kraft. Er atmete tief und begann ihnen zu erzählen, was sie hören wollten.

„Jedes Kind in dieser City ist von Geburt an Hekate geweiht. Dafür schützt sie uns auf ganz besondere Weise. Jeder, der uns verletzt, der uns tötet, ist ihr verfallen. Sie verhext deine Seele und reitet sie gewaltsam in die Hölle - zu ewigen Qualen, dagegen ist dies hier eine Geburtstagsparty. Alle Geister werden euch jagen. Darum gibt

es in unserer City keine Gewalt – alle wissen es. Die Göttin des Todes bewahrt unseren Frieden.“

Sie warfen ihn in einen dunklen Raum, damit er sich erholte. Noch lange feuerten seine malträtierten Nerven auf seine Muskeln und setzten das Werk seiner Folterer fort. Als der Ansturm der Schmerzen schließlich nachließ, war dies fast noch schlimmer als der Schmerz selbst, denn seine Furcht, alles könnte wieder von vorn beginnen, wuchs. Er verkroch sich zitternd unter der einzigen Wolldecke. Ich habe einen Schock, dachte er. Ich muß mich warmhalten. Ich darf nicht darüber nachdenken, was passiert ist und was noch geschehen könnte. Sie waren Experten auf ihre Art, diese Typen, er hatte keine Brüche und keine äußeren Verletzungen. Dennoch. Ich muß mir etwas einfallen lassen, dies war nur der Anfang. Sie werden mehr wollen.

Seine Augen wurden schmerzhaft geblendet, als die Zellentür aufgerissen wurde. Jemand wurde hereingestoßen, und die Tür schlug ins Schloß. Bird streckte den Arm aus und berührte eine nackte Schulter. Ein junges Mädchens schrie in Panik.

„Ist okay“, sagte er rauh, „ich tu dir nichts.“

„Bird?“

„Rosa?“

Sie begann leise zu weinen. Er wickelte sie in die Decke und hielt sie in den Armen.

„Marie ist tot.“

Er wußte nichts zu erwidern, und so drückte er sie fester an sich. Glückliche Marie, dachte er.

„Haben sie dich verletzt?“

Sie nickte

„Haben sie dich vergewaltigt?“ Er mußte das fragen.

„Ich habe mich gewehrt, aber es waren zu viele.“

„Ach, Kind, das tut mir so leid.“

„Ich habe ihnen Sachen erzählt“, flüsterte Rosa zitternd.

„Natürlich, Baby, natürlich hast du das, ich weiß.“

„Ich konnte nicht anders.“

„Nein, das konntest du nicht. Ich habe ihnen auch was erzählt.“

„Du, Bird?“

Diese Frage verletzte Bird mehr als alles andere.

Am nächsten Morgen kamen sie und holten beide. Der General persönlich verhörte Bird.

„Du hast das Schicksal des Mädchens in der Hand“, sagte der General. „Wenn du mit uns zusammenarbeitest, rühren wir sie nicht an. Widersetze dich, und wir schicken sie ins Erziehungslager für Huren. Das wird ihr nicht gefallen, weil sie es nicht gewöhnt ist. Und du wirst zuschauen.“

„Wie kann ich Ihnen vertrauen?“

„Du kannst sie jeden Tag sehen. Sprich mit ihr darüber. Nimm sie dir, wenn du Lust darauf hast.“

„Sie ist doch erst dreizehn!“

„Für viele ist der Lack dann schon ab.“

„Und was wollen Sie von mir? „

„Wir brauchen einen Verbindungsmann zu deinen Leuten. Jemanden, der ihren Respekt hat und dem sie gehorchen.“

„Meine Leute sind es nicht gewöhnt, in irgendeiner Weise herumkommandiert zu werden.“

„Dann wird's Zeit, daß sie es lernen.“

Er zog ihre Uniform an und ging hinaus in die City. Zwei Wächter begleiteten ihn überallhin. Die Uniform als Zeichen seiner Niederlage sollte die Moral der City-Bewohner untergraben: Seht, hier ist einer von euch, der zu uns übergelaufen ist. Er trug die Uniform als sichtbare Warnung: Paßt auf, ich bin nicht länger euer Freund, nicht länger euer Verbündeter. Vertraut mir nicht.

Bird ging über die Plaza. Die Marktstände waren verwaist, das Flußbett trocken. Die City sah aus, wie er sich fühlte, zerschlagen, zerstört. Die beiden Soldaten gingen neben ihm, einer rechts, einer links.

Die beiden blieben neben ihm, als er sich am Ende der Plaza, in der Nähe der Market Street, hinsetzte, an den alten Springbrunnen mit den Skulpturen, der trocken war.

Eine Frau kam auf ihn zu: Sachiko von der Musiker-Gilde. Sonderbar, daß sie hier noch herumlaufen durfte. Ihr schwarzes Haar schimmerte im Sonnenlicht, und er war ruiniert und Rosa... Besser er ließ diese Gedanken nicht zu. Besser, er tat, was er tun mußte.

Sie wandte ihr Gesicht ab, während sie an den Soldaten vorbei ging. Bird rief ihr nach: „Sachiko!“

Sie drehte sich um, sah seine Uniform und wollte davonrennen. Doch er rief sie noch einmal beim Namen: „Keine Angst, ich bin's, Bird.“

„Bird!“

Doch die erste spontane Freude über das Wiedersehen wechselte blitzschnell in eisige Abwehr als sie seine Uniform sah. Bird hätte sich am liebsten weggedreht. Aber er zwang sich, ihr in die Augen zu sehen. Es kostete ihn schmerzhaft Anstrengung. Was haben sie mir angetan, dachte Bird. Meine Gefühle sind wie abgestorben, was übrig geblieben ist, sind meine zuckenden Nerven, meine innere Unruhe.

„Wieso trägst du ihre Uniform?“

Er antwortete nicht auf ihre Frage: „Kannst du etwas für mich tun?“

„Ja, klar, Bird.“

„Ich muß mit jemandem vom Council sprechen.“ Seine Wächter nahmen alles auf, was er sagte. Wenn er jetzt offen die Zeichensprache benutzte, würden sie mißtrauisch werden. Er drehte sich leicht zur Seite, um seinen Arm vor den Blicken der Wächter zu verstecken. Blitzschnell buchstabierte er „Lily“. „Kannst du jemanden vom Council hierher bringen?“ wiederholte er dabei.

Sachikos Blick ging zu seiner Hand und zurück zu seinem Gesicht.

„Ich werde es versuchen. Bird, bist du okay?“

„Danke“, sagte er und entließ sie, indem er die Augen schloß. Sachikos eilte davon. Bird lehnte sich auf der Bank zurück und versank in einer dunklen Woge, einer tiefen Erschöpfung, die kein Schlaf der Welt heilen konnte. Er fühlte wie er fiel, immer tiefer, endlos, ins Bodenlose.

Er wußte nicht, wieviel Zeit verstrichen war. Als er aufblickte, stand Lily vor ihm. Er hatte ihr Kommen nicht bemerkt. Sie trug eine einfache grüne Tunika, ihre Haare waren streng zurückgebunden, doch ihr Blick war freundlich. Am liebsten hätte er zur Seite geschaut.

„Bird!“

Er sprach hastig, um alles zu sagen, was zu sagen war, bevor er womöglich die Nerven verlor: „Ich bin leider kein Held, Lily, ich habe ihnen alles erzählt, alles.“

Die Wärme in Lilys Blick blieb unverändert. „Keiner erwartet Übermenschliches von dir.“

Verzweifelt versuchte er, sie nicht ansehen zu müssen, aber er war unfähig, sich zu bewegen.

„Ja, vielleicht. Möglich, daß wir alle übermenschliche Kräfte brauchen, um zu gewinnen. Ich sehe nicht, wie wir hier gewinnen könnten.“

„Das mußt du auch nicht.“

Er warf den beiden Wächter einen Blick zu. Sie standen da, regungslos wie Stein. Aber sie hatten Augen und Ohren und zeichneten jedes Wort mit einem Aufnahmegerät auf.

„Ich habe ihnen von der Waffe erzählt.“

„Welche Waffe?“

„Sie haben nach unserer Geheimwaffe gefragt. Marie hat ihnen zuerst davon erzählt, an jenem ersten Tag. Sie hat erzählt, daß wir Kräfte haben, die sie niemals besiegen könnten. Sie haben – sie haben solange Druck auf mich ausgeübt, bis ich ihnen gesagt habe, was das für eine Kraft ist.“

In Lilys Miene trat eine leichte Veränderung ein, fast so etwas, wie ein Lächeln.

„Was hast du ihnen erzählt?“

„Daß wir alle Hekate geweiht sind und die Toten herbeirufen können, und daß die Toten alle jene verhexen und verfolgen werden, die einen von uns töten.“

Es war ihm, als überliefe seine beiden Wächter ein Frösteln, aber gut unterdrückt.

„Das hast du ihnen erzählt?“, sagte Lily mit einem unbeschreiblichen, ungläubigen Gesichtsausdruck.

„Ich habe ihnen alles erzählt. Alle Einzelheiten. Ich konnte nicht anders.“

„Ich verstehe.“

„Sie haben es schließlich geglaubt. Tut mir leid.“

„Aber nun erwarten sie mehr von dir“, konstatierte Lily.

„Sie wollen, daß ich den Verbindungsmann zur City abgebe, ich soll die Leute zu mehr Kooperation bewegen. Morgen geht es los. Sie werden Karten zur Wasserrationierung verteilen. Wer Wasser möchte, muß so eine Karte haben.“

Lily's Augen wurden grimmig. „Und was muß man tun, um so eine Rationierungskarte zu bekommen?“

„Unterschreiben, daß der Empfänger der Karte nichts gegen die Stewards unternehmen wird, daß er dem Glauben der Millennialisten zustimmt.“ Er schwieg. Besser, gleich alles sagen, dachte er, und fuhr fort: „Ich selbst werde die Rationierungskarten verteilen, morgen früh, hier auf der Plaza.“

„Keiner wird kommen. Das weißt du doch, Bird.“

Natürlich weiß ich das, dachte er. Warum glaubst du, habe ich überhaupt zugestimmt? Aber die beiden Wachen neben ihm hörten zu, und es war auch nicht die Wahrheit. Er würde fast allem zustimmen, nur um Rosa zu schützen. Nein, nein, sagte er sich, auch um sich selbst vor weiteren Folterungen zu schützen. Lily starrte ihn an, als könnte sie seine Gedanken lesen.

„Würdest du etwas für mich tun, Lily?“ sagte er schließlich.

„Wenn ich kann.“

„Lege bitte ein paar Blumen auf das Grab meiner Großmutter. Sag ihr, daß es mir leid tut, weil ich nicht stärker war.“ Er betete zur Göttin, Lily möge verstehen, was er meinte. Er hatte den Stewards erzählt, seine Familie sei tot. Dies sei eine Grundvoraussetzung gewesen, Mitglied des Councils zu werden. So konnten keine Geiseln genommen werden, um etwas von ihnen zu erzwingen. Bitte, Göttin, laß Maya fort bleiben. Wenn sie Maya fänden, wenn sie herausfanden, wer sie war...

„Niemand ist auf Dauer stark“, sagte Lily, und ihre Stimme klang weich. „Ich bin sicher, du hast viel ertragen und wirst noch mehr ertragen müssen. Ich wünschte, du könntest verschont bleiben und geheilt werden.“

Sie bot ihm Vergebung an, Vergebung, die er nicht verdiente und nicht akzeptieren konnte. Nicht weil er schwach geworden war, jeder konnte schwach werden, sondern weil er weiter schwach sein würde und sie weiter betrügen würde.

„Ich hätte sterben sollen, wie Roberto, wie Lan. Und Marie ist nun auch tot.“

„Laß deine Peiniger dir Schmerz zufügen, Bird. Aber tu es nicht selbst.“

Bird wünschte sich, er könnte in ihren Augen lesen, irgendetwas, Bedauern, Verurteilung, Mitleid. Aber ihre schwarzen Augen waren ausdruckslos wie Kieselsteine.

„Wir haben einen Platz für dich an unserer Tafel gedeckt, Bird. Wir warten auf deine Heimkehr.“ Sie wandte sich an die Wachen und lächelte: „Das gilt auch für euch.“

Sie dreht sich um und ging. Ihre Worte waren schmerzhafter als ein Tritt in den Bauch. Sie machte ihn, wozu er sich selbst gemacht hatte – zum Feind, zum Fremden.

Als er am nächsten Morgen zur Plaza kam, wartete ein kleiner Kreis von Menschen neben dem Brunnen. Lily, Sam und Cress vom Wasser Council und eine Frau, die er nicht kannte. Als er näher kam, öffnete sich der Kreis für ihn.

Bird stoppte. Er wurde von seinen Wachen begleitet. Mit einer Bewegung forderte er sie auf, zurückzubleiben. Dann trat er wiederstrebend in den Kreis. Wie konnte er mit ihnen zusammensein, in der Uniform des Feindes? Doch es gab Dinge, die mußte man einfach tun, ob man wollte oder nicht. Nicht denken, bloß keine Vorstellung

entwickeln, was sie über ihn denken könnten, einfach nur hinsetzen und ihnen nicht in die Augen schauen.

„Bird!“ sagte Sam.

„Du lebst!“ sagte Cress. Es klang wie ein Vorwurf. Cress sah viel schmäler aus, als Bird ihn in Erinnerung hatte. Graue Strähnen durchzogen sein schwarzes Haar, und unter seinen Augen hatte er dunkle Schatten.

„Ich bin hier als Repräsentant der Vierten Steward Erkundungs-Truppe. Sie haben mich um Vermittlung gebeten.“ Birds Stimme klang rau, er wußte nicht warum. Vielleicht vom vielen Schreien, vielleicht weil seine Kehle trocken war wegen der spärlichen Wasser-ration.

„Du kooperierst mit denen?“ fragte Cress, „du hast unsere Strategie verraten!“

„Ich weiß.“ Nur nicht entschuldigen, nur nichts erklären. Das brachte nichts.

„Du hast doch im Council die großartigen Reden geschwungen über gewaltlosen Widerstand! Du wolltest nicht töten, hast du gesagt. Und alle waren so verdammt beleidigt, als ich auch nur eine Frage stellen wollte. Und nun trägst du ihre Uniform!“

„Ich arbeite für sie“, sagte Bird mit tonloser Stimme, „ich verteidige mich. Ja – so ist das!“

Stille senkte sich über den Kreis. Die beiden Wachen beobachteten argwöhnisch die Szene.

„Bist du okay?“ fragte schließlich Sam. Seine Falten waren tiefer geworden, er war sichtlich gealtert in den vergangenen Wochen.

Bird wußte nicht recht, was er ihm antworten sollte. „Sie haben mir diesmal nichts gebrochen“, erwiderte er in einem Ton, der weitere Fragen ausschloß. Außer mein Selbst, dachte er.

„Haben sie dich verletzt“, ließ Sam nicht locker.

„Das ist es, Sam. Sie verletzen die Menschen. Und sie verstehen ihren Job.“

„Du siehst okay aus“, kam es mißtrauisch von Cress.

„Du auch“, gab Bird zurück. Das ist boshaft, dachte er, aber es erleichterte ihn, er fühlte sich nicht mehr so elend. Gleichzeitig verstand er nun genau, warum seine Peiniger so sorgfältig mit ihm umgegangen waren. Sie wünschten keine sichtbaren Verletzungen. So stand er als Verräter da.

„Laß' ihn in Ruhe, Cress“, mischte sich Sam ein. „Wir vertrauen dir, Bird.“

Bird schüttelte den Kopf. Er schaute kurz zu beiden Wachen hin.

„Vertraut mir nicht. Ich arbeite jetzt für sie. Deshalb trage ich diese verdammte Uniform, vergeßt es nicht! Vertraut mir nicht!“

„Du bist auf deren Seite?“ stieß Cress hervor. „Willst du das damit sagen?“

„Du hast gehört, was ich sagte.“

„Die haben dich kleingekriegt, und du hast nachgegeben.“

Das mußte er laut sagen, dachte Bird. Er mußte es beim Namen nennen, mußte meine Nase in die Scheiße stecken. Aber was sollte er sonst tun?

„Was willst du, Cress?“ fragte er.

„Erzähle deinen Bewachern...“

„Cress!“ Lily unterbrach ihn. „Wenn wir dem Feind gewaltlos Widerstand leisten, können wir das auch auf höfliche Art tun.“

„Entschuldige, Lily, aber ich kann einfach keine Sympathie für einen Überläufer aufbringen. Besonders nicht für einen, der uns diesen miserablen Plan erst eingeredet hat. Woher wissen wir, seit wann er für sie arbeitet? Woher wissen wir, ob er nicht schon lange auf ihrer Seite war. Und uns deshalb den bewaffneten Widerstand ausgedreht hat?“

„Schluß jetzt, Cress“, sagte Sam, „das bringt uns nicht weiter.“

„Das halbe Wasser Council wurde heute nacht verhaftet. Sie haben sie am Damm erschossen“, sagte Lily zu Bird.

Bird schwieg. Er konnte irgendwo in der Ferne Wasser rauschen hören, aber er wußte, daß dies nicht lange dauern würde.

„Akzeptiert ihr die Wasser-Rationierungskarten?“ fragte er laut, damit die Wachen es hörten.

„Nein“, gab Lily zurück.

„Niemals“, fauchte Cress. Auch Sam schüttelte den Kopf.

„Ich bin Ming Pei von der Gift-Forschung“, ließ sich plötzlich die junge Frau vernehmen. Bird kannte sie nicht. An ein so katzenhaft dreieckiges Gesicht wie ihres hätte er sich auf jeden Fall erinnert. „Wir machen uns über das Filtersystem Sorgen. Es arbeitet nicht richtig, wenn das Wasser nur dann und wann fließt. Kannst du den Stewards erklären, daß das Wasser ständig fließen muß? Es ist zu ihrem eigenen Besten.“

„Ich kann ihnen das sicher nicht gut erklären“, wehrte Bird ab.

„Aber wenigstens einige von ihnen müssen doch Verstand haben“, drängte Ming Pei. „Versuche es!“

„Du verstehst das nicht“, gab Bird zurück. „Der Steward-General interessiert sich nicht für das Filtersystem oder Wasser-Ökologie. Er will die City unter Kontrolle haben. Und er weiß, wie man das

macht. Glaub' mir, darin ist er Experte. Ein Drittel seiner Truppe ist eigens für die Armee gezüchtet worden!“ Er machte eine Pause. Würden sie diese wichtige Information verstehen? „Das Elite-Korps. Sie kennen nichts außer Gewalt, und soetwas wie gewaltfreien Widerstand können sie gar nicht verstehen. Die anderen Soldaten, die sie von der Straße aufgelesen haben, sind die Hälfte der Zeit im Tran und sie brauchen alle ihre Booster. Du kannst ihnen nicht mit vernünftigen Gründen kommen. Oder mit irgend etwas anderem.“

„Es sind doch auch Menschen“, sagte Lily.

„Darüber könnte man streiten“, gab Bird zurück.

„Sie werden doch irgendwie beeinflussbar sein?“

„Vielleicht.“

Langes Schweigen. „Nehmt ihr die Rationierungskarten?“ fragte Bird schließlich, „ich werde jeden Morgen hier sein. Sagt das den Leuten.“

„Steck sie dir in den Arsch!“ Das war natürlich Cress. Die anderen schwiegen.

Schließlich sprach Sam: „So kommen wir nicht weiter. Vielleicht ist es Zeit, dieses Gespräch zu beenden. Wenn du willst, kann ich Maya eine Botschaft ausrichten.“

Schweig, schweig, schweig! Diosa! Sam, müßtest du es nicht besser wissen? Bird schüttelte den Kopf und warf seinen Wachen einen Blick zu.

„Ja, bring der Yemaya eine Opfergabe.“ Bird betonte den Namen absichtlich falsch, so daß es wie „Maya“ klang. „Gib der Göttin des Ozeans einen Korb.“ Vielleicht wurde er verstanden, vielleicht auch nicht.

„Du kannst nach Hause kommen, trotz allem, das weißt du“, sagte Lily. „Wir wissen, daß du auch in schwierigen Situationen dein Bestes versuchst. Aber dies“, sie deutete auf Birds Uniform, „verletzt uns alle.“

Bird schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht. „Wenn sie mich nicht erwischt hätten, hätten sie einen anderen erwischt.“ Und Rosa als Freudenmädchen ins Soldatenlager geschickt, und vielleicht euch alle schon getötet.

„Das heißt, du akzeptierst deren Bedingungen und sie bestimmen, was gemacht wird“, explodierte Cress. „Auch wenn sie uns alle töten, einen nach dem anderen. Wir sollten kämpfen. Alles andere wäre nur eine Rechtfertigung für Verrat.“

„Dann bin ich eben ein Verräter, Cress. Möchtest du mich eigenhändig niederknallen, oder willst du die Wild Boar People dafür

holen? Vowärts, Mann, mach los!“

„Nein, Bird, wir erschießen dich nicht“, sagte Lily bebend und legte ihre Hand auf Cress' Schulter, der etwas entgegnen wollte. „Still, Cress. Dieses Treffen ist beendet. Bird, wir haben für dich einen Platz an unserer Tafel gedeckt, komm, iß mit uns gemeinsam.“

Tränen schossen ihm in die Augen. Abrupt drehte er sich um und ging. Die Wächter folgten ihm wie wachsamen Hunde. Er hatte Mühe, nicht in Schluchzen auszubrechen. Sam und Lily hätten ihn sicherlich tröstend in die Arme genommen, und seine Wächter hätten sie womöglich niedergeknallt. Und was sollte dann aus Rosa werden? Und was würde überhaupt geschehen? War es nicht Selbstbetrug, zu glauben, seine Handlungen könnten irgendwelche Auswirkungen auf ihrer aller Schicksal haben? Oh, es war doch die älteste Falle der Welt, er wußte es, und er tappte hinein.

Leute gingen an ihm vorüber. Er sah sie nicht an. Seine Wächter folgten ihm, aber sie hielten jetzt etwas Distanz, ließen ihn allein gehen. Unberührbar.

Heute“, sagte Madrone, „wollen wir die Verankerung üben.“ Ringsum erwartungsvolle Blicke. Sie saßen im Innenhof, im Schatten der Sonnensegel. Die Sommerhitze lastete schwer. Im Hausinneren war es schlicht unerträglich. Poppy lag in einer Ecke des Hofes und machte ein Mittagsschläfchen wie die anderen Kinder.

Das Sonnenwendfest war gerade erst vorüber. Wenn es jetzt schon so heiß war, wie würde dann der August werden? Lieber nicht darüber nachdenken. Madrone hatte schon so vieles ertragen, mehr als sie sich jemals vorzustellen gewagt hätte. Sie würde also auch dies überstehen. Für das Sonnenwendfest hatte Madrone ihre Phantasie gewaltig anstrengen müssen. Dicke Blumenkränze, geschmückte Häuser, nächtliche Freudenfeuer und Festmähler im Freien, wie bei ihnen im Norden, das war hier nicht möglich. Feuer zu machen, konnten sie nicht riskieren und Blumen gab es hier sowieso nicht. So hatte sie sich darauf beschränkt, eine Sonne aus Blumensamen in den Hof zu streuen. Lärmend hatten sich die Vögel um diese Leckerbissen gebalgt.

Wie mochten sie das Sonnenwendfest diesmal zu Hause gefeiert haben? Im Fernsehen wurde der Einmarsch der Stewards als überwältigender Erfolg gefeiert. Aber es wurden keine Bilder von diesem Krieg gezeigt, es gab nur Presse-Erklärungen der Militärs. Madrone konnte diesen Nachrichten nicht recht glauben. Aber die Angst war da, die Nachrichten könnten wahr sein. In ihren Träumen sah sie Schießereien und Tote. Lilys Gesicht erschien ihr. Doch es war nur undeutlich, und es gab nichts preis.

Ich sollte heimgehen, dachte sie. Was mag aus Maya, Bird und den

anderen geworden sein? Ich sollte bei ihnen sein, und ihr Schicksal sollte auch meins sein. Aber ich werde hier gebraucht. Ich kann diese Arbeit nicht einfach unbeendet hinwerfen.

Während der Wochen und Monate, die Madrone hier unterrichtet hatte, waren einige abgesprungen, andere konnten aus verschiedenen Gründen nicht mehr teilnehmen. Dafür waren Neue dazugestoßen. Jetzt hatte sie Teilnehmer aus den verschiedensten Gruppen: aus City Gangs, von den Angels, von den Hill-Boys und einige aus den benachbarten Vierteln. Littlejohn war aus den Bergen gekommen, er brachte Begood mit, der eine überraschende Begabung zum Heilen an den Tag legte. Auch Raffael und Gabriel, die eiskalten Blondes von den Angels, hatten erstaunlich sensitive und geschickte Hände.

Madrone war überrascht, wieviel ihre Schüler inzwischen wußten. Hygiene, Erste Hilfe, Akupunktur waren ihnen so geläufig wie die richtigen Griffe, um Schmerzen zu lindern. Auch die Grundzüge des Ch'i, und der Einsatz bestimmter Medikamente waren ihnen bekannt. Sie wußten, wie eine Booster-Entziehungskur einzuleiten und weiterzuführen war. Nun wollte Madrone sie tiefer in die Geheimnisse des Heilens einführen und sie lehren, die versteckten Energien des Körpers zu erspüren und zu steuern.

„Das Ankern ist eine Methode, um schnell verschiedene Stadien der Trance zu durchlaufen“, fuhr Madrone fort, „dabei wird jede Stufe mit einem bestimmten Bild oder Wort verkettet und mit einer bestimmten Berührung. Sucht euch jetzt jeder einen Partner und versucht, die Energiemuster eures Gegenübers zu erkennen und zu beeinflussen. Dafür könnt ihr jede Methode anwenden, die wir bisher schon besprochen haben.“

Madrone schwieg und blickte um sich. Alle schienen klarzukommen. Sie arbeiteten alle gut miteinander. Madrone setzte sich auf den Boden und lehnte sich gegen die Mauer, zog die Knie bis unters Kinn und schloß die Augen. Etwas entfernt von ihr arbeitete Katy mit Raffael. Trotz der Entfernung spürte Madrone, daß von Katy ein Schmerz ausging. Madrone wünschte zum hundertsten Male, sie hätte Hijoan niemals auch nur angerührt. Oder er hätte Katy wenigstens nie etwas erzählt. Katy lief seitdem mit einem schmerzlich-betroffenen Ausdruck in ihren dunklen Augen herum.

Madrone hatte versucht, mit Katy zu sprechen. Sie hatte sie nachts im Hof abgefangen. Die anderen waren schon zu Bett. „Katy, es tut mir leid“, hatte sie gesagt. „Wirklich, glaub' mir, ich wollte dich nicht damit verletzen.“

„Wolltest du nicht?“ Katys Augen funkelten böse in der

Dunkelheit, „warum hast du es dann getan?“

„Katy, ich komme aus einer anderen Welt. Bei uns im Norden ist alles ganz anders. Ich hätte niemals geglaubt, daß dich so etwas so verletzen würde.“

„Lüg' nicht, Madrone. Das macht es nur noch schlimmer.“

„Ich lüge nicht!“ Ganz ruhig bleiben, sagte sich Madrone. Laß dich nicht von ihrem Zorn anstecken. Es könnte die letzte Verbindung zwischen uns beiden zerbrechen. Dann würde Katy ganz allein dastehen mit ihrem Baby. Und sie würde auch allein sein, ohne die Möglichkeit, ihr und ihrem Baby zu helfen.

„Katy, bitte, versuch' mir zu glauben. Versuch', dir vorzustellen, daß ich wirklich die Wahrheit sage. Ich würde dich niemals mit Absicht verletzen.“ Madrone hielt inne, da waren Einzelheiten, über die mußte nicht gesprochen werden. Hijohn hatte gewußt, daß das alles Katy verletzen würde. Es hatte ihn aber nicht zurückgehalten. Und das, so vermutete sie, war der tiefere Grund für Katys Kummer.

„Hijohn ist ein Mann“, sagte Katy, als hätte sie Madrones Gedanken erraten, „und selbst die besten unter ihnen sind schwach, wenn es um Sex geht. Aber Frauen sollten zusammenhalten!“

Sie hat festgefügte Vorstellungen, dachte Madrone, Vorstellungen, die ich nicht teilen und nicht einmal verstehen kann. Sie fühlte sich plötzlich erschöpft, zu erschöpft, um weiter zu diskutieren. Ich bin jetzt allein, dachte sie. Katy war mir eine enge Freundin, aber das ist nun vorbei. Hijohn war mir so nah, wie ein Liebhaber nur sein kann, und nun ist auch das vorbei.

„Jetzt, wo ich weiß, wie es dich verletzt, würde ich es nie wieder tun“, sagte Madrone. „Es wird auch nicht weitergehen und wir mißachten nicht, was euch beide verbindet. Es war nur dieser eine Moment. Ein Impuls. Katy, ich war sehr unglücklich, ich brauchte Trost, und Hijohn hat das verstanden.“

„Genau das ist das Problem mit dir, Madrone“, gab Katy zurück, „wenn du glaubst, daß du etwas brauchst, dann meinst du, daß du jedes Recht hast, danach zu greifen. Jedem Impuls, den du hast, folgst du. Du hast den Impuls, am helllichten Tag im Swimmingpool einer reichen Frau ein bißchen zu schwimmen, also tust du es und setzt dabei das Leben aller anderen aufs Spiel und alles, was wir aufgebaut haben. Du hast den Impuls, ein bißchen Sex zu haben. Also hast du Sex. Du bist wie irgendein Tier. Und arrogant wie die Reichen!“

„Das ist nicht fair!“

„Egal. Ich jedenfalls bin mit Hijohn fertig. Du hast ihn verändert, und nun ist alles vergiftet, was uns verband. Ich würde dich immer

vor Augen haben, wenn wir uns liebten.“

Ach, dachte Madrone, sie ist im Zwiespalt. Sie will nichts mehr von ihm wissen, denkt aber darüber nach, wie die Liebe mit ihm sein könnte. Vielleicht ist noch Hoffnung. Denn sie brauchen sich gegenseitig, gerade hier, wo Liebe so wichtig ist wie Wasser. Wie schrecklich, wenn ich wirklich zerstört hätte, was sie zusammenhielt.

„Mußt du denn so darüber denken?“ Madrone war bemüht, ihrer Stimme einen freundlichen Klang zu geben, „sieh es doch als Geschenk an.“

„Jetzt wirst du beleidigend.“

„Bei uns im Norden sagt man, jeder neue Liebhaber erweitert die eigenen Erfahrungen und Möglichkeiten.“

„Unglaublich! Liebe ist doch ein Gefühl, ein Versprechen, aber kein Kunststück!“

„Ein bißchen Kunst kann nicht schaden.“

„Vielleicht mochte ich ihn gerade so, wie er war?“

„Katy, das kann nicht wahr sein.“

„Wie kannst du das sagen? Was weißt du über ihn und mich?“

„Ich weiß, wie der menschliche Körper reagiert.“

„Jetzt wirst du unverschämt.“

Noch einen Versuch, sagte sich Madrone, und dann ist Schluß.

„Katy, hör das Lied, das wir im Norden unserem Liebhaber zu Beltane singen:

*Mein Liebster, du bist wie ein Fluß,
Gespeist aus vielen Bächen.
Ich segne alle, die dich formten,
Verfloßne Lieben, deren Lust
Noch Muster malt auf deinem Rücken,
Jene, die dir mehr Tiefe gaben und mehr Weite,
Lieben wie weißes Wasser oder schwarzes,
Wie Sumpf, wie sonnenwarmes Delta.
Geliebte mit Spannung,
And're wie Fels, wie Eis, das entsteht und vergeht.
Geliebte, die kommen und gehen, wie die Flut.
Ich segne sie alle,
Jene, die dich gelehrt haben
Und jene, die dir Vergnügen gaben
Und auch die dich verletzten,
Alle, die dich formten,*

Daß du bist, wie du bist.

„Also, jetzt weiß ich, daß ich froh bin, eine Christin zu sein“, sagte Katy nur.

Madrone erhob sich und begann mit ihrer Gruppe die nächste Phase der Übungen. „Nun versucht, einen Anker zu werfen, indem ihr den Zustand auf ein Wort oder eine bestimmte Vorstellung übertragt. Konzentriert euch darauf.“ Zur Unterstützung ihrer Schützlinge begann sie leise und beschwörend zu singen, um sie in Trance zu versetzen und sie bis dorthin zu bringen, wo Emotionen sich in Bilder verwandelten, in Farben, Geräusche und Energien. Sie konnte Katy's Zorn als rotes Flackern sehen, unterlegt von dunkelbraunem Schmerz. Madrone konnte es hören, wie ein Vibrieren und dunkles Summen, das sie zu durchdringen suchte.

Raffael war aus der Trance heraus, wach und sorgenvoll. Irgendetwas stimmte nicht.

„Und nun langsam wieder zurückkommen“, sagte Madrone. „Den Anker benutzen. Schön konzentriert und langsam. Ja, langsam. Langsam wieder zurückfinden.“

Ein Schatten fiel von hinten auf ihren Nacken. „Copter!“ schrie irgend jemand gellend. Alle sprangen auf und rannten über den Hof. Ein Blutfleck auf der Brust eines der Kinder. Es öffnete den Mund, um zu schreien. Blut quoll hervor. Jetzt erst hörte Madrone den Schuß. Dann fielen pausenlos Schüsse. Ein Laser setzte die Sonnensegel in Brand. Querschläger jaulten über den Hof und die Blumentöpfe neben dem Eingang barsten. So viel Sorgfalt, so viel Arbeit. Alles zunichte! Jemand packte sie am Arm und riß sie mit sich. Es war Raffael.

„Komm!“ schrie er und zerrte sie brutal in eine entfernte Ecke des Hofes. Dort stieß er sie zu Boden und stellte sich vor sie. Madrone konnte die Bewaffneten an dem engen Hofeingang erkennen. Einer der Soldaten näherte sich ihnen, Raffael holte blitzschnell aus. Etwas flog durch die Luft, ein dumpfer Aufprall, und der Soldat sackte mit verblüfftem Gesichtsausdruck zu Boden. Ein Messer stak in seiner Brust. Genau in seinem Herzen. Geschockt vermochte Madrone keine Hand mehr zu rühren. Raffael stürzte vorwärts und riß dem Soldaten das Lasergewehr weg. Noch im Aufheben des Gewehrs begann er zu feuern. Zwei der ihnen am nächsten stehenden Soldaten sanken zu Boden. Raffael sprang vorwärts, riß ein zweites Lasergewehr an sich und warf es Littlejohn zu, der plötzlich neben ihnen stand. Littlejohn ging in die Knie und zielte auf den Tank des

Hubschraubers, der dröhnend über ihnen kreiste.

„Raus hier“, schrie Raffael ihr zu. Die Soldaten hatten sich vom Torweg zurückgezogen.

„Katy!“ schrie Madrone. Aber er riß sie am Arm hoch und zog sie mit sich.

„Du kannst ihr nicht helfen. Und du bist es, die hier gesucht wird!“

Hinter sich hörte sie einen erstickten Aufschrei und den dumpfen Fall eines Körpers. Sie drehte sich um und sah, wie Littlejohn zu Boden sackte. Schüsse hatten sein halbes Gesicht weggerissen. Blut spritzte auf die Mauer.

„Los!“ Raffael packte sie hart am Arm. Sie drückten sich in den schmalen Torweg. Raffael feuerte aus dem Lasergewehr. Die Soldaten hatten sich direkt hinter dem Ausgang postiert. Madrone fühlte, wie Angst ihre Eingeweide zerfraß. Nie würden sie hier herauskommen. Raffael hielt einen Moment inne. Wir sind in der Falle, dachte Madrone. Wir sind gefangen.

Ein donnernder Knall, ein atemberaubender Luftzug, infernalisches Kreischen von Metall auf Stein. Der Hubschrauber war abgestürzt, mitten in den Hof, und ging in Flammen auf. Gluthitze raste über sie hinweg, Schreie ertönten und erstarben.

„Raus hier! Weg!“ schrie der Offizier seinen Männern zu. „Deckung! Der Treibstoff explodiert!“ Die Soldaten zogen sich zurück. Plötzlich war der Eingang frei. Raffael hörte auf zu schießen, gab Madrone Zeichen. Unvermittelt standen sie auf der Straße im Freien.

Sie rannten dicht an der Hausmauer, halb gebückt. Raffael sicherte nach allen Seiten. Dann eine Explosion. Katy, Poppy und all die anderen – hatte auch nur einer von ihnen überlebt?

Vor ihnen war die Straße übersät mit Trümmern. Umgestürzte Hausmauern, Betonbrocken von einer gesprengten Überführung. Raffael leitete Madrone von Häuserblock zu Häuserblock, von Straßenzug zu Straßenzug. Gebückt rannten sie vorwärts. Sie waren schon fast auf der anderen Seite, als sie eine Stimme hörten: „Halt!“

Keine zwanzig Meter von ihnen entfernt standen fünf Soldaten und richteten ihre Gewehre auf sie. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, stieß Raffael Madrone zu Boden und feuerte im gleichen Augenblick. Kugeln piffen und ein Laser wirbelte eine Dreckfontaine auf.

„Weiter!“ rief Raffael, „tief ducken!“

Madrone rannte los, halb laufend, halb kriechend. Instinktiv suchte sie sich einen Weg von Deckung zu Deckung.

„Weiter!“

Raffael war plötzlich wieder neben ihr. Sie rannten geduckt. Die Angst half ihr, Schritt zu halten. Ein großes Gebäude tauchte vor ihnen auf. Das Eingangsportale war mit Brettern vernagelt. Raffael rannte zielsicher auf die Bretterwand zu, griff durch eine Lücke und riß eine verborgene Pforte auf. Sorgfältig schloß Raffael die geheime Pforte wieder. Dann rannten sie einen schmutzigen dunklen Korridor entlang.

Am Ende führte eine schmale Treppe hinunter in den Keller. Vorsichtig tappten sie weiter bis zu einer Falltür. Raffael zog sie auf und schob Madrone hinunter. Sie fühlte die Sprossen einer Metalleiter unter ihren Füßen. Langsam kletterte sie tiefer. Raffael folgte dichtauf, nachdem er die Falltür geschlossen hatte. Jetzt war auch der letzte Rest Dämmerlicht verschwunden. Verzweifelt kletterte Madrone von Sprosse zu Sprosse tiefer. Angstvoll fragte sie sich, wie tief dieses Loch wohl war und wie lange ihre Arme sie noch würden halten können?

Endlich spürte sie wieder festen Boden unter den Füßen. Vorsichtig ließ sie die Leiter los und trat einen Schritt rückwärts. Gerade weit genug, sonst wäre Raffael ihr auf die Füße gestiegen. Sicher wie eine Fledermaus fand er seinen Weg in der Dunkelheit. Madrone stolperte ihm nach.

Nach einer ganzen Weile sah sie Licht in der Ferne. Sie kamen durch einen riesigen Torbogen, der sehr alt aussah, Säulen flankierten ihren Weg, über ihnen riesige Gewölbebogen. Relikte aus einer anderen, versunkenen Welt. Madrone konnte sich nicht vorstellen, wann das hier errichtet worden war, noch wer so etwas gebaut haben mochte. Vereinzelt hingen Vorhänge zwischen den Säulen und grenzten so Räume ab. Hier und da waren Vorhänge halb geöffnet, und sie konnte Lager sehen mit Teppichen, Kissen und Decken. In der Mitte brannte ein Feuer. Über der Feuerstelle war die Decke schwarz verrußt. Ringsumher waren unbenutzte Flächen, weite Flächen grauen Betonbodens mit brüchigen Linien alter Farbe.

„Willkommen im Himmel“, sagte Raffael.

Er führte sie zum Feuer. Große Lehnstühle und Sofas standen hier im Kreis um das Feuer. Sie gesellten sich zu der kleinen Gruppe, die vor einem Kessel am Feuer saß.

Madrone konnte nicht sagen, ob die Person, die vor dem Kessel kauerte, ein Mann oder eine Frau war. Die Stimme klang hell und melodisch. Als sie Raffael sah, fragte sie: „Was ist passiert?“

„Die Ratten wurden ausgeräuchert. Schlechte Nachrichten.“

„Alle?“

„Scheint so. Ich sah, wie einige erschossen wurden. Auch Littlejohn aus den Bergen. Vermutlich hat es auch Gabriel erwischt.“

Littlejohn, Madrone kämpfte mit den Tränen, Littlejohn! Sie konnte seinen Tod immer noch nicht glauben. Es kam einfach zu plötzlich. Wie konnte er in der einen Minute da sein und in der nächsten tot? Maya, Madrina, was habe ich falsch gemacht? War ich nicht vorsichtig genug, hätte ich mich besser raushalten sollen aus dieser grausamen Welt hier?

„Ich habe Hijohn gesagt, daß es dumm ist, all die Leute am selben Platz zu versammeln“, fuhr Raffael fort. „Die Stewards kamen mit einem Hubschrauber.“

„Woher, zum Teufel, haben die einen Hubschrauber?“ staunte jemand in der hinteren Reihe.

„Oh, sie haben im Tal ein ganzes Arsenal. Aber sie können damit nur fliegen, wenn das Wetter wirklich gut ist“, sagte die Frau am Wasserkessel.

„Dieser Hubschrauber wird jedenfalls nie wieder fliegen“, meinte Raffael, „und auch die Ratten nicht, und die Hill-Boys und die anderen seelenlosen Typen dort. Die Heilerin hab' ich gerettet. Dies ist sie.“ Er machte eine Bewegung Richtung Madrone.

„Hello“, sagten einige.

Madrones Augen begannen, sich an das Zwielflicht zu gewöhnen. Sie war von einer Gruppe Menschen umgeben, wie sie noch nie welche gesehen hatte. Alle waren sie jung. Kaum einer konnte älter als zwanzig sein. Fast alle waren blond, so wie Raffael. Fast alle waren groß und schlank, von androgyner Statur, die Frauen muskulös, die Männer mit weichen Gesichtszügen. Sie alle hätten verwandt sein können. Oder, wie sie mit einem spöttischen Anflug dachte, für eine Hunderassen-Schau gezüchtet sein, Windhunde oder Afghanen. Es gab einige Rothaarige, und einige Frauen mit glattem schwarzem Haar und goldener Haut. Drei oder vier waren dunkelhäutig, mit schwellenden Muskeln, die sie an Isis erinnerten.

„Möchtest du irgend etwas?“ fragte einer von ihnen Madrone. „Wasser? Davon haben wir genug. Essen? Wir haben hier Köstlichkeiten, die du vielleicht noch nie gekostet hast. Etwa Schokolade. Sex? Einer von uns wird dich gern glücklich machen! Wie möchtest du es denn gern? Mit Männern? Frauen? Kindern? Da sind einige Kids, die sind ganz super!“

Madrone war nicht sicher, ob sie richtig gehört hatte. Am liebsten hätte sie sich hingeworfen, geschrien und wäre nicht wieder aufge-

standen. Der Kummer über Littlejohns Tod überwältigte sie wieder. Jetzt zu Hause sein, bei Bird, Nita und Holybear, bei Sage und Maya, die an ihren Memoiren schrieb. Und was war mit Katy und Poppy passiert? Waren sie tot, wie so viele andere?

„Wasser“, bat sie. „Macht ihr gerade Tee? Dann hätt' ich gern welchen.“

Der Tee kam auf einem silbernem Tablett. Die Tasse, bemerkte Madrone zu ihrem Erstaunen, war echtes Wedgewood Porzellan. So fein wie das Porzellan, das Johanna früher gesammelt hatte. Irgendwo im Gewölbe mußte es sogar einen Kühlschrank geben, von dort kam sicher die gekühlte Schlagsahne, und jemand bot ihr auf einem Tablett köstliche, frische Kekse an. Der Tee duftete, und während sie daran nippte, erkannte sie einen Geschmack, an den sie sich nur dunkel aus ihren Kindertagen erinnerte. Damals hatte Maya soetwas am Nachmittag getrunken. Dann fiel ihr der Name wieder ein: Earl Grey Tea. Importierter Schwarztee. Woher in aller Welt hatten die Leute hier soetwas?

Sie sah von ihrer Teetasse auf und sah einige Kinder an der Säule stehen. Sie kicherten und starrten sie neugierig an. Ebenso wie die Erwachsenen waren auch die Kinder wohlproportioniert, großäugig und hatten feine Gliedmaßen. Es schien, die Besten der weißen Rasse waren gesammelt worden, damit sie zu dem feinen Porzellan paßten.

„Woher habt ihr diese Sachen?“ fragte Madrone verwundert, „diesen Tee und die Kekse?“

„Überfälle“, sagte Michael, der sehr gut als Raffaels Zwillingbruder hätte durchgehen können. Er war bei ihrem Heiler-Kursus gewesen, doch bald nicht mehr gekommen. Madrone erkannte ihn.

„Aber woher kommen die Sachen? Treiben die Stewards denn noch Handel mit Asien, Afrika oder Europa?“

„Keine Ahnung“, meinte Michael, „wir haben das Zeug einfach nur mitgehen lassen.“

„Aber ich weiß es“, mischte sich eine junge Frau ein. Ihre Haut war die dunkleste, die Madrone jemals gesehen hatte, sie schimmerte im Zwielflicht wie schwarzer, kostbarer Samt. Ein knappes Kleid aus silbriger Seide betonte ihre biegsame Figur. Ihre Haare, seltsamer Kontrast, waren dagegen lang, glatt und platinblond. Kann das Haar echt sein? überlegte Madrone, ist es das Ergebnis einer gezielten Menschen-Zucht?

Mit einer aufreizenden Kopfbewegung warf die Frau ihre Haare zurück. Sie lächelte Madrone vielversprechend zu. „Ich habe einem Mann gehört, der im Schiffshandel tätig ist. Die Sachen kommen

immer noch aus Übersee, mit großen Schiffen, falls sie die stürmischen Überfahrten schaffen. Aber es sind große Kostbarkeiten, sehr wertvoll. Teurer als eine ganze Jahresration Wasser. Macht schon Spaß, so etwas zu erbeuten.“

Sie sprachen über Sachen, die sie bei Überfällen erbeutet hatten, wie wertvoll vieles davon war und was sie alle gern aßen. Madrone hörte ihnen zu. Es lenkte sie ab von dem tiefen Schmerz, der sie zu überwältigen drohte. War Katy tot? Nein, das durfte nicht sein. Sie sollte sich jetzt für die Geburt vorbereiten, sollte neues Leben gebären, nicht tot sein. Und ich, warf sich Madrone vor, habe sie unglücklich gemacht, sie und Hijoan auseinander gebracht. Vielleicht hätte er sie schützen können, wenn er dabei gewesen wäre. Vielleicht...

Der Vorhang öffnete sich und Gabriel kam herein. Sie war verschwitzt und atmete schwer. Ihre lilienweiße Haut war rötlich überhaucht vor Anstrengung.

„Du hast es geschafft“, sagte Raffael, „himmlisch!“

„Gib mir Wasser“, sagte Gaby.

„Was ist passiert, nachdem wir draußen waren?“

„Der Hubschrauber explodierte. Alles verbrannte. Alles ist nur noch Asche. Einige Leute kamen noch raus, die anderen blieben drin. Littlejohn wurde erschossen. Ich sah sein Gehirn an der Wand kleben. Sie haben Katy und dieses Angel Kid geschnappt und irgendwohin geschafft. Mich haben sie auch geschnappt. Aber ich bin wieder entwischt.“ Sie grinste.

Madrone hörte schweigend zu. Aber innerlich stöhnte sie auf. Littlejohn! Er war immer so freundlich zu ihr gewesen. Immer so hilfsbereit. Und er hatte Bird gekannt! Nun erschien ihr Bird weiter entfernt als jemals zuvor. Gab es ihn überhaupt noch? Aber um Littlejohn zu trauern, war hier ein befremdlicher Luxus. In dieser Welt, El Mundo Malo, mußte sie sich nur fragen, was mit Katy und Poppy geschehen sein mochte?

„Können wir Katy und Poppy nicht helfen?“ fragte sie in die Runde. „Ihr macht doch ständig Überfälle, können wir sie nicht rauben?“

Raffael lächelte und zuckte mit den Achseln: „Was glaubst du, wo sie sind?“

„Katy haben sie vermutlich in ein Lager gesteckt, als Zuchtstute“, mutmaßte Michael.

„Nein“, meinte Raffael, „schwanger wie sie ist, ist sie dafür im Moment nicht zu gebrauchen. Sie wird eher ins Forschungs-Zentrum geschafft. Einige nette Experimente mit ihr machen.“

„Wo ist denn das?“ fragte Madrone.
„Oben bei der Universität. Im Medizin Center.“
„Und Poppy?“
„Die wird bestimmt nicht in ein Lager gesteckt“, grinste Gabriel,
„irgend ein großer Steward-Boß wird ein kleines Privat-Geschäft
machen.“
„Aber wer?“ fragte Raffael nachdenklich, „wer liebt frisches
Fleisch und kann zahlen?“
„Vielleicht Marichal vom Spring Canyon. Oder Stebner, unten am
Strand. Oder einer der großen Fernseh-Bosse?“
„Nee, das werden die kaum riskieren. Die kaufen heutzutage alle
bei den staatlichen Stellen. Die Sache ist viel zu heiß.“
„Eigentlich könnte jeder der Käufer sein“, stimmte Gaby zu, „laßt
uns ein paar Leute losschicken, die das auskundschaften. Sie
sollen die wichtigsten Personen überprüfen. Ich bin gerade in der
richtigen Stimmung für einen kleinen Rachezug.“
„Wir haben ein paar neue Gewehre“, sagte Raffael, „die könnten
wir dann ausprobieren.“
Die Kundschafter entpuppten sich als kleinwüchsige Schwarze. Sie
sahen gemein und gewöhnlich aus. Madrone erfuhr, daß sie allein von
der Gnade der Angels lebten, nur von ihnen bekamen sie Wasser und
Lebensmittel. Sie wurden losgeschickt.
„Erzähl' uns vom Norden“, bat Gaby, „ich höre deine Geschichten
so gern.“
„Ich bin eigentlich nicht in der Stimmung“, wehrte Madrone müde
ab, „ich bin zu unglücklich.“
„Habt ihr gehört, daß die Armee eine Siegesmeldung vom
Einmarsch im Norden veröffentlicht hat?“ fragte Gaby.
„Würdest du ihnen glauben?“ gab Michael spöttisch zurück.
Gaby hob die Schultern. „Es ist eigentlich logisch, daß die Stewards
gewinnen, wenn der Norden nicht einmal eine eigene Armee hat.“
„Hat er nicht, und wird er auch nie haben“, sagte Madrone erregt,
„wir wollten nicht, daß Menschen hungern, um einen Krieg zu finan-
zieren.“
„Hier hat das niemanden gestört“, sagte Raffael spöttisch, „und
euch hat's auch nichts gebracht.“
„Also, erzähl' deine Stories“, bettelte Gaby, „auch wenn vielleicht
alles in die Luft gegangen ist. Ich höre gern, wie schön es dort war.
Und es vertreibt uns die Zeit, bis die Späher zurückkommen.“
„Wir könnten auch schlafen“, entgegnete Raffael.
„Ach was, fang an!“

Ich kann es nicht ertragen, dachte Madrone, jetzt mein Märchen zu erzählen. Ich glaube selbst nicht mehr daran. Aber Gaby war so eifrig. Sie sah so jung aus, so unschuldig, so harmlos, wie ein Kind, das um eine Gute-Nacht-Geschichte bettelte. Seufzend begann Madrone zu erzählen.

„Bei uns im Norden läuft das Wasser in kleinen Bächen durch die Straßen. Enten tummeln sich, Kinder schwimmen darin und fangen Fische. Niemand stiehlt Wasser, denn es ist genügend da, und es gehört allen. Jeder hat ausreichend zu essen und zu trinken...“

Das Landhaus leuchtete rosa über den grünen Rasen. Die Steinmauer rundherum war mit einem Elektrozaun gesichert. Die Alarmanlage war eines Staatsoberhauptes würdig. Bei Überfällen, das hatte Madrone inzwischen erkannt, waren die Angels nicht so raffiniert wie die Hill-Boys. Doch was ihnen dabei an Finesse fehlte, machten sie durch Brutalität und Kühnheit wieder wett.

Als die Nachricht kam, daß Stebner sich ein blondes Angel-Kind gekauft hatte, waren sie sofort aufgebrochen. Ein anstrengender Marsch durch zerstörte Vororte und über zerbombte Straßen begann. Sie kamen kurz vor Morgengrauen an. Sie waren außerhalb der Sperrstunde unterwegs, doch Rafe erschöß jeden Wachmann, der sich ihnen in den Weg stellte.

Um die elektrische Alarmanlage lahmzulegen, warf Michael eine lebende Katze in den elektrischen Zaun. Die Katze schrie, zappelte und verbrannte. Ein Wächter kam, um nachzusehen. Kaum hatte er die Alarmanlage ausgeschaltet, erschöß Rafe ihn.

„Warte hier, bis wir dich rufen“, sagte Michael, „wenn wir nicht wieder herauskommen, dann sieh zu, wie du zurück in die Berge kommst.“

Madrone war froh, zurückbleiben zu können. Die Angels jagten ihr noch mehr Angst ein, als die Stewards oder jeder gewöhnliche Soldat. Unfaßbar, wie die Angels töteten, so ruhig, so kalt, so beiläufig. Madrone versteckte sich zwischen Mauer und Gebüsch. Okay, dachte sie, ich bin sicher eine Heuchlerin. Ich will Poppy retten, die Gewalt, die dabei angewendet wird, will ich nicht wahrhaben. Dabei ist es diese Gewalt, die mir das Leben gerettet hat. Aber wenn schon getötet werden mußte, dann wollte sie nicht zusehen. Dann, so redete sie sich ein, hatte sie keinen Anteil daran.

Schüsse. Danach war alles wieder still. Dann piff Gaby und rief leise ihren Namen.

„Komm rüber. Alles okay.“

Madrone zog sich an der Mauer hoch. Die rauhen Steine zerschrammten ihr Hände und Füße. Sie sprang hinunter und landete in der Hocke.

„Komm“, sagte Gaby. Ihr Gesicht war eiskalt. Madrone schauderte.

Die Wohnhalle in dem Landhaus war riesig. Weiße Teppiche. Riesige Fenster, die auf den Ozean hinaus blickten. Draußen schimmerte der Himmel rosa und golden im Nebel des Frühlichts. Raffael wirkte in dem großen Raum klein und verloren. Er beugte sich über irgend etwas am Boden und sah auf, als Madrone sich näherte.

„Er gehört dir, Madrone“, sagte Raffael.

Zu seinen Füßen lag ein Mann, gefesselt, nackt, einen Knebel im Mund, mit entsetzten Augen, die nervös von einem zum anderen blickten. Er hatte Todesangst. Es stank nach Kot, Urin, Blut und Schweiß. Und nach Erbrochenem.

Poppy lag ein paar Schritte weiter auf dem Boden, so seltsam zusammengekrümmt, daß Madrone unwillkürlich an eine zerbrochene Puppe dachte. Sie war tot.

Madrone schwieg, zu geschockt, um irgendetwas zu sagen. Ihr Blick schweifte zum Fenster hinaus, wo das Morgenlicht schnell heller wurde und über die lang anrollenden Wogen des Ozeans tanzte.

„Er gehört dir, Madrone“, wiederholte Raffael.

„Was soll das heißen, er gehört mir?“ fragte Madrone verwundert.

„Um ihn zu töten“, lächelte Raffael, „nimm dir nur Zeit dafür. Genieße es.“ Er erinnerte Madrone plötzlich an eine Katze, die sie als Kind sehr geliebt hatte. Die Katze hatte halbtote Mäuse als Geschenk angeschleppt. Sie hatte den gleichen Eifer gehabt zu gefallen. Madrone wurde übel.

„Nein“, Madrone schüttelte sich, „nein, nicht. Ich möchte ihn nicht töten.“

„Sieh dir Poppy an“, sagte Raffael nur, „sieh dir an, was er mit ihr gemacht hat. Dann änderst du deine Meinung.“

Ich will sie nicht ansehen, dachte Madrone, der Anblick würde mich für den Rest meines Lebens verfolgen. Doch wohin sie auch blickte, überall sahen sie kalte Augen aus schönen, kalten Engels-Gesichtern an. Dies ist unser Leben, schienen diese Augen zu sagen. Wie willst du uns heilen, wenn du nicht hinschauen kannst?

Sie zwang sich, neben dem kleinen Körper hinzuknien. Ihre Hand berührte den erkaltenden Körper. Blut war aus den Nasenlöchern gesickert und aus dem zerrissenen Fleisch zwischen ihren Schenkeln.

Es waren noch andere Wunden da, die Madrone wohl sah, aber nicht verstehen wollte. Eine Erinnerung stieg in ihr hoch. Sie war ein kleines Mädchen und kniete neben einem blutigen, toten Frauenkörper. Nein, gerade daran wollte sie sich nicht erinnern. Ihre tote Mutter, nachdem die Männer mit ihr gemacht hatten, wozu sie Lust hatten. Sie stöhnte. Vorsichtig streichelte sie Poppys Gesicht, als hoffte sie, das Kind könnte von dieser Berührung aufwachen. Aber Poppy rührte sich nicht mehr. Wie ihre Mutter.

Sie steckte sich die Faust in den Mund, um nicht zu schreien. Abrupt stand sie auf.

„Die Nerven dicht unter der Haut sind die empfindlichsten“, hörte sie Gaby sagen. „Aber natürlich weißt du das.“

Nein, wollte Madrone schreien. Ich weiß nichts darüber. Ich weiß nichts von Foltermethoden, nichts über den Tod.

„Wir sollten hier innerhalb einer Stunde verschwinden, vorsichtshalber. Du hast also genügend Zeit, um alles gut zu machen.“

„Vielleicht möchtest du, daß einer von unseren Boys ihn zuerst vergewaltigt?“ schlug Gaby vor.

Fast hätte Madrone ja gesagt, nur um Zeit zu gewinnen. Der Mann auf dem Boden gurgelte. Der Knebel schnitt ihm die Luft ab. Der Gestank von Kot und Urin verstärkte sich noch. Madrone wunderte sich erneut, daß der Ausdruck seiner Augen fast derselbe war, wie bei ihrer toten Mutter. Sie konnte einfach ein Messer nehmen und diese Augen für immer schließen. Dann brauchte sie diese Laute der Angst und des Schmerzes nicht mehr zu hören, und den Gestank nicht mehr zu riechen. Aber das war sinnlos, so sinnlos. So sinnlos...

„Du verstehst mich nicht“, sagte sie, „ich möchte ihn nicht töten. Ich habe noch nie jemanden getötet.“

„Es macht Spaß“, versicherte Raffael fast eifrig, „es wird dir Spaß machen.“

„Nein, ich kann nicht. Nein.“

Nein, ich will mich nicht mehr daran erinnern. All die Jahre hab' ich das Bild meiner toten Mutter tief in mir vergraben. Ich möchte mich nur an ihr Gesicht erinnern, und sehe doch immer wieder nur ihr totes, blutverschmiertes Gesicht und die schrecklichen starren Augen.

Raffael lachte.

„Wenn du ihn am Leben läßt, wird er sich noch mehr Poppys kaufen. Und sie töten“, sagte Gaby, „und er wird dich verraten. Er wird dich wiedererkennen.“

Tote Augen, wie Poppys Augen. Wie die Augen von diesem Mann,

die vor Angst so starr sind, als sei er schon tot. Glasige, blinde Augen in einem kalten Gesicht. Eigentlich war sein Tod nur fair, denn seine Augen hatten dem zugesehen, was seine Hände mit Poppy gemacht hatten. Nein, sie mußte aufhören, darüber nachzudenken.

„Wenn es schon sein muß, dann tu du es“, hörte Madrone sich mit fremder Stimme sagen, „aber schnell und sauber. Zieh’ es nicht in die Länge.“

„Warum denn nicht“, wunderte sich Raffael, „das ist doch gerade der Spaß daran.“

„Es ist genau das, was er bei Poppy gemacht hat“, warf Michael ein, „würdest du mir bitte mal erklären, wie diese Wunden entstanden sind?“

„Nein“, sagte Madrone schnell.

„Sie möchte lieber nichts davon wissen“, sagte Raffael höhnisch und mit bösem Unterton, „sie möchte saubere Hände behalten.“ Er wandte sich an Madrone: „Ich weiß, was du denkst. Du denkst genau dasselbe wie andere: Laß die Drecksarbeit die Angels machen. Die sind schon mit Blut unter den Fingernägeln geboren.“

Aber ich weiß jetzt zu viel, dachte Madrone. Das ist es, was mich fast umbringt. Das ist es, warum ich diesen Mann gern töten würde. Ich möchte ihn zahlen lassen, für das, was er getan hat. Poppy ange-tan hat. Er soll zahlen, für das, was alle diese Mörder, Vergewaltigter, Folterer und Menschenschinder getan haben. Diosa, Coatlicue, soll ich zu deinem Instrument werden und die Welt für dich säubern?“

„Du wolltest doch diesen Überfall“, sagte Gaby.

Ich nehme das Heilige Todesmesser. Aber wenn mich der Zorn packt, wenn ich erst Blut geschmeckt habe, was wird geschehen? Wie werde ich jemals zurückfinden aus dem blutigen Sumpf der Rache?

Denke, denke, denk’ nach, Mädchen! Benutze deinen Verstand. Erde dich. Vergiß nicht, wer du bist und wer du sein möchtest.

Madrone seufzte tief auf.

„Poppy ist tot“, sagte sie, „wenn wir ihn töten, macht sie das nicht wieder lebendig.“

Etwas Müll weniger auf dieser schmutzigen Welt“, lächelte Gaby ihr zu. „Wenn du es nicht tun willst, willst du mir dann vielleicht zusehen? Es heißt, daß ich ein gutes Händchen dafür habe. Noch besser bin ich mit dem Messer.“

„Ich sage, tut es nicht“, stöhnte Madrone, sie rang nach Atem, ihre Worte kamen abgehackt. „Nicht foltern, seinen Tod nicht hinauszögern. Vielleicht macht es euch Spaß, aber es macht die Sache nicht gerechter.“

„Kümmere dich nicht um Gerechtigkeit“, meinte Gaby, „willst du denn keine Rache?“

„Doch“, Madrone schrie es fast, „ich könnte ihm das Herz bei lebendigem Leib herauschneiden. Aber Folter ist zu gut für ihn. Doch das ist nicht die Hauptsache. Wir werden zu dem, was wir tun. Wenn wir solche Dinge tun, wie sollen wir dann jemals eine bessere, glücklichere Welt bekommen? Wie können wir dann zusammen etwas Neues aufbauen?“

„Wer sagt denn, daß die Angels daran interessiert sind, etwas Neues aufzubauen? Mit einem Haufen widerlicher Ratten und einer Handvoll ausgedörrter Hill-Boys?“ fragte Raffael spöttisch.

Angst überkam Madrone. Angst vor ihren bösen Blicken, starr wie Todesengel. Ihre Worte waren Betrug an den Angels, sie waren wie ein Richterspruch. Das würden sie ihr nicht vergeben.

Ich bin einfach zu feige, ihn zu töten. Zimperlich. Wie die Leute, die zwar gern Fleisch essen, aber keine Fliege töten könnten.

In der Ferne heulte eine Sirene.

„Verdammt“, sagte Gaby, „wir haben zuviel Zeit verloren.“

„Raus“, befahl Raffael, er zog sein Messer und stieß es mit einer einzigen schwungvollen Bewegung dem Mann ins Herz. Er gurgelte, spuckte Blut und starb. Sie stürmten davon.

„Verteilt euch“, rief Raffael draußen. Und plötzlich stand Madrone ganz allein da. Angst krallte sich in ihr Herz. Das ist meine Strafe, dachte sie voller Panik. Sie wußte weder genau, wo sie eigentlich war, noch wie sie zurück in die Berge kommen sollte. Sie kannte weder geheime Wege noch Verstecke.

Aber sie mußte verschwinden. Und das schnell. Sie mußte weg von dieser Straße, wo links und rechts schneeweiße Villen standen, wo niemals jemand zu Fuß ging. Blindlings drehte sie sich um und rannte fort. Nur weg von der näherkommenden Sirene.

Madrone zwang sich, betont gleichmäßig zu gehen, so als hätte sie ein Recht darauf, hier herumzulaufen. Angespannt ließ sie die Augen umherstreifen, immer auf der Hut. Ziemlich schnell war sie aus dem Villenviertel herausgekommen. Immer Richtung Süden oder Osten, durch die Trümmer der Häuser dort und die überschwemmten Gebiete der Stadt, wo das Meer durch geborstene Deiche eindringen konnte.

Die Sonne schimmerte nur trübe durch den verhangenen Himmel. Nebel zog auf. Häuserruinen ragten halb aus dem Wasser. Manche Gebäude standen noch, hier hatten die Bewohner ihr Hab und Gut offenbar einfach ein oder zwei Stockwerke höher geschleppt. Sie konnten ihre Wohnungen nur noch mit dem Boot erreichen. Madrone schüttelte den Kopf: Würden diese maroden Häuser den nächsten Sturm überstehen?

Seit dem frühen Morgen war sie unterwegs, ohne Pause. Erschöpfung machte sich breit. Sie brauchte dringend ein Versteck und natürlich etwas zu essen und zu trinken. Und jemanden, der sie in die Arme nehmen und trösten würde. Oder einen sicheren Abstand von den Dingen, damit sie das Erlebte verarbeiten konnte.

Hast du dich auch jemals so gefühlt, Mutter? Gejagt, voller Angst? Oder geschah alles viel zu schnell? Warum kann ich niemals deine Anwesenheit spüren, so wie ich Johanna oft fühle oder manchmal Sandy. Wohin bist du gegangen, Mutter?

Da war plötzlich ein sanfter Hauch in der Luft und berührte ihre Wangen zärtlich. Hörte sie es oder dachte sie es nur: Eine Stimme sprach zu ihr, rauh und männlich, im gedehnten spanischen Tonfall

von Guadeloupe: Cuida tus espaldas, hija. Paß auf, was hinter dir passiert, Kind!

Madrones Bienen-Instinkt nahm ganz schwach das metallische Geräusch eines Jeeps wahr. Eine Patrouille! Was nun? Vor ihr eine leere Straße, die direkt zur ehemaligen Seepromenade führte. Dahinter nur Wasser. Links und rechts teilweise zertrümmerte Piers. Nirgends ein Versteck. Es gab kein Zurück.

Sigue tu rumbo! Geh weiter. Nicht zögern.

Wer mochte das sein, der ihr da Ratschläge gab? Sie ging weiter in Richtung Promenade. Ihre Schritte hallten auf dem Holz. Das Wasser sah seltsam aus. Johannas Warnungen kamen ihr in den Sinn: „Geh nicht in das Wasser, hörst du? Du weißt nicht, was alles drin ist!“

Schwere Schritte hinter ihr. Und wie ein Echo das Geräusch schwerer Stiefel auch vor ihr. Eine Patrouille von vorn! Und eine von hinten! Gefangen...

Wer immer du bist, der da zu mir spricht, was soll ich tun? Muß ich nun sterben? Habe ich deshalb plötzlich Verbindung zur anderen Welt?

Seitlich vor ihr, aber ganz nah, ragten die Trümmer eines alten Piers aus den Fluten. Das Geländer auf der einen Seite stand noch, es bildete eine schmale Brücke zu dem dahinter liegenden Pier, der wundersamerweise nicht ganz zerstört worden war. Madrone kletterte hastig am Geländer entlang, hangelte sich schrittweise weiter. Das ist viel leichter als die gefährliche Brücke über den Freeway, machte sie sich Mut, obgleich das Wasser ihr Angst machte. Sie schauderte bei dem Gedanken, hineinzufallen. Nicht, weil es vielleicht kalt war oder verseucht. Nein, es waren die verborgenen Gefahren, Häuserleichen und die Gebeine der Ertrunkenen, Geheimnis und Tod. Madrone ging schneller, das Wasser war ihr auf den Fersen, leckte sich schon die Lippen. Wieder ein Ruf, lauter. Und nun war der Pier zuende. Vor ihr nur noch Wasser und Himmel.

Das ist nun das Ende, Papa. Du mußt es sein. Du bist aus dem Schatten der Erinnerungen an Mutter gekommen. Wer sonst spricht in der lieben alten Sprache von Guadeloupe zu mir? Ich weiß eigentlich nicht sehr viel von dir, Vater, aber du warst auch so ein Hill-Boy, oder? Was tut ein Revolutionär, wenn das Ende nah ist?

„Haz lo que hay que hacer.“ Tu, was zu tun ist!

Zitternd schleuderte Madrone ihre Schuhe von den Füßen und riß sich die Kleider vom Leib. Dies ist der dunkle Ort, an dem ich nicht sein möchte. Wieder ein Ruf von hinten. Sehr nahe. Viel zu nahe. Madrone sprang.

Die Kälte raubte ihr fast die Besinnung. Sie hielt den Atem an und tauchte so lange und so weit sie nur konnte, bis sie auftauchen mußte, um nach Luft zu japsen. Die zerstörten Deiche wirkten wie Wellenbrecher. In ihrem Umkreis war das Wasser ruhiger. Aber sie saß in der Falle. Sie konnte die Soldaten auf der Uferpromenade und der Deichkrone sehen. Schüsse! Laser zielten auf sie. Sie holte tief Luft und tauchte erneut. Überantwortete sich der Strömung, die sie mit sich riß. Sie machte heftige Schwimmzüge, um der tödlichen Strömung zu entkommen. Ruhig, ganz ruhig, befahl sie sich, keine Panik. Angst bringt dich nur um! Oh Yemaya, Mutter des Ozeans, beschütze mich, trage mich fort von hier. Ich bin dein! Rette mich, Yemaya!

Und plötzlich war sie draußen im offenen Wasser, die Strömung ließ nach, und sie schoß an die Oberfläche und rang nach Luft. Die gewaltigen Wogen des Ozeans mit mächtigen Schaumkronen warfen sie auf und nieder. Madrone erinnerte sich, wie sie als Kind am sauberen Strand von Sonana Beach gewesen war. Du mußt den Wellen begegnen, hatte Rio gesagt. Versuch' nicht, diese Wellen zu überwinden. Das schaffst du nie. Tauche direkt hinein. Maya hatte daraus einen Leitspruch fürs ganze Leben gemacht. Also los, Madrone, das kannst du auch! Geschmeidig tauchte sie unter der nächsten herandonnernden Woge hindurch und kam wieder hoch, holte tief Luft, und da war schon die nächste Wasserwand. Tauchen! Schwimmen, schwimmen, schwimmen! Auftauchen, tief Luft holen, und wieder kam eine Woge. Tauchen, schwimmen, Luft holen, tauchen... Madrone tauchte, bis sie vor Erschöpfung am liebsten losgehault hätte.

Doch dann, ganz plötzlich, war sie jenseits der Brandungszone. Die lange Dünung des Ozeans wiegte sie auf und ab. Madrone fühlte sich plötzlich warm und stark, und wie zur Bestätigung hob sich der Nebel über dem Wasser und gab einen blauen Himmel frei. Sie hatte es geschafft! Sie war entkommen. Ihr war, als könnte sie ewig weiterschwimmen. Die Küste entlang nach Norden, bis dorthin, wo die Berge sich zu grünen Hügeln abflachten. Von dort aus würde sie schon zu den Canyons finden. Wie weit mochte das sein? Fünf Meilen? Zehn? Würde sie das schaffen? Vielleicht, wenn sie langsam schwamm, ihre Kräfte gut einteilte und sich Zeit ließ.

Das Meer ist Ursprung allen Lebens. Sie erinnerte sich an die uralten Geschichten aus dem Mittelmeerraum. Dort waren viele, viele Frauen Hand in Hand ins Wasser gegangen, um den Tod zu finden. Sie wollten lieber im Meer ertrinken, statt als Hexe auf dem

Scheiterhaufen zu verbrennen! Vielleicht war einigen dieser Frauen die Flucht geglückt? Vielleicht waren auch sie in die Freiheit hinausgeschwommen, so wie ich jetzt, dachte sie.

Langsam neigte sich die Sonne dem Westen zu.

Kurz vor Sonnenuntergang wurde Madrone klar, daß sie ein Problem hatte. Seit Stunden war sie geschwommen. Nun kroch die Kälte durch ihren Körper. Sie hatte keine Ahnung, wie weit sie schon Richtung Norden gekommen war. Unmöglich es zu schätzen. Die Strömung hatte ihr manchmal geholfen, die Klippenküste lag hinter ihr. Hier gab es nur wenige sanfte Strandabschnitte. Ein oder zwei kleinere Flüsse mündeten ins Meer, falls sie überhaupt Wasser führten. Wenn sie eine solche Flußmündung erreichen konnte, und von dort aus in die Berge fand...

Die Nacht brach herein. Selbst wenn sie im Dunklen den Weg vorbei an Klippen zu einem flachen Strand fand, würde sie die Nacht über bis in die Berge finden? Müde, durchfrozen, hungrig und nackt wie sie war?

Nicht darüber nachdenken, befahl sie sich. Erst einmal an Land kommen. Zurück zu Mutter Erde. In der Ferne konnte sie die schäumende Brandung an den Klippen sehen. Und die Dunkelheit daneben mochte der Strand samt Flußmündung sein. Madrone raffte ihre Kräfte zusammen und schwamm.

Gute zehn Minuten kraulte sie gleichmäßig und zwang sich, im Gleichtakt mit den Schwimmszügen zu atmen, befahl ihren Füßen, regelmäßig auszuholen und rückwärts zu treten. Dann hielt sie für einen Moment inne, um die Haare aus dem Gesicht zu wischen und zu sehen, wie weit sie gekommen war.

Doch die Flußmündung war nirgends zu sehen. Im Gegenteil, Madrone spürte zu ihrem Entsetzen, wie die Strömung sie hinauszog, nach Nordwesten, hinaus auf den offenen Ozean.

Oh nein, dachte sie verzweifelt, Mutter Ozean. Laß mich frei! Und um nicht in Panik zu geraten, änderte sie ihren Plan. Sie schwamm nun in einem anderen Winkel Richtung Ufer, legte mehr Druck in die Schwimmszüge. Es schien, als käme sie nun doch vorwärts, vielleicht sogar in die richtige Richtung, nördlich von der Flußmündung.

Wenn ich mich noch ein bißchen mehr anstrenge, schaffe ich es, dachte sie verzweifelt. Doch gleichzeitig wurden ihre Beine immer schwerer, während ihre Lungen rasten. Ich kann mich immer noch

ein bißchen mehr anstrengen, nicht wahr? Weil ich so nicht enden kann. Nein, ich bin nicht bereit zum Sterben.

Wenn der Ozean nur einen Moment Pause machte, ihr eine Chance gäbe, sich auszuruhen und zu sammeln. Sie verstand mit einem Male den verzweifelten Aufschrei mancher Mütter bei der Geburt ihres Kindes: „Stop! Ich schaffe das nicht mehr!“ Aber sie schafften es dann doch, ganz einfach weil sie mußten. Madrone war immer voller Vertrauen gewesen, daß jede Frau es schaffen würde, neues Leben in die Welt zu schicken. Und mit neuem Schwung zwang sie ihren Körper, ihren müden, durchgefrorenen Körper, durch die Wellen.

Yemaya, betete sie, ich bin dein Kind. Du kannst mich nicht töten wollen, jetzt. Es macht keinen Sinn, so vieles durchzustehen und dann zu sterben, ausgerechnet hier, in dir.

„Aber ich bin unversöhnlich, gnadenlos. Ich bin nicht dein Körper, ich bin größer als dein Körper. Ich bin ewig.“ Während Madrone diese grausamen Worte im Geiste hörte, machte der Sog die Strecke, die sie so mühsam zurückgelegt hatte, zunichte und riß sie unerbittlich wieder hinaus aufs Meer. Ich bin nur müde, dachte sie. Aber ich bin stark. Ich halte durch. Ich kann weitermachen, solange ich will. Ich werde nicht aufgeben.

Ein Brecher erfaßte sie hinterrücks, schlug über ihr zusammen. Madrone tat einen tiefen Atemzug, doch sie atmete nur Wasser ein. Sie spuckte, hustete, rang nach Luft. Ihre Lungen verlangten nach Luft, doch sie vermochte nicht einzuatmen. Arme und Beine gehorchten ihr nicht mehr. Sie waren viel zu schwer.

Weiter, befahl sie sich verzweifelt, du mußt auch dies noch schaffen. Doch tief innen flüsterte eine andere Stimme: „Ich kann nicht. Ich brauche Hilfe. Ich schaffe es allein nicht zurück.“ Verzweifelt machte sie ein, zwei Schwimmszüge. Kämpfe nicht gegen die Strömung, sagte sie sich, es ist viel einfacher, sich von der Strömung irgendwo an Land spülen zu lassen.

Aber die Strömung zog sie nun wieder zurück aufs Meer. Und nach einigen heftigen Schwimmszügen raste ihr Herz wild, und sie keuchte nur noch nach Luft.

Ich muß eine Pause machen und mich beruhigen, dachte sie und drehte sich auf den Rücken. Ich muß wieder zu Atem kommen, ruhig, ganz ruhig.

Sie ließ sich auf dem Rücken treiben. Um sie herum blaues Wasser, über sich das Blau des Himmels, im Westen die untergehende Sonne. Sie war im Ozean, und der Ozean war in ihr. Salzwasser pulste durch ihre Adern, gurgelte bei jedem keuchenden Atemzug durch ihre

Lungen. Ich will leben, dachte sie. Der Augenblick meines Todes ist gekommen. Das Tor, durch das wir alle müssen, und dem ich schon früher so nahe gekommen bin. So viele sah ich hindurchgehen. Aber ich bin noch nicht bereit. Ich will leben.

Ich will leben. Doch was, zum Teufel, kann ich tun? Ich kann mir nicht helfen. Ich kann nur warten, hoffen und atmen. Versuchen, das Herz und die Lungen zu beruhigen. Einatmen trotz Wasser und Schmerzen. Denk nicht an die Sonne, die untergeht und ihren Weg unter Wasser fortsetzt. Denk nicht an die Kälte und wie die Wärme des Körpers in diesem eisigen Bad verströmt. Einfach nur atmen und an das Leben denken. Teetrinken bei Isis auf dem Boot. Schmutz und Durst in den Canyons, Sehnsucht nach Wasser, Gebete um Wasser. Denk an das Bienengesumm, an die Bienen, die ausschwärmen, um Nektar zu sammeln. Ja, ich fühle die blumenförmige Bienen-Narbe auf meiner Stirn. So als hätten die Bienen sich dort versammelt. Wären hier Bienen auf dem Wasser, ich könnte sie immer noch füttern. Ich bin deine Wasserblume, Mutter, sei gnädig mit mir. Ich werde leben in diesem Wasser, so lange ich kann, nichts in mir will sterben.

Sie schloß die Augen. Sie empfand ein leichtes Kribbeln auf der Stirn, wie von vielen Bienenfüßen. Doch sie hörte nur das Rauschen des Meeres, und wenn sie die Augen öffnete, sah sie nichts als das Blau des Wassers und das fahlere Blau des Himmels und wie sie, trieb die Sonne auf den Wellen nach Westen.

„Na, du hast ganz schön Probleme, Mädchen“, sagte Johanna, „wie oft habe ich dir schon gesagt, halte dich vom Wasser fern? Warum hörst du auch nicht auf mich?“

Madrone hatte die Augen geschlossen. Sie wollte den Sonnenuntergang nicht sehen. Und sie wollte auch nicht wissen, von wo Johanna zu ihr sprach. Zweifellos war sie ganz in der Nähe. Ich bin schon fast auf der anderen Seite, dachte sie erschöpft.

„Habe ich dir nicht immer gesagt, daß du jemanden brauchst, der dir den Rücken freihält?“

Vielleicht sollte ich die Augen öffnen, dachte Madrone. Wenn dies der letzte Sonnenuntergang in meinem Leben ist, sollte ich ihn nicht versäumen.

„Antworte mir, Mädchen!“

„Hilf mir, Johanna. Sei lieb, bitte!“

„Dir helfen? Ich habe es wieder und wieder versucht. Aber du verschwendest deine Kräfte an Dinge, die zu schwierig sind für dich.“

Aber meine Augenlider sind zu schwer. Dennoch sehe ich die untergehende Sonne, ein rotes Glühen hinter meinen Augenlidern.

„Geh weg, Johanna. Geh weg. Ich will meine Mutter, meine richtige Mutter. Warum kommt sie nicht zu mir?“

Warum kann ich mich nicht an ihr Gesicht erinnern, an ihre Stimme, statt immer nur an die eisige Kälte ihres toten Körpers? Mutter, wo bist du?

Madrone lauschte. Doch sie hörte nur den Wind und das Meer, das ihr in den Ohren tobte.

Warum läßt du mich hier allein? Kein Wort, nicht einmal ein Wispern als Antwort. Mutter, werde ich dich finden nach all diesen Jahren? Und was werde finden? Ich kann mich nicht an dich erinnern. Wie hast du gerochen, wie waren deine Berührungen, und hast du jemals mit mir gesprochen? Hat es dich überhaupt gegeben?

Aber nun erinnere ich mich. Du hast mir gesagt, ich solle mich verstecken. Und ich versteckte mich. Ich konnte dich schreien hören. Und die Männer lachen. Aber ich konnte dir nicht helfen. Dann warst du kalt und starr und voller Blut, und ich dachte, ich hätte dich verletzt. Ich möchte davon reingewaschen werden. Schau, Mutter, Wasser läuft aus meinen Augen. Ich habe nie um dich geweint. Und nun laufen heiße Tränen über meine kalten Wangen, salzige, wie das Wasser, das mich trägt. Ich glaube, du bist hier, ganz nah. Du mußt hier sein, wo denn sonst. Wie kann ich diese Erinnerung aus meinem Gedächtnis löschen, damit ich zu dir zurückkehren kann? Ich möchte dich ergreifen, aber mein Arm ist so schwer, zu schwer. Du mußt mir glauben, daß ich dich will, daß ich mich öffne.

Doch sie öffnete sich nur dem Wasser. Es rann ihr aus den Augen, bedeckte ihr Gesicht. Wasser überall auf ihr, in ihr, es durchdrang ihre Lungen, ihr Gehirn, spülte durch ihre Erinnerungen. Reinigung. Madrone öffnete sich weit, öffnete ihr Inneres, wurde eins mit den Wogen. Wie eine klare Brise durchwehten sie ihre Lungen. Wenn das der Tod ist, dachte sie, dann ist das nicht so übel. Ein sauberer Tod im Wasser, kein Blut, keine Schmerzen, nur ein Ritt auf den Wogen, den Wogen des Lebens, den Wellen aus Krankheit und Tod. Die Ströme der Lebensenergie wie Ebbe und Flut, ein großer Mutterleib, der nimmt und gebiert, und der Erinnerungen hervorbringt.

So ist es also, das Einswerden mit der Göttin. Aufgehen im Wasser, im Wasser des Lebens und des Todes und allem, was dazwischen geschieht, Freude und Schmerz. Der Schmerz meiner Lungen. Und

der Geist, der sich mit beiden Händen ans Leben klammert, während der Tod den Griff lockert. Mein Schmerz, der Schmerz meiner Mutter, es ist alles dasselbe. Die schrecklichen Schmerzen eines zu Tode gefolterten Kindes, der Schmerz jedes winzigen Stücks Plankton in den Wellen, der Schmerz der längst vergangenen Wale.

Warum sind wir wie wir sind? Du, Yemaya, Mutter aller Dinge, warum schenkst du uns das Leben? Warum? Warum?

„Nun ja, ich experimentiere gern.“

Die Stimme klang wie die von Johanna oder Maya, so vertraut. Die tiefe Stimme der Familie, sie kannte sie seit Ewigkeiten.

„Ja, ich neige zu Extremen“, fuhr die Stimme fort, „ich bin eine Spielernatur, ich spiele um hohe Einsätze. Und kein Spiel ist wirklich reizvoll, wenn du nichts dabei verlieren kannst.“

Nein, sei nicht die Göttin, komm mir nicht mit philosophischen Dingen, sei meine Mutter, meine eigene Mutter.

„Aber Kind, was sonst sollte ich sein? Bin ich nicht die Mutter allen Lebens? Gab ich dir nicht mein heiliges Messer, machte ich dich nicht zu meiner Tochter?“

Das warst du? Ich dachte, es war La Serpiente.“

„Woher kommt denn die Schlange? Wem hilft die Hebamme, wenn nicht der Mutter und dem neuen Leben? Welches Lebensband kann durchschnitten werden, bevor es neu gesponnen wurde?“

Ach, ich möchte gewiegt und gehalten werden, dachte Madrone. Die Sonne war wie rotes Feuer auf den Wogen.

„Aber ich wiege dich auf meinem großen Schoß. Die Wasser der Welt waren deine Wiege.“

Deine Liebe kann ich nicht überleben, Mutter. Sie ist zu stark für mich. Ich löse mich auf, verliere mich in dir. Ich liebe dich, aber ich möchte ich selbst sein. Aber ich kann mich nicht retten. Vergib, daß ich dich verfehle, Mutter.

Die Sonne war untergegangen. Den Himmel erfüllte ein orangefarbenes Glühen, das allmählich verblaßte.

„Aber du hast mich nicht verfehlt, mein Kind. Du hast nur versprochen, mein Kind zu sein, mein Instrument.“

Mein Instrument. Wie eine Trompete, eine Harfe oder ein Muschelhorn. Musik durchpulste Madrone. Sie hörte Birds Song und Musik aus den tiefsten Schichten ihrer Seele gab ein Echo. Es summte wie viele tausend Bienen. Ein königlicher Duft lag in der Luft, wie die unendliche Süße des lustvollsten Moments, wenn alles dem Höhepunkt zustrebt. Und danach das Gleiten in die Tiefe, getragen von einer endlosen Reihe von Wellen...

Es war also kein Messer, dachte Madrone befreit, sondern ein anderes Instrument. Sie fühlte sich leicht, so leicht, als hätte sie eine zentnerschwere Last abgeworfen. Sie schwebte schwerelos, umsummt von vielen tausend goldfarbenen Bienen, die Luft vibrierte, und sie verbreiteten einen süßen Duft. So süß, süß...

„Da drüben!“ schrie Melissa.

„Laß die Stelle nicht aus den Augen“, befahl Isis, „alles fertig? Klar zum Reffen!“

Unter der riesigen Wolke von Bienen, dicht über dem Wasser, zeichnete sich ein menschlicher Körper ab, der wie Treibholz im Wasser lag, von Bienen umsummt.

„Das ist kein Toter“, rief Melissa, „die Bienen-Schwestern singen von Angst und Stress, aber nicht von Tod und Verderben. Schnell!“

Isis manövrierte das Boot so dicht an den treibenden Körper wie sie es verantworten konnte.

„Noch näher geht es nicht“, rief sie schließlich, „willst du hinschwimmen?“

Melissa blickte sie entsetzt an.

„Schon mal ein Schiff gesteuert?“

„Niemals.“

Isis seufzte. „Okay. Komm, setz dich hierher und nimm das Ruder. Wir lassen die Segel im Wind schlagen. Dann bleiben wir hier liegen. Wenn das Schiff sich in diese Richtung bewegt, zieh das Ruder in die andere Richtung, klar? Jetzt kannst du die kleinen Schwestern fort-rufen, ich möchte nicht gestochen werden.“

Madrone spürte, daß sich etwas verändert hatte. Ja, richtig, dieses Summen war fort. Wie schade, es hatte sie so beruhigt. Vielleicht bin ich schon tot. Vorsichtig öffnete sie die Augen. Wenn dies der Tod war, so war er dem Leben sehr ähnlich. Wasser, Wasser so weit sie sehen konnte, Wasser, das immer dunkler wurde im Zwielflicht.

„Hallo!“

Sie meinte, jemanden rufen zu hören. Sie versuchte eine Antwort, aber sie brachte keinen Laut über die Lippen. Dann beugte sich ein Gesicht über sie.

„Du bist es, Madrone?“ schrie Isis, „was, zur Hölle, machst du hier draußen?“

„Ich ertrinke“, flüsterte Madrone heiser.

„Das sehe ich. Kannst du diesen Ring festhalten?“ Sie zog Madrones Hand zu dem Tau an einem weißen Rettungsring. Langsam krampfte sich Madrones Hand darum.

„Kannst du richtig festhalten?“

Madrone nickte langsam. Ihre andere Hand krampfte sich noch fester um das Tau. Isis' Gesicht verschwand, und Madrone fühlte, wie sie durchs Wasser gezogen wurde. Für einen Moment empfand sie einen Verlust. Sie selbst war der ganze Ozean, war die Göttin, war das Leben selbst gewesen. Und nun war sie nur ein winziges Stück Leben, das an einem Tau durchs Wasser gezogen wurde.

An der Bordwand wuchtete Isis Madrone auf ihren Rücken und schleppte sie die Leiter hoch. Madrone kippte zur Seite, versuchte einen tiefen Atemzug, dann würgte sie fürchterlich und schließlich kam ein Strom orangefarbenen Wassers aus ihrer Kehle.

Wie bei einer Geburt, empfand sie dunkel. Dann übergab sie sich noch einmal.

„Wir müssen sie warm halten“, hörte sie Isis zu Melissa sagen. Dann übernahm Isis wieder das Ruder. Das Boot neigte sich zur Seite, als Isis die Schoten dicht holte und der Wind die Segel wieder füllte.

„Bring sie nach unten. Leg sie hin und hol eine Decke. Gib ihr etwas Honig-Wasser.“

Meine Geburt, dachte Madrone. Meine Geburt aus dem Ozean, aus dem Schoß des Meeres. Meine Wiedergeburt. Ich schätze, ich lebe noch.

Ich will ihn sehen!“ Maya stand am großen runden Küchentisch, ihre Hände krallten sich so hart um die Tischkante, daß die Knöchel weiß hervortraten. Sam saß ihr gegenüber, die dunklen Brauen zusammengekniffen, die Lippen fest aufeinandergepreßt.

„Er deutet aber an, daß du wegbleiben sollst. Es ist einfach zu gefährlich, Maya. Ich war so dumm, deinen Namen zu nennen.“

„Egal, er ist mein Enkelsohn. Was schert mich da die Gefahr?“

„Du wirst ihm schaden, Maya. Du wirst zu seiner Erniedrigung beitragen.“

„Bullshit!“

Sam stieß einen tiefen Seufzer aus, dann sagte er in besänftigendem Ton: „Es sind ständig Wachen um ihn. Wenn die herausbekommen, daß du seine Großmutter bist, merken sie dich als Geisel vor.“

„Von mir aus. Sam, ich bin alt. Was macht es schon, wenn ich sterbe. Es ist längst fällig.“

„Was, und ich bin kein Grund, am Leben zu bleiben? Ich dachte, unsere kleinen Anatomie-Stunden machen dir auch Spaß?“

„Mach' jetzt keine Witze, Sam.“

„Verzeih!“ Er lehnte sich über den Tisch und ergriff ihre Hand. „Ich leide doch mit dir.“

„Das ist es aber nicht, warum ich leide! Ich will nicht tatenlos herumsitzen. Und ich will meinen Enkel sehen.“

„Laß ihn in Ruhe, Maya. Du kannst im Moment nichts für ihn tun.“

„Vielleicht kann ich ihm helfen.“

„Du hilfst ihm, wenn du fern bleibst. Maya, du bist eine gestande-

ne Frau. Du hast viele Kämpfe ausgefochten. Warum kannst du diesen einen Kampf nicht vermeiden?“

„Vermeiden! Du bist so alt wie ich!“

„Ich bin fünfzehn Jahre jünger als du.“

„Männer altern schneller. Sie verschleißeln sich schneller. Aber nicht schnell genug, wie ich nun fürchte.“

Doch sie blieb der Plaza fern.

Niemand holte sich eine Rationierungskarte. Niemand kam, obwohl Bird nun Morgen für Morgen auf der Plaza stand; flankiert von seinen beiden Bewachern. Sie waren immer da, fast wie sein Schatten. Sie sahen ihm sogar etwas ähnlich, mit der gleichen schlammfarbenen Hautfarbe, schwarzen Augen und dem gekräuselten, kurzgeschnittenen Haar. Alle Männer aus dieser Einheit sahen sich verblüffend ähnlich. Es dauerte Tage, bis er einige von ihnen auseinanderhalten und wiedererkennen konnte, abgesehen von den Nummern, die auf ihren grauen Uniformen prangten. Nicht daß es viel ausmachte, sie hatten alle keine Namen, er konnte sie ohne weiteres mit der Kurzversion ihrer Identitätsnummer rufen. Drei-zwo, Vierzig-sechs, es klang ähnlich wie der Slang, den Bird im Steward-Gefängnis erstmals gehört hatte. Ein Stakkato von Worten, eben die Sprache eines Militärlagers. Fast als wären diese Menschen nicht berechtigt, viele Worte zu machen.

Die Kaserne war in einem alten Verwaltungsgebäude untergebracht. Schreibtische und Schränke waren entfernt, lange Reihen von Strohsäcken lagen in den Räumen unter Fenstern, die sich nicht öffnen ließen. In seiner ersten Nacht hatte Nullneun, der größte Kerl in ihrer Gruppe, sich plötzlich mit einem blutrünstigen Schrei fäusteschwingend auf ihn gestürzt. Bird seufzte. Er kannte das alles zur Genüge. Gefängnismanieren eben. Er packte Nullneuns rechten Arm, verdrehte ihn blitzschnell, nützte den Vorwärtsschwung des Gegners geschickt aus und ließ ihn über seinen Rücken auf den Boden krachen. Nullneun war sofort wieder auf den Beinen und griff nach seinem Messer. Bird drehte sich auf dem Absatz, rammte Nullneun ruckartig seinen Fuß in die Magengrube, und mit einem weiteren Satz schlug er ihm das Messer aus der Hand. Es flog klirrend über den Fußboden.

„Hör' auf!“ sagte Bird langsam und leise. „Ich habe schon ganz andere Kerle fertiggemacht. Es ist mir egal, ob du aus dem Lager

kommst. Ich komme von der Straße, Mann. Ich bin des Teufels Lieblingssohn. Ich bin der Bruder von fünftausend Teufeln. Ich vernasche Kerle wie dich zum Frühstück.“ Soviel zum gewaltfreien Widerstand, dachte er erschöpft. Und plötzlich merkte er, daß er lächelte. Gebt mir nur die Gelegenheit, und ich prügele aus jedem dieser Kerle hier die Scheiße raus. Und wenn er ein Gewehr hätte, könnte er es gleich auf des Generals Kopf ausprobieren bis sein Gehirn herausspritzt...

Aber eigentlich wollte er diese Kerle gar nicht töten. Sie hatten alle ein schlimmes Schicksal. Und nachdem er ihren Anführer zusammengeschlagen hatte, würden sie sicher seine besten Freunde sein. Diese Männer waren so, das wußte Bird.

Auf merkwürdige Weise fühlte sich Bird mit diesen Menschen sogar verbunden. Hatte er nicht den Kreis von Liebe, Freundschaft und Gemeinschaft verlassen? Und diese Männer kannten so etwas überhaupt nicht. Was sie über ihre Kindheit und Jugend erzählten, war haarsträubend. Sie prahlten und wetteiferten, wer von ihnen als Kind mehr Prügel bekommen hatte. Sie waren alle gemeinsam aufgewachsen. Seine Einheit stammte fast geschlossen aus einem Lager im Süden, sie waren gemeinsam trainiert worden, das schuf eine Art von Zusammengehörigkeitsgefühl.

„Traue keinem außerhalb der Einheit!“ warnte ihn Nullneun. Es war wie Bird vermutet hatte. Die Schlägerei war Beginn einer Freundschaft. Nullneun adoptierte ihn quasi, blieb ständig an seiner Seite. Bird verriet ihm einige kleine Kampftricks, im Gegenzug gab Nullneun ihm Informationen. „Halte dich besser an unsere Einheit, unseren Männern kannst du vertrauen. Deine Einheit ist wichtig für dich. Ohne sie bist du nichts. Wir halten zusammen – bis in die Hölle.“

Die Diskussion auf der Plaza ging ihm nicht aus dem Kopf. Hatte Lily recht? War es möglich, diese Menschen zu transformieren? Mitleid schien jedenfalls aus diesen Typen herausgezüchtet - oder herausgeprügelt worden zu sein. Sie würden kämpfen bis zum Tod und jedes Mitglied der Einheit nach außen hin verteidigen. Doch untereinander schien ihr größtes Vergnügen darin zu bestehen, sich gegenseitig zu quälen, zu verletzen oder zu demütigen, im großen wie im kleinen.

„He, du verdammter seelenloser Teufelsficker, leck mich am Arsch!“

„Ich brech' dir das Genick, du fette Sau!“

„Wichser, Hurenbock!“

Trotzdem waren sie für Freundlichkeit nicht ganz unempfänglich. Nullneun zeigte so etwas wie Sympathie für Bird, was dieser dankbar registrierte. An schlimmen Tagen, wenn das tägliche Fegefeuer im Park vorbei war, lag Bird schwindlig vor Haß auf seinem Strohsack. Dann kam Nullneun und setzte sich zu ihm.

Es half nichts, daß Bird fauchte: „Laß mich allein.“ Nullneun ließ sich nicht wegschicken.

„Laß’ dich nicht unterkriegen“, meinte er zu Bird. „Ein guter Wächter wird man nur durch härtesten Schliff. Wir alle haben das erfahren. Du mußt über diesen Punkt bei dir selbst hinauskommen, wo du noch denkst, daß du alles kontrollierst.“

Bird sah amüsiert zu ihm auf. In diesem einen, kurzen Moment verstanden sie sich, seelisch und geistig. In diesem Moment verzieh er Nullneun viel.

„Aber ich zerbreche“, stieß Bird hervor.

„Wir zerbrechen alle. Mann, ich weiß, was du denkst, wir alle denken dann ähnlich. Jeder glaubt, er hält durch, aber keiner hält durch. Alle zerbrechen. Sobald du das weißt, gibt es dir auch Zuversicht, wenn du dran bist, jemanden fertig zu machen. Du weißt, er wird zusammenbrechen, gleichviel was er tut, sagt oder denkt. Du brauchst nur zu warten, ganz ruhig zu warten.“

Wird dies mit mir passieren, fragte sich Bird verzweifelt. Werde ich auch zu einem Folterknecht?

„Ich erkläre dir, wie das geht. Du bekommst einen Klienten, so nennen wir das, und dann fängst du ganz sachte an. Fang nicht mit großen Sachen an, pick’ dir ein paar kleine Dinge heraus. Etwas, von dem der Klient sich sagen kann, oh, hey, das halte ich nicht aus, ich erzähle, was die von mir wissen wollen. Das ist es nicht wert, diese Schmerzen auszuhalten. Dann steigerst du ein bißchen, nur ein bißchen, und er wird immer mehr erzählen. Dann steigerst du weiter, Schritt für Schritt bekommst du den Klienten klein. Am Ende leckt er dir die Hand, wie ein geprügelter Hund. Und das ist es, das ist ein verdammt starkes Gefühl, einen Mann, einen starken Mann, kleinbekriegt zu haben.“

Soll das eine Warnung an mich sein, durchzuckte es Bird. Zeigt er mir den Weg, der noch vor mir liegt? Wie weit ist es mit mir gekommen? Habe ich nicht längst das Gefühl, daß mir der Boden unter den Füßen entgleitet? Bird fühlte sich wieder fallen, tiefer und tiefer, aber das Vakuum war nicht mehr ganz so beängstigend. Etwas Neues gab ihm Zuversicht. Seine Einheit. Blitzartig erkannte er, daß er ganz gegen seinen Willen ein Teil dieser Einheit geworden war.

Doch nachts hielten ihn quälende Fragen wach. Wann würde der General genug von ihm haben und ihn erschießen lassen? Wie lange konnte er Rosa schützen? Und zu was für Taten würden sie ihn noch alles veranlassen?

Dann waren da diese nächtlichen Geräusche im Stockwerk unter ihnen. Die Männer drängten ihn, hinunterzugehen. „Da kannst du frisches Fleisch kosten“, forderten sie ihn auf und lachten, wenn er ablehnte. Es könnte Rosa sein, die da unten war, dachte Bird. Oder sie hatten irgend jemand's Tochter, Schwester, Frau oder Freundin. Nein, nein, er würde nicht hinuntergehen. Aber er konnte die anderen auch nicht zurückhalten. Er warf seinen Körper nicht dazwischen, um irgendetwas zu verhindern, wie es Rosa an seiner Stelle getan hätte.

„Heute abend gibt es wieder frisches Fleisch“, rief Sechzig-vier vergnügt in den Raum, wo die Männer untätig herumlungerten. „Sie haben uns ein City-Girl hingelegt. Gleich geht's los.“

„Laßt Birdy-Boy als ersten ran“, grölte Neullneun. „Er hat sicher schon lange kein Fleisch mehr geschmeckt.“

„Nein!“ platzte es aus Bird heraus, bevor er sich stoppen konnte. Es war gefährlich, diesen abgestumpften und rohen Kerlen zu widersprechen.

„Magst du keine Pussy?“ spöttelte Neullneun, ein Unterton schwang in seiner Stimme.

„Oh doch, ich mag Frauen“, gab Bird im Brustton der Überzeugung zurück. Ruhig bleiben, sagte er sich, nur nicht in die Defensive geraten. Und er dachte an die Frau, die im Zimmer unter ihnen lag, ein wehrloses Opfer, allein der Gedanke verursachte ihm Übelkeit. Er konnte eine Frau doch nicht vergewaltigen. Es wäre ein Betrug an allen zärtlichen und liebevollen Stunden sein, die er je mit Frauen erlebt hatte, eine Absage an die Höhen und Tiefen der Lust, die nur gemeinsam erlebt werden konnten – aber nie gegen den Willen eines Menschen. Die Tiefe seines Gefühls überraschte Bird. Es machte ihm Angst. Also hatte er doch noch etwas zu verlieren.

„Eine wartet im nächsten Raum auf dich.“

Was sollte er nun sagen? „Keine einzige von den Frauen, die ich mal geliebt habe, würde noch etwas mit mir zu tun haben wollen, wenn ich eine Frau vergewaltige.“

„Wer würde es ihnen erzählen?“

Wenn du jemanden wirklich liebst, wenn du dich ihm ganz öffnest, dann kannst du einen Fehltritt wie diesen nicht verbergen. Der andere merkt es. Ich wäre ein anderer Mensch.“

„Ich glaub', das ist 'ne gute Sache, daß ich niemanden liebe“, erwiderte Nullneun. Die anderen lachten laut. Die Spannung wich.

Ich sollte es dabei belassen, dachte Bird. Aber vielleicht, ja vielleicht, konnte er etwas bei ihnen erreichen.

„Es ist eine üble Sache“, sprach Bird weiter, „jemanden zu lieben ist wundervoll. Liebe mit einer Frau, die dich liebt und es auch möchte, oder Liebe mit einem Mann...“

„Männer? Hast du Liebe mit einem Mann gemacht..?“ staunte Nullneun.

„Sicher, warum nicht?“

Stille im ganzen Raum.

„Teufel auch! Das ist es, wie Dämonen in dich eindringen“, rief Sechzig-vier.

„Komm, komm. Glaubst du das wirklich?“ gab Bird zurück, „all die Jungs, die hier die ganze Zeit zusammen sind, erzählt mir nicht, ihr habt es noch nie miteinander versucht?“

Die Atmosphäre im Raum wurde eisig. Alle schwiegen. Oh, verdammt, dachte Bird, hätte ich doch meinen Mund gehalten.

„Du nennst uns Schwule?“ fragte Nullneun schließlich leise.

Was jetzt, fragte sich Bird verzweifelt. Einen Rückzieher machen, oder die Sache durchfechten? Aber wieviele könnte ich erledigen? Sie sind alle sehr kräftig und es sind fünfzehn, zwanzig. Ich bin allein.

„Nein“, sagte Bird, „ich nenne keinen irgendwas.“

„Und du, bist du ein Schwuler?“

Scheiße! Wenn er sich jetzt entschuldigte und einen Rückzieher machte, würden sie über ihn herfallen. Er schreckte davor zurück, lieber auf dem Boden um Gnade winseln als nochmals all diese Pein erleben.

„Wir wollen keine Schwulen in unserer Einheit. Wir wollen nur richtige Männer bei uns“, fauchte Nullneun, und die anderen murmelten drohend Zustimmung.

„Laßt es uns herausfinden“, sagte Bird langsam, „laßt uns herausfinden, wieviele von euch echten Männern ich fertigmachen kann, bevor ihr mich tötet. Zwanzig gegen einen. Das ist echte Männlichkeit.“ Aber sein Herz war nicht ganz bei der Sache, und das witterten sie, wie Bluthunde die Erschöpfung ihres Opfers wittern.

Nullneun will mich nicht wirklich töten, glaubte Bird. Vielleicht hat er sogar Anweisung bekommen, mich keinesfalls zu töten. Und außerdem, er mag mich. Was wird er wohl tun?

„Ich habe eine bessere Idee“, sagte Nullneun. „Bringt ihn zu der Frau. Wenn du ein Mann bist, kannst du es beweisen.“

Scheiße, dachte Bird wieder, während die Männer ihn grölend vorwärts schubsten. Er glaubt womöglich noch, er tut mir einen Gefallen.

Das Zimmer hatte nicht einmal Fenster, es gab nur ein niedriges Metallbett und ein kleines Regal am Kopfende. Ein junges Mädchen lag da, nackt, die ausgestreckten Arme am Bett festgekettet. Es war nicht Rosa, Bird empfand erst unendliche Erleichterung, doch dann überkam ihn tiefe Scham. Ihr Leben war nicht weniger wert als das Rosa's. Und nicht weniger als sein eigenes. Blut klebte an ihrem Mund, an ihren Brüsten, und in ihren vor Entsetzen geweiteten Augen erspähte er auch soetwas wie wilden Trotz.

Sie erkannte ihn. Vielleicht hatte sie ihn einmal im Council gesehen. Vielleicht war sie bei seinen Trainingstunden dabei gewesen. Er kannte sie nicht, aber sie kannte ihn. Er konnte sie fragen. Aus ihren Augen las er Erleichterung und gleich darauf tiefes Entsetzen.

„Nimm sie, Mann.“ Sie rissen ihm T-shirt und Hosen herunter, seine alten Narben wurden sichtbar. „Nimm sie, oder wir nehmen sie für dich, jeder einzelne von uns. Du darfst zusehen. Dann ritzen wir unsere Nummern in ihren Körper und in deinen Schwanz!“

Das Mädchen versteinerte, er konnte sie gar nicht mehr ansehen. Ich kann das nicht, selbst wenn ich es wollte, selbst wenn ich überzeugt wäre, daß ich ihren Widerstand sanfter brechen könnte als die anderen, dachte er, selbst dann würde ich den Schwanz nicht hochkriegen. Nicht für sowas. Wie lange werde ich das durchhalten? Wenn ich noch lange mit diesen Kerlen zusammen bleiben muß, sinke ich immer tiefer und tiefer, bis ich schließlich sogar Gefallen an der Sexualangst von Frauen finde. Wollen sie mich Schritt für Schritt soweit bringen?

Die Männer vergriffen sich jetzt an dem Mädchen. Sie wehrte sich wild, mit geschickten Karatetritten. Blut floß.

„Paß bloß auf, die ist lebendig.“

„Meine Nase, verdammt noch mal! Sie hat mir die Nase gebrochen.“

„Schneid' sie doch, du Hurenbock! Wenn sie sich nochmal wehrt, schneid' ihr den verdammt Fuß ab!“

„Nein, nein!“ das war Nullneun, „alle zurück! Laßt Bird ran, wenn er kann.“

Für einen Moment herrschte beängstigende Ruhe im Raum. Jetzt diesen Moment nutzen, dachte Bird. Jetzt! Streng dein Gehirn an. Wie kommst du hier durch? Sonst hast du den Tod verdient.

Der Raum stank nach Angst. Aber auch Angst kann eine Waffe

sein. Er erinnerte sich an seinen Karatelehrer. Der hatte das immer wieder betont. Die Angst deines Gegners ist der Ansatzpunkt, ihn zu besiegen.

„Hat einer von euch Böcken schon mal eine Hexe vergewaltigt?“ fragte Bird ganz sanft.

Erstaunte Stille um ihn herum.

„Warum fragst du“, das war Nullneun.

„Also nein.“

„Was meinst du eigentlich?“

„Nein, ich werde sie nicht nehmen. Ich weiß besser Bescheid als ihr.“

„Was weißt du besser?“

„Vorwärts, töte mich. Das kannst du doch. Jeder von euch kann das doch. Und danach wird es euch alle erwischen, alle zusammen. Also tötet mich, ich ziehe das vor.“

Nullneun und die anderen zuckten ängstlich zurück.

„Ich traue dir nicht. Was weißt du?“

„Nichts.“

„Du gehörst zu unserer Einheit, Mann. Und du weißt etwas, erzähl' es uns.“

„Ich erzähle euch gar nichts. Vorwärts, nehmt sie, tötet mich. Ich sterbe gern.“

„Weil du zurückkommst und uns verhext, ist es so, Mann? Du wirfst unsere Seelen den Dämonen vor.“

Ah, es funktionierte, dachte Bird voller Erleichterung. Sie hatten Angst, ihn zu töten. Seine Lüge wirkte, sie hatten Angst.

„Was weißt du, Mann. Erzähl' uns, was du weißt, wir sind doch Brüder.“

„Ich weiß, was passiert, wenn ihr eine Hexe vergewaltigt.“

„Was?“

„Ich würde lieber sterben,“ sagte Bird tonlos, „und das jeden Tag...“

„Shit...“

Sie gaben dem Mädchen die Kleider zurück und schickten sie nach Hause. Bird erfuhr niemals ihren Namen. Aber darauf kam es nicht an. Sie war freigelassen worden, und das war ein großer Sieg. Wenn nicht durch gewaltfreien Widerstand, dann durch Tricks. Er jubelte innerlich, daß er gesiegt hatte. Sie haben sich verspekuliert. Wenn dies Teil ihres Planes gewesen war, ihn in die Knie zu zwingen, ihn immer

mehr zu demütigen, dann hatten sie einen Fehler gemacht. Kein Wunder. In ihrer Welt war Vergewaltigung nicht der Rede wert. Es war ein Vergnügen, ja eine Ehre. Woher sollten sie wissen, daß es für mich eine schreckliche Sache ist, dachte Bird. Doch in seinen stillen Jubel mischten sich nagende Zweifel, neue Angst stieg hoch. Er würde nicht entkommen.

Zitternd kauerte Madrone in der Koje. Isis hatte sie in alle Decken gehüllt, die an Bord zu finden waren, dennoch war ihr kalt bis ins Mark. Jeder Atemzug schmerzte sie, ihr Herz klopfte wie rasend. Schock und Unterkühlung konstatierte sie. Total ausgepumpt, jedes Quentchen Energie war weg. Aber sie lebte.

„Trink“, sagte Melissa und führte eine Tasse an Madrones Lippen. Heißes Wasser mit Honig. Sie nippte vorsichtig, bewahrte die Flüssigkeit auf der Zunge, die Süße.

„Wie geht es ihr?“ Isis steckte ihren Kopf durch die Decks Luke.

„Schon besser, sie braucht nur Ruhe“, sagte Melissa.

„Anker wegfielen!“ hörten sie Isis' Kommando und dann das Rasseln der Ankerkette.

„Wir ankern hier über Nacht“, erklärte Isis. Melissa schloß die Decks Luke hinter sich und fragte sanft: „Möchtest du uns erzählen, was passiert ist?“

Madrone trank noch einen Schluck. Kaum zu glauben, daß sie wirklich hier an Bord von Isis' Boot war. Nicht mehr im Meer treibend, ein langsam erfrierendes Bündel auf den kalten Wellen des Ozeans.

„Wir haben von dem Überfall gehört“, begann Isis wieder.

„Littlejohn ist tot“, stieß Madrone hervor, „und sie haben Katy gefangen.“

„Shit!“

„Trink“, sagte Melissa freundlich.

„Du konntest flüchten?“ fragte Isis.

„Die Angels halfen mir.“ Langsam, bruchstückhaft, erzählte Ma-

drone die ganze Geschichte ihrer abenteuerlichen Flucht.

„Sie haben dich also im Stich gelassen, als es ernst wurde“, empörte sich Isis, „diese Feiglinge. Man kann ihnen nicht vertrauen. Ich hasse sie.“

Madrone schloß die Augen.

„Ich will gerade die Monster besuchen, morgen. Möchtest du mitkommen? Drei Tage hinauf, zwei Tage zurück?“ fragte Isis.

Madrone schüttelte den Kopf. „Ich muß Katy finden. Ich muß sie schützen. Ich darf keine Minute warten.“

„So wie es dir geht, wirst du gar nichts finden. Außer dein Grab.“

„Die Angels vermuten, sie wird im Forschungs-Center sein“, Madrone flüsterte nur noch. „Bei der Universität.“

„Genauso gut könnte sie auf dem Mond sein.“

Madrone schüttelte den Kopf: „Beth wird helfen.“

„Wer ist Beth?“

„Eine Freundin. Eine Ärztin, war sie wenigstens mal. Vor Jahren.“ Madrone hielt inne und erklärte dann entschieden: „Ich werde zu ihr gehen. Wir finden schon heraus, wie Katy zu retten ist.“

Sie wußte nicht, woher sie die Überzeugung nahm, daß sie Katy retten konnte. Aber die Gewißheit wuchs von Minute zu Minute. Sie war am Leben geblieben. Warum sollten nicht einige gerettet werden können, wenn doch so viele sterben mußten? Ich konnte Poppy nicht helfen. Ich konnte meiner eigenen Mutter nicht helfen. Aber ich muß Katy helfen. Ja, das mußte sie, wenn es irgend möglich war.

„Du bist total verrückt. Wie kannst du in deinem Zustand einen Fünfzehn-Meilen-Marsch durch die Canyons machen?“

Madrone schüttelte den Kopf: „Ich brauche eine Fahrgelegenheit.“ Sie holte tief Luft, ihr ganzer Körper schmerzte. „Sara kann mir weiterhelfen.“

„Wer, zum Teufel, ist das wieder?“

„Eine andere Freundin. Eine reiche weiße Lady. Sie lebt in einem großen, weißen Haus am Rande eines Canyons. Das ist dort, wo ich im Swimmingpool gebadet habe. Sie hat mir auch geholfen.“

„Und wie willst du Verbindung zu ihr aufnehmen?“

Madrone seufzte und sank zurück in ihre Koje. Sie war zu müde, um noch einen klaren Gedanken zu fassen.

„Katy ist bestimmt eine gute Frau“, fuhr Melissa fort, „aber es ist jenseits unserer Möglichkeiten, sie zu retten.“

„Nein, ich habe es ihr versprochen“, protestierte Madrone.

„Was versprochen?“ fragte Isis.

„Daß ich da bin, wenn ihr Baby kommt!“

„Aber die Situation hat sich geändert, total.“

„Ich muß es wenigstens versuchen, unbedingt.“

„Okay“, seufzte Isis, „reg’ dich nicht auf. Du sagst mir, wie das Haus deiner Freundin zu finden ist. Dann versuchen wir, Verbindung zu bekommen und werden sehen, was sie tut.“

Madrone schloß die Augen. Im Traum trieb sie wieder auf den Wogen, hilflos, wehrlos, wartend, doch worauf? Sie wollte heim. Jemand rief sie nach Hause. Bird? Nein, sie war selbst ein Vogel, der mit weit ausholenden Flügelschlägen nordwärts flog, entlang der sonnendurchglühten Küste. Über die Berge und die letzten Bestände großer Rot-Zedern. Dann war sie plötzlich zu Hause. Der Garten sah verlassen und ausgetrocknet aus. Maya saß in der Küche des Black Dragon House, ganz allein. „Ich bin wieder da“, sagte Madrone. Aber sie war unsichtbar, ein Geist. Mayas Augen blickten alt und traurig. Dann verschwamm Mayas Gesicht und Madrone blickte in Lilys Augen.

„Alles ist schiefgegangen“, flüsterte Madrone, „was immer ich auch angefangen habe, ist zerstört worden.“

„Komm nach Hause“, sagte Lily.

„Ich muß noch retten, was ich retten könnte.“

„Komm nach Hause.“

„Lily, ich habe mich wieder erinnert. An Mutters Tod.“

„Komm nach Hause.“

„Aber sie haben dich besiegt. Ich kann das nicht ertragen.“

„Du gehörst hierher. Komm nach Hause.“

Madrone erwachte. Sie schlürfte noch etwas von dem Honigtrank, kaute an einem Stückchen Eichelbrot. Erneut schlief sie ein. Und wieder trieb sie auf den schäumenden Wogen. Erneut kämpfte sie verzweifelt gegen die Strömung.

Isis kam eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit zurück.

„Sorry, daß es so lang gedauert hat“, sagte sie, „ich mußte warten bis ihr Kerl wegging. Bist du fertig? Sie ist ein paar Meilen hinaufgefahren zum Beach Club. Sie kommt in einer halben Stunde, um dich zu holen. Komm, ich rudere dich an Land, wenn du wirklich gehen willst. Weißt du, daß dein Steckbrief überall aushängt und im

Fernsehen gezeigt wird? Zusammen mit einigen hübschen Bildern von hübschen Toten. Mädchen, die Angels haben dich geleimt.“

„Wie meinst du das?“

„Es war wohl eine Überwachungskamera im Haus. Vermutlich schert so etwas die Angels nicht. Bei denen sieht einer wie der andere aus. Aber dich erkennt nun jeder. Und das macht mir Angst.“

Madrone war zu müde, um darauf noch zu antworten. Zu müde, um darüber nachzudenken. Sie folgte Isis ins Beiboot und zwang sich, mit gleichgültigen Augen über das Wasser zu blicken, während sie an die Küste ruderten.

„Paß auf“, sagte Isis, während sie Madrone aus dem Boot half. „Deine Freundin hat einen Schlüssel zum Yacht Club. Sechs Tage von heute an gerechnet, nach Einbruch der Dunkelheit, werde ich am Ende von Pier C auf dich warten. Wenn es sein muß, hole ich dich aber von überall ab.“

„Ich will nach Hause“, sagte Madrone zu ihrer eigenen Überraschung.

„Dürfte auch Zeit sein“, nickte Isis zustimmend, „sei vorsichtig! Dein Steckbrief wird dauernd im TV gezeigt.“

Madrone fiel etwas ein: „Wieso denn der Yacht Club. Ist das nicht viel zu gefährlich?“

„Es ist der beste Ankerplatz an diesem Teil der Küste. Der letzte Ort, wo sie dich suchen würden. Schaffst du diesen Pfad hoch?“

„Ich will und ich muß.“

Der Pfad schlängelte sich seitlich den Hügel hinauf. Madrone zwang sich, gleichmäßig auszuscreiten. Dabei war sie eigentlich nur noch müde, müde, müde. Ihre Augen brannten, die Lungen schmerzten. Dann wartete sie, dicht neben einem Ginsterbusch, bis sie einen schwarzen Sportwagen herankommen hörte. Der Wagen bremste abrupt, Sara stieg aus. Sie lehnte sich einen Moment an den Wagen und tat so, als bewundere sie die schöne Aussicht. Schließlich konnte man das Auto ja von der Küstenstraße aus sehen. Madrone kroch zur offenstehenden Tür und schlüpfte auf den Rücksitz.

„Kopf runter!“ befahl Sara, während sie wieder in den Wagen stieg und den Motor startete.

Sie fuhren schweigend die Küste hinunter und dann landeinwärts die kurvenreiche Straße am Fuße des Canyons.

„Danke, daß du mich geholt hast“, sagte Madrone.

„Mit Vergnügen“, gab Sara zurück, „Ich habe noch oft an jenen Tag gedacht, den wir gemeinsam verbrachten.“

„Ich auch“, sagte Madrone.

„Du bist nie zurückgekommen.“

„Es war zu gefährlich. Aber ich habe mir Sorgen gemacht um dich.“

„Du warst bei Beth?“

„Einmal. War auch ziemlich gefährlich.“

„Es ist okay. Du brauchst nicht zu lügen, mir ist klar, daß du mich nicht liebst.“

Heilige Mutter, aller Göttinnen, Madrone wußte nicht mehr weiter.

„Wenn du verliebt wärest“, sagte Sara, „hättest du alles riskiert um zurückzukommen. So, wie ich es deinetwegen getan hätte“, fügte sie zärtlich hinzu.

Ich bin jetzt zu müde, dachte Madrone. Ich kann kaum denken, geschweige denn Rede und Antwort stehen. Aber irgendetwas muß ich sagen. Sie hockte immer noch auf dem Rücksitz des Wagens und konnte Saras Gesicht nicht sehen.

„Ich habe nicht geahnt, daß du so fühlst.“

„War das denn nicht offensichtlich?“

„Es war... wundervoll. Aber ich wußte nicht, daß du es so ernst nahmst.“

„Du kennst mich eben nicht.“

„Nein, stimmt“, gab Madrone zu. Und du kennst mich ganz und gar nicht, hätte sie gern hinzugefügt, aber sie hielt sich zurück. Du bist in deine Phantasien verliebt. Warum nur war Sex hier unten so kompliziert. Hier mußte sie Menschen benutzen und verletzen. Sie benutzte Sara jetzt und sie würde sie noch mehr brauchen, wenn sie Katy retten wollte. Vielleicht war das alles falsch, aber sie hatte etwas Hartes und Erbarmungsloses bekommen, während sie sich selbst so sehr gefordert hatte. Sie fuhren um eine Kurve und plötzlich meldeten sich ihr Bienen-Instinkt, ausgelöst durch die Gerüche und die Geschwindigkeit.

„Hast du wirklich das kleine Mädchen umgebracht, wie sie im Fernsehen sagten“, fragte Sara unvermittelt nach einer langen Pause.

„Welches kleine Mädchen?“

„Das kleine Mädchen von den Angels. Im Fernsehen waren Bilder. Sehr genaue Bilder sogar. Auch von dem Mann. Das Fernsehen liebt diese Art von Geschichten.“

„Nein“, sagte Madrone. „Das Mädchen wurde bei dem Überfall gekidnappt. Sie zerstörte eins unserer Quartiere. Wir wollten sie aus

dem Haus von diesem Mann befreien, aber wir kamen zu spät. Der Mann hat das Kind getötet, und die Angels töteten den Mann. Ich konnte sie nicht daran hindern.“

„Ich habe auch nicht geglaubt, daß du ein kleines Mädchen töten würdest. Und das mit dem Mann verstehe ich sogar. Ich würde das auch tun, wenn ich nur die Nerven dafür hätte.“

„Sara, ich habe noch nie jemanden getötet. Ich hoffe auch, daß ich nie jemanden töten muß. Ich bin so erzogen worden, im Sinne von Gewaltlosigkeit.“

„Aber du hast den Web-Leuten geholfen, und die töten.“

Darauf konnte Madrone ihr keine Antwort geben. Es ist wahr, dachte sie, und ich frage mich das jeden Tag und nach jedem Überfall. Aber kann ich ernstlich annehmen, die Stebners dieser Welt von Gewaltfreiheit zu überzeugen? Wie die Angels dazu bringen? Nur, mit Gewalt gewinnen wir hier gar nichts. Das Auto schwankte. Madrone seufzte tief.

„Bist du okay?“ fragte Sara besorgt.

„Ich bin nur seekrank“, gab Madrone zurück.

Sara fuhr die Auffahrt hinauf und in die Garage von Beth's Haus.

„Warte hier“, sagte sie, „ich suche erst einmal Beth.“

„Natürlich, ich geh nirgendwo hin“, sagte Madrone. Es war eine Erleichterung, einfach nur ruhig auf dem Rücksitz zu liegen. Nach wenigen Augenblicken war Sara zurück: „Schnell.“

Madrone kletterte aus dem Auto und folgte Sara auf dem Fuß. Eine Tür führte von der Garage in die hintere Halle des Hauses. Von hier ging eine Treppe in den Kellerraum, an den sie sich erinnerte. Dankbar sank Madrone in eines der komfortablen Sofas. Sie hustete.

„Ich habe Gloria gesagt, sie soll uns Tee machen“, begrüßte Beth sie. Die Falten in ihrem Gesicht schienen tiefer zu werden, als sie Madrone musterte. Sie legte ihre Hand auf Madrones Stirn: „Mir scheint, du brauchst Erholung, und natürlich etwas zu essen. Sara sagt, du wärest fast ertrunken?“

Mechanisch nickte Madrone. Sie unterdrückte einen Hustenanfall.

„Das kann böse Folgen haben. Du kriegst nicht etwa eine Lungenentzündung?“

Madrone atmete tief durch: „Das glaube ich nicht.“

„Ich hole mein Stethoskop. Du könntest Wasser in der Lunge haben.“

Madrone fügte sich widerstrebend Beth's Anweisungen. Sara brachte den Tee und Sandwiches. Angenehm, dachte Madrone, mal etwas umsorgt und verwöhnt zu werden, noch dazu von zwei weißen Frauen. Diosa, wie habe ich mich verändert, daß ich nun solche Gedanken habe. Die Southlands haben mich verändert.

Sie war müde. Zuviel war in den vergangenen Tagen passiert. Außerdem nagte die Erschöpfung der anstrengenden letzten Monate an ihr. Wie gut wäre es, hier erst einmal auszuruhen, eine Weile gar nichts zu denken. Doch dann fiel ihr Katy wieder ein.

„Ich brauche deine Hilfe“, sagte Madrone, „das ist der Grund, warum ich zu dir gekommen bin.“

„Was?“

„Eine Frau, eine Freundin von mir. Sie wurde bei einem Überfall verschleppt. Sie ist im neunten Monat und wir glauben, daß sie vielleicht im Forschungs Center steckt.“

„Armes Ding“, sagte Sara.

„Ich will sie da rausholen. Kannst du mir helfen?“

„Das ist ja eine Kleinigkeit, nicht wahr?“ knurrte Beth.

„Es ist wichtig!“

„Unmöglich“, wehrte Beth ab, „das Forschungs Center ist schwer bewacht.“

„Wir denken uns etwas aus.“

„Du solltest besser darüber nachdenken, daß du dich von all den Anstrengungen erst einmal erholst.“

„Ich kann mich nicht erholen, wenn ich weiß, daß Katy an einem solchen Ort gefangen gehalten wird.“

„Du mußt, dein Körper braucht Ruhe.“

Madrone biß sich auf die Lippen. Ich will nicht schreien, dachte sie. Ich will ihnen auch nichts über meine Mutter erzählen oder über Poppy. Sonst streicheln sie mich womöglich mit ihren weißen Händen. Göttin, was ist nur los mit mir?“

„Hat nicht eine deiner Schwesterschülerinnen dort zu tun?“ fragte Madrone, „kann die nicht herausfinden, ob Katy dort gefangen gehalten wird?“

„Das ließe sich machen“, nickte Beth, „Marica könnte das sicher. Aber wie willst du da hinein und dann wieder herauskommen?“

„Ich denke darüber nach“, sagte Madrone, „vielleicht kann mir Marica etwas über die tägliche Routine dort erzählen. Wenn ich eine Uniform bekomme, könnte ich als Krankenschwester gehen.“

„Niemand! Sie lassen keine Farbigen bei diesen Kursen zu.“

„Diese Schweine!“

Beth blickte sie überrascht an. Es klappt nicht, dachte Madrone, ich krieg's einfach nicht hin.

„Sorry, normalerweise denke ich nicht so rassistisch.“

„Aber todsicher machen Farbige dort irgendeine Drecksarbeit. Wer glaubst du, leert dort die Bettpfannen?“

„Schwarze“, sagte Beth achselzuckend, „du hast recht. Du könntest vielleicht als Hilfskraft hineinkommen.“

„Siehst du, genau soetwas habe ich mir vorgestellt.“ Madrone lächelte Beth an. „Ich werde mir etwas ausdenken. Ich habe sechs Tage Zeit.“

„Sechs Tage?“

„Dann kommt meine Piraten-Freundin. Die einzige Möglichkeit, hier herauszukommen, hinterher.“

„Dann solltest du dich schnell ausruhen! Sechs Tage, lieber Himmel!“

„Ich werde dir helfen“, mischte sich jetzt Sara ein. Sie schenkte Madrone Tee ein.

„Oh, danke! Wir werden einen Fahrer brauchen.“

„Du wirst einen Leichenwagen brauchen“, sagte Beth.

„Du machst uns wirklich Mut!“

„Und du bist wahnsinnig, Sara! Du bist keine Revolutionärin! Was, wenn du gefangen genommen wirst? Was, wenn dein Mann etwas merkt?“

„Er hat schon alles gemerkt – auch das mit Angela. Er denkt, es ist Mary Ellens Kind. Er hat mir einen Monat Zeit gegeben, um beide loszuwerden, wie er sich ausdrückt.“

„Oh, nein! Wie hat er das herausgefunden?“

„Er ging runter in den Keller, um nach alten Golf-Schlägern zu suchen, der Himmel weiß, wieso plötzlich. Normalerweise macht er so etwas nie. Normalerweise fragt er mich oder läßt die Angestellten das Gewünschte bringen. Er war wütend. Nicht nur, daß es da ein fremdes Kind gib, sondern auch, weil ich ihn angelogen habe.“

„Was willst du nun tun?“ fragte Beth.

„Ich möchte mit dir gehen“, sagte Sara zu Madrone, „Mary Ellen und das Baby auch. Wenn ihr geht, wollen wir alle euch begleiten.“

„Sara, wir sind hier nicht beim Film“, protestierte Beth, „du weißt gar nicht, worauf du dich einläßt.“

„Aber ich weiß, was ich verlassen will. Was könnte ich denn sonst tun? Soll ich das Kind meiner Schwester auf die Straße werfen? Und Mary Ellen, die ihr ganzes Leben für mich gesorgt hat. Und auch für das Baby gibt es hier keine Chance, selbst wenn Lance sie nicht fin-

det. Angela mag farbig sein, aber sie ist trotzdem mein Fleisch und Blut. Ich will mich um sie kümmern, das Kind soll eine Chance haben. Ich will mit ihr in den Norden.“

„Im Norden herrscht Krieg“, sagte Madrone und schloß die Augen.

„Hier ist auch Krieg“, konterte Sara.

Sollte sie jemals wieder nach Hause kommen, schwor sich Madrone, würde sie sich nie wieder über die langweilige Architektur des Zentral-Krankenhauses beklagen. Sie ging endlose Korridore entlang, sie waren blitzend sauber, blitzend weiß, mit einem Wort, langweilig und deprimierend. Blendendes Licht überall. Alles sah gleich aus. Nur die wechselnden Schilder an den Türen gaben ihr das Gefühl, nicht in einer sich endlos drehenden Tretmühle gelandet zu sein.

Sie hatte Angst. Ganz in Weiß, in den Händen einige Papiere, versuchte sie den Eindruck zu erwecken, hierher zu gehören. Das weiße Häubchen bedeckte die Bienen-Narbe auf ihrer Stirn. Aber ihr Gesicht, von der Sonne inzwischen noch dunkler gebrannt, von Wind und Wetter durchfurcht und sicherlich auf allen Fernsehkanälen zu sehen, mußte eigentlich jedem auffallen. Und ihre Angst, konnte sie nicht jeder riechen? Madrone zwang sich, ruhig weiter zu gehen.

Drittes Untergeschoß, fünf Türen weitergehen, dann kam eine Tür ohne Schild. Hier gab es eine Sicherheitsschleuse. Okay, dachte sie, ich muß es irgendwie schaffen.

Weiter, weiter, Mädchen. Jawohl, Vater. ich habe versucht, jemanden zu finden, der mitkommt und mir den Rücken deckt. Aber das einzige, was ich erreicht habe, ist Saras Versprechen, daß sie mit dem Auto auf uns wartet. Und die Götter mögen geben, daß niemand das Verschwinden eines weißen Kittels und der weißen Haube merkt, die Marica besorgt hat. Vater, auch wenn dein Abenteuererblut in meinen Adern fließt, für dies hier bin ich bestimmt nicht geboren.

Die Treppe, und nun zählen. Noch eine Tür, ja, dies muß sie sein. Was ist das für ein Lärm? Eine Tür hat sich geöffnet. Soll ich stehen bleiben? Nein, nein, nur immer weiter, im gleichen Rhythmus wie bisher. Diosa! Die Schritte entfernen sich. Und hier ist die Tür. Aufmachen, richtig, das ist der Korridor und nun links, weiter, weiter... Wie leicht kommt man doch durcheinander, bei diesen öden weißen Wänden. Warum haben sie keine Nummern oder Symbole an den Türen?

Jenseits der Halle öffnete sich eine Tür. Weitergehen, befahl sich Madrone. Schön gleichmäßig. Hatte sie ein Stöhnen gehört? Aber noch bevor sie sich darauf konzentrieren konnte, war das Geräusch wieder abgeschnitten, die Tür schloß sich, eine weißgekleidete Person huschte an ihr vorbei. Madrone sah überhaupt nicht hin, war es eine Frau oder ein Mann? Sie hatte es nicht bemerkt. Ihr Herz schlug wild. Schön gleichmäßig weitergehen, nur nicht auffallen.

Sie ging durch den ersten Flügel, ja, hier war die erste Doppeltür. Sie war mit einem elektronischen Code gesichert. Madrone hielt inne. Der Korridor war leer. Nachdenken, schnell nachdenken, wie war das noch bei diesen endlosen Nachmittagen in den elektronischen Labors gewesen? Der Geist ist ein elektrisches Feld, hatte der Professor damals erläutert. In der Haut fließen elektrische Ströme, deren Stärke durch konzentrierte Gedanken beeinflusst werden kann. Madrone hatte kein sonderliches Talent für diese Sachen. Zorah freilich war unzweifelhaft ein Phänomen auf diesem Gebiet gewesen. Sie wäre heute sicher Programmiererin für die Kristall-Computer, dachte Madrone, das heißt, wenn sie noch lebte. Aber ich habe es damals auch geschafft. Ich habe gelernt, meine Hautelektrizität so zu bündeln, daß die Lampen angingen. Das war relativ leicht. Nur ein Blip in der Spannung, die der Geist verändert, so wie jetzt, gerade so, und schieben und ziehen, ja, kein Alarm, nur ein leichtes Flackern auf dem Monitor, so leicht, daß jeder es nur für eine kleine Unregelmäßigkeit in der Spannung halten würde. Sie schwitzte.

Nun, nun, beschwichtigte sie sich. Tief atmen, gleichmäßig weitergehen, die Poren schließen. Weitergehen. Schon wieder so ein endloser Korridor. Hör auf mit den Selbstbeschuldigungen. Weg mit der Angst! Oder wie Johanna zu sagen pflegte, Angst ist wie verblühender Löwenzahn, kräftig blasen, und alles ist weg!

Schließlich stammte sie aus einer langen kriegerischen Ahnenreihe. Alles Kämpfer! Dies hier war doch gar nichts! Wieder eine Tür mit elektronischer Sicherung. Die Hand drauf, und - klick - durch!

Sieh an, es wurde immer einfacher. Kein Problem. Jetzt nur nicht übermütig werden. Ruhig bleiben und konzentriert. Eine Tür knallte. Weißgewandete Männer schoben einen Rollstuhl heraus, in dem eine stöhnende Person saß. Sie verschwanden den Flur entlang. Madrone ging weiter, nur kurz versuchte sie, mit ihrem Bienen-Instinkt in das Energiemuster dieses stöhnenden Menschen einzudringen. Es war nicht Katy, aber jemand, der große Schmerzen litt, fühlte Madrone. Schwankend zwischen Wut und Schuldgefühlen zog sie sich wieder zurück. Noch jemand, dem ich nicht helfen kann, und

bald nur noch ein blutiger Körper, der auf mein Schuldkonto geht, warf sie sich vor. Aber ich kann hier nicht jeden retten. Nur wenn der Norden die Southlands besiegt, dann vielleicht...

Und was dann, flüsterte eine Stimme. Werden dann die Angels dieses Forschungs Center betreiben? Wie wird die Rache der Hill-Boys aussehen? Sie schob diese Gedanken beiseite. Ich kann mich damit jetzt nicht befassen. Im übrigen gibt es auch so etwas wie Gerechtigkeit, oder? Und es sieht keineswegs so aus, als könnten wir gewinnen. Doch fort mit diesen Gedanken. Öffne lieber diese Tür, die dritte. Tatsächlich, ein rotes Warnlicht über dem zweiten Korridor wie Marcia gesagt hatte. Madrone atmete tief durch. Und nun die Türen zählen: Eins, zwei, drei, vier...

Die fünfte Tür öffnete sich gerade, als sie davor stand. Ohne innezuhalten ging Madrone sofort weiter. Gleichmäßig befahl sie sich. Nicht schwitzen! Sie hörte Stimmen hinter sich, Schritte, die ihr folgten. Weiter, weiter!

„Wir gaben ihr vor sechsendreißig Stunden eine dreifache Dosis X247, das hat ein zufriedenstellendes Fieber hervorgerufen. Das ist alles. Man kann nicht sagen, daß dieses Subjekt mit uns kooperiert, aber das werden diese wildgefangenen Individuen auch nie tun.“

„Stimmt, ich bevorzuge die gezüchteten Forschungsobjekte. Da habe ich dann viel zuverlässigere Daten.“

„Trotzdem, die Daten von verschiedenen Bevölkerungsschichten sind auch wichtig, und der Abschreckungseffekt zählt ja auch.“

„Ich weiß nicht. Das ist ein Fall für die Sicherheitskräfte. Aber sie steht nun kurz vor der Geburt, und danach können wir gezielt weitermachen.“

„Und ich dachte, ich hätte wenigstens heute Nacht mal dienstfrei.“

„Pech gehabt, ich denke, wir checken sie in einer Stunde nochmal. Wir wollen alle Stufen des Prozesses beobachten.“

Madrone erreichte das Ende des Korridors. Wieder eine verschlossene Türe. Diosa! betete Madrone, Göttin, wenn du mich liebst, laß mich durchkommen. Laß mich in der Guten Welt verweilen und halte die böse fern von mir. Rechts war noch eine Tür, und sie schritt darauf zu, legte ihre Hand auf den Türdrücker und öffnete sie, während sie inbrünstig flehte, niemand möge auf der anderen Seite sein. Sie schlüpfte hinein, die beiden Ärzte gingen weiter. Das Zimmer war leer, gesegnet sei's!

Bis jetzt bin ich ganz gut vorwärts gekommen, versicherte sich Madrone. Niemand hat mich aufgehalten, gefangen oder befragt. Fast bin ich am Ziel. Ich kann ruhig ein paar Minuten verschlafen und

mich sammeln. Sie haben gesagt, eine Stunde. Vielleicht ist heute mein Glückstag. Fünf Minuten früher, und ich wäre denen direkt im Zimmer begegnet. Aber vielleicht sind da noch andere. Was tue ich dann, worauf bin ich vorbereitet? Sie befand sich in einem schmalen Raum. Regale an den Wänden, gefüllt mit Kartons voller medizinischer Gegenstände, Bücher, Kataloge, auf den Tischen summende Computer und Stapel von Ausdrucken. Sie schaute sich einen an. Zunächst sah sie nur lauter unverständliche Symbole, Zahlen, Zeichen, doch dann erkannte sie plötzlich, was sie sah. Das waren genetische Muster, so wie sie es auf der Universität gelernt hatte.

Heilige Mutter Erde, dachte sie, könnte es sein, daß...? Sie blätterte in den Ausdrucken, las die Titel, tatsächlich! Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Dies waren die wissenschaftlichen Reports über die genetische Beschaffenheit der Viren, der Retroviren, der Bakterien und Spirochäten.

Sie war in die Southlands gekommen, auf der Suche nach den Boostern, und um einen Fingerzeig zu bekommen, wie die Krankheiten bei ihnen im Norden eingedämmt, wenn schon nicht geheilt werden konnten. Und hier war eine ganze Schatztruhe voller Informationen, mehr als sie verarbeiten, aufnehmen oder gar mitnehmen konnte.

Was konnte sie tun? Wenn sie nur mehr Zeit hätte. Sie wußte nicht, mit welchem System sie arbeiteten. Und sie wagte nicht, die Computer überhaupt anzufassen. Wer wußte, welches verborgene Alarmsystem sie womöglich in Gang setzen würde. Und die Ausdrücke? Sie waren groß und schwer, wieviele davon konnte sie mitnehmen? Die Computerdisketten? Die konnte sie mitnehmen. Aber was, wenn der Diebstahl schneller bemerkt wurde, als sie Katy finden konnte?

Was war wichtiger? Katy's Leben oder diese Informationen? Vielleicht sollte sie einfach nur alles zerstören. Aber besser nicht. Es würde zu schnell bemerkt werden und sicher gab es andernorts Backups. Außerdem konnte sie nicht ewig hier stehen und überlegen. Jeden Moment konnte jemand ins Zimmer treten. Nachdenken Mädchen. Denken und handeln!

Elegba, du trickreicher Gott, der jedem eine Chance gibt! Oh Merkur, du Gott der Diebe und des Handels, hilf mir! Leite meine Hand zur richtigen Information. Beschütze mich!

Sie nahm aufs Geratewohl eine Handvoll Computer-Disketten, die auf dem Tisch lagen und ersetzte sie durch andere, die in einer offenen Schublade darunter lagen. Von den Ausdrucken nahm sie eine dicke Lage Papier und klemmte sie auf ihr Clipboard. Dann ging sie

zur Tür und öffnete sie behutsam. Der Korridor war leer. Sie machte sich auf den Rückweg und zählte sorgfältig die Türen, bis sie an jene kam, aus der die Männer getreten waren. Sie legte ihre Hand auf das Prüffeld und trat ein.

Sie befand sich in einem langen Korridor, der gesäumt war mit Käfigen, die mit Gittertüren verschlossen waren. Jede Zelle war gerade groß genug, um einer Person und einem Abfallbehälter Platz zu bieten. Das Licht war blendend hell. An jedem Käfig hing eine Klemmtafel mit einem Report, ähnlich jenem, den sie in der Hand hielt. Am Ende des Raums saß ein bewaffneter Wächter.

Alles war hell, sauber, steril, und ein leicht stechender Geruch hing in der Luft. Es roch nicht so sehr nach Urin und Kot, sondern nach Chemikalien, und vor allem nach Terror, Angst und Schmerz.

Liebe Göttin, was sollte sie jetzt tun?

„Wer bist du? Was willst du?“. Der Wächter rief es ihr über den ganzen Raum zu und richtete das Lasergewehr auf ihr Herz.

„Oh, sorry, hat der Doktor Sie nicht informiert?“ Madrone versuchte ein freundliches Lächeln, doch hatte sie das Gefühl, daß sie eher eine Grimasse zog. „Ich soll dieses halb wilde Weibsbild mitnehmen und sie zur medizinischen Beobachtung bringen.“

„Die da?“ Der Wächter zeigte mit dem Kinn auf einen der Käfige vier, fünf Schritte weiter.

„Mal sehen, laß mich die Nummer am Käfig mal vergleichen“, sagte Madrone und packte so viel Autorität, wie nur möglich in ihre Stimme.

Nun mach schon, akzeptiere es. Stell' keine Fragen. Das hier ist völlig normal.

„Keiner der Ärzte hat mir etwas davon gesagt“, knurrte der Wächter.

„Sicher?“ Sie legte einen Ton in ihre Stimme, als hätte sie Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Aufmerksamkeit. Jetzt bloß keine Angst zeigen, nicht schwitzen. Die Stimme etwas hochmütig erheben. „Sie haben bestimmt davon gesprochen. Möglicherweise haben Sie es vergessen?“

Sie warf einen schnellen Blick auf die Tafel. Ja, das mußte Katy sein. Aber sie konnte in diesem Bündel Mensch am Boden nichts von Katy erkennen. Und, verdammt, dieser Käfig mußte mit einem Schlüssel geöffnet werden, verdammt und abermals verdammt.

„Ich bin sicher, sie haben ihnen gesagt, daß sie die Zelle für mich öffnen sollen“, sagte sie. Sie hatte inzwischen ihren ganzen Körper und ihren Instinkt auf den Wächter eingestellt. Sie sprach im gleichen

schleppenden Slang wie er und gab ihrer Stimme einen sanften, einlullenden Klang. Der Mann griff nach einem Schlüsselbund und suchte einen Schlüssel heraus. Doch während er sich von ihr abwendete, entzog er sich auch ihrem Einfluß.

„Moment mal, zeig mir mal deine Order“, sagte er, nicht unfreundlich, aber plötzlich mißtrauisch.

Verdammt! Nun mußte sie handeln. Jetzt gab's nur noch eins, er oder sie. „Hier“, sagte sie freundlich, und hielt ihm ihr Clipboard hin. Der Mann beugte sich vor, um besser zu sehen. Madrone holte aus und schlug ihm mit aller Kraft die schmale Kante der Tafel gegen den Hals. Er brach zusammen. Hoffentlich ist er nicht tot, dachte Madrone. Aber es war keine Zeit, das herauszufinden. Sie griff nach dem Schlüssel und schloß mit fliegender Hast die Tür auf.

Sie erkannte die Frau auf dem Bett nicht gleich. Schweißnasses Haar klebte ihr auf der Stirn. Sie stöhnte leise, krümmte sich, war heiß und fiebrig, ganz offensichtlich hatte sie Wehen. Ja, es war Katy! Es waren ihre dunklen Augen, ihre feinen Gesichtszüge, auch wenn sie nun hohl und eingefallen aussah. Ihre Hände waren links und rechts an die Pritsche gefesselt. Madrone fragte sich, wie sie sie nur hier herauskriegen sollte. Doch dann bemerkte sie, daß die Pritsche auf Rollen stand. Gesegnet sei's. Das würde ihr die Sache erleichtern, besonders, wenn Katy an die Pritsche gefesselt war. Es sah so normal aus, jedenfalls hier. Sie stieß die Tür auf und schob das Bett auf den Gang.

Aus den anderen Zellen hörte sie Stöhnen und Seufzen. Aber sie konnte jetzt nicht anhalten. Sie hob den schlaffen Körper des Wächters auf seinen Stuhl zurück und rückte ihn zurecht. Er lebte noch, sicherlich würde er sie identifizieren, wenn er wieder aufwachte und dazu Gelegenheit bekam. Doch dann war sie mit Katy hoffentlich längst auf und davon. Ihr tut mir so leid, sagte sie halblaut zu all den armen Seelen, die sie zurücklassen mußte. Sie machte die Klemmtafel am Kopfteil von Katys Pritsche fest und schob sie hinaus.

Gelobt sei Hekate, gelobt sei Coatlicue, niemand war auf dem Korridor. Aber wenn sie an den langen Rückweg dachte, wurden ihr die Knie weich. Ihr Herz schlug heftig, sie war immer noch schwach. Göttin, ich schaffe es nicht!

Du mußt es schaffen, befahl sie sich. Schön gleichmäßig atmen, gleichmäßig gehen, vorwärts! Hier die Tür, halte den Fuß dazwischen und schieb die Pritsche durch. Weiter!

Katy stöhnte und krümmte sich. Madrone flüsterte ihr beruhigen-

de Worte zu. Aber Katy hörte sie gar nicht. Und nirgends ein Mensch, alle Korridore waren leer. Das kann nicht gut gehen, dachte Madrone, wir werden nicht den ganzen Weg zurücklegen, ohne daß jemand auf uns aufmerksam wird. Wieder krümmte sich Katy. So geht das nicht, dachte Madrone. Wo war doch der Punkt, den ihr Lehrer beim Selbstverteidigungskursus den K.O.-Punkt am Nacken genannt hatte. Hier! Sie drückte zu. Katy seufzte, ihr Körper wurde schlaff, sie lag still.

Johanna, sagte Madrone im Stillen, ich habe dir noch nie gedankt, daß du mir eine so vielfältige Erziehung geboten hast. Jetzt weiß ich es zu schätzen! Sie zog das Laken über Katys Gesicht und schob die Pritsche vorwärts.

Sie waren gerade im letzten Korridor als Katy wieder zu sich kam. Madrone hörte sie stöhnen und zog das Laken fort. Ein stöhnender Leichnam erregte sicherlich Aufmerksamkeit. Vielleicht konnte sie das Fieber etwas mildern. Sie schalt sich einen Dummkopf. Du bist eine Heilerin, warum setzt du deine Fähigkeiten nicht ein? Wie willst du sie sonst die Treppe hinaufbringen, auf diesem Bett etwa? Da war ein Lift, direkt zum Hauptausgang. Nein lieber nicht, sonst saßen sie womöglich in diesem Lift gefangen. Und wer weiß, wer im Lift war: Ärzte, Techniker und anderes Personal, die sie genau beobachten konnten. Sie zog die Pritsche ins Treppenhaus und legte Katy vorsichtig ihre eiskalte Hand auf die Stirn. Große Mutter, laß nicht gerade jetzt hier jemanden herumlaufen und sich wundern. Gleichzeitig konzentrierte sie sich auf Katys Körper und beschwor die Vision von kühlem Wasser. Eisige Bäche in den Bergen, gespeist von den Schmelzwassern der Gletscher. Sie durchdrang Katy mit ihrem Ch'i so sehr, daß sie selbst sich ausgetrocknet und schwindlig fühlte. Schon wieder war sie fast zu weit gegangen. Was war das nur für eine widerliche Krankheit mit der Katy absichtlich infiziert worden war? Katy atmete jetzt ruhiger, sie schlug die Augen auf, blinzelte.

„Still!“ flüsterte Katy, „ich bringe dich hier raus. Wenn du mich verstehst, gib mir ein Zeichen.“

Katy nickte. Dann biß sie sich auf die Lippen, und ein Krampf durchzuckte sie.

„Ich würde dir diese Frage im Moment lieber nicht stellen. Aber glaubst du, daß du gehen kannst, wenn ich dich stütze?“

Katy öffnete die Lippen. Aber sie sagte nicht nein. Madrone öffnete die Fesseln, die ihre Arme und Beine hielten und half ihr hoch. Katy war nackt unter dem Laken. Madrone wickelte ihr das Laken um den Körper. Dann zog sie Katy langsam vorwärts.

„Ich bin so schwach“, flüsterte Katy.

„Alles okay“, flüsterte Madrone zurück, „halt’ dich an mir fest.“

Aber es war mehr als nur ein Anlehnen, eigentlich trug Madrone den schwankenden Körper mehr, als daß Katy selbst ging. Sie fühlte, wie ihre Kräfte sie verließen. Diosa, ich schaff’s nicht. Ich bin selbst noch so schwach. Habe mich kaum erholt vom fast Ertrinken. Aber ich habe keine Wahl. Weiter, weiter, Schritt für Schritt, die Treppen hinauf, nicht daran denken, wieviele Stufen es noch sein könnten. Gleichmäßige Schritte machen, gleichmäßig atmen. Ein alter Song kam ihr in den Kopf.

Schritt für Schritt,

erklimmen wir die höchsten Berge.

Schritt für Schritt...

Es gab noch mehr Text, aber sie konnte sich nicht mehr erinnern. Macht nichts, sagte sie sich. Der Refrain genügt, immer rhythmisch wiederholen, endlos wiederholen und dazu die Beine bewegen, das war alles, worauf es jetzt ankam. Sie schwitzte und keuchte. Das Blut rauschte ihr in den Ohren. Ch’i hereinziehen, dachte sie, und es Katy geben, sie am Leben halten und sich selbst auch. Irgendwo in diesen sterilen Fluren mußte sie es finden. Johanna hilf, Papa hilf! Yemaya, du bist so fern! Hinauf, und noch einmal hinauf. Eine Treppe geschafft und die nächste schon halb. Schon halb dort. Nicht drüber nachdenken, einfach den nächsten Schritt machen, oder an ganz etwas anderes denken. Klettern in der Felswand mit Bird, damals, als sie Teenager waren. Sie hatte gedacht, sie würde für immer an der Seite dieser Klippe hängenbleiben, und dann hatte sie doch irgendwie die Kraft gefunden, weiter aufzusteigen. Atmen. Es gab die Luft hier und niemand konnte sie hindern zu atmen. Ein, aus. Auf, Füße heben. Noch eine Treppe, nur noch eine halbe Treppe, vielleicht sollten sie eine kleine Pause einlegen, ihr Kopf hämmerte, aber die Gunst des Augenblicks konnte jeden Moment verflogen sein, und sie mußte überlegen, was zu tun sei, wenn sie oben anlangten. Noch fünf Stufen. Vier. Drei. Zwei. Eine. Gesegnet sei’s!

Sie zerrte Katy in eine Nische. Mit etwas Glück kommt hier niemand vorbei, während ich fort bin. Und mit noch etwas mehr Glück, würde sie niemand bemerken. „Ruh’ dich einen Moment aus“, sagte sie, „und verhalte dich ruhig. Okay?“

Katy nickte. Madrone wischte sich den Schweiß vom Gesicht, rückte das weiße Häubchen zurecht. Dann zwang sie sich, ruhig und freundlich auszusehen und ging hinaus.

Wie kriege ich sie hier nur heraus, fragte sie sich. In einem Korb

voller Wäsche? Woher einen Korb nehmen? Und mit welcher Begründung würde ich einen solchen Korb durch die Tür bekommen? Katy in einen Rollstuhl setzen? Woher sollte er kommen?

Dann sah sie, wie jemand kam und direkt auf den Ausgang und die Pförtnerloge zuing. Madrone zog sich etwas zurück. Aufgepaßt, wie läuft das nun ab? Kein Paß, keine Formalitäten. Der Mann schob einen Rollstuhl einfach auf die Tür zu, und dann war er draußen. Heilige Mutter alles Lebendigen! Madrone konnte es kaum glauben. Niemand kümmerte sich darum, wer hinausging!

Und nun, wenn mein Glück anhält und keine sportlichen Typen die Treppe benutzen und keiner bemerkt, wie sehr ich mich zusammennehme um nicht aufzufallen. Ja, da kommt er zurück, mit dem Rollstuhl. Mama, hilf mir bei diesem letzten Streich.

Schnurstraks ging sie auf den Mann mit dem Rollstuhl zu. „Genau den brauche ich jetzt!“ sagte sie mit ihrer freundlichsten Stimme und schenkte ihm einen Augenaufschlag. Sie hoffte, daß es irgendwie nach Flirt aussah und nicht nur grotesk wirkte. Er grinste und zwinkerte ihr zu. „Gehört alles Ihnen, junge Frau!“

Madrone zwinkerte zurück und hoffte, daß er den Geruch von Angst und Schweiß, der doch von ihrem Körper ausgehen mußte, nicht bemerkte und ging quer durch die Halle zum Treppenhaus. Schwierig war auch der Moment, als sie den Rollstuhl allein lassen mußte, um Katy aufzuhelfen und sie in den Korridor zu führen. Sie betete, niemand möge vorbeikommen und fragen, was eine offensichtlich kranke Frau im Treppenhaus zu suchen hatte. Aber sie hatten wieder Glück. Katy fiel in den Stuhl, und Madrone deckte sie mit dem Laken und der Spital-Wolldecke zu.

„Versuche, glücklich auszusehen“, sagte Madrone halblaut, dann rollte sie sie schnell und gleichmäßig durch die Halle. Die Zeit wurde allmählich knapp. Der Weg durch das Treppenhaus hatte eine Ewigkeit gedauert. Wieviel Zeit mochte verstrichen sein, seit sie diese Ärzte im Korridor getroffen hatte? Seit sie den Raum mit den Computern verlassen hatte? War Katys Verschwinden schon bemerkt worden? Oh Göttin, laß sie noch beim Essen sitzen, laß sie etwas trinken, laß schöne Frauen sie verführen. Laß sie an ihrem Essen ersticken und sie gleichzeitig am Herzanfall sterben. Ach, das wäre ein poetischer Tod für solche Ärzte. Ruhig, befahl sie sich, ruhig atmen. Lächeln, honigsüß dem Portier zulächeln. Hier ist der Haupteingang, mit all dem Kommen und Gehen. Und mit dem letzten bißchen Ch'i wollen wir uns einhüllen in die Vorstellung, daß dies ein ganz normaler Vorgang ist. Eine frisch entlassene Patientin wird

im Rollstuhl hinausgefahren zu einem wartenden Auto. Geburtsprobleme, vielleicht, nichts Ungewöhnliches und, ja, da war die Tür nach draußen. In „El mundo bueno“, der guten Welt würde diese Tür sich einfach öffnen, automatisch, ganz normal. Jetzt waren es nur noch ein paar Schritte. Luftholen, noch ein Schritt, sie würden es schaffen, nur noch drei Schritte, zwei, einer. Pause. Die Tür öffnete sich, gesegnet sei die Erde, sie traten ins Freie.

Und während sie zur Tür hinaustraten, brach der Alarm los.

Glocken schrillten, Sirenen heulten, Befehle wurden gebrüllt. Stiefel rannten über das Pflaster. Ihre Hände krampften sich um die Griffe von Katys Rollstuhl, und sie holperte den Stuhl die Treppe hinunter, ohne die gewundene Rampe zu benutzen. Hinter ihr schrie eine Stimme. Ein Laserstrahl zischte über ihre Köpfe hinweg. Nur weiter! Die Straße schien Meilen entfernt. Sie konnte ein schwarzes Auto sehen. War es Saras Auto, war es der richtige Wagen? Die Zeit, die sie für die zwanzig Meter bis zum Auto brauchen würden, könnte reichen, um sie zu den Ahnen zu befördern. Sie war so ausgepowert, daß es ihr völlig egal war. Sie zwang ihre Füße, sich zu bewegen. Sie stolperte, sie rannte, und sie rief still um Hilfe.

Wieder kam ein warnender Ruf von hinten. Ein Schuß, er heulte dicht an ihr vorbei. Ein Laserstrahl zuckte, und das Gebüsch vor ihr ging in Flammen auf. Und plötzlich waren sie umsummt von einem riesigen Bienenschwarm. Die kleinen Schwestern, dachte Madrone. Und sie war selbst ein Teil der summenden, brummenden kreisenden Masse, ihr ganzes Sein war erfüllt mit dem Geruch von Abwehr und Wut. Katy schrie auf, und Madrone legte ihr die Hand auf die Schulter, sammelte ihre letzte Kraft in einen Mantel des Gutseins, denn sie fühlte, daß der Bienenschwarm ausgeschwärmt war, alles Böse, Falsche und Kranke zu töten.

„Nicht sie, nicht Katy“, stieß Madrone hervor. Aber mit Worten waren die Bienen nicht zu erreichen, nur mit Gerüchen, Energien und Bildern. Katys kranker Geruch war für die Bienen stärker als der Hauch der Gefahr, die von hinten drohte. Katy schrie verzweifelt auf und schlug ihre Hände vors Gesicht.

„Sie stechen mich“, schrie sie, „hilf mir!“

Madrone hielt inne. Gefahr von hinten, Bedrohung direkt vor ihnen, gleichviel, sie brauchte jetzt einen winzigen Moment. Einfach nur einen Moment ruhig atmen, ruhig nachdenken, sich konzentrie-

ren. Sie warf ihren Körper schützend über Katy. Dann versuchte sie die Ausstrahlung einer brütenden Bienenkönigin nachzuahmen, die ein Bienenschwarm unter allen Umständen zu schützen bereit war. Und hinter ihnen, jenseits der zustechenden Bienen, drohte weiter tödliche Gefahr. Was hatte Melissa sie gelehrt? Tief atmen, Ausstrahlung konzentrieren, alles in der Bienennarbe auf der Stirn sammeln und verströmen lassen. Und tatsächlich, sie merkte, wie sich das Summen der Bienen änderte. Sie hörte hinten Schreie, sah rennende Gestalten, die sich ins Haus flüchteten. Danke, kleine Schwestern, dachte sie, ihr habt die Verfolger in die Flucht geschlagen, habt uns einen Moment Zeit verschafft. Den entscheidenden Moment!

Schnell ergriff sie den Rollstuhl. Vorwärts. In der Auffahrt stand der schwarze Wagen. Ein kurzes Hupsignal. Eine Hand winkte aus dem Autofenster. Diosa, hoffentlich war es wirklich Sara. Aber an der Hand hatte ein Diamant aufgeblitzt, es mußte Sara sein.

Madrone riß die hintere Tür des Wagens auf. Fast gewaltsam schob sie Katys schlaffen Körper ins Wageninnere, warf sich selbst auch hinein. Das Auto fuhr so ruckartig los, daß Madrone zur Seite geschleudert wurde. Krampfhaft versuchte sie, die offene Tür zu schließen. Katy schrie vor Schmerz auf. Endlich war die Tür zu. Sara verließ in rasendem Tempo das Krankenhausgelände.

„Was ist passiert?“ fragte Sara.

„Es gab Alarm, als wir durch die Tür gingen.“

„Hast du sie nicht nach einer Identitäts-Karte oder einer Tätowierung oder irgend etwas untersucht, das einen Alarm auslöst?“ fragte Sara verblüfft.

„Sorry, aber daran habe ich nicht gedacht“, sagte Madrone.

„Du kannst auch nicht an alles denken.“

Erst jetzt sah sie ein dünnes Plastikband um Katys rechten Arm. Madrone biß es mit ihren Zähnen durch.

„Könnte es das gewesen sein?“

„Möglich. Es könnte aber auch irgend etwas in ihren Körper eingepflanzt sein, um sie zu orten, wenn sie versucht zu flüchten.“

Ja, wirklich, von dem Plastikband ging ein Energiestrom aus. Madrone spürte es jetzt ganz genau. Daß sie es nicht früher bemerkt hatte. Wütend kurbelte sie ein Fenster herunter und warf das Plastikband hinaus. Was noch? Tief atmen, befahl sie sich und Katy. Es schien ihr besser zu gehen, obwohl sie insgesamt in keiner guten Verfassung war. Als nächstes mußte das Fieber gesenkt werden. Madrone fühlte sich völlig ausgepumpt. Aber sie hatten es geschafft!

Im Auto summten ein Dutzend Bienen, sie waren mit in den Wagen gelangt. Es klang nicht bedrohlich, eher gemütlich. Madrone öffnete das Fenster noch einmal und scheuchte die Bienen einzeln hinaus. Dabei verbreitete sie Ströme von Dankbarkeit, Freundlichkeit und Honigduft um sich. Ohne die Bienen, wären sie jetzt tot. Ihr habt uns das Leben gerettet, dachte sie dankbar.

Ich brauche nur fünf Minuten Ruhe und etwas zu trinken“, sagte Madrone. Oder schlafen, fügte sie in Gedanken hinzu, eine halbe Stunde nur. Diosa! Wie sollte das weitergehen, wo sie doch so erschöpft war, nachdem die Anspannung der Flucht verfliegen war.

Sie mußte einfach etwas Ruhe haben.

Die Kabine von Isis' Boot war gerammelt voll. Viel zu viele Menschen, dachte Madrone. Katy lag in der Koje an der Seite. Ihre Wehen kamen in immer kürzeren Abständen. Angela weinte, und Mary Ellen versuchte, sie zu beruhigen. Isis räumte die Kabine auf, um etwas mehr Raum für alle zu schaffen. Es herrschte Hochspannung, denn Sara mußte jeden Moment zurückkommen.

„Oder etwas zu essen“, sagte Madrone halblaut weiter. „Honigwasser, Eichelbrot oder sonstwas, egal.“ Wenn ich nur mal einen Moment für mich allein hätte, und mich um niemanden und nichts kümmern müßte.

„Hm, hm“, knurrte Mary Ellen, „wir haben Besseres. Wo ist nur die Tasche mit dem Essen, die ich von Miss Saras Haus mitgenommen habe? Angela, Baby, sei still! Setz dich brav hierher, es ist alles okay. Ich mache nur etwas zu Essen zurecht für Miss Madrone.“

„Ich heiße einfach Madrone“, sie zischte es durch die Zähne. Doch gleich tat es ihr leid. Wie konnte sie mit der armen Frau nur böse sein, sie hatte niemanden beleidigen wollen. „Hier gibt es keine Missis, keine Mistress, keine Diener. Wir sind hier alle nur Menschen. Gewöhn dich dran!“ Nicht heftig werden, befahl sie sich. Die arme Frau will dir nur helfen, und du fauchst sie an. Ach, wenn sie doch nur einmal etwas schlafen könnte. Eine Nacht, ein Jahr, für immer.

Mary Ellen lächelte sie an, unempfindlich für Madrones Angriff. „Möchtest du etwas Obst, vielleicht mit etwas Honig darauf? Leicht verdaulich. Ich kann dir einen Apfel schälen, und ich habe etwas Saft für das Baby.“

„Du bist ein Engel“, lächelte Madrone zurück.

Angela schrie, und Katy stöhnte lauter.

„Wir setzen jetzt Segel“, rief Isis von Deck herunter.

„Kann ich helfen?“ fragte Madrone.

„Nein. Ruh' dich aus. Sobald Sara zurück ist, segeln wir los. Mary Ellen, die Schwimmwesten sind in den Fächern über den Kojen. Nimm lieber eine, und lege sie dem Kind an. Und du selbst nimmst auch eine, wenn du nicht schwimmen kannst. Madrone braucht keine, sie ist ja als Hexe bekannt. Werft sie ins Wasser und sie schwimmt wie ein Korken...“

„Hier!“ sagte Mary Ellen zu Madrone und reichte ihr einen kleinen Teller. Erdbeeren in Scheiben lagen darauf und Toastbrot mit Butter und Honig. Während Madrone langsam aß, begann der Teekessel zu singen. Sie tauchte einen Löffel in den kleinen Honigtopf und kostete vorsichtig. Langsam fühlte sie neue Kräfte. Sara ließ immer noch auf sich warten. Dabei wollte sie nur das Auto ein Stückchen weiter weg abstellen.

„Bring den Wagen möglichst irgendwohin, wo keiner vermutet, daß wir mit einem Boot geflüchtet sind“, hatte Isis zu Sara gesagt. „Fahr damit gegen einen Baum, demontiere die Radkappen und das Radio, so daß es nach einem Autodiebstahl aussieht.“

Das heißt aber nicht, daß du nun so lange wegbleiben sollst, dachte Madrone voller Unruhe. Göttin, hoffentlich war ihr nichts passiert.

Angelas Wimmern zerrte an ihren Nerven. Was war los mit ihr?

„Ist die Kleine wieder krank?“ fragte sie. Mary Ellen nickte.

Es war kein Ende in Sicht. Immer neue Probleme. Ihre Kraft hatte gereicht, um Katy und sich selbst zu retten. Katy hatte irgend ein Fieber im Leib, wie es zu behandeln war, wußte sie noch nicht. Die bevorstehende Geburt würde auch nicht leicht werden, nach den schlimmen Erlebnissen der letzten Tage. Und nun das Wimmern von Angela. Aber es klang wirklich, als hätte die Kleine Schmerzen. Würde sie Kraft genug haben, ihr auch noch zu helfen?

Wut stieg in ihr auf. Sie fühlte große Lust, die Kleine einfach über Bord zu werfen. Dann wäre Stille, göttliche Stille. Das Kind schrie einfach zu nervtötend.

Ich verliere mein Mitgefühl, dachte sie reuevoll. Dann fielen ihr Lou, Aviva und Sam oder Sandy ein. Auch die würden zynische

Bemerkungen machen und lachen, und dann wäre das Problem nur noch halb so schlimm. Diossa! Sie vermißte sie so sehr. Sie vermißte ihre Freunde, ihre compañeros, mit denen sie sich ohne viele Worte verstand. Hier war niemand, der sie verstand, außer vielleicht Katy. Doch die lag nun krank, stöhnend und schwitzend in der Koje, und möglicherweise würde sie bei der Geburt sterben.

Was soll ich nur tun? Ich brauche jemanden, der mich heilt.

Angela wimmerte lauter. Okay, dachte Madrone, vielleicht schaffe ich es, die Kleine zu beruhigen. Sie legte ihre Hand auf den Kopf des Mädchens und konzentrierte sich, bis über die Handfläche Wärme in den kleinen Körper floß. Göttin, wie müde sie doch war. Ihre Hände kamen ihr bleischwer vor. Sie konnte nichts visualisieren, sich keine Energien vorstellen, die hinüberflossen. Doch ihre Hände kannten die Aufgabe. Die Kleine atmete ruhiger, hörte auf zu wimmern und schlief dann ein. Madrone spürte, es war nur die Nervosität der Umgebung, die die Kleine so beunruhigten. Nichts Ernstes also.

Madrone wusch ihre Hände in einem Eimer. Dann besah sie sich Katy. Der Muttermund hatte sich erst ganz wenig geöffnet.

„Du da drin“, murmelte Madrone, „du und Katy und ich, wir haben noch eine lange Nacht vor uns.“

Sie hörte Stimmen an Deck und das Hantieren mit Tauwerk. War Sara zurück? Göttin sei Dank. Das Ruder knarrte. Das Boot nahm Fahrt auf, und Madrone fühlte, wie es sich im Wind zur Seite neigte. Sie waren unterwegs.

„Du siehst erschöpft aus“, sagte Mary Ellen, „komm, laß mich etwas für dich tun.“

„Ich brauche ungefähr sechs Monate absolute Ruhe“, gab Madrone zurück.

„Warum legst du dich nicht einfach hin? Ich war schon bei einigen Geburten dabei. Ich kann bei Katy sitzen, während du schläfst. Es wird nichts passieren.“

„Es geht nicht nur um die Geburt. Katy ist sehr krank. Sie liegt vielleicht im Sterben. Es ist anscheinend dieselbe Krankheit, die ich mit knapper Not überstanden habe. Ich wäre beinahe daran gestorben. Wie kann ich da schlafen, während Katy so krank ist? Aber was ist, wenn ich nicht stark genug bin, um ihr Heilung zu bringen?“

Mary Ellen kniete neben Madrone nieder und schlang ihre Arme um sie. Aufseufzend schmiegte sich Madrone in ihre Arme und weinte. Sie fühlte sich wie ein kleines Kind. Wie damals, in den Armen von Johanna. Ach, wenn sie sich eine Woche so ausruhen könnte.

„Du bist einfach übermüdet. Du brauchst Ruhe. Dann findet sich

auch die Antwort, die du jetzt nicht erkennen kannst.“

„Wenn es nur so wäre!“

„Man kann nie wissen!“

Gehorsam kroch Madrone in die vordere Kojе im dreieckigen Bug des Schiffes. Nur ein paar Minuten ausruhen, dachte sie. Einige Momente Ruhe, sagte sie zu sich selbst. Lieber Körper, nimm jede Minute Ruhe für eine Stunde. Dann lag sie da, erschöpft, und an Schlaf war gar nicht zu denken.

Sie beobachtete ihre Atemzüge, versuchte die Entspannungstechniken anzuwenden, die sie so oft anderen empfohlen hatte. Muskel für Muskel, anspannen und entspannen. Tief atmen. Doch der ersehnte Schlaf kam nicht. Statt dessen wanderten ihre Gedanken auf einer bekannten Straße, zurück nach Guadeloupe. Neben der Tür des Hauses blühte Oleander. Zögernd trat Madrone näher, doch dann konnte sie nicht widerstehen und stieß sachte die Tür auf. Ich weiß, jetzt gibt es hier nichts mehr zu befürchten, dachte sie. Ein angenehmer Duft empfing sie, er erinnerte sie an ihre Mutter Rachel. Langsam gewöhnten sich ihre Augen an das Dämmerlicht. Ganz wie früher stand in der Ecke der alte Schaukelstuhl, und ganz wie früher wippte er langsam auf und nieder. Das rhythmische Geräusch dabei klang wie das regelmäßige Pochen eines Herzens. Madrone ging auf Zehenspitzen näher. Ihre Mutter sah sich um, stand auf und kam mit ausgestreckten Händen auf sie zu.

Madrone wich einen Schritt zurück. Ihre erste Regung war, wegzulaufen. Würden diese Hände nicht genauso eiskalt sein, wie der kalte, leblose Körper damals? Und das Gesicht, das liebe Gesicht ihrer Mutter. Würde es nicht von grausamen Wunden entstellt sein wie damals?

Ihre Mutter wartete. Madrone holte tief Luft und blieb stehen.

„Du kannst mich nicht zurückholen, das weißt du“, sagte ihre Mutter, „zu heilen ist immer gut. Katy zu retten war auch gut. Doch egal wieviele Menschenleben du noch retten wirst, meines ist vergangen. Du kannst mich nicht zurückholen.“

Madrone Augen füllten sich mit Tränen. „Ich weiß, Mutter. Ich bin kein Baby mehr, auch kein kleines Mädchen. Ich möchte nur die Erinnerung an dich zurückholen, unbefleckte Erinnerungen.“

Rachel streckte die Hände aus: „Die hast du schon!“

Madrone streckte ebenfalls die Hände aus. Die Hände ihrer Mutter fühlten sich warm an. Die Hände einer Heilerin in den Händen einer Heilerin. Wärme flutete zwischen ihnen hin und her, Stärke, Liebe, Freude, Glück, Feuer und Eis gesellten sich hinzu und der Honigduft wilder Blumen.

„Was möchtest du für dich selbst?“ fragte ihre Mutter.

„Nichts, Mutter, gar nichts für mich.“

„Dann kannst du nicht wirklich heilen. Ein Heiler muß unbändiges Interesse haben, am Leben, an der Liebe und an aller Glückseligkeit des Lebens. Nur dann kannst du sorglos am Rande des Todes entlang gehen.“

Und plötzlich stand Madrone wieder ganz allein. Allein auf einer leeren Straße. Auf der eiskalten Straße, auf der sie so lange versucht hatte, diesen fremden Virus zu bekämpfen. Und plötzlich spürte sie kalt und hart das Messer von La Serpiente in ihrer Hand. Und sie bewegte es durch die silbrigen Spinnwebmuster des Schicksals. Doch etwas war nun anders. Sie fühlte sich von neuer Energie durchdrungen. Ruhige Stärke erfüllte sie. Ihr Messer glitt kraftvoll durch das Schicksalsnetz, und die Fäden schlossen sich auf geheimnisvolle Weise wieder, wie Geister. Sie selbst aber fühlte sich stark, sie war eins mit ihrem Blut und ihrem Leib und ihrer Seele.

Sie wollte leben. Das war es, was sie so verändert hatte. In den vergangenen Monaten hatte sie zu oft und zu hart um ihr Leben kämpfen müssen. Nie wieder würde sie sich in die Arme des Todes werfen. Sie erinnerte sich an die verzweifelte Kraft, mit der sie sich an den Rettungsring geklammert hatte, den Isis ihr zugeworfen hatte. Sie würde sich immer wieder daran erinnern, bei allem und jedem. Eines Tages würde sie sterben, aber der Tod würde ihr die Finger einzeln vom Rettungsring lösen müssen. Vielleicht würde sie Katy verlieren, vielleicht würde sie Katy und das Baby retten können. Aber sie würde nie mehr ihr eigenes Leben als Einsatz für ein Glücksspiel verwenden.

Also, was muß ich nun tun? Wie kann ich Katy heilen? Muß ich sie sterben lassen? Madrone war sich nicht sicher, an wen sie diese Frage eigentlich stellte. Aber dann erschien ihr plötzlich das Gesicht ihrer Mutter vor ihrem inneren Auge. Oder war es nicht ihre Mutter Rachel? War es La Serpiente, die weise Alte? Und wessen Stimme war es, die nun zu ihr sprach?

„In dieser Situation reicht es nicht aus, Heilerin zu sein. Da mußt du Hexe sein.“

Das war Rachel, die auf Spanisch sprach. Sie benutzte das Wort bruja, Zauberin.

„Wie meinst du das?“

„Du kannst diese Krankheit nicht heilen. Du mußt die Wirklichkeit verändern, in der diese Krankheit existiert.“

„Aber wie soll ich das schaffen? Sag' mir das!“

„Du hast schon damit begonnen. Verbinde deinen Willen mit deiner Existenz. So sammelst du deine wahre Stärke.“

Bitte, Mutter, keine Philosophie. Sag mir nur einfach, was ich tun muß.“

„Erschaffe die Gute Welt in deinem Geist. Halte an ihr so fest, wie du dich am Leben festhältst und schlüpfе hinein.“

„Oh, sicher, das ist mir völlig klar.“

Doch Rachel war verschwunden, und Madrone war plötzlich hellwach. Sie lauschte auf das Kratzen und Scharren der Ankerkette am Bug. Offenbar nahmen sie Zuflucht für die Nacht in einem von Isis geheimen Schlupfwinkel. Hoffentlich waren sie hier in Sicherheit.

Sie überdachte die Anweisungen ihrer Mutter. In El Mundo Bueno, der Positiven Welt, konnte Katys Krankheit nicht dieselbe schlimme Krankheit sein, die sie selbst fast getötet hatte. Doch was dann? Sie mußte etwas ausdenken, es ausprobieren, auch wenn es vielleicht nicht perfekt war. Es war ihr plötzlich sonnenklar, die Stewards hatten einen neuen Virus an Katy ausprobiert. Warum war sie nicht früher darauf gekommen? Sie schwebte in der eiskalten Welt der tödlichen Trance, glitt in eiskalten Wogen auf und nieder, verlor zusehends an Wärme, entglitt immer mehr dem warmen Leben... Nein, sie würde das nicht hinnehmen! Katy durfte nicht sterben. Die Positive Welt schimmerte durch eine Eiskruste über ihren Köpfen. Sie reckte und streckte sich nach oben, das Hebammen-Messer in der Hand, mit dem sonst die Nabelschnur zwischen dem Neugeborenen und der Mutter durchschnitten wurde. Sie reckte sich und schnitt ein großes Stück von der imaginären Eiskruste über ihrem Kopf auf. Dann zog sie sich durch dieses Loch in die Höhe. Oh Mutter, flehte sie, laß mich nun in der Positiven Welt sein. Laß mich dort sein, wo Katy und ich leben können, wo ich sie heilen kann. Sie blickte suchend um sich, hochaufgerichtet, und langsam begann sie wieder zu glauben. Wie konnte sie die Ursache von Katys Fieber herausfinden? Sie schüttelte Angst und Furcht ab, stieß diese Gefühle hinunter in die Vergangenheit. Warum sollte diese Krankheit Katys schlimmer sein als die alten von früher? War sie nicht an all den Schwierigkeiten der letzten Monate nur gewachsen? Hatte sie nicht alle gemeistert? Sie hatte mit dem Bienen-Instinkt zu arbeiten gelernt, und dies war nur eine neu erworbene Möglichkeit von vielen. Ihre Mutter hatte recht. Ihr eigener Wille zu leben, das war eine Stärke, die auch anderen helfen konnte.

Sie beugte sich vor um aufzustehen. Dabei spürte sie etwas Hartes an ihren Hüften. Sie griff in ihre Tasche und hielt erstaunt Computer-

Disketten in die Höhe, die sie im Medizin Center hatte mitgehen lassen. Richtig, die hatte sie ganz vergessen! Zu Hause konnten die Teccies sicherlich herausfinden, was auf diesen Disketten stand. Dann fielen ihr die Computer-Ausdrucke ein. Die lagen immer noch irgendwo in Saras Auto auf dem Wagenboden. In ihrer Aufregung hatte sie vergessen sie mitzunehmen. Oder waren sie doch hier an Bord?

Nervös erhob sie sich und durchsuchte alle ihre Taschen, dann stand sie auf. Die kurze Viertelstunde in der Koje hatte ihr gut getan, obwohl sie eigentlich immer noch müde war. Ihr Kopf war schwer, und jeder Atemzug schmerzte.

„Was ist los?“ fragte Mary Ellen. Sie saß am Fußende von Katys Lager und hielt ihre Hand. „Das Baby wird noch lange nicht kommen, schätze ich. Wolltest du nicht etwas schlafen?“

„Ich hatte ein clipboard mit Papieren drauf. Habe ich das aus dem Auto mitgenommen?“ fragte Madrone statt einer Antwort.

„Miss Sara fand es als wir aus dem Auto stiegen. Es muß irgendwo dort drüben auf dem Regal liegen.“

Erleichtert griff Madrone nach den Papieren und setzte sich wieder. Sie warf einen prüfenden Blick auf die schlafende Angela. Dann versenkte sie sich in das Geschriebene. Doch die endlosen Zahlenreihen und Symbole verwirrten sie. Es mochten genetische Merkmale sein. Vielleicht von Amino-Säuren, es konnte Tage, wenn nicht Wochen dauern, daraus Informationen abzulesen. Sie erinnerte sich dunkel an die Vorlesungen über genetische Codes, damals, während ihres Studiums. Es war nicht gerade ihr Lieblingsfach gewesen. Besser, alle diese Papiere gut aufheben. Zu Hause würde sich jemand finden, der damit etwas anfangen konnte.

Katy seufzte. Mary Ellen kühlte ihr ständig Gesicht und Arme mit feuchten Lappen. Doch Katy wurde zunehmend unruhiger.

„Sie hat Fieber, und es steigt!“

„Laß' sehen“, sagte Madrone. Sie setzte sich dicht neben Katy und beugte sich über die Kranke. Bin ich in der Positiven Wirklichkeit? fragte sie sich. Für eine Sekunde hatte sie Angst.

Mutter, ich habe Angst vor deinen Worten. Wenn unser Wille die Welt ins Positive verändern kann, warum ist die Welt dann wie sie ist?

„Der Wille kann die Welt nicht immer verändern“, hörte sie in ihrem Inneren Rachel antworten. „Der Versuch zur Veränderung kann die Hölle sein. Erinnere dich an deinen heißen Wunsch zu leben, er gab dir ungeahnte Kräfte.“

Isis und Sara kamen von Deck heruntergeklettert. Sie waren wind-

zerzaust und von Gischt durchnäßt. Isis Muskeln tanzten nervös unter ihrer Haut. Dieses Boot gekonnt und schneidig zu segeln, war immer eine Herausforderung für sie. Saras Wangen waren von gesundem Rot überzogen, wie zwei warme rote Sonnen im Nebel. Ihr goldenes Haar lag zerzaust und verfilzt um ihre Schultern, Schönheit tat das keinen Abbruch.

„Okay, Mama“, antwortete Madrone der unsichtbaren Stimme, „ich will mich nicht beklagen. Vielleicht tanzen Katy und ich nur auf Messers Schneide. Vielleicht bin ich auch nur erschöpft, und Katy liegt im Sterben. Angela quengelt. Und viele Menschen in diesem kleinen Boot zusammengepfercht, Tage voller Angst und Entsetzen hinter uns. Und zumindest zwei von uns sind die wunderbarsten Frauen, die ich je sah.“

„Benutze sie!“ sagte Rachel.

„Was meinst du damit?“

„Denk' darüber nach.“

Doch sie hatte schon daran gedacht. Zumindest hatte sie überlegt, wie sie ein Backup für ihre Energien bekommen könnte.

„Mary Ellen, du kümmerst dich um Angela. Isis, Sara, kommt, ich brauche eure Hilfe.“

„Was sollen wir tun?“ fragte Sara.

„Stellt euch neben mich und legt mir eure Hände auf den Rücken“, erklärte Madrone, „ja so, genau hinter meinem Herzen! Nun atmet gemeinsam tief aus und ein. Stellt euch dabei einen dahinfließenden Bach vor oder Feuer oder Licht. Was ihr wollt. Ein Strom fließt aufwärts, von der Erde durch eure Körper und dann in meinen. Behaltet dieses Bild ständig im Auge. Vielleicht vergeßt ihr es für einen Moment, aber das macht nichts, denkt aber möglichst sofort wieder daran, intensiv und kraftvoll. Und immer tief atmen! Was ich von euch brauche, ist die Grund-Energie.“

Schweigend standen sie beieinander und hielten sich.

Madrones Hände bewegten sich über Katys Bauch, während sie versuchte, sich mit den Energien der beiden Frauen anzufüllen. Es überflutete sie wie eine Woge. Es war nicht die warme Kraft, die sie von Sandy, Aviva oder Lou her kannte. Es war mehr wie das Aufflammen eines hellen Lichtes, das sie hochhob und mitriß. Doch sie spürte auch, daß Sara und Isis nicht richtig konzentriert waren. Kein Wunder, sie hatten es nie wirklich geübt. Madrone seufzte. Okay, sie würde ihr Bestes versuchen.

Unvermittelt veränderte sich die Energie. Die Luft zwischen Isis und Sara schien zu vibrieren, sich zu verdichten, leises Grollen lag in

der Luft. Madrone fühlte, wie sich die Spannung zwischen ihnen steigerte. Eine Spannung, die sich zu Hingezogensein veränderte. Die Hände auf ihrem Rücken wanderten, bis sich die Fingerspitzen berührten, und elektrische Energie durchströmte sie.

„Jetzt!“ hörte Madrone die Stimme ihrer Mutter, „nütze diese Energie!“

Sie beugte sich vorsichtig über die fieberheiße Kranke, legte ihre Lippen auf Katys Stirn und schmeckte ihren Schweiß. Ihre Hände suchten und ertasteten die Spur der Krankheit in Katy. Sie ließ es an ihrem inneren Auge vorbeiziehen. Ja, da war etwas, das sie wiedererkannte. Es war eine Abart ihrer eigenen schweren Krankheit. Die pulsierende Kraft in ihrem Rücken, erinnerte sie an das Auf und Ab der Wogen auf dem Meer. Sie konnte auf diesen Wogen reiten - hinaus, um Verbindungen zu lösen, Proteine aufzulösen - und dann einwärts, um etwas Neues zu formen, so daß das Ding die Form veränderte und seine Funktion, daß es schmolz und sich neu formierte, bis es ein harmloses Eiweißklümpchen wurde. Und sie hatte es gerade so weit verändert, daß es seine eigenen Artgenossen nun auseinander nehmen konnte. Sie hatte es vollbracht.

„Honig“, verlangte Madrone, und Mary Ellen reichte ihr eine kleine Schüssel. Madrone ließ einen Tropfen von ihrem Schweiß hineinfallen und lud so die goldfarbene Flüssigkeit mit der Energie dieser Veränderung auf. Sara und Isis konnten die Kranke damit die Nacht über füttern. Vielleicht war der Heilungsprozeß nicht gänzlich abgeschlossen, aber Madrone hatte ein sehr gutes Gefühl.

Madrone schüttelte ihre Hände aus. Die Energie verwandelte sie in einen kühlen Strom, der durch Katys Körper floß, dabei das Fieber mit sich nahm. Gereinigt, beruhigt, getröstet lag Katy da, sie atmete merklich ruhiger. Madrone fühlte sich durstig und überaus müde.

„Kümmere dich nun um dich selbst“, hörte sie wieder Rachels Stimme. Madrone nickte. Sie atmete tief ein und fühlte sich von goldenem Licht durchflutet.

„Danke Isis, danke Sara! Ihr könnt mich nun loslassen. Ruht euch jetzt aus. Wir haben gute Arbeit geleistet.“

Die Frauen lösten sich voneinander. Aber als sie sich ansahen, konnte Madrone immer noch die Spannung zwischen ihnen wahrnehmen. Vielleicht lenkt es Sara etwas von ihrer Verliebtheit in mich ab, hoffte Madrone. Sie wollte nur schlafen. Diosa! Wann hatte sie zuletzt solche Gefühle gehabt? Vielleicht, als Bird zurückgekommen war. Mit Sandy war es anders, mehr voller Süße und Gleichmäßigkeit, nicht diese spannungsgeladene Atmosphäre.

„Sind wir fertig?“ fragte Isis. „Dann können wir ja dieses reiche, weiße Luxusweib über Bord werfen.“ Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf Sara.

Madrone hörte, wie Mary Ellen die Luft einzog. Aber Sara lächelte, amüsiert, langsam, wissend und zuversichtlich.

„Es ist nur Spaß“, sagte Isis schnell. Langsam und zögernd erwiderte sie Saras Lächeln.

Sie passen gut zusammen, dachte Madrone. Die schwarzen Augen und Wimpern von Isis, ihr Körper, anzusehen wie eine weiße Lilie, ja sie waren von gleicher Rasse, Isis und Sara. Nur ich bin ein Wildgewäch, und habe in diesem Garten nichts zu suchen.

„Madrone, Kind“, sagte Mary Ellen, „du mußt nun schlafen.“

„Ich kann mich hier am Boden neben Katy legen.“

„Nein! Kannst du nicht. Du legst dich in die Kojе, damit du auch wirklich schlafen kannst. Ich bleibe hier bei Katy und wenn nötig, rufe ich dich. Und ihr beide...“, sie nickte mit dem Kopf Richtung Isis und Sara, „ihr könnt an Deck schlafen. Es ist nicht so kalt da draußen.“

Einige Stunden später kam Mary Ellen und weckte Madrone. „Es ist Zeit“, sagte sie. „Katy verliert schon Fruchtwasser. Ich habe das Bett wieder in Ordnung gebracht, aber du solltest jetzt besser kommen.“

Durch die offen stehende Decks Luke konnte Madrone den Mond fahl am Himmel stehen sehen. Sie war immer noch müde, aber doch etwas erfrischt vom Schlaf. Sie richtete sich auf.

Katys Fieber war gesunken. Madrone schickte ein Stoßgebet des Dankes zum Himmel. Ihr Körper krampfte sich in Wehen. Sie war wach. Die Augen voller Angst.

„Katy, es ist alles okay. Du bist hier sicher. Hier bei uns.“

„Madrone?“

„Ich bin hier, ich bleibe bei dir.“

Katy streckte zögernd die Arme aus. Eine Geste, wie bei einem schutzsuchenden Kind. Sie vergrub ihr Gesicht an Madrones Schulter.

„Es ist alles okay“, murmelte Madrone zärtlich und streichelte sie, „es ist alles in Ordnung.“

„Ich fühle mich so zittrig und schwach. Alles um mich herum scheint zu schwanken.“

„Natürlich, Liebling. Wir sind doch auch auf einem Segelboot auf dem Meer. Wir segeln heim.“

„Wirklich?“

„Wirklich!“

Katy lächelte plötzlich. Dann verzog sie schmerzlich das Gesicht, als eine neue Wehe einsetzte.

„Sie tun mir weh“, sagte sie, „sie haben mir etwas angetan. Es tut so weh, Madrone. So schrecklich weh.“

„Nein, Katy, das ist vorbei. Du bekommst jetzt dein Baby, das ist es. Das tut sehr weh, aber es ist kein Grund, Angst zu haben.“

„Aber ich habe Angst, Madrone, ich habe große Angst.“

„Ich weiß, ich verstehe das. Aber ich bin hier bei dir. Ich habe schon hunderten von Babys geholfen, auf die Welt zu kommen. Ich weiß, daß du keine Angst haben mußt.“ Aber Madrone wußte, daß das nur die halbe Wahrheit war. Es fehlte hier an Bord doch alles, zu wenig sauberes Wasser, Kräuter, Schmerzmittel, frische Laken. Und was, wenn es Komplikationen gab.

Die Nacht zog sich hin. Die Geburt ließ auf sich warten, zeitweise setzten Wehen ein, Katy stöhnte vor Schmerz. Madrone legte ihr beruhigend die Hand auf die Stirn und kämpfte ihre eigenen Ängste nieder. Die zitternde Mary Ellen wischte Katy immer wieder das schweißüberströmte Gesicht mit feuchten Tüchern ab. Sie gab ihr Wasser, mit Honig vermischt, zu trinken. Die kranke Angela wurde in der Koje im Vorderschiff untergebracht. Sara und Isis lagen schlafend an Deck.

„Das Baby will nicht kommen“, sagte Katy, „Madrone, ich kann nicht mehr. Bitte, mach, daß das alles aufhört.“

„Das kann ich nicht, Liebling. Es ist eine Geburt, und die dauert ihre Zeit. Hier, halte meine Hand ganz fest, so fest du nur kannst. Möchtest du etwas trinken?“

„Ich möchte nur, daß es vorbei ist.“

„Laß es einfach geschehen, öffne dich.“

„Ich kann nicht, ich habe zu viel Angst.“

„Ich weiß, es muß für dich die Hölle sein. Für dich und auch für das Kind. Du möchtest das Kind nicht auf diese böse Welt kommen lassen. Aber du mußt. Es ist Zeit. Du kannst das Baby nicht länger in deinem Körper festhalten.“

„Ich kann nicht, Madrone, ich bin nicht stark genug.“

„Vertrau deinem Körper, Katy. Frauenkörper haben seit Millionen von Jahren Babys geboren. Dein Körper weiß, was er tun muß.“

„Aber ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich tun muß. Oh,

Madrone, ich bin so froh, daß du hier bist und mir hilfst.“

„Ich auch.“

„Alle die anderen Probleme sind jetzt so gleichgültig.

„Still, denk' nicht mehr daran. Denk' nur noch daran, dich zu öffnen, so wie eine Blume sich in der Sonne öffnet.“

„Sie haben unsere Blumen kaputt gemacht, Madrone. Sie haben Littlejohn getötet und ...“

„Nicht, Liebling, denk jetzt nicht an so etwas! Ich weiß, was alles geschehen ist. Wir können morgen darüber sprechen. Aber jetzt brauchst du die Vorstellung von schönen Dingen, hoffnungsfrohen Dingen. Denk' an den Sonnenaufgang. Weißt du, auf spanisch gibt es zwei Möglichkeiten, von der Geburt zu sprechen. Estar de parto, das heißt soviel wie ankommen und dar a luz, das bedeutet, dem Licht gegeben. Und das ist es, was du tun sollst, alles gehen lassen, geben, hergeben. Auch wir sprechen ja davon, daß jemand das Licht der Welt erblickt.

Katy schrie auf. Madrone untersuchte sie. Nun hatte sich der Muttermund endlich geöffnet. Die Geburt stand bevor.

„Pressen, Liebling“, ermunterte sie Katy, „pressen, spürst du den Drang zu pressen? Mary Ellen, hole bitte Sara und Isis, es dauert jetzt nicht mehr lange.“ Und sie wandte sich wieder Katy zu. „Geh' mit den Wehen und dann atme tief aus, tief ein, hecheln, hörst du, und nun wieder pressen.“

Madrone summte ein Lied, um Katy abzulenken. Sara und Isis kletterten durch die Decks Luke.

*„Sei wie die Kraft,
die Kraft der Mutter.
Die erste Mutter
ist die Mutter Erde.“*

„Das heißt soviel wie: Spüre deine Kraft als Frau... Unser aller Mutter ist die Erde.“

Katy richtete sich auf, Mary Ellen stützte sie. Dann begann Katy zu pressen. Die Angst war verflogen. Ihr Gesicht drückte höchste Konzentration aus, und es glänzte vor Schweiß. Sara, die etwas schläfrig von Deck gekommen war, wurde nun hellwach und stützte Katy ebenfalls. Isis stand wachsam neben ihnen.

„Gut so“, lobte Madrone. „Isis, Sara, haltet Katys Füße, damit sie mehr Kraft ausüben kann. Und du Katy: Pressen und nochmal pressen!“

„Ich weiß“, sagte Katy, „ich weiß, was ich tun muß. Erzähl' mir nichts.“

„Nein, Liebling. Ich weiß, daß ich dir nichts sagen muß. Alles was du wissen muß, steckt in deinen Zellen, in deinem Bauch, und alle sind hier mit uns versammelt, die Mütter, die seit Jahrmillionen Kinder geboren haben, sind jetzt bei uns und helfen dir. Lehne dich an sie, lehne dich zurück, sie werden dich stützen.“

Niemand bemerkte, wie die Zeit verging, alle konzentrierten sich auf Katy und ihre Bemühungen, einem Kind das Leben zu schenken. Wieder untersuchte Madrone Katys Leib. Da bemerkte sie zu ihrer Freude, daß das Baby mit dem Kopf heraus wollte.

„Gute Arbeit, Katy“, sagte sie und lächelte Katy strahlend an. „Schade, daß wir keinen Spiegel haben, sonst könnte ich dir schon das schwarzgelockte Haar des Babys zeigen! Schenke es uns nun ganz! Pressen!“

Katy grunzte nur, sie hielt den Atem an und preßte, während Mary Ellen ihr den Schweiß von der Stirn wischte. Der Kopf des Kindes schaute schon heraus. Ein neuer Mensch blickte ins Licht der Welt. Ein Mensch, dem viele Möglichkeiten offen stehen, dachte Madrone feierlich und der ein ganzes Leben Zeit hat, sie zu nutzen. Welch heiliges Wunder! Gesegnet sei die Eine, Mutter der Überraschungen, die dieses Wunder möglich machte.

Doch mit der nächsten Wehe rutschte der Kopf zurück. Die Lippen liefen blau an.

„Hände und Knie!“ schrie Madrone, „Mary Ellen, hilf ihr! Halte sie, Isis.“

„Was stimmt denn nicht?“ fragte Sara überrascht.

„Schulter-Dystochia. Hier, siehst du? Bleib ganz ruhig Katy, entspanne dich.“

„Was soll das heißen?“ fragte Isis.

„Die Schulter ist steckengeblieben. Das Baby muß etwas zurück in den Mutterleib und drinnen umgedreht werden.“

Sie schob ihre Hand vorsichtig in die Vagina und unter den Körper des Babys. Sie wußte genau, was sie tun mußte, sie hatte es schon bei vielen Geburten getan. Und doch war es immer wieder aufregend. Es gab so viel, was dabei schiefgehen konnte. Wenn sie die Schulter des Babys verrenkte oder seinen Arm brach, oder wenn sie es diesmal nicht fertigbrachte...

Weg mit diesen Gedanken! Nur den richtigen Moment abpassen. Jetzt!

„Pressen, Katy, pressen!“ Sie fühlte, wie Katys Muskeln sich

anspannten, während sie preßte. Und Madrone zog und drehte, bis das Baby ganz plötzlich herausglitt.

Ihre Hände fingen den winzigen Körper auf. Ihre Augen registrierten, daß es ein Mädchen war. Sie legte das Neugeborene auf Katys Bauch. Es gab keine Absaugvorrichtungen, um Atemwege und Nase des Babys von Schleim freizusaugen. Aber das Baby öffnete ganz von selbst seinen winzigen Mund, tat einen tiefen Atemzug und begann zu schreien.

Katy streckte erleichtert ihre Hände aus und legte sie dem Baby, ihrem Baby, auf den kleinen Körper. Sie streichelte überrascht seine Haut.

„Es ist so schleimig“, flüsterte Isis ängstlich.

Madrone lachte. „Das ist die Schmiere, die die Haut bedeckt und das Kind im Mutterleib schützen soll. Gleich werden wir das Baby sauber machen. Und dann werden wir deine Haut damit einreiben, es gibt nichts besseres.“

Doch ein Blick von Isis erinnerte sie daran, daß eine geglückte Geburt Anlaß war, Gott zu loben und zu preisen. „Jetzt wollen wir das Baby willkommen heißen und Gott loben! Sind eure Hände sauber? Dann reibt das Baby vorsichtig trocken. Bein für Bein, Arm für Arm, Finger für Finger. Und wünscht dem Kind etwas, etwas was ihr für euch selbst auch wünschen würdet. Dann habt ihr immer eine seelische Verbindung zu diesem Kind.“

Madrone rieb die Kleine vorsichtig ab. Dabei zeichnete sie ein spiralförmiges Muster auf die samtweiche Haut des Babys: „Ich wünsche dir, daß du immer die heilenden Kräfte findest, die du brauchst.“

„Ich wünsche dir, daß du immer genug zu essen und zu trinken hast, um mit anderen teilen zu können“, sagte Mary Ellen.

„Ich wünsche dir, daß du die wahre Liebe findest“, sagte Sara.

„Ich wünsche dir, daß du jede Falle siehst, die man dir stellt“, sagte Isis.

Katy zog das Baby zu sich hoch und legte es sich an die Brust: „Ich wünsche dir die Kraft zu überleben.“

„Wer will die Nabelschnur durchtrennen und damit die letzte Verbindung zwischen Mutter und Kind unterbrechen?“ fragte Madrone.

„Du natürlich“, sagten die anderen wie aus einem Munde. Und so griff Madrone zu dem Messer, das Mary Ellen schon vorher sterilisiert hatte.

Sie hob es hoch. „Sei frei, sei stark, sei immer du selbst, sei stolz, eine Frau zu sein, liebe und lasse dich lieben. Lebe zwischen Blumen,

umgeben von frei fließenden Wassern, lebe unter der warmen Sonne, atme stets frische, klare Luft, ernährt von Mond- und Sternenlicht. Sei gewiß, daß du uns willkommen bist, daß du uns ein kostbares Geschenk bist. Sei gesegnet“, sagte Madrone.

Das Baby schrie, und Katy legte es an die Brust, damit es trinken konnte. Mit einem schmerzlichen Seufzer preßte sie den Mutterkuchen aus sich heraus. Mary Ellen warf ihn in eine Schüssel, während Madrone Katys Bauch massierte, um ihr zu helfen. Alles war blutüberströmt. Doch alle waren dankbar, daß die Geburt ohne größere Komplikationen vorbei gegangen war.

„Ich werde sauber machen“, sagte Mary Ellen dienstefrig, „und du Madrone, leg dich hin und ruh dich aus.“

Madrone setzte sich hin. Ihr Körper zitterte, als hätte sie selbst ein Kind geboren. Was ja in gewisser Weise zutraf. Sie hatte Katy aus dem Hospital gerettet, hatte sie davor bewahrt, als Versuchskaninchen zu sterben. Auch das Kind wäre dann gestorben. Beide, Katy und das Baby hätten vorher noch unzählige Daten geliefert, Daten, die einem unmenschlichen Zweck gedient hätten. Sie schauderte. Besser nicht daran denken. Ja, sie hatte zwei Leben gerettet, zwei Menschen, die hier nun lagen und atmeten.

Aber sie waren immer noch in Gefahr. Die Welt des Bösen konnte sie alle immer noch erreichen und verschlingen. Aber im Moment, sie seufzte tief, im Moment konnte sie sich sagen: Du hast gesiegt! Einiges hatte sich zum Guten gewendet. Neues Leben war geboren worden. Ein Blick aus der Deckschlucke zeigte ihr, daß die Sonne aufgegangen war. Und sie segelten heimwärts, ja, nach Hause.

Mayas Kopf schmerzte. Der Versammlungs-Raum war eine nur dürtig erhellte Tiefgarage. Die Leute drängten sich zwischen den Pfeilern. Schweißgeruch lag in der Luft, durchmischt mit dem Duft nach Salbei. Die Stimmen mit ihren Masken waren dem Gedränge ebenso ausgeliefert wie alle anderen. Die Diskussion war hitzig, mit aggressiven Untertönen, und hatte nach Mayas Meinung schon zu lange gedauert.

„Bird ist zum Feind übergelaufen!“

Cress vom Wasser Council rief dies. Seine Augen waren gerötet, ein Drei-Tage-Bart umgab sein Kinn. Er sieht übermüdet aus, dachte Maya, wie wir alle. Aber ich kann mir nicht helfen, irgendwie gefällt er mir nicht.

„Sag das nicht!“ protestierte Sachiko von der Musiker-Gilde, „niemand weiß, was sie mit ihm gemacht haben.“

„Was das betrifft, so wissen wir auch nicht, ob sie überhaupt irgendetwas mit ihm gemacht haben, gab Cress zurück. „Nein, laßt mich ausreden. Ich habe ein Recht, diese Frage auszusprechen. Er war zehn Jahre bei ihnen im Süden verschwunden. Er kommt zurück. Ein paar Monate später sind die Invasions-Armeen der Stewards hier. Und in der Zwischenzeit hat er uns alle Pläne, eine bewaffnete Armee aufzustellen, ausgedet. So konnten sie uns überrollen. Und nun steht er da und will Wasserrationierungskarten austeilen. Das alles macht mich mißtrauisch.“

Maya war aufgefahren und wollte etwas sagen, doch Sam legte ihr begütigend die Hand auf den Arm. „Du kannst ihn schlecht verteidigen“, flüsterte er ihr zu, „du als seine Großmutter.“

Einen Moment lang dachte Maya, niemand würde sich für Bird einsetzen. Aber dann erhob sich der große Mann, der neben Sachiko saß. Maya erkannte in ihm einen alten Freund von Bird. Auch ein Gitarrist. Wie hieß er doch? Walker?

„Ich habe Bird viele Jahre gekannt“, fing Walker an, „ich kann mir zwar vorstellen, daß er unter Folter sprechen würde. Wie jeder von uns. Aber ich glaube einfach nicht, daß er ein Verräter ist. Und selbst wenn er es wäre, sollte ihn niemand verurteilen, bevor Beweise erbracht worden sind. Gerüchte und Andeutungen helfen uns nicht weiter. Verdächtigungen wie deine, Cress, verursachen mehr Ärger als zehn Kollaborateure. Besonders, wenn sie uns davon abhalten, unsere eigenen Leute zu unterstützen.“

„Ich verdamme ihn ja nicht“, gab Cress zurück, „ich persönlich glaube auch, daß er seine Widerstandsfähigkeit überschätzt hat. Aber sein Fall zeigt doch, was ich meine. Er ist ein Beispiel dafür, daß wir alle zum Schluß der Gewalt der Stewards nicht widerstehen können.“

„Es könnte sogar sein, daß er sich immer noch widersetzt, aber auf seine eigene Weise“, gab Walker zu bedenken.

„Wie denn? Indem er ihre Wasserrationierungskarten verteilt?“

„Niemand hat auch nur eine einzige Karte angenommen“, sagte Walker. „Und warum? Weil nahezu jeder eine Wasserzisterne im Hause hat, die bisher immer noch voll ist vom Winterregen. Wenn Bird ein Verräter ist, warum hat er nichts von diesen Zisternen erzählt? Sie wissen doch ganz offensichtlich nichts davon.“

Eine ältere Frau meldete sich. Sie trug ein Kleid aus handgewebter Seide und gehörte offensichtlich zur Seidengilde. „Meine Tochter wurde von den Soldaten gefangengenommen. Sie ist noch zu geschockt, um ihre Geschichte selbst vorzutragen. Die Stewards wollten sie vergewaltigen, eine ganze Gang. Sie kämpfte verzweifelt, aber sie fesselten sie an ein Bett. Dann kam Bird herein.“ Die Frau machte eine Pause. Maya drückte Sams Hand – so hart, daß seine Finger weiß wurden. „Irgendwie hat Bird es ihnen ausgedreht“, fuhr die Frau fort, „jedenfalls haben sie meine Tochter wieder gehen lassen. Er ist ganz sicher kein Verräter.“

Maya seufzte tief auf, Sam streichelte ihre Hand.

„Das ist jetzt nicht die Frage“, meldete sich Cress wieder. „Es geht jetzt nicht um Bird. Es geht um unsere gesamte Strategie. Wir waren zu naiv. Warum wollen wir nicht zugeben, daß die Taktik des gewaltfreien Widerstandes nicht funktioniert?“

„Bitte Fakten!“ rief Lily. Sie trug ein schlichtes graues Kleid, sie sah niedergeschlagen aus. „Wir wissen, daß nicht alles geklappt hat.“

„Es ist Zeit, daß wir zurückschlagen?“ forderte Cress.

In der Stille, die darauf folgte, fühlte Maya, wie die Spannung im Raum sich polarisierte. Es gab viele, die insgeheim Cress zustimmten, und es würden wohl mehr werden mit jedem Tag, den der Konflikt noch andauerte.

„Der Verteidigungs-Ausschuß stimmt nicht zu“, rief Lily.

„Das versteht sich von selbst. Aber was schlagt ihr vor? Wir können uns doch nicht hinwerfen und ihre Lasergewehre auffressen. Wir können uns nicht alle umdrehen lassen wie Bird, einer nach dem anderen.“

„Ich habe nichts dergleichen gemeint“, Lilys Stimme war ganz ruhig. Wie macht sie das nur, fragt sich Maya. Hat sie das vorm Spiegel geübt, oder kommt es von ihren jahrelangen Meditationssitzungen?

„Dann sag’, was du gemeint hast“, verlangte Cress. „Die Forest People haben die Eisenbahnlinie immer noch offen gehalten. Die Leute von der South Bay haben die Schienen gesprengt.“

„Ist das wahr?“ Salal, der bei dieser Sitzung Crow war, unterbrach sie. „Kann mir einer Näheres darüber sagen?“

„Es ist wahr“, antwortete Lily, „unsere Späher brachten uns die Nachricht vor zwei Tagen.“

„Was haben wir eigentlich bisher getan?“ fragte Cress, „außer bequemes Opfer der Stewards zu sein?“

„Einige von uns haben, ohne Zustimmung der Gemeinschaft, ihre Dämme gesprengt.“ Lou vom Council der Heiler stand Cress gegenüber und blickte ihm in die Augen. „Wenn das nicht gewesen wäre, hätten wir jetzt wahrscheinlich nicht soviel Ärger.“

„Wenn das nicht gewesen wäre“, gab Cress zurück, „hätten wir nicht solche Wasserreserven in unseren Zisternen.“

„So kommen wir nicht weiter“, mischte sich Salal ein. Sie sah sehr erschöpft aus und schien am Ende ihrer Selbstbeherrschung. Ihr sonst so schönes rotes Haar schimmerte nur noch leicht bräunlich. „Ich wäre sehr erleichtert, wenn wir alle etwas abwarten würden. Ich rufe jeden auf, wenn er dran ist mit sprechen. Hat denn jemand einen konkreten Vorschlag?“

„Ja, wir, der Verteidigungsausschuß“, rief Lily.

„Und was?“

„Bevor Marie starb, erzählte sie den Stewards, daß es in unserer City eine Kraft gäbe, die sie niemals überwinden könnten. Nun glauben die Stewards, wir hätten eine geheime Waffe. Bird hat ihnen unter Folter gestanden, was das für eine Waffe ist.“

Maya zog eine Grimasse. Wie kann sie das so einfach behaupten,

fragte sie sich, und es als Tatsache hinstellen? Ja, wenn es um ihren Enkel ginge...

„Was hat er ihnen erzählt?“ fragte Salal.

„Wieso hat er uns nicht erzählt, was es ist“, rief jemand aus den hinteren Reihen. Es klang ärgerlich.

„Bleibt bitte im Prozeß!“ rief Salal scharf.

Lily fuhr fort. „Er erzählte ihnen, unsere Waffe sei der Tod. Wenn sie einen von uns töteten, würde der Mörder verhext. Wir müssen seine Worte wahr machen!“

„Wie meinst du das?“

In dem Moment, bevor Lily weitersprach, meinte Maya, in der Ferne eine Trommel zu hören.

„Der Verteidigungs-Ausschuß schlägt vor, daß wir jeden Killer erschrecken!“

„Haben wir denn die Toten rekrutiert?“ fragte Cress, „halten wir jetzt zur Verteidigung Seancen ab?“

Einige Leute kicherten. Doch Lily fuhr unbeeindruckt fort. „Ich meine natürlich nicht, daß wir die Toten aufstehen lassen. Aber wir sollten versuchen, bei den Stewards den Eindruck zu erwecken, wir hätten die Geister auf unserer Seite. Wir sollten ihnen Geschichten erzählen, über jeden, den sie getötet haben. Wieder und wieder, bis sie die Nerven verlieren. Gleichzeitig sollten wir ihnen – wie bisher – einen Platz an unserem Tisch anbieten.“

„Du bist nicht ganz bei Trost!“ sagte Cress.

„Werden denn nicht noch mehr Leute getötet?“ fragte Sachiko.

„Ja“, sagte Lily, „auf jeden Fall werden noch einige Leute sterben müssen. Cress hat jedenfalls in einem Recht: Wir müssen aktiver werden, viel aktiver.“

„Wir müßten ihre Ängste ausnutzen“, sagte Salal gedankenvoll, „wenn sie wirklich glauben, was Bird ihnen erzählt hat, dann werden sie immer nervöser werden, und das untergräbt schließlich ihre Moral.“

„Sicher“, stimmte Lily zu, „aber darum geht es nicht allein. Wir müssen weiter versuchen, an ihre menschlichen Gefühle zu appellieren. Wir dürfen den Glauben nicht aufgeben, daß auch im übelsten Mörder ein Fünkchen der fünf geheiligten Dinge glimmt. Wenn wir das erreichen, können wir sogar im Tod noch siegen.“

„Du bist komplett verrückt“, wiederholte Cress. Aber nach einer längeren Diskussion entschied das Council sich für Lilys Vorschlag. Cress und seine Anhänger mußten sich geschlagen geben.

Die Frau im weißen Kleid näherte sich dem Soldaten auf der Central Plaza. Ja, er war es. Sie würde dieses Gesicht niemals vergessen. Niemals den kalten Ausdruck, als seine Hände den Gewehrkolben auf den Kopf ihres Bruders niedersausen ließ. Sie stellte sich dicht vor den erstaunten Mann.

„Mein Bruder Jorge, den du gestern getötet hast, war ein guter Holzschnitzer“, sagte sie. „Als ich noch klein war, machte er mir immer das schönste Holzspielzeug.“

„Komm mir nicht zu nahe“, drohte der Soldat.

„Er hat mir einen Spielzeughund auf Rädern gemacht. Ich konnte ihn an einer Schnur hinter mir herziehen, und sein Kopf wackelte dabei auf und nieder. Er bekam Ärger mit Tante Anna, als sie ihn fragte, was machst du da? Und er antwortete: Das ist eine Hexe auf Rädern!“

In den Augen der jungen Frau standen Tränen. Der Soldat wechselte unbehaglich von einem Bein aufs andere: „Ich habe gesagt, komm mir nicht zu nahe!“

„Jorge machte immer gern Witze. Ich bin so traurig, weil ich ihn nie wieder lachen hören werde.“

Der Soldat warf einen schnellen Blick in die Runde. „Sieh mal, Lady, ich wollte deinen Bruder nicht töten. Okay? Tut mir echt leid. Aber ich hatte keine Wahl.“

„Aber du hast gewählt. Es waren deine Hände, die das Gewehr geschwungen haben. Du hast ihn getötet und kanntest ihn doch gar nicht, kanntest sein Lächeln nicht!“

„Er oder ich, Lady. Beim nächsten Mal bin ich es vielleicht.“

„Woher weißt du das? Vielleicht ist dein Gegner Mann genug und trifft seine eigene Wahl. Vielleicht entscheidet er sich, das Gewehr niederzulegen?“

„Das wird er nicht.“

„Wir haben immer die Wahl. Wir können etwas tun oder es auch lassen. Wir können unseren Mund aufmachen oder die Augen verschließen.“

„Verpiss dich! Herrgott nochmal, hör endlich auf. Ich habe niemals die Wahl gehabt, verstehst du? Ich habe weder Brüder noch Schwestern! Für mich hat keiner Spielzeug gemacht. Ich wurde für die Armee gezüchtet, ich tue, was die Armee von mir verlangt.“

„Das muß schrecklich gewesen sein, für dich als Kind. Du hast sicher gelitten. Und sicher leidest du jetzt noch, auf andere Weise. Weil du jetzt deine Wahl treffen mußt. Ich sehe an deinen Augen, daß du mich sehr gut verstehst. Es ist ein schreckliches Geschenk das du

hier bekommen hast – und du wirst es nie wieder loswerden, wirst nie wieder frei davon sein.“

Der Soldat am Staudamm war ein khakifarbener Fleck, umgeben von vielen weißen Punkten. Zuerst versuchte er, den weißen Punkten mit geschwungenem Bajonett zu entkommen. Doch sie folgten ihm bis zur Plaza.

„Mein Sohn war Gärtner“, sagte Mrs. Hernandez und hielt einen Korb voll reifer Tomaten hoch. „Nimm nur, iß die Früchte, die der Mann gehegt hat, den du getötet hast.“

„Aus dem Weg, Lady.“ Er schubste sie zur Seite, drehte sich um. Doch ein junges Mädchen trat ihm in den Weg.

„Mein Großvater erzählte immer schöne Geschichten“, sagte sie. „Etwa die Story von der Frau in den Bergen...“

Der Soldat machte abrupt kehrt, doch nun stand er vor einem hochgewachsenen Mann. Der lächelte ihn an: „Mein Cousin spielte gern Baseball. Magst du Sport? Keiner konnte ihn beim Spiel stoppen, selbst in seinem Alter nicht...“

„Himmel und Hölle, ich sagte, ihr sollt verschwinden!“

„Kannst du dir vorstellen, wie ich mich gefühlt habe, als ich sehen mußte, wie mein Sohn niedergeschossen wurde? Die Kugel traf ihn ins Gesicht, in sein liebes Gesicht, das ich ihm so oft gewaschen habe, als er noch ein Kind war...“

„Halt's Maul, Lady!“

„Koste mal von diesen Tomaten, damit du schmeckst, was du getötet hast!“

„Ich habe nur meinen Befehlen gehorcht.“

„Es gibt immer eine Wahl. Du hast niederen Gehorsam gewählt. Und wir sind hier, dir zu sagen, was wir von deiner Wahl halten.“

„Aus dem Weg!“

„Sogar jetzt noch hast du die Wahl. Wir haben einen Platz für dich an unsere Tafel gedeckt, komm, iß mit uns gemeinsam!“

„Verdammt. Aus dem Weg!“ Der Soldat schwang den Gewehrkolben und schlug ihn dem kleinen Mädchen auf den Kopf. Stöhnend brach das Kind zusammen. Jemand zog die blutüberströmte Kleine fort. Eine Frau stellte sich dem Soldaten in den Weg.

„Das ist meine Tochter! Sie ist sechs Jahre alt. Sie singt so gern. Schon als Baby liebte sie Musik. Von dem Moment an, als sie laufen konnte, versuchte sie immer zur Musik zu tanzen...“

„Ich warne euch. Verschwindet, oder ich töte noch mehr.“

„Dann werden andere von uns kommen und euch die Konsequenzen eurer grausamen Taten zeigen. Und nun laß mich mehr von meinem Bruder erzählen...“

Der Soldat drehte sich um und rannte davon.

War es nun der Aberglaube der Soldaten oder war es die unbeirr-
bare Art und Weise, wie die City-Bewohner Widerstand leisteten.
Die Storys von Verhexten wurden Legion. Lan wurde gesehen, wie er
durch die Kasernen wanderte, auf der Suche nach seinem Mörder.
Unsichtbare Kinder schrien nächtens entsetzlich auf der Plaza.
Lichter bewegten sich auf den gesprengten Brücken und überspran-
gen Lücken, die niemand überspringen konnte. Die Soldaten began-
nen miteinander zu tuscheln, es sei wahr, was Bird ihnen erzählt
hatte? Eine Hexe zu töten, bedeute für immer verhext zu sein.

Nach und nach, ganz langsam, desertierten einige Steward-
Soldaten. Sie fanden Unterschlupf bei den City-Bewohnern.

„Wie viele T-Zellen habt ihr gezählt?“ fragte Sam.

„Mit seinen Zellen ist alles okay“, gab Aviva zurück, „nur die
Aktivität ist eingeschränkt. Die Produktion von Cytokinen ist fast
auf dem Nullpunkt.“

Sie trafen sich in der Küche von Black Dragon House. Sam hatte
das Haus zu einem behelfsmäßigen Spital umfunktioniert. Die weni-
gen ersten Deserteure wurden von der City hinaus ins Delta
geschickt. Bis dorthin waren die Stewards noch nicht vorgedrungen.
Doch dann wurden es immer mehr Deserteure, und allmählich wurde
der Transport zum Problem. Die Brücken waren gesprengt und
unpassierbar, Boote kaum verfügbar. Geflohene Stewards in
Sicherheit zu bringen, wurde zu einem gefährvollen Manöver.

„Hmm“, brummte Sam, „das bestätigt unsere Vermutungen, wie
die Booster arbeiten?“

„Sie stimulieren die Zellaktivität und nicht die Zellvermehrung“,
sagte Lou.

„Verdammt, ich wollte, ich könnte in mein Labor“, schimpfte Sam.

„Ja, dann könnten deine freundlichen Biochemiker vom Toxic
Council uns ein Mittel zusammenbrauen, das die Auswirkungen des
Entzugs etwas mildert“, sagte Nita. Sie hatte in der vergangenen

Nacht versucht, die Vorräte an wichtigen Chemikalien für das Labor zu ergänzen. Das Labor befand sich gut versteckt flüßaufwärts. Nita hatte sich ihr widerspenstiges Haar zu einem dicken Zopf geflochten, ihr dünnes Gesicht wirkte plötzlich schutzlos und verwundbar. „Ich weiß wirklich nicht, wie wir bekommen könnten, was wir alles brauchen. Eine andere Methode wäre, sie so lange in strikter Isolierung zu halten, bis sich ihr Immunsystem erholt hat und wieder normal funktioniert.“

„Wenn sie sich überhaupt erholen!“ gab Aviva zu bedenken. Sie kaute nervös an ihrer Unterlippe. „Und wenn nicht?“

„Akupunktur ist auch eine Chance“, spann Lou den Faden weiter, „damit habe ich schon gute Erfahrungen gemacht. Und Kräuter helfen. Das Problem ist die Übergangszeit. Wir haben nicht genügend Räume, um immer mehr Leute in strikter Isolierung zu halten. Es ist schon schwierig genug, sie überhaupt vor den Patrouillen sicher zu verstecken.“

„Sie werden Grippe, Pilzinfektionen und andere Krankheiten bekommen“, sagte Aviva, „und wer weiß, womit sie sich sonst noch angesteckt haben.“

Sam schloß für einen Moment die Augen. Sein Kopf fühlte sich bleischwer an. „Ihr wißt, ich bin eigentlich zu alt für all dies. Ich habe ein friedlicheres Alter verdient.“

„Du bist beunruhigt über das, was Bird passiert ist“, sagte Aviva, „das belastet dich zu sehr.“

„Wir sind alle belastet“, gab Nita zu bedenken.

„Ich habe große Mühe, Maya dauernd zurückzuhalten“, erklärte Sam, „sie will unbedingt hingehen und den General verhexen.“

„Laß es sie doch versuchen“, knurrte Nita grimmig. „ich bringe sie um. Dann kann sie verhexen, wen sie will.“

„Bist du okay?“ fragte Bird Rosa. Wie jeden Tag hatten ihn seine Wächter zu ihrer Zelle gebracht, einem fensterlosen Raum mit einer schweren Tür. Die Belohnung für mein verräterisches Verhalten, dachte Bird.

Rosa nickte. Sie sah müde und kaputt aus und zutiefst deprimiert. Bird konnte keine Verletzungen an ihrem Körper entdecken. Aber das hatte nichts zu bedeuten.

„Bist du sicher, Kleines? Geben sie dir genug zu essen? Bekommst du Wasser?“

Sie nickte wieder. Seit sie ihn so plötzlich in der Uniform der Stewards gesehen hatte, hatte sie kein Wort mehr mit ihm gesprochen. Zumindest sie hatte sich ihren Stolz und ihre Identität bewahrt.

„Haben sie dich verletzt?“ Sie schüttelte ihren Kopf.

Ich bin es, der sie verletzt, dachte Bird bitter.

„Du kannst deine Klavierübungen machen, wenn du möchtest“, fuhr Bird fort. Er versuchte, seiner Stimme einen warmen, freundlichen Klang zu geben. „Natürlich muß du dir das Klavier im Kopf vorstellen. Dann kannst du öfter mal das Mozartstück spielen, das ich dir beigebracht habe. Damit du nicht aus der Übung bist, wenn dies hier vorbei ist.“

Sie blickte zu ihm auf, mit solcher Verachtung, daß er betroffen schwieg. Betrug ist schon schlimm genug. Ich muß sie nicht auch noch mit stupiden Sprüchen quälen. Er nickte seinen Wächtern zu. Doch bevor sie gehen konnten, sprang die Tür auf, und der General kam herein, gefolgt von einem Soldaten, an den sich Bird nur zu gut erinnerte. Es war einer seiner Folterknechte. Eine Nervensonde hing an seinem Gürtel.

Oh, Scheiße, Scheiße!

„Wir erzielen keine Ergebnisse“, der General kam sofort zur Sache. „Du sitzt nun schon seit einem Monat jeden Tag auf der Plaza. Niemand holt sich eine Rationierungskarte. Du hast uns nur hingehalten.“

„Nein, nein – ich schwöre, ich habe mein Bestes versucht.“

„Vielleicht hast du nur die Nervensonde vergessen? Jordan, gib ihm eine Probe davon.“

Der Schmerz war wie ein Peitschenhieb. Ihm war als läge jeder seiner Nerven bloß. Er biß sich in die Zunge, um nicht zu schreien. Mierda, der Folterknecht mußte das Ding bis zum Anschlag aufgedreht haben.

„Vielleicht braucht das Mädchen auch mal eine Kostprobe.“

„Oh, nein“, sagte Bird entsetzt, „sie haben versprochen, sie in Ruhe zu lassen.“

„Los, laß' sie mal ein bißchen singen!“ befahl der General. Ihr Schrei gellte durch den Raum. „Du hast noch eine Chance. Denk dran. Wir haben deine Bänder abgehört. Wir wissen, was du denkst. Wir wissen, du hast überhaupt nichts getan, außer auf deinem Niggerarsch rumgesessen. Ach ja, und wer ist eigentlich Maya?“

Verdammter Sam, verdammt, verdammt! Verdammt sollst du sein, daß du ihren Namen erwähnt hast.

„Yemaya? Das ist die Göttin der Ozeane, eine uralte afrikanische

Göttin.“ Diesmal begann der Schmerz kaum fühlbar, dann steigerte er sich langsam zu unermeßlichen Höhen. Bis sein Körper sich wie in Fieberschauern schüttelte und ihm kalter Schweiß ausbrach. Gegen seinen Willen begann er wieder zu schreien.

„Du hast gerade erst begonnen, die Möglichkeiten dieses Instruments zu erfahren“, sagte der General. Er schaute voller Stolz auf das Gerät. „Jordan, mach’ mit dem Mädel weiter, bis dieser see-lenlose Dämonenficker aufhört, uns anzulügen.“

Er mußte sie anlügen. Er mußte eine Lüge finden, die sie glauben konnten. Denn auch die Wahrheit würde ihm nicht die Freiheit bringen. Und Rosas Schreie – sie waren schlimm – aber Mayas Schreie würden noch viel unerträglicher sein. Sie würden sie fertig machen, und Maya war eine alte zerbrechliche Frau. Womöglich würde sie sterben. Diosa, bei allen tausend Hexen dieser City, warum konnte ihm nicht eine von ihnen hier heraushelfen? Verdammt!

Rosa, Rosa, verzeih’ mir. Ich werde sprechen, aber ich muß einfach noch abwarten. Wenn ich zu schnell spreche, werden sie mir nichts glauben. Ich muß mich taub machen gegen deine Schreie. Das bist nicht du, die da so häßlich schreit, es ist eine Möwe, eine miserabel gespielte Geige. Oh Göttin, wenn dies doch nur schon zu Ende wäre. Meine Zähne schmerzen von diesen schrecklichen Schreien. Wie lange muß ich dies noch aushalten?

„Okay? Ich erzähle euch die Wahrheit“, stöhnte er schließlich. Jordan zog sich von Rosas zitterndem Körper zurück und richtete die Nervensonde auf Bird. „Maya ist ein Dämon, der Hauptdämon der City. Wenn sie eine Botschaft erhält, wenn du ihr das Blut eines lebenden Wesens opferst, von einer Maus oder einer Ratte, dann hilft sie dir.“

Tobende Schmerzen – wieder und wieder. Schmerzen wie harmonische Akkorde, wie Melodien. Schmerzen!

„Ich bin kein abergläubischer, gemeiner Soldat“, brüllte der General. „Versuche nicht, mich zu bescheißen, ich will die Wahrheit hören. Ich bin alt genug, um mich an die Zeit zu erinnern, bevor die Stewards die Macht ergriffen. Damals gab es eine Schriftstellerin in dieser Gegend, eine eurer Hauptschriftstellerinnen. Sie hieß Maya Greenwood, denke ich. Ist das die Maya, nach der ich frage?“

Ich könnte es noch länger aushalten, laß sie doch herausfinden, wieviel ich wirklich ertragen kann. Laß sie doch Rosa bis zum Wahnsinn foltern. Nur, wofür? Ich weiß doch, daß ich es ihnen sagen werde. Und er weiß es auch. Nullneun hatte recht, der erste Zusammenbruch ist der schwerste, danach wird es immer einfacher

nachzugeben. Und es gibt gar keinen Grund, noch weiter Widerstand zu leisten.

„Yeah...“, stieß Bird heraus. Nun habe ich einen weiteren Betrug begangen, habe einmal mehr Undenkbares getan, einen Schritt weiter auf der Straße zur völligen Erniedrigung.

„In welchem Verhältnis steht sie zu dir?“

„Sie ist meine Großmutter.“

„Und wo ist sie?“

„Am Fluß oben“, sagte Bird ebenso tonlos. „wir haben sie in die Wald-Gemeinden geschickt, bevor all dies begann.“

„Und ihr könnt Botschaften über die Bucht schicken?“

„Briefftauben“, flüsterte Bird. Und dann hatte er eine Idee, warum war ihm das nicht schon eher eingefallen?

„Wenn sie so weit weg ist, am oberen Fluß, warum hast du dann so verzweifelt versucht, ihre Existenz vor mir zu verbergen?“

„Ich hatte Angst. Angst, Sie würden sie suchen und sie quälen, wenn Sie die Wälder erobern.“

„Ach, du glaubst also an unseren Sieg?“ Der General lächelte.

„Wie könntet ihr verlieren?“ antwortete Bird.

„Meine Frau war Mutter von fünf Kindern.“ Der Mann auf der Plaza sprach stockend, vom Schmerz gebeugt. „Ich liebte sie sehr. Liebst du auch jemanden? Kannst du dir vorstellen, wie das ist, wenn dieser Mensch plötzlich tot ist? Wie soll ich die Fragen meiner weinenden Kinder beantworten?“

Die Geister waren zum ausgetrockneten Brunnen gekommen, wo Bird seine fruchtlose Wache hielt. Neben ihm Nullneun, Drei-zwo und noch einige andere Stewards. Bird sah, daß Nullneun in äußerst gereizter Stimmung war, er sah es an den zusammengekniffenen Augen und hörte es an der gepreßten Stimme. Keiner von ihnen hatte in den letzten Nächten wirklich schlafen können. Nacht für Nacht waren alle in der Kaserne von bösen Träumen heimgesucht, von den entsetzten Schreien aufwachender Männer hochgeschreckt worden.

Gespentische Figuren in Weiß schienen um sie herum zu schweben. Bird fühlte sich beklommen. Es waren seine früheren Freunde, gute Nachbarn. Aber nun waren sie entrückt, ungreifbar fern. Er grübelte darüber nach, und zum Schluß wußte er nicht mehr, war er tot und sie lebendig, oder umgekehrt?

Doch die weißen Schatten kümmerten sich nicht um ihn, sie kamen

näher und sammelten sich um Nullneun. Bird erkannte Rob Johnson und seine Kinder, entfernte Cousinen aus der Familie seines Vaters. Nellie Johnson, sie hatte zum Wasser-Council gehört, und Nullneun – Bird wußte es – war einer ihrer Mörder. War es sein Fehler? Hatte er ihren Namen genannt? Er wollte sie doch lieber anrufen, diese Geister, und Schlimmeres verhindern. Nicht heute, nicht an diesem Tag, wollte er sagen. Doch keiner der Geister schenkte ihm auch nur die geringste Beachtung.

„Verschwinde, du Bastard“, kreischte Nullneun, „verschwinde, bevor ich bis drei gezählt habe, sonst kannst du deinem Hexenweib zur Hölle folgen.“

„Hier sind unsere Kinder...“, begann Johnson.

Ein Schuß peitschte. Auf Rob's Stirn öffnete sich eine blutende Wunde. Er fiel. Der älteste Johnson-Boy trat schnell einen Schritt vorwärts. Er war vielleicht fünfzehn, groß und schlank, seine Stimme zitterte kaum merklich: „Mein Vater war ein guter Mensch. Er liebte uns, und er konnte alles in Ordnung bringen.“

Nullneun schoß dem Jungen in die Stirn. Seine jüngere Schwester trat nach vorn. Wahnsinn, dachte Bird, ich sollte etwas tun, aber was? Er war erstarrt.

„Mein Bruder hat immer versucht, mich zu beschützen“, sagte Iris Johnson mit sanfter aber eindringlicher Stimme. „Meine Mutter und mein Vater liebten uns sehr. Liebst du nicht auch jemanden? Und liebt dich denn niemand? Weiß deine Mutter, daß du Mütter tötetest?“

Noch ein Schuß. Nun trat die achtjährige kleine Schwester nach vorn. Nullneun, von Panik gepackt, schoß, bevor sie noch ein Wort sagen konnte. Nun war da nur noch ein kleineres Mädchen, an der Hand ihre knapp zweijährige Schwester. Sie brach zusammen, schlang ihre Arme um den toten Vater und warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Mann, der langsam sein Gewehr auf die beiden Kinder richtete. Bird hielt den Atem an. Nullneuns Hand zitterte.

„Wir haben einen Platz für dich an unserer Tafel gedeckt, komm, iß mit uns gemeinsam“, ein alter Mann war vorgetreten. Nullneun riß den Gewehrlauf herum, doch dann erschien eine Frau neben dem Mann, und noch eine und noch eine. Überall erschienen Menschen, Frauen und Kinder und umringten Nullneun. Bird konnte kaum noch etwas erkennen. Und alle sangen im Chor mit freundlicher Stimme: „Auch jetzt noch ist ein Platz für dich an unserem Tisch frei!“

Ich sollte auf ihrer Seite stehen, dachte Bird. Ich hätte Nullneun am Töten hindern sollen. Ich hätte selbst sterben sollen. Ich hätte zwi-

schen ihn und seine Opfer treten sollen. Aber, Diossa, ich bin nicht stark genug. Ich bin ein Feigling, ein Feigling.

Nullneun ließ sein Gewehr fallen und begann zu schreien. Erstarrt sahen die anderen Soldaten zu, wie Nullneun sich am Boden krümmte und sich schließlich erbrach, schluchzend und zuckend.

„Die Dämonen haben ihn gepackt“, flüsterte Drei-zwo mit bebender Stimme. Die anderen Stewards nickten zögernd, tödliche Angst in den Augen. Es war Bird, als hörte er eine Trommel den Totenmarsch schlagen, dumpf, getragen, mit drohendem Unterton. Nur noch das kleine Mädchen schluchzte. Eine ganze Phalanx von weißen Gestalten beugte sich über Nullneun und trug ihn fort.

Im Mondlicht warf die Die Golden Gate Bridge einen gewaltigen Schatten, als das Boot sie passierte. Durch die riesigen Lücken der zerstörten Stahlkonstruktion schaute der leere Himmel. Wo einst Lichtergirlanden geleuchtet hatten, herrschte jetzt Dunkelheit. Eine Warnung an uns alle, sann Madrone. Die große Stadt mit ihrer langen Geschichte, ihrem Überfluß, ihrem Leben voller Freiheit, ihrer Magie, ihren einst so lebendigen Hügeln, war verschluckt von undurchdringlicher Finsternis. War womöglich alles zerstört?

Ruhig, befahl sie sich. Du wirst es früh genug erfahren. Isis hatte ihr für die Passage durch die Bay das Ruder übergeben. Und so steuerte sie das Boot jene Strecke, die sie so gut kannte, im Lee von Angel Island, vorbei an Alcatraz, umrundete die Landzunge und fuhr hinaus in die offene Bay und südlich unter der Bay Bridge hindurch, die ihre zerstörten Pfeiler in den Himmel reckte.

Es ist wie die Rückkehr zu einem Liebhaber, dessen Arme gebrochen sind, dachte sie bitter. Die Brücken waren mehr als nur technische Konstruktionen, sie waren Symbole der City selbst, Bestandteile der Landschaft, ebenso Twin Peaks oder Mount Tamalpais im Norden.

„Ich sag euch, was wir tun sollten“, sagte Madrone, „wir ankern hier. Isis und ich nehmen das Beiboot und rudern zur Küste, mal schauen, was so passiert ist. Ihr wartet hier auf uns.“

Die südliche Wasserfront war schon immer Madrones bevorzugtes Revier gewesen. Hier erstreckten sich Docks und Werften, mehr als eine halbe Meile lang. Normalerweise herrschte hier ständig ein buntes Treiben, Tag und Nacht. Fischerboote kamen von See, andere fuh-

ren hinaus, dorthin, wo es noch Fische ohne Gift gab. Meist arbeiteten kleine Gruppen auf den riesigen Filterbänken, die dem auflaufenden Wasser Schwermetalle und Gifte entziehen sollten. Die Arbeit folgte dem Rhythmus von Ebbe und Flut. Auf den Märkten hinter den Docks wurden Shrimps, Krabben und Austern feilgeboten, gezüchtet in den gefilterten Wassern. Die kleinen Restaurants und Bistros waren meist brechend voll mit fröhlichen Menschen. Lärmende Mühlen verwandelten Muschelschalen in Dünger für Felder und Gärten. Tagsüber lernten Kinder das Segeln mit kleinen Jollen, paddelten in Kanus am Ufer entlang oder zeigten ihre Surfkünste. Am Himmel kreischende Möwenschwärme, während Reiher im flachen Wasser herumstolzierten.

Die Docks erinnerten sie stets an ihr erstes Jahr an der Universität. Das war vor den großen Epidemien. Es war toll, das quirlende Leben der City zu beobachten und dann nach Hause zu kommen. Sie hatte die Baybridge mit dem Zug oder mit dem Fahrrad überquert, aber wann immer es möglich war, segelt sie. Mit einem Boot zu landen, das hatte stets etwas von der Ankunft nach einer langen, geheimnisvollen Reise an sich, etwas von einer anderen Welt. Würde irgend jemand in ihrer Wohnung sein und sie willkommen heißen?

Madrone und Isis machten das Beiboot an einem Bootssteg fest. Dann gingen sie an Land. Vorsichtig blickten sie um sich. Sie wanderten über die verlassene Kaistraße, die sich westwärts bis in die City schlängelte. Sie wußten, worauf es bei einem solchen nächtlichen Streifzug ankam. Behutsam wie Katzen gingen sie vor, lauschten auf verdächtige Geräusche aus der Dunkelheit. Da gehe ich durch meine eigene Heimatstadt, dachte Madrone, als wäre ich der Feind. Die großen Gemeinschaftshäuser und die kleinen Cottages standen schweigend da, umgeben von Obstbäumen und Gärten, eingebettet in ein Wirrwarr von kleinen Straßen, Gäßchen und Wasserkanälen – doch es floß kein Wasser. Die Gärten waren verwildert, Unkraut wucherte und alles sah vertrocknet aus.

Aus der Ferne kam ein schwaches Rumpeln, wie Donner – oder eine Explosion? Sie gingen weiter. Mit jedem Schritt, den sie ihrem Heim näher kam, wurde es Madrone bang und bänger. Was würden sie vorfinden?

Plötzlich ein Rauschen – und Wasser gurgelte durch die Kanäle, schäumte auf, wo es sich am Ufer brach. Wie Figuren in einem lautlosen Tanz kamen aus allen Häusern Menschen. Schweigend tauchten sie Schläuche in die vorbeirauschende Flut, füllten Wannen, Eimer, Flaschen, ja sogar Marmeladengläser. Madrone zögerte einen Moment.

„Wasserdiebe!“ stieß Isis hervor, „wir haben sie erwischt.“

„Unsinn“, gab Madrone zurück, „bei uns war das Wasser immer frei, immer Allgemeingut.“ Sie war den Tränen nahe. Isis legte ihr tröstend eine Hand auf die Schulter.

„Schon gut“, sagte sie, „du hast recht. Vielleicht wird es eines Tages wieder so sein.“ Sie gingen weiter.

Das Black Dragon House sah unverändert aus. Nur der Vorgarten war verwildert. Die Fenster waren dunkel, und die Vordertür ließ sich nicht öffnen.

„Es ist abgeschlossen.“

„Was willst du tun? Klopf an und laß sie wissen, daß du hier bist oder versuch irgendwie hineinzukommen.“

„Das wird nicht so einfach sein“, gab Madrone zurück. Im Untergeschoß befanden sich nur Garagen, und die Tür zur Treppe nach oben war sicher auch abgeschlossen. Die Fenster nach vorn über ihnen waren unerreichbar.

„Vielleicht hinten? Komm mal mit.“

In dieser Straße standen die alten viktorianischen Häuser dicht an dicht, die rückwärtigen Gärten waren praktisch abgeriegelt und nicht erreichbar. Madrone lotste Isis die halbe Straße hinunter. Zwischen zwei Häusern gab es eine enge Einfahrt zu einer hinten liegenden Garage. Ein mannshoher Zaun verwehrte den Durchgang, aber Isis half Madrone in die Höhe, und danach zog Madrone sie hoch. Die Hintergärten, das sah Madrone mit Erleichterung, waren in besserem Zustand. Das Gemüse sah frisch und grün aus, zwischen den Tomatenpflanzen leuchtete es rot.

Sie schlichen sich durch die Gärten bis zur Rückseite des Black Dragon House. Schwaches Licht schimmerte durch das Fenster des Hinterzimmers, die Vorhänge waren zugezogen. Madrone drückte vorsichtig den Griff der Hintertür, verschlossen, auch hier. Die alte Aloe stand immer noch am Fuß der Hintertreppe, und – tatsächlich – der Schlüssel lag immer noch darunter, ganz wie früher. Vorsichtig schob Madrone den Schlüssel ins Schloß und drehte ihn behutsam. Lautlos betrat sie das Haus.

„Wer ist da?“ fragte eine Stimme. Licht blendete Madrone. Isis war zur Tür hinausgeschlüpft, doch Madrone kam die Stimme bekannt vor.

„Sam? Bist du's? Was machst du hier?“

„Wer bist du? Was machst du hier?“

„Ich bin hier zu Hause, Sam, erkennst du mich nicht?“

„Madrone?“

„Ich bin heimgekommen!“

„Madrone!“ Er setzte das Licht ab und zog sie stürmisch an sich. Madrone spürte, wie gebrechlich Sam geworden war. „Ich kann mir nicht vorstellen, wen ich heute nacht weniger erwartet hätte als dich.“

„Wo ist Maya? Wie geht es ihr, ist sie okay? Und was ist mit Bird, Nita, Sage und Holybear?“

„Maya ist oben im Ritual Raum. Nita versucht gerade zu schlafen. Sage und Holybear sind flußaufwärts gegangen. Sie wollen morgen oder übermorgen zurück sein. Wir haben hier das Haus voll kranker Soldaten. Keiner von uns weiß, was wir wirklich mit ihnen machen sollen. Lauter Deserteure. Es stoßen immer mehr zu uns, es ist schon toll, aber wir wissen nicht, wie wir sie gesund bekommen sollen.“

„Und Bird?“

„Setz dich mal hin, Madrone.“

„Gleich, laß mich erst Isis rufen“, sagte Madrone schnell. Sie fühlte Angst in sich aufsteigen, sicher war Bird tot, und Sam wußte nicht, wie er es ihr beibringen sollte. Sie streckte den Kopf aus der Tür, flüsternd rief sie Isis. Gemeinsam schlüpfen sie in den kleinen Raum, in dem Sam jetzt offenbar schlief.

„Isis – Sam.“

„Schön, dich hier zu sehen“, brummte Sam und musterte sie von der Seite.

Er schloß die Hintertür. Dann geleitete er sie durchs Nebenzimmer. Hier schliefen viele Männer, nebeneinander auf Matratzen. Schnarchen und leises Stöhnen erfüllte den Raum. Sie tappten durch die Halle ins Vorderzimmer, Mayas altes Bürozimmer. Isis blickte auf die Regale, sachte ließ sie ihre Finger an den verstaubten Buchrücken entlang gleiten. Madrone ließ sich schweigend aufs Sofa fallen.

„Okay, Sam, heraus mit den schlechten Nachrichten!“ sagte sie schließlich.

„Bird lebt“, fing Sam an, „ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Er wurde gleich beim Einmarsch der Stewards gefangen genommen, zusammen mit Marie und Rosa. Du kennst sie doch?“

„Die kleine Rosa?“

„Genau, das hübsche kleine Mädchen.“

„Hölle und Teufel!“

„Bird war lange Zeit eingesperrt, und als er wieder herauskam...“

„Was denn, Sam, nun sag schon!“

„Er trug ihre Uniform und arbeitete für sie.“

„Das kann ich nicht glauben.“

„Viele können es immer noch nicht glauben. Einige sagen, er muß ein bestimmtes Ziel damit verfolgen. Die anderen – na schön – deren Mißtrauen wird immer größer. Sie beschuldigen Bird.... Aber davon später.“

„Was für Beschuldigungen?“

„Bird hat in der Vollversammlung immer für gewaltfreien Widerstand plädiert. Manche glauben nun, daß er vom Feind dafür bezahlt wurde, daß es seine Aufgabe war, uns vom Kampf abzuhalten.“

Oh, Bird, armer Bird, dachte Madrone. Kein Wunder, daß ich dich nicht erreichen kann. „Und was denkst du, Sam?“ fragte sie laut.

„Ich habe ihn gesehen, ich habe mit ihm gesprochen. Er kommt fast jeden Morgen auf die Plaza, um Wasserrationierungskarten zu verteilen. Aber niemand nimmt eine.“

„Und weiter?“

„Ich glaube, sie haben Schreckliches mit ihm gemacht. Wer ist schon ein Übermensch, Madrone? Wir alle kommen mal an unseren schwachen Punkt.“

„Das ist wahr“, sagte Isis, die bisher geschwiegen hatte.

Madrone versuchte, Bird geistig zu erreichen, doch sie konnte nur eine Mauer spüren, eine Mauer aufgerichtet gegen Schmerzen. Schmerzen, die sie nicht erkennen konnte. Bird, mein Liebster, sei mir gegrüßt. Mein Liebster, wo bist du jetzt? Was haben sie mit dir gemacht?

„Und wie war es in den Southlands?“ fragte Sam.

„Das ist eine lange, lange Geschichte. Ich habe viel dazugelernt, vor allem über mich selbst. Ich weiß nicht, ob ich viel erreicht habe, aber ich habe es jedenfalls versucht.“

„Hast du etwas über die Booster erfahren?“

„Ja, ein wenig. Ich habe jetzt konkrete Hinweise darauf, wie sie funktionieren. Und mit den Monstern habe ich ein Entzugsprogramm entwickelt.“

„Unser Verdacht ist, daß sie wie synthetische Cytokine funktionieren“, warf Sam ein.

„Du hast es erfaßt. Wir haben ein Muster im Boot und auch andere Informationen, die dir vielleicht helfen. Haben wir noch Zugang zu den Datenbanken?“

„Nein, aber die Stewards auch nicht. Die Computerkristalle streiken einfach -- sie funktionieren unter Streß eben nicht. Schlaue, diese Steine, was? Aber Madrone, wie geht es dir? Ich meine, bist du okay? Nicht verwundet oder so?“

„Ich bin in Ordnung, Sam. Nur todmüde, aber wenn ich eine Nacht ruhig schlafen kann, bin ich wieder fit.“

„Wunderbar, hört sich gut an. Wenn du ausgeschlafen bist, haben wir nämlich einen Job für dich.“

Madrone blickte sich genauer um. „Wie sicher ist es hier, Sam?“ fragte sie. „Hier im Haus, meine ich. Ich habe im Boot noch drei andere Frauen. Eine von ihnen hat vor drei Tagen ein Kind bekommen. Außerdem haben wir ein krankes Mädchen an Bord.“

„Nichts in dieser Stadt ist noch sicher. Aber sie könnten alle bei den Schwestern nebenan schlafen. Und schickt euer Boot zurück über die Bay. Wir haben im Council beschlossen, daß kein Boot auf dieser Seite verfügbar sein darf, um eine weitere Invasion möglichst zu erschweren. Bisher hat die Strategie gut funktioniert. Wir haben die Brücken gesprengt, noch bevor die Stewards nahe genug waren. So mußten sie ihre Truppen auf die Halbinsel konzentrieren, und wir konnten die Infektion isolieren.“

„Ihr habt die Brücken gesprengt? Nicht sie?“

„Soweit sie nicht aus der Luft schon zerbombt waren. Offen gesagt, ich glaube nicht, daß die Stewards ausreichend technisch bewandert sind, sie zu reparieren. „

Madrone seufzte. Was für ein Schock. Die Citybewohner hatten die Brücken selbst gesprengt. Aber was wir zerstört haben, können wir eines Tages wieder aufbauen, dachte sie.

„Und was machst du hier, Sam? Was ist mit dem Krankenhaus?“

„Das haben die Stewards übernommen. Dort konnten wir unmöglich die Deserteure unterbringen. Als alles anfing, also um ehrlich zu sein: Maya und ich, wir haben hier ganz gemütlich gehaust, dann brachte ich notgedrungen einige von den Kranken hierher und nun...“

„Sam, du alter Hund!“

„Ich liebe sie, Madrone. Geh rauf, und besuch sie, sie hat sich solche Sorgen um dich gemacht.“

Auch der Ritual Raum war notdürftig als Krankensaal hergerichtet. Madrone stieg vorsichtig über schlafende Gestalten, suchte sich einen Weg ans andere Ende des Saals, wo Maya saß und aus dem Fenster sah. Der Vollmond hing über Twin Peaks. In seinem Licht sah Mayas Haar wie Silber aus und ihr Gesicht war fahl.

„Ich kann ihn nicht erreichen“, sagte sie, ohne sich umzudrehen,

„er ist wie eine verschlossene Tür. Aber ich fühle seine Schmerzen.“

„Ich bin es, madrina, Madrone. Ich bin wieder hier.“

Madrone kniete neben ihr nieder und griff nach Mayas Hand. Sie fühlte sich zart und gebrechlich an, ein leichtes Zittern durchlief Maya, als sie sich zu ihr umdrehte.

„Madrone!“ Mayas Augen füllten sich mit Tränen. Madrone umarmte sie behutsam. Eine Weile blieben sie so. Dann zog sich Maya zurück und streichelte Madrones Gesicht. „Was haben sie mit dir gemacht, da unten in den Southlands? Du siehst aus wie eine alte Frau, und du hast eine Narbe.“

„Das waren die Bienen“, lächelte Madrone. „Ich bin okay, wirklich, nur etwas wettergegerbt. Und du?“

Maya schüttelte den Kopf, es wirkte eher wie ein leises Beben. „Ich halte dies alles nicht mehr aus, Madrone. Sie verwunden ihn, ich weiß, sie quälen ihn. Schlimmer als jemals zuvor. Und ich kann nichts tun. Ich kann ihm nicht helfen.“

Madrone seufzte. „Kann ihm denn wirklich niemand helfen?“

„Sie wollen nicht. Sie denken, er betrügt uns alle“, Mayas Stimme klang wie die eines hilflosen Kindes. Sie ist wirklich sehr alt, dachte Madrone voller Wehmut. Wie lange wird sie noch durchhalten?

„Ich wollte den General verhexen“, das war wieder Mayas Stimme, „aber Sam läßt mich nicht.“ Sie richtete sich auf: „Weißt du eigentlich, wie lange es her ist, daß ein Mann mir sagen durfte, was ich zu tun habe?“

Madrone lächelte. „Ich freue mich für euch beide, für Sam und für dich. Du brauchtest wirklich jemanden. Sam paßt prima zu dir. Aber was hast du damit gemeint: Den General verhexen?“

„Das ist Teil unserer Strategie. Eine von Lilys Ideen. Wann immer ein Soldat irgendjemanden tötet, kleidet sich die Familie in Weiß und folgt ihm – dem Soldaten, meine ich. Sie erzählen ihm alles über den Getöteten, bis der Mörder sein Opfer praktisch vor sich stehen sieht. Sie lassen den Soldaten einfach nicht mehr in Ruhe.“

„Und das hat Erfolg?“ fragte Madrone.

„Du wärest überrascht. Wir haben hier unglaublich viele Stewards, die zu uns übergelaufen sind. Sie haben Angst vor den Geistern der Toten!“

„Ja, dem Tod können wir vertrauen“, sagte Madrone. Sie stand auf. „Ich muß hier noch einiges erledigen, aber vorher wollte ich dich kurz sehen. Oh, madrina, ich bin glücklich, daß du gesund bist.“

Sam ließ einen Nachbarjungen gemeinsam mit Isis zum Boot zurückkehren. Sie sollten die anderen an Land bringen und dann das Boot auf die andere Seite der Bay schaffen. Sie würden einen guten Platz zum Ankern suchen. In der folgenden Nacht könnte sie mit dem Beiboot zurückkommen.

„Wie müde bist du wirklich?“ fragte Sam.

„Warum fragst du?“

„Da gibt es einige Fälle, bei denen ich gern deinen Rat hätte.“

„Sicher, Sam. Und ich muß dir auch ein paar Dinge zeigen.“

„Was denn?“

„Kopien von Computer-Aufzeichnungen, die ich gestohlen habe. Ich hoffe, wir können sie entziffern. Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, sie enthalten wichtige Informationen über die Epidemien.“

„Gut, ich sehe sie mir an, nachdem ich dich herumgeführt habe.“

„Bill, hier, war einer von den ersten – das war, warte mal, vor gut zwei Wochen“, sagte Sam, „es geht ihm nicht gut, wie du siehst.“

Sechs Patienten lagen in Sages ehemaligem Zimmer. Madrone kniete neben dem Mann, dem es offensichtlich am schlechtesten ging.

„Zwei Wochen? Mir scheint, sein Immunsystem fängt gerade an, sich zu erholen.“

„Er hat die Grippe bekommen. Aber wir werden ihn hoffentlich durchbringen.“

„Laß' mich mal sehen.“

Sie holte tief Luft und versetzte sich in den Geist der Bienen. Würde es klappen? Hier, so fern von jedem Bienenstock? Sie beugte sich entschlossen vor und leckte etwas Schweiß von der Stirn des Kranken.

„Was machst du da?“ fragte Sam nervös.

Madrone lächelte. „Eine neue Technik. Eine Kurzanalyse ohne Chemie.“ Dann schloß sie die Augen und versetzte sich in Heilungs-Trance. Erst als sie begann, vor Erschöpfung zu zittern, hörte sie auf. Draußen war die Schwärze der Nacht schon der Morgenbläue gewichen. Sam hatte sich längst mit Maya schlafen gelegt. Erschöpft stieg Madrone die Treppe hinauf und warf einen flüchtigen Blick in ihr altes Zimmer. Auch hier war der Boden mit schnarchenden Männerkörpern bedeckt. Sie blickte in andere Zimmer: Jedes Bett in diesem Haus schien belegt. Aber in einem der Betten erkannte sie Nitas Gestalt. Madrone streifte ihre Schuhe ab und schlüpfte vorsichtig neben sie.

„Wer ist das?“ murmelte Nita im Halbschlaf.
„Madrone, ich bin zurück.“
„Mmmh!“ Nita richtete sich schlaftrunken auf. Und dann, plötzlich hellwach: „Madrone!“
„Ich bin’s wirklich, Nita. Du träumst nicht.“
Sie umarmten einander und lachten.
„Ich kann’s nicht glauben, daß du’s wirklich bist!“
„Ich weiß! Und ich kann’s nicht glauben, daß ich zurück bin, in meiner Heimat. Irgendwie ist es unwirklich.“
„Erzähl mir alles!“
„Oh Nita, jetzt habe ich keine Kraft mehr. Ich bin zu müde. Aber ich wüßte gern, wie es dir gegangen ist.“
„Da gibts nicht viel zu erzählen. Sage, Holy und ich hatten gut zu tun. Wir mußten unsere Zell-Kulturen schützen. Sonst wirft es uns um Jahrzehnte zurück, selbst, wenn wir gegen die Stewards gewinnen. So sind wir flußaufwärts gezogen, bevor die Stewards kamen. Jetzt haben wir dort ein Labor. Die Dinge sind einigermäßen unter Kontrolle, deshalb kam ich zurück, um unsere Vorräte zu ergänzen. Hast du von Bird gehört?“
„Sam hat mir von ihm erzählt.“
„Sie foltern ihre Gefangenen, habe ich gehört.“
Sie saßen, hielten sich im Arm und redeten, bis Madrone zitterte.
„Du frierst, Liebes“, sagte Nita, „komm unter die Decke.“
„Ich bin nur müde“, murmelte Madrone leise, „so müde. Ich wünschte, ich könnte eine ganze Woche nur schlafen.“
„Das wünschte ich dir auch. Aber ich fürchte, das wird nicht gehen. Ich stehe jetzt auf, dann hast du das Bett für dich. Diosa, ich bin so froh, daß du zurück bist!“

„Vier Tage keine Booster, oh Mann!“
„Yeah, verdammte Scheiße! Scheiße auch, was uns noch blüht, sei denn, sie lassen die Züge durch.“
„Selber Scheiße, Mann!“
„Du auch!“
Sie brachen in lautes Gelächter aus. Bird lag auf seiner Pritsche, lauschte auf die Wortfetzen um sich herum. Er hielt die Augen geschlossen. Ihm war, als schwebte er durch leere Räume. Zeitweise meinte er, jemanden zu jagen. Cleis, die sich plötzlich in Madrone verwandelte und dann ganz plötzlich zu Rosa wurde.

„Ich liebe dich“, sagte er, aber sie entzog sich. Schneller, immer schneller und wurde immer kleiner, und er schien wieder zu fallen, zu fallen.

„Eine Einheit ist nichts ohne ihren Kommandanten. Was tun wir nun, ohne Nullneun?“

„Ein neuer Kommandant muß her.“

„Wer denn? Du etwa? Kommandant Arschloch?“

„Fuck you!“

Bird wälzte sich auf seinem Lager hin und her. Das Dunkel, wie wohlthuend es war. Er wünschte sehnsüchtig, er könnte tiefer und tiefer in dieses Dunkel kriechen, darin verschwinden.

„Du kannst nicht verschwinden, du hast noch Aufgaben.“

Das war Johannas Stimme, die in seinem Kopf tönte. Obwohl er ihr Gesicht nicht erkennen konnte, wußte er, daß sie mißbilligend auf ihn blickte.

„Ich habe alle belogen“, stöhnte er, „ich glaube mir selbst nicht mehr.“

„Gleichviel, dies ist etwas, was du von Anfang bis zum Ende durchstehen muß“, hörte Bird.

„Dann laß es zu Ende sein. Ich will, daß es zu Ende ist“, schrie Bird. Aber er fiel weiter, fiel und fiel, und nun war Johannas Stimme verstummt.

„Vielleicht sollten wir Nullneun folgen. Er ist schließlich der Kommandant.“

„Ihm folgen? Weg von der Armee?“

„Mann, wenn du die Armee verläßt, bist du tot.“

„Hier sterben wir auch, ohne die Booster.“

„Wir kriegen die Booster schon noch, wart's mal ab.“

„Die Einheit muß zusammenhalten. Wir müssen zu unserem Kommandanten halten.“

Rio war ein älterer, bärtiger Mann, ganz wie der Gott der Millenialisten. Bird wollte ihm gern beichten.

„Ich stand daneben und ließ es zu, daß sie getötet wurden. Ich versuchte nicht, sie zu stoppen. Ich hätte meinen Körper dazwischen werfen müssen, um sie zu schützen oder selbst zu sterben. Nullneun hätte mich einfach erschossen.“

„Da wette nicht drauf.“

„Und wenn er es getan hätte? Das wäre besser gewesen?“

„Oh, hör auf Bird! Hör auf, von mir Bestrafung zu verlangen!“

„Was soll ich denn tun?“

„Hör auf, dich mit Schuldgefühlen zu plagen. Denk lieber nach!“

„Ich habe keine Schuldgefühle, ich habe Angst, Rio. Hast du nie Angst gehabt?“

„Ich habe Angst gehabt“, gab Rio zu, und Bird meinte, so etwas wie Mitleid in seiner Stimme zu hören, „ich kenne Angst und Scham, Schuld und Erniedrigung. Glaub mir, ich habe das alles durchgemacht. Noch schlimmer als du. Ich hatte Grund genug, mich schuldig zu fühlen. Du bist nur einfach in ein System geraten, das stärker ist als du. Nichts, dessen du dich schämen muß.“

„Ich schäme mich aber.“

„Natürlich, das ist es, was Gewalt bei uns anrichtet. Aber Scham hilft dir jetzt nicht weiter. Sie hält dich vom Nachdenken ab. Hör lieber zu, was sie um dich herum besprechen. Hör zu! Sie sind kurz davor zu rebellieren. Du bist kurz vor dem Sieg, und du sprichst vom Sterben. Raus' aus dem Bett, tu etwas Sinnvolles.“

„Was ist mit Nullneun passiert?“

„Hexen haben ihn mitgenommen.“

„Was haben sie mit ihm gemacht?“

Bird setzte sich auf.

„Hey, Bird, erzähl' mal, was haben sie mit Nullneun gemacht?“

„Sie versuchen, ihn zu heilen“, hörte Bird sich sagen.

„Wie meinst du das?“

„Sie versuchen, seine Seele zu heilen. Damit er nicht wieder tötet.“

„Aber die Toten haben ihn doch verhext?“

„Richtig. Aber wenn er zu den Hexen geht, versuchen sie, ihm zu helfen und ihn zu heilen.“

„Aber er wird doch sterben, ohne die Booster?“

„Nicht unbedingt. Ich weiß von Flüchtlingen, die überlebt haben. Und die Hexen helfen ihm.“

„Warum eigentlich? Er hat eine ganze Familie getötet.“

„Trotzdem werden sie ihm helfen. Wir glauben nicht an Rache. Wir lassen die Toten selbst Rache nehmen.“

„Wenn die Hexen ihn heilen, was dann?“

„Dann wird er leben wie sie, frei und gleichberechtigt. Falls sie gegen die Stewards siegen. Ansonsten wird er mit ihnen sterben.“

„Was heißt, frei und gleichberechtigt?“

„Das heißt, niemand sagt dir, was du zu tun hast, was du zu denken hast, welche Kleidung du tragen sollst. Die Hautfarbe ist egal und deine Herkunft auch. Das heißt, daß jeder genug zu essen und zu trinken hat, das heißt, du kannst leben, wo du willst und wie du willst und du kannst die Arbeit tun, die dir gefällt.“

„Nullneun kann das alles haben?“

„Vermutlich.“

Was meinst du damit, daß die Hautfarbe keine Rolle spielt?“

„Schaut mich an“, sagte Bird, „ich bin dunkelhäutig wie ihr auch. Und ich war Mitglied in der Ratsversammlung. Ich war ein beliebter Musiker, damals. Ich war auf der Universität. Ich konnte alles tun, was ich tun wollte.“

„Bescheißt du uns auch nicht, Mann?“

„Wirklich nicht!“

„Das sollen wir glauben?“

„Es ist wahr.“

„Mann, dann sind wir hier, verdammt noch mal, in der falschen Armee“, sagte Drei-zwo. Böses Lachen kam von den anderen, aber es klang zustimmend, es klang nachdenklich.

Am nächsten Morgen holten sie ihn aus der Baracke. Er wurde in einen dunklen Kellerraum gestoßen. Dann verging eine endlos lange Zeit. Bird hockte auf dem nackten, kalten Fußboden, zitternd vor Kälte, mühsam versuchte er, seiner Angst Herr zu werden. Nur schwer konnte er sich zu halbwegs ruhigen Atemzügen zwingen. Er hechelte wie ein Hund. Ruhig. Langsam einatmen, langsam ausatmen! Eins, zwei, drei....., vier....., fünf... Sein Herz klopfte heftig. Und sie haben noch gar nichts mit mir gemacht, dachte er, von Panik gepackt. Halt, halt, beschwichtigte er sich selbst. Nicht darüber nachdenken. Nur keine Angst vor der Angst haben, hätte Rio gesagt und Maya: Wo Angst ist, ist auch Stärke. Aber das ist falsch, abuelita. Wo die Macht ist, da ist Angst.

Was ihn am meisten erschreckte, war Rios Vermutung, der Sieg könnte nahe sein. Die Nachschublinien der Stewards waren zusammengebrochen. Jeden Tag desertierten einige Steward-Soldaten. Nicht viele, aber die anderen dachten darüber nach. Möglich, daß Lilys Strategie wirkte. Wenn das so war, war sein Widerstand wichtig. Die Situation verlangte aber nach Stärken, die er nicht mehr zu bieten hatte: Mut, Zähigkeit, Durchhaltevermögen, Unerschrockenheit. Diosa, er konnte nicht mehr. Wie sollte er durchhalten, wenn er wußte, daß sie es länger konnten als er? Es war ein Leichtes für sie, ihn zu quälen. Ihn kostete es alles, auch nur einen Augenblick zu widerstehen. Und wenn sie ihn mit Rosa erpreßten? Wie lange konnte er da standhalten?

Aber er würde es versuchen. Sogar, wenn sie ihn verleiten wollten,

etwas Abscheuliches zu tun, es war doch eine Spur ehrenhafter, noch etwas länger zu widerstehen. Selbst wenn es nur eine gefährliche, verführerische Hoffnung war.

Doch als sie ihn endlich zum General brachten, wurde er nicht verhört, sondern bestraft.

„Du hast uns angelogen“, sagte der General mit bösem Unterton, „du hast uns hingehalten. Das war nicht sehr klug von dir, mein Junge. Du bist nicht unser einziger Informant, weißt du?“

Bird schwieg. Die Wachen neben dem General waren nicht von seiner Einheit, sondern die Leibwachen. Ihre weißen Gesichter waren gerötet von dem gleißenden Licht, mit dem Bird angestrahlt wurde.

„Warum hast du uns nichts von den Zisternen gesagt?“ fragte der General lauernd. „Jeden gottverdammten Tag hast du auf der Plaza gesessen und uns insgeheim ausgelacht, weil niemand die Wasser-rationierungskarten abgeholt hat. Kein Wunder, wenn sie einen großen Vorrat im Keller haben. Warum mußten wir das selbst herausfinden?“

„Sie haben mich nicht gefragt“, sagte Bird.

Seine Bestrafung begann.

Lou!“ – „Hey, Madrone!“ Sie umarmten sich stürmisch, und Aviva, die gerade in die Küche kam, umarmte sie beide. „Madrone! Wie schön, dich gesund und munter zu sehen.“

„Daß ich dich so vermissen würde, habe ich erst gemerkt, als du fort warst“, fügte Lou hinzu.

„Ich auch“, sagte Madrone, „tausendmal habe ich mir gewünscht, ihr beide wäret bei mir, nur damit ich jemanden zum Albern habe.“

„Naja, hier ist alles ganz wie früher“, lächelte Aviva, „um uns herum Chaos, Tod, schlecht ausgebildetes Personal, alles wie immer. Und du siehst erschöpft aus, auch ganz wie immer.“

„Ja, weil ich nur meine üblichen drei Stunden Schlaf gehabt habe“, sagte Madrone, „wir kamen letzte Nacht zurück, und Sam kriegte mich gleich an die Arbeit.“

„Krieg ist die Hölle“, gab Lou herzlich zurück.

Den ganzen Morgen bewegte sich Madrone in die Trance hinein und wieder heraus. Ebenso glitt sie in ihren Bienen-Instinkt, der ihr half, die Stoffe zu erschmecken, die in den fiebernden Körpern, mit denen sie zu tun hatte, am Werk waren. Gegen Mittag sah sie auf und bemerkte, daß Sara neben ihr stand und ihr zusah.

„Mary Ellen schickt mich. Lunch ist fertig. Ich soll dich zum Essen holen, egal ob du willst oder nicht.“

„Oh!“ staunte Madrone, „und wie willst du mich holen, wenn ich nicht will?“

„Mit der Kraft meiner Persönlichkeit! Komm!“

Mary Ellen stand am Herd, als sei sie seit jeher im Black Dragon House zu Hause. Als hätte sie nie etwas anderes getan, als Maya zu helfen, ganze Regimenter kranker Soldaten mit Stew zu versorgen. Sara trug ein einfaches T-shirt und Jeans. Sie hatte ihr blondes Haar glatt nach hinten gekämmt und zu einem dicken Zopf geflochten. Dennoch wirkte sie in dieser Umgebung irgendwie fremd. Ungeschickt balancierte sie Tablett mit Essen durch die Zimmer und brachte leere Teller wieder zurück in die Küche.

Lou, Aviva und Madrone bereiteten gerade die zweite Runde Stew zu, als Sam hereinkam.

„Wie geht's?“ fragte er, „hast du gut geschlafen, Madrone?“

„Nicht genug“, lächelte Madrone, „aber, um dir zu zeigen, wie geläutert mein Charakter inzwischen ist, werde ich nach dem Essen ein Nickerchen machen.“

„Ein Nickerchen?“ Lou zog überrascht die Augenbrauen hoch, „weißt du nicht, daß wir Krieg haben?“

Statt einer Antwort, fragte Madrone: „Wann kriegen wir einen Ausdruck der Computer-Disketten?“

„Keine Ahnung. Floras Arbeit ist absolut geheim und sie hatte jede Menge Probleme, die Computer-Kristalle auf ihrem Palm-Top überhaupt zum Laufen zu bringen. Schließlich hat sie es geschafft, und wir haben die Ergebnisse gesichtet. In kurzen Worten: Es scheint, daß die Booster nicht einfach die T-Zellen vermehren, sondern das Cytokine-Gleichgewicht verändern, so daß sie mehr Antikörper produzieren. Plötzlicher Booster-Entzug legt die T-Zellen lahm, für Tage oder sogar Wochen. Danach fangen sie langsam wieder an, normal zu arbeiten, wenn der Patient sich nicht inzwischen irgendetwas Tödliches eingefangen hat.“

„Was heißt das im Klartext?“ fragte Maya. Sie stand an der Spüle und wusch einen Berg schmutziger Teller ab.

„Stell dir vor, dein Immun-System ist eine Armee“, erklärte Sam, „deren Soldaten durch Booster praktisch Tag und Nacht hellwach gehalten werden. Das sind dann ständig einsatzbereite Killer, die auch ohne Essen und Schlaf auskommen. Aber nimm ihnen die Droge weg, dann klappen sie zusammen. Vielleicht stirbt so ein Soldat dann, aber vielleicht kommt er nach einem Monat oder zweien auch ohne Booster wieder zurecht.“

„Das ist genau das, was wir unten im Süden empirisch herausgefunden haben“, warf Madrone ein, „wir haben die Kranken isoliert gehalten und Kräuter und Akupunktur zur Stimulierung des Immun-Systems eingesetzt.“

„Mit Erfolg?“ fragte Aviva.
„Nicht immer. Aber sechzig bis siebzig Prozent überlebten.“
„Medizinisch sicher eine gute Rate“, meinte Lou, „aber nicht sehr überzeugend für eventuelle Deserteure.“
„Die Rate läßt sich verbessern. Hier habe ich Mittel, die ich unten im Süden nicht hatte.“
„Dann mußt du ja fast nichts gehabt haben.“
„In den Bergen, Lou, hatte ich nicht einmal Wasser, um meinen Patienten den Hintern zu waschen, und das ist die Wahrheit!“
Schockiertes Schweigen am Tisch. Dann sprach Madrone.
„Laß uns von Hilfsmitteln sprechen, Sam. Haben wir nennenswerte Vorräte an AL-431?“
„Ja“, knurrte Sam, „ich denke, ich habe etwas davon in der Garage liegen. Warum?“
„Mary Ellens Enkelkind, also Saras Nichte... Aber das ist eine lange Geschichte. Sie liegt im Zimmer neben den Schwestern.“
„Ich bringe dir etwas nach oben.“
„Danke. Ich werde dort heute nachmittag vorbeischaun, wenn ich ein Viertelstündchen geschlafen habe.“
Madrone war gerade am einnicken, als sie merkte, daß jemand hereinkam und sich auf das Ende ihres Bettes setzte.
„Madrone? Schläfst du schon?“
Seufzend öffnete sie die Augen: „Nicht schon wieder!“ Es war Sara, die sie zögernd und entschuldigend anlächelte.
„Ich möchte dich nur für eine Minute sprechen. Verzeih, ich weiß du bist todmüde.“
„Genau!“ sagte Madrone und rückte sich in Mayas Kissen zurecht, „was ist los?“
„Ich möchte dir danken. Danken dafür, daß du mich hierher gebracht hast.“
„Oh, schon gut. Eigentlich muß ich mich bei dir bedanken. Du hast mir geholfen, Katy zu retten. Und jetzt sag, worüber du wirklich mit mir sprechen willst.“
„Über uns...“ Sara rückte etwas näher und nahm Madrones Hand.
„Gibt es uns noch? Gibt es etwas, worüber wir sprechen können?“
„Du und Isis...?“
„Ja, da läuft etwas“, gab Sara zurück, „aber ich dachte, die Menschen hier sind nicht eifersüchtig?“
„Ich nicht. Aber ich wette, Isis ist es. Schau, Sara, ich bin glücklich, wenn du glücklich bist. Ich bin im Moment ganz einfach zu müde, um überhaupt an Liebe oder Sex zu denken.“

„Ich wollte dich nicht...“

„Verführen und dann sitzen lassen?“ grinste Madrone.

„So ungefähr.“

„Denk nicht mehr darüber nach, Sara. Wie ich schon sagte, im Moment brauche ich meine Energie, um meine Arbeit zu machen ohne zusammenzubrechen. Aber wenn der Krieg vorbei ist, wer weiß?“

„Kann ich dir irgendwie helfen? Kann ich etwas für dich tun?“

„Ihr seid sehr hilfreich, du und Mary Ellen. Helft Maya weiter beim Kochen, Füttern und Pflegen der Kranken. Es ist zu viel Arbeit für Maya allein, obwohl sie sich nie beklagen würde. Aber wie ist es für dich, wenn du plötzlich solche Arbeiten machen sollst? Ich weiß, daß es ungewöhnlich ist für dich.“

„Oh, mir macht es Spaß“, sagte Sara lächelnd, „ich werde gebraucht und das ist wunderbar.“

„Wenn der Krieg zu Ende geht – nein, sobald der Krieg zu Ende ist, und falls du dann hierbleiben möchtest, kannst du jede Arbeit tun, die dir Spaß macht. Das weißt du, ja? Du kannst bei uns lernen, wofür du Interesse hast. Hast du jemals daran gedacht?“

„Nein“, sagte Sara, „habe ich nicht.“

„Gut, dann denk darüber nach“, sagte Madrone, „und nun, tut mir leid, muß ich wirklich schlafen!“

„Ich gehe schon“, sagte Sara. Sie beugte sich zu Madrone und küßte sie leicht auf die Wange. Madrone spürte die Wärme ihrer Lippen noch, als Sara die Tür längst hinter sich zugezogen hatte.

Katy genoß den Sonnenschein im Garten der Schwestern. Auf den Blumenbeeten machte sich Unkraut breit, dennoch blühte es in geradezu verschwenderischer Fülle. Rosa und purpurfarbene Cosmeen, rote Geranien und duftende Kräuter. Katys lange schwarze Haare umrahmten ihr Gesicht. In den Armen hielt sie das Baby. Das Bild erinnerte Madrone an die Gemälde der alten Meister: „Die Jungfrau mit dem Kind.“

„Wie geht es dir, Katy?“ fragte Madrone und ließ sich neben ihr ins Gras sinken. „Offenes Haar steht dir gut, hochgestecktes übrigens auch. Irgendwo in meinem Zimmer habe ich noch zwei Schildpattkämme, die möchte ich dir gern schenken. Meine Haare sind zu dicht für so etwas. Aber wenn du sie benutzt, wirst du aussehen wie eine spanische Prinzessin aus einem anderen Jahrhundert.“

Katy lächelte: „Mir geht es gut.“

„Ich habe gerade Angela besucht und ihr ein neues Medikament gebracht. Tabletten und Anweisung sind drinnen.“

„Vielen Dank, Madrone“, Katy drehte sich um und rückte das schlafende Baby in ihren Armen zurecht. Ihre Bewegungen mitsamt Baby waren graziös, und Madrone freute sich. Ein Baby, das so liebevoll gehalten wurde, würde gut gedeihen.

„Ich bin froh, daß ich ihr etwas helfen kann. Und wenn es nur ein paar Pillen sind, die nicht erst durch einen Apotheken-Überfall besorgt werden mußten. Nicht, daß wir hier so viele Pillen haben. Aber erst einmal reicht es.“

Katy seufzte. „Es ist so friedvoll, hier in der Sonne. Überfälle auf Apotheken kommen mir hier ganz befremdlich vor. Und der Krieg ganz unwirklich. Ich habe niemals einen so schönen Garten gesehen.“

„Du solltest ihn im Frühling sehen. Oder wie er vor der Invasion war. Mit all den blühenden Obstbäumen, Blumen und viel Wasser“, meinte Madrone, „und dir fehlt nichts? Dir und dem Baby?“

„Nichts, wirklich“, lächelte Katy.

„Irgendwelche Probleme, Fragen?“

„Madrone, Babys sind mir nicht fremd, ich habe Dutzende aufgezogen.“

„Ich weiß, aber das eigene ist irgendwie etwas anderes. Und du hast schwere Tage hinter dir.“

„Denk' nicht zu viel über mich nach, Madrone, mir geht es wirklich gut. Aber was ist mit dir, bist du okay?“

„Ich bin müde – und traurig.“

„Deine Familie?“

„Sie sagen, mein Freund Bird sei zum Feind übergelaufen. Er trägt ihre Uniform und arbeitet für sie. Einige halten ihn für einen Verräter.“

„Glaubst du es auch?“

„Ich weiß nicht.“

„Deine Leute hier wissen wenig über Zwang. Hab Geduld mit ihnen.“

„Hab ich.“

Das Baby regte sich und begann zu schreien. Katy gab ihm die Brust. Sie lächelte: „Ist die Kleine nicht süß?“

„Hat sie schon einen Namen?“ fragte Madrone.

„Nein. Du sollst den Namen aussuchen, Madrone. Mir tut unser Streit so leid, ich weiß, du wolltest mich nicht verletzen. Und ich weiß, ohne dich...“

„Denk nicht mehr daran, Katy“, unterbrach sie Madrone, „fehlt dir Hijohn sehr?“

„Ja, sehr. Ich wollte, er könnte seine Tochter sehen.“
„Eines Tages wird er sie sehen.“
„Ich wollte, er wüßte, daß wir beide noch am Leben sind.“
„Beth wird ihm sagen, daß du entkommen bist.“
„Die Southlands scheinen so fern wie eine andere Welt. Als wären wir alle gestorben und im Himmel.“
„Dies ist nicht der Himmel.“
„Mir kommt es aber so vor, nach allem, was passiert ist.“
„Himmel kann für dich überall sein, Katy.“
„Nein, nicht überall!“ gab Katy zurück, ihre Stimme klang plötzlich scharf und schmerz erfüllt. Madrone schwieg.
Nach einer Pause fragte Katy: „Welchen Namen willst du dem Baby geben?“
Madrone dachte einen Moment nach: „Luz.“
„Luz?“ fragte Katy verblüfft.
„Ja, Luz, für Licht und Geburt, wie es im Spanischen heißt, dar a luz. Oder Lucia, wenn dir das lieber ist.“
„Ja, Lucia, das gefällt mir.“
Madrone zögerte.
Katy bemerkte es: „Nun?“
„Würdest du sie Lucia Rachel nennen? Rachel war meine Mutter.“
„Oh, sehr gern, darauf werde ich stolz sein.“
„Wunderbar, Katy. Weißt du, sie starb schon vor vielen Jahren, das war noch auf Guadeloupe. Alle diese Jahre konnte ich mich nicht einmal mehr an ihr Gesicht erinnern oder mich ihr nahe fühlen. Johanna, meine Großmutter, war mir dagegen immer nahe, immer irgendwie um mich herum, ja sie gab mir sogar Ratschläge aus dem Jenseits. Aber nie meine eigene Mutter.“
Sie hielt einen Augenblick inne. „Aber dann an dem Tag mit den Angels. Wir hatten Poppy gefunden und sahen, wie sie zugerichtet war. Da erinnerte ich mich plötzlich. Weißt du, meine Mutter war auch eine Heilerin, eine Ärztin. Sie unterhielt eine Klinik für Kinder aus armen Familien irgendwo draußen. Wir wohnten gleich nebenan. Todes-Schwadronen überfielen die Klinik öfter, sie waren der Meinung, daß Gratis-Versorgung der Armen verdächtig sei, wenn nicht gar unchristlich. Davon wußte ich damals aber nichts. Ich wußte nur, daß da etwas war, was meiner Mutter große Sorgen machte. Und dann kamen sie. Mutter schrie mir zu, ich solle weglaufen. Ich versteckte mich in einem winzigen Abstellraum hinter der Toilette. Ich glaube, ich hörte sie schreien. Dann wartete ich und wartete. Ich wagte nicht, mein Versteck zu verlassen, bevor meine Mutter mich rief. Aber sie rief mich nicht.“

Katy legte ihren Arm um Madrone: „Wie alt warst du damals?“

„Ich war gerade sieben geworden.“

„Guter Gott, und was passierte dann?“

„Es war so still. Nach einer Weile fürchtete ich mich in meinem Versteck, und so kroch ich vorsichtig heraus und schlich in das Zimmer meiner Mutter. Sie lag auf dem Boden, ganz still. Einen Moment dachte ich, sie hätte sich schlafen gelegt und mich vergessen. Deshalb ging ich hin, um sie zu wecken. Ich faßte sie an der Hand, und die war so kalt, und dann sah ich das Blut.“

Madrone weinte. Nun kann ich doch noch weinen, hier in Sicherheit, im Garten der Schwestern, kann ich um dich weinen, Mutter, Tränen vergießen um meine liebe Mutter, um den ersten Menschen, den ich jemals geliebt habe, um den ersten Menschen, den ich verlor.

Katy streichelte Madrone und drückte sie mit dem einen Arm fest an sich, mit dem anderen hielt sie ihr Baby. „Es tut mir so leid. Wie schrecklich.“

„Ich wußte ja, daß alle Menschen einmal sterben müssen. Aber ich konnte nicht glauben, daß ausgerechnet meine Mutter sterben mußte. Sie war immer so zuversichtlich, sie wußte so vieles. Ich saß neben ihr, hielt ihre kalte Hand und weinte, bis ich einschlief. Irgendwie dachte ich, wenn ich wieder aufwachte, würde auch meine Mutter wieder aufwachen. Am nächsten Morgen kamen die Nachbarn und fanden mich so. Dann kam mein Großvater und holte mich ab. Er brachte mich herher.“

„Deine Mutter war eine großartige Frau. Ihr Name wird ein guter Name für mein Kind sein.“

„Danke, Katy. Ich mußte diese Geschichte erzählen.“ Madrone drückte Katys Hände. Dann ließ sie wieder los, damit Katy dem Baby die andere Brust geben konnte.

„Gut, daß du mir das alles erzählt hast“, sagte Katy und blickte der kleinen Lucia in die dunklen Augen. „Ich empfinde eine Art Verwandtschaft mit deiner Mutter. Ich habe hier gesessen und über eine Rückkehr in die Southlands nachgedacht. Aber wenn ich das tue, was wird mit meinem Kind passieren?“

Wieder blickte sie auf das Kleine in ihren Armen, das jetzt fröhlich mit den Füßen strampelte.

„Laß dir mit der Antwort Zeit“, meinte Madrone, „das ist ein ärztlicher Rat.“ Sie wechselte das Thema: „Gefällt dir der Name wirklich?“

„Er ist wunderbar.“

„Okay, dann heißt sie also Lucia Rachel. Vielleicht haben wir ja in einigen Tagen Zeit für eine Zeremonie.“

„Gibt es etwas, wobei ich dir helfen kann?“ fragte Katy, „du siehst immer so müde aus, und ich weiß, daß du viel zu tun hast.“

„Du kannst mir helfen. Achte bitte darauf, daß Angela ihre Medizin pünktlich und nach Vorschrift bekommt. Und du brauchst Ruhe.“

„Das erscheint mir so selbstsüchtig.“

„Katy, du hast die Geburt gerade eine Woche hinter dir. Es war eine schwere Geburt. Und die Zeit davor war schrecklich. Genieße die Ruhe zusammen mit Lucia, gib ihr einen guten Start, sie hat es verdient.“

„Ich schätze, du hast recht. Wie geht es den anderen?“

Madrone lächelte. „Arme Sara, da hat sich einiges geändert. Mary Ellen kommandiert sie herum. Sie soll Essen kochen, bei Tisch servieren, den Tee bringen und so weiter, den ganzen Tag lang und auch nachts. Nichts mehr mit der Anrede Miss Sara...“

„Oh, ich bewundere Sara“, sagte Katy, „sie hat viel aufgegeben. Ich wäre mir nicht so sicher, ob ich das tun würde, wenn ich so viel zu verlieren hätte wie Sara.“

„Doch, das würdest du, wenn du fühlst, daß es richtig ist. Du bist einfach so.“

„Ich weiß nicht recht“, meinte Katy zweifelnd, „wenn ich einen Garten hätte wie diesen und ein Leben, in dem ich spüre, daß es einfach mein gutes Recht ist, hier mit meinem Baby in der Sonne zu sitzen, inmitten dieser wunderbaren Blumen, ich bin nicht so sicher, ob ich mich dann vertreiben ließe.“

„Wenn du es zu sehr gewohnt bist, kannst du es auch aufgeben, weil dich das Abenteuer lockt.“

„Bedauerst du deinen Trip zu uns in die Southlands?“

„Nein, ich weiß seitdem mehr zu schätzen, was wir hier haben. Aber es ist traurig, daß wir alle nun so hart darum kämpfen müssen. Ich bedaure, daß so viel Schmerz auf uns zukommt und daß wir den Frieden nicht bewahren konnten. Dabei bin ich der ganzen Kämpfe so leid.“

„Du solltest dich einfach ein wenig hierher setzen, Madrone. In die Sonne, zwischen die Blumen.“

„Du hast sicher recht.“ Madrone seufzte und beobachtete schweigend die Bienen zwischen den Blüten. „Aber etwas könntest du für mich tun.“

„Was denn?“

„Komm mit mir, wenn ich Bird besuche. Ich habe Angst, allein zu gehen.“

„Bird ist verschwunden“, sagte Nita, „seit zwei Tagen hat ihn niemand mehr auf der Plaza gesehen.“

Verschwunden? Madrone starrte Nita ungläubig an. Sie vorzustellen, daß sie ihn hätte sehen können, ihn hätte berühren können, vielleicht hätte herausfinden können, wie es ihm wirklich ging. Und nun war er fort.

Sie drängten sich um den Tisch in der Küche, tranken Kräutertee. Es war spät abends, die Patienten waren für die Nacht versorgt. Sam räkelte sich müde auf der Couch, die Füße hochgelegt. Mary Ellen saß in einer Ecke, der Kopf war ihr auf die Brust gesunken, sie schnarchte leise. Sara wusch die Teller ab und wischte ein letztes Mal über die Küchentische. Maya rollte einen Pieboden aus.

„Sara, setz dich hin“, sagte Madrone. Die friedliche Atmosphäre in der Küche irritierte sie plötzlich. Was mußte Bird gerade für Qualen erleiden, während sie hier gemütlich ihren Tee tranken? „Du wirst ja zu einem richtigen Putzteufel. Wir räumen hier schon auf, wenn wir fertig sind.“

„Unsinn“, sagte Sara, „ich versuche, meinen früheren Müßiggang wett zu machen.“ Sie lächelte. Auch sie sah müde aus. Trotzdem verbreitete sie im Zimmer allein durch ihre Anwesenheit eine Atmosphäre von Luxus und Wohlbehagen. Nita lächelte ihr zu, und ihr Blick ruhte einige Augenblicke zu lang wohlgefällig auf Sara, wie Madrone sehr wohl bemerkte. Oh, dachte sie, entweder muß ich Sara bald zurück in die Southlands bringen, oder Isis wird gegen alle meine alten Freunde um Sara kämpfen müssen.

Isis, die einen Moment zuvor eingetreten war, hatte den Blick auch aufgefangen und ebenso verstanden. Sie trat neben Sara, legte ihre Hand besitzergreifend auf ihren Rücken und streichelte sie betont langsam. Dann beugte sie sich vor und küßte Sara zärtlich auf den Mund: „Was machst du, Liebling?“

„Ich wasche ab“, Sara rückte etwas ab.

„Komm, setz dich zu mir“, sagte Isis.

„Gleich, noch einen Augenblick“, gab Sara etwas unwillig zurück.

„Erzählt mir, wie Bird gefangenommen wurde“, sagte Madrone.

„Es gab Streit um das Wasser“, Sam richtete sich auf der Couch auf, „die Steward-Armee hat vor einigen Wochen die Bäche und Kanäle mit Dämmen abgeriegelt. Die City-Bewohner versuchten, sie daran zu hindern. Die Stewards erschossen zwei vom Council, doch dann schob sich eine ganze Gruppe von Kindern zwischen die Stewards und Schwester Marie. Ein Steward-Soldat erschoss einen seiner eige-

nen Kameraden, als der Rosa töten wollte. Aber dann wurden Rosa, Bird und Marie gefangen genommen.“

„Arme Marie“, meinte Madrone, „sie war doch so krank. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie noch am Leben ist. Und was ist mit Rosa? Hat sie irgendjemand später noch lebend gesehen?“

„Nein“, sagte Aviva.

„Wissen wir, wo sie gefangen gehalten werden?“

„Nein. Ich befürchte, daß sie im sogenannten Erholungs-Center gefangen gehalten werden“, sagte Sam.

„Verdammt!“

„Ich bin sicher, sie erpressen Bird mit ihr“, meinte Maya nachdenklich, „ja ganz bestimmt.“

„Zweifellos“, stimmte auch Isis zu. Sara ließ sich neben ihr auf einem Sessel nieder. „Sie sind ausgesucht grausam, die Steward-Bosse.“

„Ja“, stimmte Sara zu, „oh.“ Sie seufzte überrascht, als Isis zärtlich ihren Schenkel streichelte.

„Ihre bevorzugte Taktik ist, jemanden zum Überläufer zu machen. Der verrät ihnen dann schließlich alles Wichtige“, erzählte Isis weiter. „Damit haben sie immer Erfolg.“

„Aber nicht mit Bird“, warf Madrone ein.

„Sie müssen nur den richtigen Hebel finden“, meinte Sara, „die meisten Menschen halten körperliche Schmerzen nicht lange aus. Und wenn doch, so finden sie andere Methoden.“

„Zum Beispiel Rosa“, sagte Maya, „die Göttin möge sie beschützen.“

„Ich habe es satt“, sagte Madrone erbittert, „verstehst ihr? Ich habe dieses verdammte Durcheinander satt. Haben wir nicht überall, hier, wie in den Southlands, schon genug Probleme, auch ohne Krieg? Unsere Umwelt, unsere Mitmenschen, genug Essen herbeizuschaffen, das ist doch wichtiger als auch noch gegen Folter und Kriegsgreuel anzukämpfen.“

„Warte nur, bis du so alt bist wie ich“, knurrte Sam, „dann hast du wirklich genug davon.“

Maya prustete und kleidete die Backform mit dem Pieboden aus. „Ich bin einfach nur wütend. Hätte ich nicht alle diese Reden im Council gehalten, über gewaltfreien Widerstand und so, ich würde jetzt hingehen und den General eigenhändig niederknallen.“

„Du bist nicht die einzige, die das gern täte“, sagte Lou, „wie ich höre, gibt es viel Streit über unsere Strategie. Ich weiß nicht, wie lange die Knallt-ihn-ab-Fraktion sich noch zurückhalten läßt.“

„Aber das wäre ein tragischer Fehler“, sagte Maya alarmiert, „jetzt aufzugeben.“

„Du warst die einzige hier, die Waffen erwähnt hat“, bemerkte Sam.

„Ich habe gesagt, wenn ich nicht ständig für gewaltfreien Widerstand gesprochen hätte“, gab Maya zurück. „Aber ich glaube wirklich daran, daß gewaltfreier Widerstand zum Erfolg führen wird. Ich würde den General gern erschießen, aber das ist rein persönlich. Es würde die ganze Geschichte nicht beenden. Es würde einen neuen General geben. Wir müssen einen anderen Weg finden, sonst verlieren wir.“

„Das Problem ist, daß eine Niederlage nur theoretisch leicht fällt. Ganz praktisch ist es eine harte, gnadenlose Sache.“

„Wer könnte wissen, wo Rosa gefangen gehalten wird“, Madrone wechselte das Thema.

„Einer von Birds Wächtern ist zu uns übergelaufen. Vielleicht weiß er etwas? Aber es gibt ein Problem mit ihm.“

„Was für ein Problem?“

„Nun ja“, Sam erzählt Madrone die Geschichte der Johnson-Familie.

„Du meinst, er hat sie alle erschossen?“

„Alle, bis auf die beiden Jüngsten. Dann bekam er wohl Gewissensbisse. Wir brachten ihn zu Lily, aber er isst und trinkt nichts, und er spricht auch nicht mit uns.“

„Großartig!“ Isis blickte auf. „Diese Wächter sind ihre Elite. Sie wurden eigens gezüchtet. Wie Rennpferde für Siege gezüchtet werden. Das sind keine City-Ratten oder Wasserdiebe oder das letzte Aufgebot aus Arbeitslosen. Das sind Soldaten durch und durch. Wenn einer von denen übergelaufen ist, hat das Folgen. Vielleicht kommt der Rest auch bald.“

„Bis jetzt nicht“, sagte Nita.

„Gib ihnen Zeit.“

„Kann nicht jemand von uns Bird oder Rosa im Traum erreichen?“ fragte Madrone.

„Das ist schon versucht worden“, sagte Sam, „aber umsonst, er hat sich verschlossen.“

„Lily hat es mehrfach versucht, ihn aber nicht erreicht“, sagte Maya traurig, „sogar ich erreiche ihn nicht.“

„Ich habe es noch nicht versucht“, sagte Madrone, „aber das werde ich jetzt.“

In ihren Träumen fiel sie, fiel immer tiefer. Nichts um sie her, nur Leere, ein grauer Raum, gefüllt mit Schrecken. Dann war plötzlich Bird da, er fiel gemeinsam mit ihr.

Sie streckte die Hände nach ihm aus, wollte ihn berühren, wollte jemanden, an den sie sich halten konnte. Doch sie erreichte ihn nicht, und so fielen sie tiefer und tiefer.

„Nirgends ist fester Boden“, sagte Bird, „nirgends ist festes Land.“

„Aber was ist mit deinen Flügeln, Bird? Fliege! Flieg' fort von hier!“

Aber Bird flog nicht, er fiel und fiel weiter ins Bodenlose.

In eine Ecke gedrückt, beobachtete Madrone das Geschehen. Dicht an dicht drängten sich die City-Bewohner in dem düsteren Keller, der als provisorischer Versammlungsraum für die Ratsversammlung diente. Die geschnitzte Lachs-Maske des Sprechers für den Westen streifte von Zeit zu Zeit ihren Kopf, und sie konnte nur hoffen, der Sprecher würde nicht dem Drang erliegen, auf eine besonders überzeugende Rede mit zustimmendem Kopfnicken zu reagieren. Der Raum roch nach Schweiß und Salbei. Isis und Sara kauerten ganz in ihrer Nähe.

„Wie lange wollen wir diese sinnlose Strategie noch weiterverfolgen?“ rief Cress vom Wasser Council. „Jeden Tag sterben einige der Unseren, die Ernte-Situation auf den Feldern ist katastrophal. Warum geben wir nicht zu, daß wir stärkere Aktionen brauchen?“

„Wir wollen so weitermachen, bis ihnen bewußt wird, daß mit Gewalt nicht alles erreicht werden kann“, entgegnete Lily entschieden.

„Was kann denn nicht mit Gewalt erreicht werden?“ rief jemand aus dem hinteren Teil des Raumes, und einige lachten.

„Bleibt bitte im Prozeß!“ rief Joseph, der die Sitzung leitete.

„Gewalt hält sich immer für unbesiegbar“, fuhr Lily fort, „aber das ist eine gefährliche Denkweise, denn Gewalt verbraucht ungeheure Mengen an Energie und Menschenleben. Gewalt verzehrt alles, auch den Gewalttätigen.“

„Ich weiß nicht, Lily“, wandte ein alter Mann ein, „ich möchte mit allem Respekt antworten, daß unser Widerstand uns auch aufzehrt.“

„Gewalt wirkt zu neunzig Prozent durch Einschüchterung“, fuhr

Lily unbeeindruckt fort. „Dem Gewalttätigen wird vor allem gehorcht, weil jeder vor dem Angst hat, was er ihm antun könnte. Aber niemand kann auf Dauer herrschen, wenn er Gehorsam mit Gewalt erzwingen muß. Wenn wir uns weigern zu gehorchen, wenn wir nicht mit ihnen zusammenarbeiten, müssen sie sich geschlagen geben.“

„Aber wie können wir uns wirklich weigern, Lily?“, sagte Lou. „Sogar Bird mußte seinen Widerstand aufgeben, und nun arbeitet er für sie.“

„Er hat ihnen von den Zisternen erzählt“, sagte die Frau mit den gelben Haaren, die dicht neben Cress saß. „Sie haben in den vergangenen drei Tagen ständig Zisternen zerstört, fünf unserer Leute wurden getötet, als sie sich ihnen entgegen stellten.“

„Sie haben die Zisternen selbst entdeckt, das war an dem Tag als sie nach dem Chen Place suchten“, Walker sprang empört auf. „Wir können nicht alles, was schiefeht, Bird anlasten!“

„Okay, aber er ist nicht mehr auf der Plaza zu sehen, seitdem die Zisternen zerstört wurden“, grollte Cress, „hat das nichts zu bedeuten?“

„Was soll es denn bedeuten?“ gab Walker zurück.

„Es geht hier nicht um Bird“, legte sich Lily ins Zeug. „warum reden wir immer wieder über Bird? Held oder Betrüger, er ist nur ein Mensch.“

„Er ist eben eine Schlüsselfigur“, entgegnete Lou gelassen, „grundsätzlich bin ich deiner Meinung, Lily. Aber wir können Bird nicht beiseite lassen. Er ist ein lebendes Beispiel für das, was passiert, wenn Gewalt auf Widerstand trifft. Er symbolisiert den Kampf, in den wir alle verstrickt sind. Wir haben einen Helden gebraucht, zu dem wir aufsehen können. Das war vielleicht naiv, unrealistisch, aber verständlich. Es war aber auch unfair, das ist sicher. Sein Verrat an uns hat uns entmutigt. Denn, verdammt noch mal, ich weiß, daß er viel tapferer und zäher ist als ich. Wenn er ihnen nicht widerstehen konnte, wie soll ich es dann können?“

„Nenn' es nicht Verrat“, protestierte Nita.

„Jeder würde es so nennen“, gab Cress zurück.

„Dann seid ihr alle Narren“, antwortete Lily.

„Bleibt bitte im Prozeß, zur Sache bitte“, schrie Joseph. „Okay, Lou, du bist dran.“

„Vielleicht sind wir alle Narren, Lily“, sagte Lou, „aber dann müssen wir uns auch entsprechend verhalten. Wir sind Menschen mit beschränkten Kräften, keine City voller Heilige. Wir können nur bis

zu einem bestimmten Punkt durchhalten, und dieser Punkt ist meiner Meinung nach erreicht. Es kommt darauf an, wer zuerst zusammenbricht, und das könnten durchaus wir sein.“

„Und was schlägst du vor?“ fragte Lily sanft.

„Unsere Leute müssen in gewisser Weise ihrem Unmut Luft machen können. Das hat mit Gewalt nichts zu tun, sie sollen nur ihrem Ärger Luft machen können.“

Stille im ganzen Raum. Isis stupste Madrone vorsichtig an. „Darf ich hier auch etwas sagen?“

Madrone nickte. „Heb' einfach die Hand, damit der Versammlungsleiter dir das Wort gibt. Und sprich nicht zu schnell, damit alle dir folgen können.“

Joseph sah Isis an und nickte, sie stand auf.

„Leute, ihr habt hier eine wunderschöne Stadt. Ich bin hier herumgewandert und habe nach den Armenvierteln gesucht. Und ich habe nirgends verfallene Häuser oder vernachlässigte Gärten gesehen. Es ist schon so, wie es mir Madrone hier erzählt hat, ihr habt euch eine Welt aufgebaut, in der jeder genug zum Leben hat. Das ist wichtig. Dort, wo ich herkomme, ist das nicht selbstverständlich, und es ist auch für die Steward-Soldaten nicht selbstverständlich. Deshalb überrascht es mich auch nicht, daß sie anfangen zu desertieren. Die meisten von ihnen sind arme Kerle, die normalerweise auf der Straße liegen würden, sie haben nur die Wahl zwischen der Armee und dem Gefängnis. Diese Leute sind nicht euer Problem.“

Isis machte eine Pause. „Das Problem ist das Elitekorps. Jene Leute, die eigens für die Armee herangezüchtet und erzogen wurden. Jene Kerle, die gar nichts anderes kennen als die Armee. Sie werden am schwersten zu überzeugen sein, wenn überhaupt. Und wenn ihr sie nicht überzeugen könnt, werdet ihr sie töten müssen. Ich weiß, das ist nicht in eurem Sinn, aber ihr müßt den Dingen ins Auge sehen. Und sie werden nicht leicht zu töten sein.“

„Hast du irgendeine Vorstellung, wie wir sie kriegen können?“ fragte Sachiko.

„Ich weiß nur, daß sie mit ihrer Einheit verwachsen sind. Die Einheit ist ihr Leben, das ist es, woran sie glauben. Wenn sich auch nur einer von einer Einheit gewinnen läßt, so gibt es eine Chance, daß die anderen ihm vielleicht folgen. Aber wie ihr diesen einen bekommen könnt, weiß ich nicht. Vielleicht funktioniert es mit dem einen, der schon bei euch ist. Vielleicht könnt ihr ihn überzeugen.“

„Vielleicht lernen auch Schweine noch fliegen?“ rief Cress dazwischen. Einige lachten, doch der Sprecher gebot Stille.

„Freund Coyote hat eine Botschaft für uns.“ Der Sprecher beugte sich nahe zum Rachen der Coyotemaske hinunter. „Coyote sagt: Erinnert euch an eure vergessenen Stärken. Haltet zum Schlaunen, nicht zum Krieger. Verzweifelt nicht.“

„Die Fragen werden wir heute nacht wohl nicht mehr beantworten können“, sagte Joseph. „Wir müssen nun Schluß machen, damit die Patrouillen der Stewards uns nicht auf dem Heimweg festnehmen. Wir debattieren morgen weiter. Geht in Frieden. Que les vaya bien.“

Lily ging zu Madrone hinüber, während sich die Versammlung auflöste. „Komm mit zu mir nach Hause“, sagte sie, „ich brauche dich als Heilerin.“

Madrone seufzte tief auf. „Lily, ich habe dich sieben oder acht Monate nicht gesehen. Ich komme direkt aus der Hölle, und du kannst mir nicht mal Hallo sagen, bevor du mir Arbeit zuweisen willst?“

Lily zog die Brauen hoch. „Wie kannst du sagen, wir haben uns nicht gesehen? Ich habe dich dutzende Male im Traum getroffen.“ Doch dann strich sie sich das Haar mit einer müden Bewegung aus der Stirn. „Vergib mir, mein Kind. Ich werde wohl langsam verrückt. Du hast recht, ich hätte dich erst einmal begrüßen sollen. Ich grüße dich also. Schön, daß du zurück bist.“

Sie nahm Madrone bei der Schulter und küßte sie leicht auf die Wangen: „Und jetzt habe ich eine Aufgabe für dich.“

„Lily, Sam hat ein Haus voller Arbeit für mich. Ist es wirklich wichtig?“

„Es ist die wichtigste Arbeit, die du überhaupt tun kannst.“

„Und wie, zum Teufel, soll ich das heilen?“ fragte Madrone wütend. Sie standen im Wohnzimmer der kleinen Wohnung, in die Lily für die Dauer der Krise umgezogen war. In einer Ecke des Raums hockte Nullneun, den Kopf auf die Hände gestützt und brabbelte vor sich hin. Sein Augen waren leer. Lily zog Madrone behutsam aus dem Raum. Sie setzten sich in der winzigen Küche nieder.

Doch Madrone war zu unruhig, sie stand auf und ging hin und her: „Zeige mir einen Virus, eine nette Wunde, ein gebrochenes Bein, okay! Aber wie, zum Teufel, soll ich die Seele eines Mannes heilen, der kaltblütig eine ganze Familie niedergeschossen hat?“

„Hat er nicht, er hat vorher aufgehört.“

„Sicher, sicher, das rechne ich ihm hoch an. Eine Fünfjährige, das war dann doch etwas zuviel für ihn. Eine Achtjährige konnte er niederknallen, aber...“

„Ist da wirklich kein Teil von dir, der verstehen kann?“

„Nein!“

„Absolut nicht?“

„Lily, du bittest mich, den Mörder meiner Mutter zu heilen.“

„Wie meinst du das?“

„Meine Mutter wurde von einer Todes-Schwadron in Guadeloupe getötet. Von Männern wie er. Ich war dabei. Ich erinnere mich jetzt.“

„Aber dann hast du doch eine Beziehung zu ihm.“

„Ich habe keine Beziehung zu ihm. Ich will auch nicht heilig gesprochen werden. Ich bin auch nicht auf Vergeben und Vergessen aus. Ich bin nicht einmal eine richtige Seelen-Heilerin. Warum suchst du dir nicht so einen, es sind doch sicher noch einige in der City zurückgeblieben? Und dann laß mich zurück zu meinen Bazillen und meinen kaputten Knochen.“

„Unsere Seelen-Heiler haben alle bei ihm versagt. Du bist unsere letzte Hoffnung. Du bist in dieser Welt gewesen, aus der er kommt.“

„Das ist es ja, warum ich sage, es ist hoffnungslos. Ich kenne diese Kerle. Die sind nicht wie wir, Lily. Denen fehlt etwas. Das ist eine ganz andere Sorte Mensch, und ich meine das wörtlich.“

„Wirklich? Willst du mir sagen, daß du nicht töten könntest?“

Madrone setzte sich in den Sessel Lily gegenüber und lehnte sich weit zurück. „Ich weiß nicht. Ich hatte da unten im Süden Gelegenheiten zu töten. Aber ich konnte es nicht. Bis auf eine Ausnahme. Ich habe jemanden verletzt – aber das war, um Katy zu retten. Ich habe ihn nicht getötet, aber das war mehr ein glücklicher Zufall. In dem Augenblick war es mir egal. Doch das ist alles ganz anders, als die Dinge, die dieser Mann getan hat, Lily.“

„Ist es das? Hat er nicht ausgeführt, was sein ganzes Leben ausmachte? Woran er glaubte und wofür er trainiert wurde. Stell dir nur die inneren Kämpfe vor, die er gehabt haben muß, um im Töten innezuhalten. Er mußte sich doch selbst Gewalt antun um aufzuhören. Er muß Gefühle gehabt haben, die er vorher sicher nie gekannt hatte. Kannst du wirklich kein Mitgefühl für ihn aufbringen?“

„Nun, vielleicht.“

Lily lächelte. Die Anspannung wich. Ihre Gesichtszüge fanden wieder zu ihrer Sanftheit zurück. Madrone war irritiert. „Wir werden nur siegen, wenn unsere Heiler stärker sind als ihre Krieger.“

„Aber niemand kann einen anderen heilen, Lily. Du weißt das ganz genau. Wir heilen immer nur uns selbst.“

„Trotzdem bist du als Heilerin tätig. Du veränderst Energien. Du schaffst die Voraussetzungen, damit ein Kranker überhaupt gesund werden kann.“

„Aber ich kann seine Vergangenheit und seine Herkunft nicht verändern. Du sprichst im Grunde genommen nicht von einer Heilung, sondern davon, daß ich seine Persönlichkeit verändern soll.“

„Wer sagt, daß du seine Vergangenheit nicht heilen kannst? Zeit ist doch nur eine Illusion. Alles, was einmal war, existiert auch jetzt.“

„Dieser Gedanke gefällt mir nicht. Ich bin ganz froh, daß manche Dinge vorüber und vorbei sind.“

„Aber wie kann etwas vorbei sein? Der Sklavenhandel, das Niedermetzeln ganzer Volksstämme, die Hexenverbrennungen – das alles lebt in dir weiter. Irgendwann in meinen Leben bin ich als Kind während einer Hungersnot gestorben, und irgendwann als kleines chinesisches Mädchen in einem Käfig an Passanten verkauft worden. Das alles ist ein Teil dessen, wie wir heute sind.“

„Aber dann werden die Dinge doch niemals besser!“

„Ganz im Gegenteil: Wenn du in diesem Moment etwas heilen kannst, heilst du gleichzeitig allen Schmerz, der jemals war.“

„Das ist mir zu hoch, Lily.“

„Versuch' es so zu sehen. Wenn du dich selbst heilen kannst, kannst du sozusagen auch deine Vorfahren heilen. Denn die waren selbstverständlich auch Mörder, Folterer, Vergewaltiger. Wer von uns ist ganz ohne Schuld? Wenn du diesen jungen Mann retten kannst, indem dein Mitgefühl ihm vielleicht einen neuen Weg für seine Seele, sein Herz und sein ganzes Dasein weist, dann heilst du doch auch seine Vergangenheit.“

„Lily, ich habe zwei der Johnson-Kinder nach ihrer Geburt in den Armen gewiegt. Wie kann ich nun ihren Mörder heilen?“

„Versuche es einfach.“

Madrone hockte sich neben die zusammengesunkene Gestalt in der Zimmerecke. Ich weiß wirklich nicht, was ich hier tun soll, murmelte sie. Ich bin wirklich keine Seelen-Heilerin. Ich möchte auch gar nicht sein Ch'i überprüfen oder seine Energien schmecken. Alles, was ich tun kann, ist bei ihm sitzen und mich erden. Sie setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden und atmete tief ein. Geduld, Ge-

duld. Göttin, wenn du versuchst, Kreaturen mit Geduld zu erschaffen, fang am besten mit Hunden an. Hunde sind meistens freundlich, erst wenn man sie ärgert, werden sie böse, aber niemals begehen sie methodische Grausamkeiten.

„Du hast versprochen, mein Werkzeug zu sein“, wisperte eine Stimme.

„Wie soll ich zum Werkzeug des Mitgefühls werden, wenn ich vor Wut halb verrückt bin?“

„Sitzen, sitzen, bis sich die Energien verändern.“

Madrone saß unbeweglich. Eine Stunde verging, und noch eine. Lily brachte ihr lautlos Tee. Einmal stand Madrone auf und ging in Lilys Bad zur Toilette. Doch dann setzte sie sich wieder hin.

Mitgefühl. Geduld. Nein, sie konnte eigentlich nichts davon in sich finden, nur Kummer und Wut. Was hätte ihre Mutter wohl mit den Jahren angefangen, die ihr genommen waren? Sie hätte für mich da sein können, sie hätte mir die Kaurimuschelkette um den Hals hängen können, als ich zum ersten Mal meine Monatsblutung hatte. Sie hätte meine Zukunftspläne mit mir besprechen können, meine ersten Liebesgeschichten miterlebt, sie hätte mich trösten können, als Bird fortging. Sie hätte ihr eigenes Leben leben können, ein Leben voll Liebe und wohl auch voller Sorgen. Alles vergeudet. Madrone sah die trüben Augen des Soldaten und dachte an Blut. Coatlicue du gabst mir dein Messer, und, soweit ich weiß, bist du keine sanfte Göttin. Verlangst du nicht Opfer? Herzen frisch aus der Brust geschnitten? Oder ist das nur eine Sage, von alten Priestern erzählt? Aber das könnte ich tun. Wenn dein Messer mehr als nur eine Energieform wäre, wenn es aus scharfem Stahl wäre, ich könnte diesem Mann damit sein kaltes Herz herauschneiden, ja herausreißen. Ach, wenn wir das nur tun könnten, Mutter, alle die eiskalten Herzen herauschneiden, den menschlichen Abschaum von der Erde verschwinden lassen. Wer hat das doch gesagt? Einer der Erzengel, oder nicht? Ich verstehe das sehr gut. Göttin, versage mir jetzt den Geist der Bienen, sonst erkenne ich womöglich die kranken Gefühle dieses Mannes und steche ihn zu Tode, um den Bienenstock zu schützen.

Wut durchzuckte sie, heiß stieg er in ihrem Bauch auf, barst zu lodernen Flammen in ihrer Brust. Oh, wie satt ich es habe, Heilerin zu sein! Wie gern würde ich zerstören, alles zerreißen mit meinen Nägeln, Menschenfleisch essen und zu allem nein, nein, nein schreien. Bis alles vorüber ist und neu beginnen kann, sanft und freundlich. Ich habe nicht getötet, dachte sie, und ich will nicht töten, nicht, wenn Lily im Zimmer nebenan sitzt, aber, Diosa, eigentlich möchte

ich töten, um aufzuräumen, sie bezahlen lassen für alles Leid, Gerechtigkeit üben und Rache.

Madrone fühlte, wie ihr Körper zu neuem Leben erwachte. Sie wollte tanzen, die Zivilisation mit Füßen treten. Mit ihren Händen Donner und Sturm herbeirufen und die Felder im Schweiß ihrer Brüste ertrinken lassen. Erzählt mir nichts von Mitgefühl, erzählt mir von brennenden Wäldern, von Vulkanausbrüchen, von Wirbelstürmen, die alles niederwalzen. Göttin, du hast die Welt nicht recht geschaffen. Was du geschaffen hast, trägt Krankheit und Gift in sich. Laß alles verschwinden, beginn noch einmal von vorn.

Ihre Hände fühlten sich merkwürdig heiß an. Ja, sie war der Vulkan, glühende Lava floß aus ihren Händen. Wenn ich ihn jetzt berühre, verzaubere ich ihn, verwandle ich ihn, es geschieht ihm recht. Sie streckte den Arm aus und griff nach der Hand des Soldaten. Eine Aura, wie eine rote Flamme umschloß ihrer beiden Hände.

Seine Hand war kalt, eiskalt, aber sie fühlte sich bekannt an, war wie ein Teil ihrer Selbst. Es war wie eine Erinnerung an etwas, das sie schon immer gekannt hatte. Wir sind uns ähnlich, erahnte sie, in gewisser Weise Fleisch von einem Fleisch. Aber wie kann das sein?

Die Flamme veränderte sich. Sie wuchs und wuchs, bis sie alles mit reiner Farbe umgab, rotgolden und in der Mitte leuchtend blau wie kristallklares Wasser.

Und dann fiel sie ins Wasser, ein Ozean schwemmte sie fort.

Die Wogen trugen sie empor, durchdrangen ihren Körper und ihr Gehirn. Das Zimmer schien sich zu öffnen, weißgoldenes Licht strömte zitternd und klingend herein. Das Zimmer, die Mauern, der Mann – alles löste sich auf, bis nur noch das Spiel von Farben und Harmonie blieb, schön wie Eis in der warmen Wintersonne. Ja, alles war nun warm, ihre eigenen Hände, ihr Herz, ihr Zorn war verschwunden, von den Flammen aufgezehrt, von den Wogen hinweggespült, und alles war erfüllt von neuer Hoffnung.

Seine Hände wurden warm unter ihrer Berührung. Sie begann zu heilen, und das war nur ein Hinüberreichen und Anbieten ohne Urteil. Sie ließ diese Kräfte einfach fließen.

Schweigend saßen die beiden die ganze Nacht, hielten sich bei den Händen. Äußerlich bewegte sich nichts. Innerlich ließ Madrone leuchtende Farben über graue Schlammwege fließen, freundlichen Regen auf ausgedörrte Felder niedergehen, weinte über Leichnamen und grub einen häßlichen zerfurchten Stein aus, der langsam zu zucken begann und zu schlagen wie ein warmes, menschliches Herz.

Die Nacht wich. Der Himmel vor Lilys Fenster wechselte seine

Farbe von tiefdunkelblau zu zartem hellblau. Schließlich blickte der Mann auf. Er hob den Kopf so langsam wie ein Blütenkelch sich nach frostiger Nacht vorsichtig öffnet. Scheu blickte er Madrone an, und als er ihren Blick gewahrte, sah er schnell wieder fort.

„Mein Name ist Madrone“, sagte sie sanft, „und du?“

„Hab’ keinen Namen.“ Seine Stimme war leise und tonlos, er sprach abgehackt, mühsam nach Worten suchend.

„Du hast keinen Namen?“

„Nummer Nullneun, fünf, dreiunddreißig, sechzehnhundert, fünfte Einheit.“

„Oh, und wie nennen dich die Leute?“

„Nullneun.“

Feurige Flammen standen zwischen ihnen. Er schien sich plötzlich zu schämen, ein Mann, der nicht einmal einen Namen hatte. Wie konnte sie sich vor ihm fürchten?

„Was werdet ihr mit mir machen?“

Er hatte Angst vor ihr. Madrone dämpfte ihre Stimme. Sie sprach langsam. „Wir wollen dich eine oder zwei Wochen hier behalten, bis dein Immunsystem sich von den Boostern erholt hat. Und danach, nun, das kommt darauf an...“

Sie sah Entsetzen in seinem Gesicht.

„Wir werden dich nicht quälen, Nullneun.“

Er sah sie überrascht an: „Wieso nicht?“

„So etwas machen wir eben nicht.“

„So etwas machen aber alle.“

„Wir nicht.“

„Was macht ihr denn?“

„Wenn du gesund wirst, kannst du mit uns zusammen arbeiten, dann kannst du uns helfen.“

„Euch helfen, wie denn?“

„Uns helfen, euch alle zu verstehen.“

„Wozu denn?“

„Damit wir uns schützen können, und euch alle auch.“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, es ist wirklich ein Platz für dich frei an unserem Tisch, wenn du das möchtest. Ich meine, daß du in dieser City leben könntest, und der Rest von deiner Einheit auch. Genug zu essen und zu trinken, und keiner befiehlt euch, Menschen zu töten. Wir haben hier viel Arbeit, aber es ist sicher wert zu arbeiten, Dinge zu schaffen, Dinge, die wachsen. Und du hast deinen eigenen Namen, nicht einfach nur eine Nummer. Du würdest respektiert, wenn du Respekt verdient hast.“

„Ich glaube dir gar nichts.“ Nullneuns Gesicht war leer.

„Du mußt mir schon glauben, denn nun werde ich dir einen Namen geben.“

„Ich komme aus einem Gefängnislager. Dort gibt es keine Namen. Nur weiße Boys bekommen einen.“

„Aber jetzt bist du ein Teil von uns. Alle in dieser City sind sozusagen Teil einer Einheit. Wir alle bilden eine Einheit, und alle haben einen Namen.“

„Was für einen Namen wirst du mir geben?“

Seine schwarzen, runden Augen erinnerten sie plötzlich an ein Kindergesicht. Das ist die Woche der Namensgebungen, dachte sie. Zuerst das Baby, und nun dieser Mann. Er sollte einen schönen Namen haben, nicht irgend etwas, was er womöglich gar nicht richtig aussprechen konnte. Vielleicht sollte sie ihn nach Rio nennen. Nach Rio, der auch getötet hatte, und wie Maya erzählte, öfter mal in Rage geraten war. Rio hatte sich verändert, und dieser Mann konnte sich vielleicht auch verändern.

Aber Rio – da würde sie immer an ihren Großvater denken müssen. Sie konnte ihn nicht Rio nennen. Aber wenn man den Namen übersetzte...?

„River, ich nenne dich River. Das ist die Bezeichnung für einen großen Strom, der frei und kräftig dahinströmt.“

„River? Ist das mein Name?“

„Er paßt zu dir“, lächelte Madrone.

„Du hast mir einen Namen gegeben.“

„Es ist jetzt deiner. Niemand kann ihn dir wegnehmen.“

„River“, wiederholte er. Seine Lippen formten ein vorsichtiges Lächeln, und für einen Moment sah er ganz jung aus, wie ein kleiner Junge. Dann verlosch sein Lächeln wieder. Seine Augen öffneten sich, gequält, verletzlich.

„Wie weiß man denn, zu wem man gehört?“ fragte er. „Wie weißt du, wer deine Leute sind? Bird – kennst du Bird?“

„Er war mein Liebster“, antwortete Madrone.

„Dieser Bird, er hat viel über die Leute der City erzählt. Viel Mist, vermutlich.“

„Vielleicht auch nicht.“

„Es hörte sich ganz gut an. Es klang gut, was er uns erzählte. Und dann kam dieser Tag, du weißt, welchen Tag ich meine?“ Madrone nickte, und er sprach weiter. „Wir hatten den Befehl zu töten. Irgendwelche Leute zu töten, die uns in die Quere kamen. Ich habe nicht darüber nachgedacht. Ich erschoss einen, und dann noch einen. Doch

dann kamen immer noch welche. Zu blöde, Mensch, ich dachte, das wäre das Blödeste auf der Welt. Ich schoß wieder und wieder. Ich konnte Bird hinter mir fühlen. Er wollte das nicht. Na ja, es sind seine Leute, dachte ich. Und dann fiel mir ein, wer sind eigentlich meine Leute? Das hatte ich mich vorher niemals gefragt, und ich konnte darüber lange nicht nachdenken. Ich sah diese Kleine, und ich dachte, woher weiß ich, wer sie ist? Ich weiß doch nicht mal, wer ich bin. Ich habe nie vorher daran gedacht, daß ich jemand sein könnte. Sie sah aus wie ich, vielleicht gehört sie zu meinen Leuten, und ich weiß es nur nicht? Ich konnte sie einfach nicht töten.“

„Nein“, sagte Madrone sanft, „das konntest du nicht, und ich bin glücklich darüber.“

„Vielleicht habe ich ja schon meine eigenen Leute getötet. Vielleicht bin ich deswegen schon verdammt und verhext. Wer will das wissen. Ich hab' niemals vorher über sowas nachgedacht, und nun kann ich nicht aufhören, drüber nachzudenken. Woher komme ich eigentlich? Wer bin ich? Und was ist mit mir passiert?“

„Was passiert ist? Du hast deine unsterbliche Seele entdeckt“, sagte Madrone, „deine Machthaber meinen ja, du hast keine. Aber das ist nicht wahr.“

„Und nun hast du mir einen Namen gegeben“, sagte River, „ich muß jetzt zu euch gehören.“

„Wir gehören zusammen“, gab Madrone sanft zurück, „wirst du uns nun helfen?“

„Alles, was du willst.“

„Ich möchte Bird retten.“

„Yeah, dieser zähe Kerl, dieser unglaubliche Bursche. Aber nun wollen sie ihn in die Knie zwingen.“

„Und alle anderen auch. Da ist ein Mädchen, eine kleine Freundin von mir und von Bird.“

„Dieses dünne Mädchen, das sie ihm ständig vorführen?“

„Ja, was ist mit ihr passiert?“

„Ich weiß nicht. Sie schleppten sie die ganze Zeit herum. Mal war sie unten im Keller eingesperrt, mal in einem anderen Gebäude.“

„Kannst du sie finden? Ich glaube, sie benutzen das Mädchen, um Bird zu erpressen. Damit er tut, was sie wollen.“

„Das stimmt. Okay, vielleicht kann ich sie finden. Ich muß aber zuerst wieder Kontakt mit meiner Einheit haben. Hören, was sie sagen.“

Madrone seufzte. „Ich denke, vorher muß ich dich erstmal gesund bekommen. Dann können wir weitersehen.“ Sie nickte vor sich hin.

Nun mußte Neullneuns, nein Rivers Vertrauen gefestigt werden. Das war wichtig. Sie stand auf und ging in Lilys Küche, wo die alte Frau am Tisch saß und eingenickt war. Als Madrone eintrat, erwachte sie.

„Ich habe ihn zum Sprechen gebracht“, sagte Madrone, während sie eine kleine Schüssel mit Honig füllte.

„Wunderbar!“

„Du hast recht gehabt, Lily. Ich kann ihn nicht hassen. Ich fühle mit ihm.“

Lily lächelte. „Wir werden siegen, du weißt es. Heute Morgen kann ich wieder an Wunder glauben.“

Lily folgte ihr ins Wohnzimmer, blieb jedoch in der Türe stehen, so daß das ganze Zimmer zwischen ihr und River lag.

Madrone setzte sich wieder vor River hin, mit der kleinen Schüssel voll Honig in der Hand. Kann ich dies wirklich tun, fragte sie sich insgeheim verwundert. Habe ich genügend Kraft? Sie schloß die Augen, und plötzlich war ihr, als hielte jemand ihre Hände. Wärme durchströmte sie, eine geheimnisvolle Stärke wuchs in ihr, schwelend, strömend, überfließend. Die Hände meiner Mutter. Wir sind nicht mehr voneinander getrennt. Jetzt erst habe ich meine volle Kraft. Sie atmete tief und konzentrierte sich auf ihren Bienensinn. Sie versank tief in Trance. So tief, daß sie Rivers Chemie an seinem Geruch ablesen konnte. Furcht und Schmerz und ein Immunsystem, das nahezu funktionsunfähig war. Sie konnte die Muster in seiner Ch'i-Welt sehen, sie konnte erschmecken, was ihm fehlte. Ihrem eigenen Körper konnte sie befehlen, das für ihn bereitzustellen, gebraut aus ihren eigenen Hormonen und Proteinen und abgesondert über die Bienennarbe auf ihrer Stirn. Sie senkte ihren Geist und Körper über ihn, ließ mit ihrem Schweiß auch Willensstärke, Ruhe und Gesundheit auf ihn tropfen, auf ihn übergehen. Sie griff in die Honigschüssel und fing an, River damit zu füttern.

River hatte sie zunächst ängstlich, dann zunehmend fasziniert beobachtet. Nun tat Madrone die tiefen Atemzüge, die sie aus der Trance zurückbrachten. Sie sah ihn an und lächelte.

„Hab' keine Angst“, sagte Madrone, „ich werde dir noch ein Geschenk machen.“

„Was denn?“

„Deine Freiheit. Probiere diesen Honig. Schau, er ist harmlos, ich tu's auch.“ Sie tauchte ihren Finger in die Schüssel und ließ die Süße auf ihrer Zunge zergehen. Wärme, Kraft und Energie rannen durch sie hindurch. „Iß davon. Der Honig wird dich verwandeln, es ist ein Zauber. Iß davon und du wirst keine Booster brauchen.“

Vorsichtig tauchte River seinen Finger in den Honig und kostet, wieder und wieder. „Hm, schmeckt gut.“

„Es ist gut. Mach weiter, isß mehr davon!“

„Wir haben etwas, was dir beim Essen hilft“, sagte Lily von der Tür her. „Wir nennen es einen Löffel. Du kannst auch Toast zum Honig haben. Möchtest du das, Soldat?“

„River“, sagte Madrone, „er hat jetzt einen Namen, er heißt River.“

River nickte stolz, und Lily ging hinaus, um Toast zu holen.

„Wenn dieser Honig mir hilft“, lächelte River, „werde ich euch eine ganze Armee herbeischaffen.“

„Die können wir brauchen.“

Ich halte es nicht mehr aus“, sagte Maya zu sich selbst. Ruhelos wanderte sie durch das ganze Haus, unfähig, sich irgendwo hinzusetzen, unfähig zu kochen, unfähig sich um die Kranken zu kümmern, unfähig überhaupt etwas Sinnvolles zu tun. Es war auch egal, denn weder Sara noch Mary Ellen brauchten ihre Hilfe wirklich. Maya fühlte sich alt und nutzlos. Sam hatte als Arzt genug zu tun, gerade jetzt. Madrone war irgendwo und rief sich als Heilerin auf. Was ihr blieb, war das Gefühl, daß sie verloren hatte. In ihr bohrte das beschämende Gefühl, versagt zu haben. Mitgefühl konnte die Grausamkeit eben nicht besiegen. Es war wohl ein Fehler gewesen, ihr ganz persönlicher Fehler, dies zu glauben. Die Stunde der Bewährung war gekommen und vorübergegangen, und sie saß herum und tat nichts, konnte nichts tun. Nichts, außer in stupiden Ratsversammlungen herumsitzend und zuzuhören, wie ihr eigener Enkelsohn von Schwachköpfen attackiert wurde. Nein, sie konnte und sie wollte sich nicht damit abfinden.

Sie ging in ihr Zimmer. Hier waren keine verwundeten oder kranken Soldaten untergebracht. Sam schlief neuerdings auf einem Feldbett in einem der unteren Zimmer. Maya hoffte, er würde nicht gerade jetzt aufwachen und auf die Idee kommen, nach ihr zu sehen. Madrone war ohnehin die meiste Zeit fort, auch nachts, und Nita arbeitete momentan im Ritual Raum. Sara und Mary Ellen waren in der Küche beschäftigt, Lou und Aviva irgendwo unterwegs. Ja, sie konnte es wagen. Es waren die richtige Zeit und der richtige Tag. Sie schloß die Tür hinter sich.

Sie zog ein weißes Kleid an, das sie vor Jahren bei Zeremonien für

die Orishas gern getragen hatte. Jetzt sah die dicke weiße Baumwolle alt aus, zerknittert und umspielte lose ihren Körper. Sie büstete ihr langes weißes Haar sorgfältig und ließ es offen. Dann hängte sie sich ihren weißen Mantel um die Schultern und holte den Spazierstock mit dem Silberknäuf von seinem Haken. Sie empfand diesen Stock als sehr passend. Sie kritzelte ein paar Worte für Sam auf einen Zettel, ein paar weitere auf einen anderen für Madrone und legte beide auf ihr Bett.

Vorsichtig öffnete sie die Zimmertür und spähte hinaus. Niemand zu sehen. Sie empfand es als komisch, daß sie sich nun aus ihrem Elternhaus schleichen würde, so wie sie es als Kind gelegentlich getan hatte. Auf Zehenspitzen schlich sie die Treppe hinunter, den Spazierstock fest unter den Arm geklemmt. Sorgfältig hielt sie sich am Treppengeländer fest. Nun zur großen Tür hinaus und diese leise schließen. Maya atmete tief auf. Sie war draußen, sie war frei.

Einen Moment hielt sie inne und blickte auf die Haustür, die sie gerade hinter sich geschlossen hatte. Diese Stufen war sie so oft hinauf und hinunter gegangen, Jahr für Jahr. Hier war sie zu Hause gewesen, zusammen mit Johanna, nachdem sie aus Mexiko gekommen waren. Hier hatte Rio eine Heimstatt gefunden. Hinter den Mauern dieses Hauses hatte sie Rachel Märchen vorgelesen, Geschichten erzählt, Rachel, Madrones Mutter. Hier hatte sie die kleine Brigid an ihren kleinen Händchen festgehalten, als sie das erste Mal die Treppe hinauf und hinunter geklettert war. Vielleicht werde ich zurückkommen und diese Treppe wieder hinaufgehen, zurück in dieses alte Haus. Vielleicht auch nicht. Aber auf jeden Fall hatte sie in diesem schönen alten Haus glückliche Jahre verbracht. Du hast mir Schutz und Geborgenheit gegeben, viele Jahre lang, dachte Maya, aber den Schutz den ich nun brauche, den kannst du mir nicht geben.

Sie ging los. Die Gärten waren durch die sommerliche Trockenheit ausgedörrt. Es hatte nicht genug Regen gegeben. Die Wasserkanäle in den Straßen waren staubtrocken. Die Stewards hatten also den Zufluß wieder abgesperrt. Wenn es so weiterging, war eine Hungersnot unausweichlich. Ohne Wasser konnte nichts wachsen, nichts gedeihen. Wo früher Kinder fröhlich gespielt hatten, herrschte nun unheimliche Ruhe. Die Straßen waren verödet. Nur hier und da sah sie khakifarbene Personen, Steward-Soldaten. Und gelegentlich tauchte ein weiß gekleideter City-Bewohner auf, vermutlich um irgendetwas zu verhexen.

Das Transport-Kollektiv der City hatte die Gondeln unbrauchbar gemacht. Den Stewards war das egal. Aber Maya mußte nun den wei-

ten Weg in die Stadt hinunter zu Fuß zurücklegen. Okay, dachte sie, das tut mir nur gut. Ein schöner, langer Spaziergang durch die Stadt, die sie so liebte, in der sie so viele glückliche Jahre verbracht hatte. Warum nicht? In ihren Augen war die City ein Ort der Magie, der Zuckerbäckerhäuser und grünen Hügel, ein Feengarten. Adieu ihr kleinen Sträßchen und gewundenen Pfade. Adieu ihr Wasserkanäle, Obstbäume und üppigen Gärten. Adios, ihr Kinder, die ihr so fröhlich lärmend hinter den Häusern herumtobtet. Jetzt seid ihr eingesperrt in die Häuser. Vielleicht wartet ihr ja darauf, daß ich euch befreie. Vielleicht denkt ihr aber auch, daß ich alles falsch mache.

Der Morgen war weit fortgeschritten, als sie endlich das große alte Herrenhaus oben auf Nob Hill erreichte, wo der General sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Das Haus war einst von einem reichen Gold-Baron erbaut worden, damals im 19. Jahrhundert. Dann war es exklusives Clubhaus gewesen, zu dem Frauen keinen Zutritt hatten. Nach dem Aufstand und der City-Neugründung wurde es in ein Heim umgewandelt, in dem die Alten in Würde ihr Leben beenden konnten. Was mochte mit den alten Menschen geschehen sein, als die Stewards einmarschiert waren und das große alte Haus beschlagnahmt hatten? Lebten sie noch?

Der Garten rund um das Herrenhaus prangte in sattem Grün, das fiel ihr als erstes auf. Auf der elegant geschwungenen Treppe zum Portal des Hauses standen, einer hinter dem anderen aufgereiht, gespenstergleich in ihrer weißen Kleidung, Citybewohner und warteten auf eine Audienz. Bei einigen war die zur Schau getragene Geduld längst in Apathie umgeschlagen. Aber niemand ging wieder fort. Alle standen und warteten.

Ich werde nicht warten, dachte Maya.

Langsam schritt sie die Treppe hinauf und stützte sich dabei schwer auf ihren Stock. Bereitwillig wurde ihr Platz gemacht. Ein junges Mädchen kam heran und bot ihr den Arm an. Maya blickte ihr in die Augen und erschrak. Waren das nicht die Augen von Brigid, ihrer eigenen Tochter. Aber nein, nein, das war nicht Brigid. Einfach nur ein junges Mädchen mit dunklen Augen und dunklen Haaren. Brigid war tot, und nichts würde sie wieder lebendig machen. Wieder überkam Maya das hilflose Gefühl des Alters, der Ohnmacht.

Das schwere Eingangsportal war verschlossen. Maya klopfte mit dem Knauf ihres Stocks dagegen. Nichts rührte sich. Sie klopfte noch einmal, härter, heftiger. Die Tür wurde einen Spalt geöffnet, und ein dunkles Gesicht tauchte auf: „Weg hier oder wir sorgen dafür, daß du verschwindest. Hier kommt keiner ‘rein.“

„Das werden wir sehen“, sagte Maya und streckte blitzschnell ihren Stock vor, gleichzeitig drückte sie mit den Schultern gegen den Türflügel. Doch was ihr wirklich Eintritt verschaffte, das war der Ausdruck in ihren Augen. Sie fühlte selbst, daß etwas mit ihr geschehen war, daß sie verwandelt war. In ihr hauste nun die Große Schnitterin, La Segadora, das alte Weib, der Tod. Sie hatte sich verwandelt in die Unberührbare. Die Wache am Tor wich zurück. Maya trat ein und durchschritt die große Halle. Der Soldat hatte sich wieder gefaßt und versuchte, sie am Arm zu packen. Aber Maya hieb ihm ihren Stock zwischen die Beine, aufschreiend stürzte der Soldat auf den Marmorfußboden. Das war schon hart an der Grenze des gewaltfreien Widerstandes, dachte Maya. Während die Wache sich mühsam aufrappelte und um Hilfe schrie, schritt sie unbeirrt vorwärts zur großen Doppelflügeltür und stieß sie auf. Sie stand im Büro des Generals.

Der große helle Raum hatte riesige Fenster nach Norden, und der Ausblick war atemberaubend schön. Weit schweifte der Blick über die Bay und zum Mount Tamalpais. Der General saß hinter einem mächtigen Eichenschreibtisch. Ein großer alter Orientteppich bedeckte den Fußboden. Drei Offiziere standen neben seinem Tisch.

Maya stieß ihren Stock heftig auf den Boden, der General fuhr erstaunt herum und starrte sie an. So, wie er da hinter seinem Schreibtisch saß, war er das Bild eines harten alten Soldaten. Angefangen von seiner kräftigen Statur bis hin zu dem militärisch kurzen Haarschnitt seines strohgelben Haares. Seine Züge verhärteten sich, und er schaute sie an mit schmalen Augen.

„Was zum Teufel soll das. Wie ist die hier hereingekommen?“

„Sir...“, der Soldat aus der Halle war inzwischen hereingestürzt. Aber der General schnitt ihm mit einer Geste das Wort ab. Drohend und massig erhob er sich von seinem Sessel und ging langsam auf Maya zu.

„Wer zum Teufel bist du?“

Maya öffnete den Mund und wollte etwas erwidern. Doch die Worte, die sie dann sprach, schienen wie von weit herzukommen: „Ich bin dein Tod! Das, was du überall hinbringst, und was auch dich zum Schluß erwartet. Ich bin dein Schicksal.“

„Mein Schicksal ist, alle Sünder dieser Welt zu bestrafen!“

Obwohl der General viel größer war als Maya, schienen ihre Augen plötzlich auf gleicher Höhe zu sein. Eine kalte harte Stimme sprach aus ihrem Mund und wischte alle Argumente des Generals beiseite.

„Dein Schicksal liegt in dir selbst begründet. In deinem Blut, in deinen Gebeinen, wie bei jedem Menschen. Dein Schicksal ist hier, vor deinen Augen. Ich stehe vor dir!“

„Wer bist du?“ fragte der General noch einmal.

„Ich bin das Schicksal, dem du nicht entkommen kannst. Ich bin das Grau deiner Haare, ich bin die Schicksalslinie deiner Hand. Ich bin der Tod, die Rache, die Konsequenz dessen, was du getan hast in deinem Leben. Halte nur fest an deinen Hoffnungen, ich werde deinen Griff schon lösen.“

Sie war das Sprachrohr eines unbekanntes Wesens. So wie das Wasser in den Flüssen von ganz woanders kommt, von weit her.

„Ich bin das Schicksal. Ich bin deine letzte Chance. Ich sehe, wer du bist und wer du sein könntest. Ich sehe deine Vorfahren um dich herum versammelt. Einer von ihnen ist ein kleiner Junge, der zusah, wie Folterknechte seiner Mutter auf dem Marktplatz die Kleider vom Leib rissen, um Spuren des Teufels zu finden. Der sah, wie sie den Leib seiner Mutter mit glühenden Eisen brandmarkten, sie vergewaltigten und bei lebendigem Leibe verbrannten. Ja, ich sehe die Augen des kleinen Jungen, während er zusah, wie der Körper, der ihn gewiegt hatte, verbrannte, verkohlte, wie die Hände, die ihn gestreichelt hatten, zu Asche zerfielen. Ich sehe, wie der Schmerz in dem Jungen eine Waffe wurde, eine Waffe gegen die Welt um ihn herum, bis sie zu seinem zweiten Selbst wurde.“

Maya machte eine winzige Pause. „Und nun ist der Junge ein erwachsener Mann, weit weg von hier, in Afrika. Er ist nun auf GorÇe. Kennst du den Namen? Eine Insel, die auch die letzte Tür genannt wurde. Eine Insel, über die alle Sklaven von Afrika nach Amerika verschifft worden sind. Und hier ist er, dein Vorvater, in der Folterkammer, wo er eine junge, schwarze Frau gewaltsam zu seiner Lust zwingt, während ihr eigener kleiner Junge zusehen muß. Vielleicht ließ er seinen Samen in ihr. Den Samen des Schmerzes und des Hasses, der nun in ihrem Bauch wachsen konnte. Der Same, der dann durch die Hölle der Geburt gekrönt wurde. Das waren deine Vorfahren, und wer waren dann meine? Und die Frau ist trotzdem fähig, dieses Kind der Gewalt zu lieben, wie Frauen ihre Kinder lieben. Weil sie eben verstehen, daß das, was in ihnen gewachsen und aus ihnen geboren wurde, unschuldig ist und auch ein Teil ihrer selbst. Oh, es ist unglaublich, was Menschen einander antun können und es trotzdem überleben. So viele Frauen empfangen den Samen des Schmerzes, bringen das Kind trotzdem zur Welt, und dieses Kind des Hasses gibt seinen Haß womöglich weiter an einen anderen Frauenkörper. Und so bleibt nur die Hoffnung, daß einmal,

irgendwann und irgendwie diese Kette aus Schmerz und Hass durchbrochen wird. Vielleicht weigert sich jemand, den Haß immer nur weiterzugeben. Wer weiß? Vielleicht bist du dieser Jemand?“

Der General stand wie erstarrt. „Schmerzen machen den Mann zum Mann“, stieß er schließlich hervor.

„Oder sie zerbrechen ihn.“

„Ein Mann muß einmal zerbrochen sein, bevor er wirklich ein Mann wird“, murmelte der General halblaut. Dann gab er sich einen Ruck: „Wer bist du?“ fragte er zum dritten Mal.

Maya holte tief Luft. Sie spürte, wie sie sich zurückverwandelte. Der Tod wich aus ihren Augen, sie wurde wieder zur alten, müden Frau. Trotzdem hob sie ihre Stimme: „Maya Greenwood.“

„Aha, die Schriftstellerin.“

„Das hätte ich nicht gedacht, daß man meinen Namen in den Southlands immer noch kennt.“

„Oh, ich hatte das Vergnügen, einige Dutzend deiner Bücher zu verbrennen.“

„Ach, ein Fan von mir“, gab Maya zurück, „ich bin gerührt.“

„Du fängst an, mich zu interessieren“, sagte der General, „was meinst du, was du hier bei mir erreichen kannst? Glaubst du, daß du mich durch deine rührseligen Geschichten gewinnen kannst? Von Maya Greenwood hätte ich mehr erwartet.“

„Ich bin gekommen, dich zu warnen“, sagte Maya langsam und merkte, wie ihre Stimme anfang zu zittern. Die Stimme einer alten, kranken Frau, dachte sie. Doch sie fuhr tapfer fort: „Du kannst hier nichts gewinnen.“

Der General lachte. „Dein Enkelsohn würde dir nicht zustimmen. Er glaubt, wir können nicht verlieren.“

Jetzt, du alte Hexe, jetzt wäre ein guter Augenblick, um göttliche Besessenheit vorzuführen und den General zu beeindrucken. Aber Maya fühlte sich nur alt und müde. Sie würde nicht für Bird bitten oder darum betteln, daß sie ihn sehen könnte. „Ich bin gekommen, das Schicksal meines Enkelsohnes zu teilen“, sagte sie.

„Das läßt sich machen.“ Der General winkte der Wache. „Sperrt sie ein. Aber laßt sie vorläufig in Ruhe. Ihr altes Herz könnt' stehenbleiben, und ich habe noch eine Sonderverwendung für sie.“

Maya setzte sich auf den Teppich. „Wir haben einen Platz für euch gedeckt an unserer Tafel, kommt, eßt mit uns gemeinsam“, sagte sie, während die Soldaten sie fortschleppten.

Der Raum, in dem Maya gefangen gehalten wurde, war vorher ein Büro gewesen. Ein Schreibtisch stand noch hier, aber kein Bett, nicht einmal ein Sessel. So setzte sie sich schließlich auf die Tischplatte und ließ die Beine baumeln. Es gab keine Toilette, aber falls nötig, würde sie einfach eine der Schreibtischschubladen nehmen. Die Soldaten hatten ihr Wasser und ein Stück Brot gegeben, aber sie rührte beides nicht an. Nein, sie schloß lieber einfach die Augen und ließ ihren Gedanken die Zügel schießen. Sie fühlte sich Bird nun sehr nahe, sicher würde sie ihn nun erreichen können.

Aber sie erreichte Bird nicht. Dafür Johanna, die ihre Hände in die Hüften stemmte und Maya ärgerlich musterte. „Das ist schon eine mißliche Lage, in die du dich selbst gebracht hast“, sagte Johanna.

„Ich mußte es tun“, gab Maya zurück.

„Du mußtest überhaupt nichts. Du wolltest es. Die Göttin wird wissen, warum. Irgend ein alter jüdischer Schuldkomplex vermutlich.“

„Du kannst es also nicht erwarten, auf unsere Seite zu kommen“, meinte auch Rio, der hinter Johanna auftauchte.

„Schade, daß ihr damals beim Aufstand das City-Gefängnis abgerissen habt“, gab Maya zurück. „Sonst könnte ich jetzt wenigstens in einer richtigen Gefängniszelle sitzen, in der es eine Pritsche gäbe und eine Toilette.“

„Wenn du so auf Komfort versessen bist, warum bist du dann nicht zu Hause geblieben, wo du ein gutes Bett hast und Menschen, die sich um dich kümmern?“ fragte Rio.

„Bist du neidisch?“ fragte Maya lächelnd.

Rio lachte böse.

„Egal“, sagte Maya, nun doch zerknirscht, „du weißt, wie das ist. Wenn du eine heldenhafte Tat getan hast, fühlst du dich zuerst unverwundbar, glaubst, daß du nichts mehr zu essen oder zu trinken brauchst. Doch dann kommt die ernüchternde Wirklichkeit, und plötzlich sehnst du dich wieder nach deinem Bad und einem heißen Tee.“

Rios Züge wurden weicher. „Maya“, sagte er, „wir halten zu dir, was auch immer passiert.“

Plötzlich überkam Maya schreckliche Angst. Ja, ich habe Angst, gestand sie sich ein, aber ich war eine Weile imstande, mir einzubilden, ich hätte keine. Göttin, warum habe ich mich in diese Lage gebracht? Und was habe ich Bird damit angetan?

„Was ist passiert“, stöhnte sie, „was wird nun weiter geschehen?“

„Oh, du wirst sterben“, hörte sie Johanna antworten, „eventuell.“

„Aber jetzt noch nicht“, gab Maya zurück, „und was wird jetzt geschehen?“

„Jetzt schläfst du am besten ein wenig“, antwortete Johanna, „sieh zu, ob du dich auf dem Schreibtisch hinlegen kannst. Und laß dich nicht von deinem Komplex als Friedensapostel daran hindern, von dem Wasser zu trinken und das Brot zu essen.“

„Was soll das heißen, wohin sie gegangen ist?“ fragte Sam. „Wohin ist sie gegangen?“ Plötzlich sah man ihm jedes seiner achtzig Lebensjahre an. Sein Gesicht sah zerknittert und übermüdet aus, mit zitternden Händen packte er Madrone an der Schulter.

„Sie hat uns Briefe dagelassen“, gab Madrone zurück und versuchte ihre Stimme ruhig klingen zu lassen. „Ich glaube, sie ist schon am frühen Morgen gegangen, während ich bei Lily war und du noch geschlafen hast.“

„Aber das ist jetzt schon viele Stunden her“, protestierte Sam, „wieso habe ich ihr Verschwinden nicht früher bemerkt.“

Sie debattierten erregt in der Küche, während Mary Ellen scheinbar ungerührt fortfuhr, Gemüse zu putzen.

„Ich hab’s auch nicht bemerkt“, sagte Madrone. „Ich kam todmüde nach Hause und bin sofort schlafen gegangen. Es waren Dutzende von Leuten hier, aber ich habe nicht gemerkt, daß sie fehlte. Erst als ich sie zum Essen holen wollte, sah ich die Zettel.“

„Zeig mal her“, sagte Sam. Er streckte die Hand aus, und jeder sah, daß sie zitterte und Madrone bemerkte, daß ihm eine Träne über die Wange lief. Sam ließ die Hand sinken: „Lies mir lieber vor.“

„Lieber Sam“, las Madrone, „ich gehe, um den General zu verhexen. Du brauchst keine Angst um mich zu haben. Ich muß es tun, einerlei ob es gut oder schlecht ausgeht. Im schlimmsten Fall werde ich getötet. Und wirklich Sam, in meinem Alter kann ich den Tod nicht mehr fürchten. Ich liebe Dich. Du hast mir sehr geholfen, als es mir schlecht ging. Und in welcher Welt ich auch sein werde, ich werde Dir immer dankbar sein. Ich bedaure, dich allein zurückzulassen. Vergib mir und versuche, mich zu verstehen. In Liebe Maya.“

„Das ist Selbstmord!“ stöhnte Sam, „glatter Selbstmord.“ Seine Stimme überschlug sich, und er weinte. Madrone umarmte ihn und sprach beschwichtigend auf ihn ein, aber auch ihr kamen die Tränen.

„Ich liebe sie doch, Madrone“, weinte Sam, „ich liebe sie doch, wirklich!“

„Ich weiß, Sam, ich weiß.“

„Und wenn die Stewards herausbekommen, daß Bird ihr Enkelsohn ist...“

„Denk nicht darüber nach, Sam. Kein Grund, daß du dich selbst zerfleischt. Maya ist fort, und wir müssen sie gehen lassen. Und wenn wir ihr folgen, dann mit Magie und Hexenzauber, aber nicht mit Jammern und Klagen.“ Madrone wunderte sich über sich selbst, sprach sie wirklich so abgeklärt und weise zu Sam? „Leg’ dich ein wenig hin, Sam“, sagte sie, „ruh dich bis zum Essen ein wenig aus. Ich werde mit Maya in Verbindung treten.“

„Ja, tust du’s?“

„Ich schwöre es, Sam. Und nun leg’ dich hin!“

Madrone ging hinaus in den Hintergarten des Black Dragon Hauses. Im Gegensatz zu den meisten Vorgärten grünte es in den hinteren Gärten noch, obwohl das Unkraut sich auch hier immer mehr breit machte. Bienen summten zwischen blauen Borretsch-Blüten. Während es auf den Beeten noch ganz gut wuchs, weil sie öfter gewässert wurden, war der Rasen völlig verdorrt. Madrone legte sich auf das braune trockne Gras und schloß die Augen.

Sie konzentrierte sich auf ihren Atem und schlüpfte zurück in ihren Bienen-Instinkt. Sie sah die Welt nun nicht mehr, wie sie sie kannte, sondern in einem vielgestaltigen Prisma aus Licht und Schatten, unterbrochen durch farbige Linien. Spuren von Geruch bombardierten sie, der Geruch von Borretsch, der den Kopf klar machte, der schwere Rosenduft und würziger Salbei. Sie konnte sich verlieren in den vielen verwirrenden Düften, die über Meilen herangeweht kamen. Die Versuchung war groß, einen auszuwählen und ihm zu folgen, einer ganz besonderen Süße bis zu ihrem Ursprung nachzugehen und schließlich in den Stock zurückzukehren und die Richtung vorzutanzten.

Nichts geschah mehr in Worten oder Bildern, sondern mehr wie ein Patchwork aus Vorstellungen und Gerüchen, aus Bewegungen und Gefühlen, ähnlich wie die Körperempfindung für den magnetischen Nordpol oder das Gefühl für Richtig und Falsch. Ja, und als sie sich dann dem Bienenstock näherte, war da Irritation. Ängstliches Summen; was jetzt kam, kannte sie nicht. Madrone sonderte einen beruhigenden Geruch ab, nicht den Geruch der Königin, der Wettbewerb hätte hervorrufen können, nur einen Geruch, der nahe genug

mit diesem Geruch verwandt war, so daß sich die Bienen beruhigten. Sie war keine Bedrohung.

Doch unter ihrer augenblicklichen Beruhigung war ganz tief ein allgemeines Gefühl des Alarmiertseins verborgen. Nichts war mehr, wie es sein sollte. Die Gärten, auf die sie angewiesen waren, lagen vertrocknet da. So viele Blumen waren verschwunden, vertrocknet noch vor der Blüte. Überall rochen sie Furcht und Schmerz.

Madrone ließ den Honig aus ihrem Körper aufsteigen in die Bienennarbe auf ihrer Stirn und begann, mit ihnen zu sprechen. Es war eine Rede auf projizierten Visionen, aus Duftmolekülen. Ganz allmählich versammelten sie sich, berührten sie, tasteten sie ab, schmeckten, was sie zu sagen hatte, bis schließlich ihr ganzer Körper von Bienen bedeckt war.

Helft uns, sagte sie, und wir werden für euch die grünen Gärten mit den quellenden Wassern neu erstehen lassen, den Borretsch werden wir für euch wuchern lassen, und im Sommer werden wir für euch tanzen. Ihr seid ein Teil unserer Kraft – unserer vergessenen Kraft. Helft uns, bitte, kleine Schwestern, helft!

Bird war nun schon so lange in diesem dunklen Verlies, allein mit den Toten, daß er kaum wußte, ob er lebte oder schon tot war. Sie hatten ihn in dieses dunkle Loch geworfen, wo die Stunden und Tage sich ins Endlose ausdehnten, wo er wie in einem Vacuum lag, ohne Schwerkraft. Anfangs hatte sich sein Körper noch zur Wehr gesetzt, hatte er Hunger und Durst und Schmerzen gelitten. Ab und zu war die Tür aufgegangen, irgend jemand hatte irgend etwas zu Essen hingeworfen und den Eimer mit seiner Notdurft geleert. Von Zeit zu Zeit erinnerte er sich, daß er seinen Körper ein bißchen bewegen mußte, um die Muskeln nicht verkümmern zu lassen. Aber er fühlt sich zu kaputt, um irgendwelche körperlichen Übungen lange durchzuhalten. Meist ließ er nur seine Gedanken schweifen, hielt Zwiesprache mit Geistern. Nach und nach wurde das Band, das ihn mit dem Leben verband, dünn und zerbrechlich.

Er verlor sich nicht nur in seinen eigenen körperlichen Schmerzen, immer tiefer versank er in die Schatten fremder Pein, der Schmerzen einer Vielzahl anderer, einer Mischung aus Schuld, Furcht und Verzweiflung, die er nicht mehr auseinanderhalten konnte. Geister sprachen zu ihm, erzählten ihm ihr Qualen:

„Du hast uns gerufen, nun sind wir hier!“ schienen sie zu sagen,

„nun höre! So und noch schlimmer war es, als wir als Sklaven von Afrika nach Westindien verschleppt wurden. So war es, als Nazi-Schergen frühmorgens an die Türen donnerten und uns in die Konzentrationslager verschleppten, als die Weißen unsere Gebetshäuser niederbrannten und uns in die Bergwerke schickten. Als alles, was wir gekannt und geliebt hatten, zerstört wurde. Höre uns, nähre uns, trag unser Leid!“

Nein, dachte Bird entsetzt, ich habe nichts, womit ich euch nähren könnte. Ich muß euch nicht zuhören. Ich kann schon meinen eigenen Schmerz nicht tragen und schon gar nicht all euer Leid. Diosa, ich habe zu viele Ahnen, zu viele mörderische Schicksale gab es in der Vergangenheit. Laßt mich, laßt mich allein!

„Höre uns, höre uns zu. Auch wir sind deine Ahnen! Ich verkaufte meine Tochter an die Sklavenhändler. Ich mußte sie wie Vieh verladen. Ich zerstörte die Tempel der Heiden, ich habe ausgepeitscht, ich habe vergewaltigt. Wir sind deine Ahnen, wir sind die Toten, die keine Ruhe finden. Höre uns, höre von unseren Schicksalen.“

Geht, stöhnte Bird, tötet mich, aber laßt mich endlich in Ruhe.

Vielleicht war er längst tot, gefangen in der Hölle, vor der die Millennialisten immer so warnten. Dabei kam ihm das alles so bekannt vor, als hätte er schon immer in der Hölle gelebt, seit Ewigkeiten. Es gab Momente, da wußte er nicht mehr genau, wer er war und wo. Und womit eigentlich hatte er diese Strafe verdient? Er war schwach gewesen, er hatte etwas verraten, aber es war ihm nicht klar, ob und wie und was und ob er überhaupt hätte widerstehen können. In seinem Kopf drehte sich alles, und wie war er nur in diesen Alptraum geraten? Und da waren Höllen über Höllen, in denen man verloren gehen konnte, es waren einfach zu viele, die Kehrseite der letzten fünftausend Jahre Geschichte, und er konnte keinen Ausweg finden, weil er die Macht der Killer akzeptiert hatte.

„Nein, wir wollen, daß du für uns singst, für uns sprichst, für uns betest, unser Leben rechtfertigst“, sangen die Geister seiner Ahnen im Chor, Täter und Opfer, Täter und Opfer, ihre Stimmen mischten sich.

„Aber ich kann nicht einmal mich selbst erlösen“, stöhnte Bird, „ich sterbe hier, ohne mich rechtfertigen zu können.“

„Dann gibt es keine Hoffnung mehr für dich“, und die Stimmen verschwanden im Nebel.

Keine Hoffnung, keine, gar keine, wirklich keine, dröhnte es immer lauter in Birds Ohren, gleich einem endlosen Gesang. Doch ohne Hoffnung hatte er auch keine Furcht. Selbst wenn er an Rosa

dachte, was machte es schon, im Angesicht der Ahnen, was mit ihr geschah? Sie würde nur ein Opfer mehr sein, in der Legion von Opfern durch die Jahrzehnte, die Jahrhunderte.

Ich habe es versucht, aber ich war nicht stark genug. Du siehst, Maya, es geht nicht nur um die Gute Welt und die Böse Welt. El Mundo de la Fuerza, die Realität der Gewalt ist stärker als all unsere Magie. Oh Lily, es war ein edler Versuch. Es ist schwer, so bewußt gegen das Böse anzukämpfen. Aber der menschliche Körper ist so verdammt verwundbar, er kann nicht gewinnen. Wir können nicht gewinnen.

Sie müssen etwas essen, Ma'am“, sagte der Soldat besorgt, während er den Teller mit Brot aufnahm. Maya hatte nichts davon angerührt.

„Nein, junger Mann, das sehen Sie ganz falsch“, gab Maya zurück. „Ich bin neunundneunzig Jahre alt, ich muß gar nichts müssen. Gar nichts.“

„Wirklich?“ staunte der Soldat. Er sieht so jung aus, dachte Maya. Wahrscheinlich zogen sie sie mit fünfzehn, sechzehn ein, da unten im Süden.

„Wirklich, sind Sie wirklich neunundneunzig Jahre alt?“

Er hatte große runde Augen in einem bronzefarbenen Gesicht.

„Ich habe gerade Geburtstag gehabt, im Juni. Im Mondnebel-Monat, wie wir sagen. Nicht, daß wir in der Stimmung waren, kräftig zu feiern.“

„Vielleicht mögen Sie etwas Suppe? Ich bringe Ihnen eine“, bot der Soldat an.

„Ich bin ein wilder Vogel. Ich esse nichts in Gefangenschaft“, gab Maya zurück.

„Wenn Sie nichts essen, sterben Sie, Ma'am.“

„Nenn mich doch Maya. Das ist mein Name. Und wie heißt du?“

„Hab' keinen. Den haben sie mir genommen, als ich zur Armee mußte.“

„Lächerlich. Niemand kann dir deinen Namen nehmen. Du hast bestimmt einen Namen, denk mal nach.“

Er warf einen schnellen Blick in die Runde, doch in dem dämmrigen Raum war niemand außer ihnen. Dann nickte er zögernd.

„Tom“, flüsterte er und warf noch einen Blick in die Runde, als könnte ihn jemand hören. „Tomàs, wie meine Mutter mich immer rief.“

„Tomàs, das ist ein schöner Name. Mucho gusto, Tomàs. Nett, dich kennenzulernen. Das war also dein Name, und nun hast du ihn wieder zurück. Du hast also auch eine Mutter? Wurdest du denn nicht für die Armee gezüchtet?“

Er schüttelte den Kopf. „Unsere Einheit, wir kommen alle von der Straße. Etwas Suppe, Ma’am, was meinen Sie?“

„Warum bist du so besorgt um mich?“

„Wenn Sie sterben, Ma’am, verhexen Sie mich.“

„Ich werde es mir überlegen, gelegentlich mal, aber warum hast du solche Angst davor?“

Er schauderte. „Kommen Sie mit hinaus zum Wachraum, Ma’am. Ich muß diesen Raum sauber machen.“

„Dann mußt du mich schon hintragen.“

„Wieso, sind Sie verletzt oder krank?“

„Nein, aber ich lehne jede Zusammenarbeit mit euch ab. Das ist unsere Abwehrtaktik.“

„Okay“, sagte Tomàs, „ich trage Sie...“ Und fügte nach kurzem Zögern hinzu: „...Maya.“

Er stellte den Teller mit dem Brot ab. Er schob seine Hände unter ihren Körper, mit einem leichten Ruck hob er Maya hoch, hielt sie steif von sich, als hätte er Angst vor zuviel körperlichem Kontakt. Er trug Maya in die Vorhalle, wo eine Anzahl Soldaten herumsaßen. Sie hatten alle mehr oder weniger bronzefarbene Gesichter und dunkles glattes Haar. Jeder einzelne erinnerte Maya an Carlos, jenen Mann, der sie damals verführt hatte und der sie dann schwanger zurückgelassen hatte. Ihre Tochter Brigid, Birds Mutter. Einige der jungen Soldaten spielten gelangweilt Karten. Tomàs setzte Maya bei ihnen auf einen Sessel.

„Paßt auf sie auf“, sagte er zu den Kartenspielern, „ich muß ihre Zelle sauber machen.“

„Verpaß’ ihr doch Handschellen“, brummte einer der Soldaten unwillig. Sein Körper war gedrungen und muskulös.

„Nein, das mach’ ich nicht. Sie ist neunundneunzig Jahre alt.“

„Ist das ein Witz?“ Der Soldat drehte sich um und musterte Maya von Kopf bis Fuß.

„Auf meine Ehre als Hexe und ehemalige Pfadfinderin“, gab Maya zurück.

Wie auf Kommando rückten alle Soldaten etwas von ihr ab. Tomàs

schnappte sich einen Eimer und Putzmittel und verschwand wortlos in Mayas Zelle.

„Willst du uns verhexen?“ fragte einer der Männer. Ihm fehlten einige Vorderzähne, und sein Zahnfleisch war fast schwarz.

„Nicht nötig“, sagte Maya sanft, „ihr seid längst verhext. Und ich würde euch gern erlösen.“

„Wer hat uns denn verhext?“, fragte nun der Mann, den Maya insgeheim Muskelmann nannte.

„Der General natürlich. Er hat den Bannspruch des Gehorsams über euch gelegt. Oder warum sonst seid ihr hier? Möchtet ihr alle so gern hier sein und aufs Töten warten? Während ihr doch alle mit uns an einem Tisch sitzen könntet. Denn wir City-Bewohner haben immer einen Platz für euch frei.“

„Wie meinst du das?“ fragte nun der Dritte, dem Maya bereits in Gedanken den Spitznamen Tiny verpaßt hatte. „Du meinst, wir sollen alle zu euch überlaufen und den Krieg für euch gewinnen? Und was dann? Dann sterben wir ohne unsere Booster.“

„Keine verdammten Booster mehr, Mann, die haben wir schon lange nicht mehr gekriegt, weil die Züge nicht durchkommen.“

„Wir sind kurz vor der Lösung des Booster-Problems“, sagte Maya eindringlich, obwohl sie dessen gar nicht so sicher war. „Das kriegen wir hin.“

„Das sagst du“, gab Muskelmann zurück, „du sagst, wir sollen kommen, du sagst, wir sollen für euch siegen. Und dann? Was passiert dann mit uns? Wie wollt ihr eine ganze Armee ernähren?“

„Wir wollen keine Armee“, erklärte Maya, „die können wir gar nicht ernähren. Aber wir können euch zeigen, wie ihr euch selbst ernähren könnt. Ihr bekommt Land, wenn ihr etwas anbauen wollt. Oder ihr könnt in der City arbeiten, wenn euch das lieber ist. Wir bieten euch Häuser an, um darin zu leben, ein großes, in dem ihr zusammenleben könnt. Oder ein kleines Apartment, wenn jemand allein leben möchte.“

„Was für eine Sorte von Arbeit meinst du?“ fragte Teeth mißtrauisch.

„Was würdest du denn gern arbeiten? Du kannst bei uns etwas lernen, wenn du willst, oder in Arbeitsgruppen mitmachen. Du kannst unsere Eisenbahnlinien wieder aufbauen, oder bei der Wasserversorgung mitarbeiten oder – wenn dir das besser gefällt – Seidenraupen züchten. Einige von euch würden vielleicht gern auf der Universität studieren? Wir hier im Norden haben nicht genügend Leute. Wir haben mehr Arbeit, die gemacht werden muß, als Leute, die diese

Arbeit tun können. Deshalb müssen alle bei uns hart arbeiten, da will ich euch nichts vormachen. Ihr werdet schwer arbeiten müssen. Aber ihr werdet nicht hungern müssen oder dursten.“

„Warum sollen wir dir das alles glauben?“ fragte Tiny. „Wo ist die Falle?“

„Ihr habt unsere City gesehen“, sagt Maya. „Habt ihr Slums gesehen? Gettos? Ihr habt unsere Anführer gesehen, bevor die meisten von ihnen getötet wurden. Ihr habt gesehen, daß es Schwarze, Gelbe, Rote und Weiße sind, daß alle Rassen vertreten sind. Bei uns herrscht nicht eine einzige Gruppe. Es ist wahr, daß wir einige Dinge nicht erlauben. Raub und Vergewaltigung zum Beispiel. Oder Gewalt gegen andere. Aber wir bieten euch Freiheit. Warum ergreift ihr nicht diese Chance?“

Alle schwiegen. Hinter ihren verschlossenen, dunklen Gesichtern arbeitete es. Maya konnte nicht erkennen, was in ihnen vorging. Aber sie sagte sich: Siehst du, Johanna, verstehst du nun, Rio? Das ist es, was ich meine, dafür bin ich ausgesandt.

Tomàs tauchte mit Eimer und Putzmitteln wieder auf. „Ihre Zelle ist fertig. Ich kann sie nun zurückbringen.“

Muskelmann schüttelte den Kopf: „Laß sie hier bei uns.“

„Yeah“, sagte Teeth, „ich hör’ sie gerne reden.“

„Ich hätte nie gedacht, daß es einmal so weit kommen würde“, sagte Sam. „All diese Jahre, die ich mit dem Studium zugebracht habe: Stanford, Johns Hopkins. Diese Namen bedeuteten früher etwas. Wer hätte gedacht, daß ich mal von einer Hexe abhängig sein würde, die für mich Medikamente aus Honig zusammenbraut?“

„Hex, hex!“ sagte Madrone. Sie machte ihre Runde im Black Dragon House. Nach einer Woche der Behandlung waren die meisten Deserteure schon in deutlich besserer Verfassung.

„Beschwer dich nicht, Sam“, meinte Lou. Er fühlte gerade einem der Kranken auf altchinesische Manier den Puls. „Bete lieber, daß unsere Heilmethoden weiterhin helfen.“

„Hexen beten nicht, sie beschwören“, warf Madrone ein.

Lou ignorierte sie. „Du siehst schon viel besser aus“, sagte er zu seinem Patienten.

„Ich fühle mich auch besser.“

„Dann kannst du in zwei, drei Tagen aufstehen“, meinte Lou. „Erst einmal brauchst du aber noch Ruhe.“

Sie gingen in die Küche, wo Lily gerade am großen runden Tisch Tee trank. Sie stand auf und begrüßte sie. Am Herd stand River und half Mary Ellen, Gemüse für das Essen vorzubereiten. Er hatte sich angewöhnt, Madrone auf Schritt und Tritt zu begleiten, wie ein großer Labradorhund, aber wenn sie die Runde machte, konnte sie ihn nicht dabei haben. Sie war überrascht, wie gut er inzwischen aussah. Er befolgte alle Aufträge willig, egal ob sie von ihr, von Sam oder von Mary Ellen kamen. Er war gewohnt, Befehle zu befolgen.

„Ich finde ihn ganz nett“, meinte Mary Ellen, „ich weiß ihn zu nehmen. Immer fest sein, und ihn nicht aus den Augen lassen, bis du sicher bist, daß er zu dir steht. Und dann Gnade deinen Feinden!“

Die Lebensmittel wurden knapp, aber alle City-Bewohner brachten widerspruchslos etwas, um die kranken Soldaten durchzubringen, sogar dann, wenn sie selbst kaum genug hatten. Madrone bemerkte, daß Mary Ellen offenbar den Eppich geerntet hatte, der überall üppig wucherte. Diese Liebstöckel-Art schmeckte leicht bitter, man konnte ihn aber essen, ähnlich wie Sellerie.

„Er sieht immer noch gut aus“, sagte Sam und machte eine Kinnbewegung in Rivers Richtung. „Wie fühlst du dich? Irgendwelche Schmerzen?“

„Ich fühle mich prima“, sagte River, „alles okay! Sie hat mich stabilisiert. Wann sagen wir’s dem Rest der Armee?“

„Wie lange ist das her?“ fragte Sam.

„Bei ihm hat es jetzt zehn Tage gedauert“, sagte Madrone.

„Ich denke, wir sollten weiter abwarten und seinen Zustand beobachten. Zwei volle Wochen wenigstens. Sechs wären noch besser, um sicher zu sein, daß es keinen Rückfall gibt.“

„Wir haben keine sechs Wochen Zeit, Sam“, wandte Madrone ein.

„Ich weiß. Vierzehn Tage sind schon ein Kompromiß.“

„Im Moment zählt jeder Tag für uns“, warf Lily ein. „Unsere Leute verzweifeln langsam. So viele Tote, so viele Verluste. Bis jetzt haben alle durchgehalten, aber wer weiß, was sie in ihrer Verzweiflung noch anstellen, vielleicht greifen sie dann doch noch zur Gewalt.“

„Aber wenn wir bekannt machen, daß wir eine Therapie für den Booster-Entzug haben, müssen wir verdammt sicher sein, daß das wirklich klappt“, gab Sam zu bedenken. „Ansonsten haben wir womöglich eine ganze Armee am Hals, die hungrig, krank und verzweifelt ist, die bald glaubt, wir wollen sie betrügen.“

„Bird ist schon lange nicht mehr auf der Plaza gesehen worden“, sagte Madrone gedankenvoll. „Rosa kann nicht aufgespürt werden. Die Göttin weiß, was mit ihnen geschehen ist. Und Maya...“

Sam legte seinen Arm um ihre Schultern. „Ich weiß, ich weiß, wir alle wissen es. Nur noch ein paar Tage Geduld. Alles sieht gut aus. Laß uns jetzt nichts durch Ungeduld verderben, Madrone.“

„Und die Ratsversammlung?“ fragte Lily, „letzte Nacht wollten sie im Council schon eine Killertruppe aufstellen. Einige von uns haben das verhindert. Aber wie lange können wir das noch?“

„Kannst du ihnen nicht sagen, daß wir kurz vor dem Durchbruch sind?“ meinte Sam, „daß sie nur noch etwas länger durchhalten.“

„Das habe ich denen schon vor Wochen gesagt, als noch keiner von uns wirklich wußte, ob es klappen würde. Ich weiß nicht, wie lange sie mir das noch abnehmen.“

„Du hast sicher Recht, Sam“, sagte Madrone, und sie war plötzlich den Tränen nahe. „Ich weiß nur nicht, wie lange ich das noch durchhalte. Ich träume jede Nacht schreckliche Dinge über Bird. Aber wenn ich aufwache, kann ich mich an nichts mehr erinnern.“

Sam drückte sie an sich. „Vier Tage noch, okay? Kannst du nicht deinen Bienenzauber einsetzen, um Rosa zu finden? Du fühlst dich sicher besser, wenn du weißt, was mit ihr los ist.“

„Oder noch schlimmer“, sagte Lou.

„Träume von ihr“, schlug Lily vor.

„Aber ich kann nichts klar erkennen. Es sind nur Alpträume. Ich erkenne nichts, wache auf und kann nicht wieder einschlafen.“

„Erzähl' mir lieber etwas Neues“, sagt Lou.

„Drei Tage, Sam?“ sagte Lily, „ist das ein Kompromiß? Aber nicht länger. Auf die eine oder andere Weise muß dann etwas geschehen. So kann es jedenfalls nicht weitergehen.“

„Da, wo ich herkomme, ging es immer so weiter“, sagte Mary Ellen vom Herd her.

„Nein“, sagte Lily entschlossen, „sogar dort kann es nicht ewig so weitergehen!“

Die Bienen schwärmten suchend aus. Madrone lag im Garten in der warmen Sonne und verfolgte ihren Flug. Die Bienen schwirrten durch alle Ritzen, flogen durch die kalten Hallen der Häuser, durch Schlüssellöcher, durch die Spalten angelehnter Fenster und Eingangstüren. Dann kamen sie zurück und trugen mit sich den Geruch von Chemikalien, toter, abgestandener Luft, von Angst und Schmerz. Aber sie fanden Rosa nicht. Nicht einmal einen leisen Hauch von Angst oder Hoffnung eines jungen Mädchens. Gar nichts. Nur eine Andeutung von Bird, es war etwas im Bienengesumm, etwas von Ver-

zweiflung und Verfall. Findet Bird, betete Madrone, findet ihn und füttert ihn mit dem Geruch von blütenübersäten Wiesen, macht ihm Hoffnung, kleine Schwestern. Ihm und mir.

Ganz ohne Meetings, ohne Konsens und ohne ausgearbeitete Strategien strömten die Menschen auf die Straßen. Bei Tag saßen sie in Gruppen auf den Hauptstraßen und behinderten die Truppenbewegungen der Stewards. Wenn die eine Gruppe mit Schüssen oder brutalen Stockhieben vertrieben worden war, nahm eine andere Gruppe ihren Platz ein. Nachts wanderten zuerst Hunderte, dann Tausende von Menschen durch die Straßen, ganz in Weiß gekleidet, singend und Trommeln schlagend. Madrone schloß sich ihnen gern an, wenn ihr Tagewerk getan war. Es stillte ein tiefes Bedürfnis in ihr, wenn sie mit den anderen marschierte, ihre Stimme sich mit denen der anderen City-Bewohner mischte. Die Soldaten standen nur noch und schauten zu. Entweder hatten sie keinen Befehl zu schießen, oder sie hatten Angst, verhext zu werden. Niemand wußte es. Manchmal hatte Madrone das unheimliche Gefühl, die Toten marschierten mit ihnen. Stimmen wisperten in der Luft, und das Echo vieler Füße hallte von den Bürgersteigen und Häuserwänden. Nebelfetzen hingen niedrig am Boden und bewegten sich im Wind.

Ein Tag verging, und noch ein Tag. River ging es immer noch gut. Er hielt Madrone auf der Türschwelle auf, er wollte gern mitmarschieren. Doch Madrone fürchtete, er könnte von jemanden aus seiner Armee-Einheit erkannt werden.

„Warte noch einen Tag“, sagte sie, „dann können wir entscheiden. Und dann kannst du deine Kumpels wissen lassen, daß sie nichts zu fürchten haben, wenn sie bei uns Schutz suchen.“

River schüttelte den Kopf. „Wozu warten? Ich habe bisher keinen Rückfall gehabt. Ich fühle mich prima. Ich spüre den Unterschied zu früher ganz genau. Ich fühle, daß mein Körper zu mir gehört, wie ich es noch nie zuvor empfunden habe.“

„Wie schön, River.“

Der Trommelschlag zog sie hinaus, trieb sie alle zusammen mit dem gleichen Rhythmus. Sie sangen alle gemeinsam mit einer heiseren Stimmen, ein wilder Unterton schwang darin mit. Es würde etwas geschehen. Es war jetzt die Zeit dafür.

Die Ratsversammlung war nur klein, und eine der Stimmen fehlte. Coyote war in der Nacht zuvor erschossen worden. Er hatte versucht, eine Schwadron Soldaten abzudrängen, die einen Transportturm zerstören wollten.

„Wenn eine unserer Stimmen fehlt, ist dies kein richtiges Meeting“, protestierte eine junge Frau.

„Egal“, gab Joseph bedächtig zurück, „ich leite heute die Versammlung. Ich entscheide. Wir haben keine Wahl. Es ist keine Zeit, einen Nachfolger zu bestimmen. Wir müssen Entscheidungen treffen.“

„Das ist nicht in Ordnung“, murrte eine andere Frau, „es wird Unglück bringen. Aber wir müssen wohl so entscheiden.“

„Es ist ein Zeichen“, schrie Cress und sprang auf, „wir haben unsere Feinde zu viel zerstören lassen, sogar eines unserer Vier Geheiligten Dinge. Wann schlagen wir endlich zurück?“

„Wir schlagen ständig zurück“, sagte Lily, „wir sind auf dem Weg zum Sieg. Jeden Tag laufen Soldaten zu uns über.“

„Aber nur wenige, sie haben noch viele Tausende. Und einige von uns helfen ihnen sogar.“

„Ich will nicht schon wieder über Bird debattieren. Das haben wir schon gehabt“, sagte Lily.

„Ich habe kein Wort von Bird gesagt“, protestierte Cress, „du hast ihn erwähnt. Tatsache ist, daß die paar kranken Soldaten uns nicht zum Sieg verhelfen werden. Der Gegner kann tausende Soldaten gegen uns einsetzen – hunderttausende!“

„Auch das ist ein Grund, warum wir mit Gewalt nicht gewinnen können“, gab Lily zurück.

„Lily, du scheinst nicht zu begreifen, daß die meisten City-Bewohner von dem ganzen mystischen Hexenzauber genug haben. Was hat uns die Sache denn gebracht? Tote noch und noch, den Fluß eingedämmt, Menschen, die auf der Straße verdursteten oder zu Hause verhungern.“ Cress kam immer mehr in Fahrt. Joseph sprang auf und schrie nach Ruhe. Aber Cress ignoriert ihn.

„Das ist jetzt vorbei, Lily! Noch ein Massaker, noch mehr Tote, dann werden wir aktiv, aber richtig. Council hin, Council her.“

„Dann wird der Gegner gewinnen“, Lily sprang ebenfalls auf und erhob ihre Stimme, „du setzt alles aufs Spiel, was wir bisher erreicht haben, wofür wir gelitten haben. Was hält uns denn zusammen in dieser City, was hat uns denn befähigt, dies alles aufzubauen, wenn nicht der Respekt vor dem Council, vor unseren einmütig gefaßten Beschlüssen. Wenn du das Council mißachtetest, ist es mit uns bald vorbei. Alles wird zerstört werden, die City ebenso wie die Menschen darin.“

„Wenn Konsens den Willen der Mehrheit blockiert, ist das Tyrannei!“ schrie Cress.

„Du hast aber nicht die Mehrheit, du hast nur eine laute Stimme!“

„Nein, umgekehrt, du hast eine Stimme, die die Mehrheit blockiert.“

„Aufhören“, donnerte jetzt Joseph dazwischen. „hört auf, alle beide! Ich will jetzt nur noch Leute hören, die heute noch nichts vorgebracht haben.“

Madrone stand auf. Sie war der ständigen Streitereien so müde. Eins von diesen Meetings war anstrengender als zehn Stunden intensiven Heilens. „Ich habe gute Nachrichten“, sagte sie mit leiser Stimme, die Aufmerksamkeit erzwang. Versuche, optimistisch zu klingen, befahl sie sich selbst. „Wir haben eine Entzugs-Therapie für die Booster entwickelt, die effektiv zu sein scheint. Nun wollen wir diese Botschaft in der Steward-Armee verbreiten.“

Cress öffnete den Mund und wollte etwas sagen. Doch ein Blick von Joseph brachte ihn zum Schweigen.

Sachiko stand auf: „Das ist ja wundervoll, Madrone. Nun werden hoffentlich viele Stewards zu uns überlaufen.“

„Das hoffen wir“, sagte Madrone.

„Das sind doch nur Vermutungen“, sagte die Frau neben Cress ungehalten, „da kann man nicht sicher sein.“

„Aber wir können es immerhin versuchen“, wandte Madrone ein. „Für eine Woche oder zwei. Einfach mal sehen, was passiert, bevor wir uns aufspalten und die Ratsversammlung auflösen? Es wäre eine Schande, gerade dann auf die Stewards zu schießen, wenn sie zu uns überlaufen wollen.“

„Wenn wir eine Offensive starten wollen, müssen wir es tun, solange wir noch die Kraft und die Waffen dazu haben“, bellte Cress dazwischen. Joseph starrte ihn wütend an.

„Wir werden niemals genügend Kraft und Waffen haben, um sie wirklich zu besiegen. Es sind zu viele, und sie haben viel mehr Waffen“, gab Lily schnell zurück.

„Ich sagte, ich lasse nur noch Leute sprechen, die heute noch nichts vorgebracht haben“, befahl Joseph.

Schweigen senkte sich über den Raum. Sachiko blickte auf Joseph. „Ich habe schon einmal gesprochen, aber ich bin nicht fertig geworden“, sagt sie entschuldigend.

„Dann sprich weiter.“

„Ich denke, Madrone hat recht. Wir haben so viel für diese Strategie geopfert, sogar Menschenleben. Es macht keinen Sinn, jetzt

alles hinzuwerfen, wir sollten uns noch etwas Zeit dafür nehmen. Besonders jetzt, wo wir eine echte Hoffnung haben, die wir den Soldaten anbieten können. Das wäre mein Vorschlag. Aber ich höre schon, wie Cress wieder Einwände hat. Er meint, wir könnten die Leute nicht von gewaltsamen Aktionen abhalten.“

„Ich habe keine Einwände“, sagte Cress, „ich drohe auch nicht. Ich habe nur vorgetragen, was das Wasser Council und seine Verbündeten denken. Wenn in den nächsten Tagen kein merkbarer Umschwung erfolgt, werden wir selbständig unsere Aktionen durchführen. Wir wollen eure Vorschläge nicht blockieren, aber wir werden uns auch nicht mehr daran gebunden fühlen.“

„Dann arbeitest du unseren Feinden in die Hand“, sagte Lily.

„Ruhe!“ schrie Joseph erneut. Aber von Ruhe konnte keine Rede mehr sein.

Es war stockfinster, doch Bird meinte, eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Er versuchte die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen. War er wirklich wach oder kam es ihm nur so vor? Egal. Böse Träume verfolgten ihn im Schlaf, Geister erschreckten ihn im Wachen. Die Dunkelheit um ihn herum vibrierte, summte und brummte. Es war ein Geräusch, das ihm fremd und bekannt vorkam. Er hatte es schon gehört, früher, es erinnerte ihn an Sonnenlicht, Blumen und blauen Himmel – Dinge, die er schon fast vergessen hatte. Dann fiel ihm plötzlich ein, es war – Bienengesumm.

„Was?“ sagte Bird und erschrak vor dem Geräusch seiner eigenen Stimme. Er hatte laut gesprochen. „Wieso denn?“ wiederholte er halblaut, einfach nur um zu testen, ob er es wirklich selbst war, der diese Töne hervorbrachte. Mit seinem Mund, mit seinen Lippen, mit seiner eigenen Zunge. Er war nicht ganz sicher.

Es war zu dunkel, sogar für seine inzwischen an die Dunkelheit gewöhnten Augen. Aber vor seinem inneren Auge sah er eine summende, goldbepelzte Biene. Da, etwas landete auf seiner Stirn. Er schloß die Augen, als er spürte, wie dieses Etwas vorsichtig über sein Gesicht wanderte. Die Bewegungen waren langsam, sanft, wie eine Feder von liebender Hand geführt. Wie Madrones Hände, die ihm Stirn, Augen und Wangen streichelten. Beinahe hätte er geweint. Es war so unendlich lange her, seit er auf diese Weise berührt worden war. Schon die Erinnerung daran erschien ihm wie ein Wunder, und er dankte der Göttin, daß sie ihn an das Leben erinnerte. Die Dunkelheit entfaltete unsichtbare Blumen, füllte sich mit schwarzen Rosen,

mit nächtlichen Lilien. Er fühlte Wärme, als hielte jemand seine Hände.

Die Biene blieb bei ihm, und als sie fortflog, kam eine andere. Er hatte immer noch kein Gefühl für die Zeit, aber sein Vertrauen in die Bienen wuchs und wuchs. Sie kamen und gingen, gingen und kamen und teilten sein Dasein in Intervalle. Es schien, daß keine von ihnen den üblen Dunst in seiner Zelle lange aushielt, aber sie kamen immer wieder, er war nicht mehr allein. Er war dankbar. Das Bienengesumm verscheuchte die Geister aus seinem Kopf, ihre zarten Füße auf seiner Haut brachten ihm in Erinnerung, daß sein Körper auch Lust empfinden konnte. Nichts konnte er ihnen dafür zurückgeben. Die schleimige Suppe, die er von Zeit zu Zeit bekam, war gewiß nichts für sie. Aber er sprach mit ihnen, sang ihnen halblaut etwas vor, und anscheinend mochten sie das gern, obwohl er nicht sagen konnte, woran er das merkte. Vermutlich war er längst jemand, der zu Insekten sprach! Aber das war ihm egal. Er sang, erst krächzend, doch allmählich fand er seine Stimme wieder. Er sang all die Lieder, die er kannte, und als er damit durch war, erfand er neue Lieder. Lieder, die ihm diese Hölle erträglicher machten, trotz Folter, Betrug und Tod, Lieder, die allesamt in der Luft hingen. Den Bienen war das gleich. Hört, ihr Bienen, hört ihr Geister, ich singe für euch, alles was ihr euch wünscht. Seid ihr nun glücklich? Niemand außer euch hört diese Lieder, aber ich singe.

Ohne jede Vorwarnung kamen plötzlich die Wachen herein. Die Tür flog auf, schwere Stiefel knallten auf dem Boden, harte Hände rissen ihn hoch und stellten ihn auf die Füße. Eine Welle körperlicher Schmerzen durchzuckte Bird, so intensiv, daß er sich fast übergeben mußte. Die Hände wurden ihm auf dem Rücken zusammengebunden, und dann stießen sie ihn vorwärts, einen langen Korridor entlang, neuen, unbekanntenen Qualen entgegen. Ihr verdammten Bienen, tobte Bird innerlich, ich war schon fast tot, da habt ihr mich wieder zum Leben erweckt. Und wo seid ihr jetzt?

Rosa saß auf einem Stuhl, gefesselt und zitternd.

„Heute hast du die Wahl“, sagte einer der Soldaten höhnisch. „Wir können sie durcharbeiten und du schaust zu. Oder sie schaut zu, während wir dich bearbeiten. Entscheide dich, los. Wer soll es sein, sie oder du?“

Er hatte gerade noch genug Energie, seine zerschundenen Lippen zu öffnen und ein Wort hervorzustoßen: „Ich.“

Er nahm sich vor, nicht zu schreien, nicht vor ihr. Aber dann schrie er doch, er kroch auf dem Boden, er machte sich in die Hosen. Sie

würden ihn foltern, bis er bat, sie mögen Rosa statt seiner quälen. Wie lange würde es dauern? Und was kam dann? Und war es überhaupt wichtig? Wenn er diesmal standhielt, würde er nicht beim nächsten Mal aufgeben? Allmählich begann er, Rosa zu hassen. Ihre Schreie zu hassen, die in seinen Ohren gellten. Er wollte, daß sie still war, tot, endgültig tot. Er wollte sie leiden sehen, wie er selbst leiden mußte.

Dann kam der General persönlich.

„Ist er soweit?“

„Nicht ganz, Sir, zu Befehl Sir. Er hält länger aus, als wir dachten.“

„Wir sind schon spät dran. Gebt ihm einen Schuß, aber nicht zuviel. Er soll nicht betäubt aussehen. Dann bringt ihn hoch. Ich habe Verwendung für ihn.“

Auf der Plaza strömten die Menschen zusammen. Einige waren schon am Vormittag gekommen. Andere kamen erst jetzt. Nur wenige waren allein. Meist kamen größere Trupps, Nachbarn, die sich zusammengetan hatten. Sie wanderten singend und rufend durch die Straßen. Und nun schien die ganze City hier versammelt. Die Menschen waren unruhig, Gruppen schoben sich hin und her, es brodelte, die Stimmung war gedämpft aggressiv.

Die Lautsprecheranlage, die nach dem Aufstand auf der Plaza installiert worden war, funktionierte immer noch ausgezeichnet. Solarzellen lieferten die notwendige Energie. Wenn der Sprecher auf der erhöhten Tribüne in der Mitte der Plaza sprach, konnte man ihn noch in den weiter entfernten Straßenzügen gut verstehen. Nun waren es die Soldaten, die daraus Nutzen zogen. Sie drohten über die Lautsprecher unverhüllt: „Wenn ihr nicht heimgeht, passiert etwas.“

Doch die Menschen gingen nicht. Sie marschierten weiter rund um den Platz, singend, rufend, trommelnd.

Ein Trupp Soldaten näherte sich der Plaza, zog vorbei an der alten Bibliothek und bahnte sich brutal einen Pfad durch die erregten Menschenmasse. Es gab einen Moment der Konfusion, als die Soldaten die Plattform erreichten, doch dann entstand eine sichtbare Lücke.

Madrone schaute auf. Isis und Nita standen neben ihr, River dahinter. Er war immer noch gesund, und die drei Tage, die Sam hatte abwarten wollen, waren längst verstrichen. River hatte inständig gebeten, mitkommen zu dürfen. „Vielleicht gibt es eine gute Chance, zu den Kumpels von der Armee zu sprechen“, hatte er gesagt.

Madrone hatte schließlich zugestimmt, er hatte ja recht. Wenn es ihnen gelang, die Tribüne in der Mitte der Plaza zu erreichen, konnte er womöglich wirklich zu der Menschenmasse sprechen.

Von ihrem Platz aus konnten sie nun den General sehen, umgeben von den hellen Gesichtern seiner weißen Leibwache. Er stand auf der Ostseite der Plattform. Ein Schwarm kupferbrauner Soldaten schleppte gerade ein helles Bündel die Treppen auf der Westseite hinauf. Sie legten ihre Last am Fuß des Fahnenmastes ab, oben wehte das Banner der Eroberer aus den Southlands.

„Was machen die da?“ fragte Nita verwundert. Sie war kleiner als Madrone und konnte so außer den Rücken der Umstehenden kaum etwas erkennen.

„Sie binden etwas an den Fahnenmast. Oder irgendetwas“, antwortete ihr River.

Die Soldaten da oben traten nun zurück und gaben den Blick frei. Da stand Maya, totenblaß und in ihre weißen Gewänder gehüllt, am Fahnenmast festgebunden und mit einem Knebel im Mund.

„Oh Göttin“, murmelte Nita entsetzt. Madrone griff nach ihrer Hand.

Isis stieß sie an: „Laßt uns näher herangehen. Vielleicht können wir irgend etwas tun.“

Sie schoben sich langsam nach vorne. Doch sie stoppten, als sich ein weiterer Trupp Soldaten mit Gewalt den Weg durch die Menschen in Richtung Plattform bahnte. Es waren Schwarzafrikaner mit dicht gekräuseltem Haar, wie bei River.

„Sind die Schwadronen nach Hautfarben eingeteilt?“ fragte Nita.

„Das soll die Rassen reinhalten“, sagte Isis, „sieht sicher gut aus bei Paraden.“

„Das ist meine Einheit“, sagte River, „ich muß mit ihnen sprechen.“ Er drängte sich durch die Menge nach vorn. Madrone wollte ihm folgen, aber Isis hielt sie zurück.

„Laß ihn gehen. Er kann selbst auf sich aufpassen.“

Rivers Einheit stellte sich in zwei Linien nördlich und südlich auf der Plattform auf. Der Blick wurde frei auf eine einsame Figur in der Mitte. Es war Bird. Madrone erkannte ihn sofort, obwohl er in der fremden Uniform wie ein schwarzer, unbekannter Soldat aussah. Er war umgeben von einer roten Aura aus Schmerz, eingehüllt in einen undurchsichtigen Film, der ihn wie eine Blase umschloß. Er stand da und schien immer noch zu gehen.

General Alexander trat vor. Seine Stimme dröhnte über die Menge.

„Ich habe euch nicht hierher gerufen“, sagte er. „Dennoch ist es

gut, daß ihr gekommen seid. Die Vierte Expeditions-Armee der Stewards hat dieses Land im Namen der Vier Reinheiten in Besitz genommen. Wir sind beauftragt, dieses Land von Hexerei und Dämonenglauben zu befreien. Vor euch steht die Oberhexe. Ihr seid gekommen, um ihrer Hinrichtung zuzusehen.“ Er zeigte nach Westen, wo Maya gefesselt dastand.

Ich sollte eigentlich Angst haben, dachte Maya. Ich sollte irgend etwas fühlen. Aber ihr kam das alles unwirklich vor. Der Tod war ihr ohnehin so nahe, warum das Unvermeidliche nun überstürzen?

Freundin, ich habe immer gewußt, daß du ein schlimmes Ende nehmen würdest. In der Öffentlichkeit hingerichtet? Also wirklich!

Halt den Mund, Johanna, oder tu wenigstens etwas!

Was können wir da noch machen? Eigentlich nichts, nur abwarten.

Bird stand in der Mitte der Plattform, nicht ganz sicher, wie er dorthin gekommen war, und er begriff auch nicht klar, was um ihn herum eigentlich geschah. Alles sah so merkwürdig aus. Er konnte kaum etwas erkennen. Seine Kehle war ausgetrocknet und schmerzte. Fast wie bei einem Katzenjammer nach durchzechter Nacht, dachte er, aber nur fast. Denn da war etwas, das hinderte ihn, etwas zu fühlen oder fest ins Auge zu fassen.

Einer der Leibwächter des Generals stieß ihn an. Sein weißes Gesicht tauchte verschwommen vor Birds Augen auf. Bird hörte undeutliche Worte: „Eine falsche Bewegung, du Mistkerl, und wir schießen in die Menschenmenge.“

Er fühlte etwas Kaltes in seinen Händen. Es schien ihm unendlich weit entfernt, waren das überhaupt seine Hände? Er blickte nach unten. Der Soldat hatte ihm ein Lasergewehr in die Hände gedrückt.

„Einer von euch hat die Wege des Unglaubens verlassen und uns gebeten, ihm den Weg zu Gott zu weisen“, sprach der General weiter. „Kadett Fünfvier Drei-drei-vier, früher Bird genannt, wir ehren dich heute, indem wir dich als Henker auswählen.“

Bird brauchte lange, bis er begriff. Hier, unweit von ihm, stand Maya. Sie sah ihn an, mit ihren ruhigen, alten Augen. Sie ist alt geworden in letzter Zeit, schoß es Bird durch den Kopf, sie hat ihre zeitlose Straffheit verloren, und nun sieht sie ganz einfach nur alt aus. Zerbrechlich, dem Tode geweiht.

Sie wollen, daß ich sie erschieße.

Hier also war das Ende seines Weges. Er war ihn Schritt für Schritt gegangen, und nun war das Udenkbare eingetreten. Wenn er sich weigerte, was würden sie tun? Würden sie Maya selbst töten, ganz langsam, während er zusehen mußte, wie sie gequält wurde? Oder

würden sie ihn wieder quälen, bis er zusammenbrach und darum bettelte, Maya töten zu dürfen? Oh Göttin, und er war schuld, er hatte ihnen von ihr erzählt, er hatte ihren Namen genannt. Seine eigene Schwäche hatte sie bereits ermordet.

Wenn er nur mit ihr sprechen könnte, sie um Verständnis bitten könnte, ihre Vergebung erlangen könnte. Er blickte starr zu ihr hinüber. Maya schien ruhig. Er schwitzte, konnte nur stoßweise, keuchend atmen. Wenn er die Augen schloß, fühlte er sich fallen, gewichtslos, unfähig, festen Boden zu finden. Seine Hände zitterten. Aber er hatte das Gewehr in seinen Händen. Konnte er nicht blitzschnell den General erschießen? Doch nein, bevor er feuern konnte, würden die Stewards schon schießen. Wieviele von den City-Bewohnern würden zur Vergeltung dran glauben müssen? Und wenn sie ihn töteten, wer würde zwischen Rosa und Maya und ihrem Schicksal stehen?

Ich bin schon früher verbrannt worden, schienen Mayas Augen zu sagen, dieser Tod ist mir nicht neu. Wovor hast du Angst, Bird?

Nicht vorm Tod, abuelita, Tod ist ein Akt der Gnade, ich weiß es. Wenn ich mit meinem Tod deine Verzeihung erlangen könnte, ich würde gern sterben. Mit diesen Gewehren hinter mir, kann ich aber gar nichts unternehmen, um dich zu retten. Zu viele Unschuldige müßten dann ebenfalls sterben.

Aber der Tod ist auch ein Geschenk, das ich dir geben kann. Ich kann dir deine verlorenen Lieben zurückgeben. Ich kann dir auf immer Sicherheit geben.

Denk nach, Bird! Er hörte Rios Stimme. Denk sorgfältig nach, was du tun kannst. Aber Bird wußte, er konnte nicht nachdenken. Sein Kopf dröhnte, seine Augen brannten, seine Glieder waren bleischwer.

Maya stand ihm gegenüber und sah gefaßt ihren eigenen Tod in Birds Gesicht. Sie hatte Angst, nicht um ihr eigenes Leben, sie war wirklich alt genug, aber sie hatte Angst um Bird, weil sie wußte, was diese Tat für ihn bedeuten würde. Er würde nie wieder frei sein davon. Und sie konnte ihm nicht helfen. Aber was sollte sie auch sagen? Bird, deine Schwäche ist, daß du sterblich bist, daß man dir Schmerz zufügen kann, daß du Angst bekommst und dann Fehler machst. Ich bin mitschuldig, denn ich habe dich im Stich gelassen. Als gute Feministin habe ich immer gesagt, auch Männer sollen weinen, schreien und jammern dürfen, sollen keine Angst haben, ihre Verwundbarkeit zu zeigen. Aber was ich mir insgeheim von dir gewünscht habe, war die Standhaftigkeit des echten Kämpfers. Ich

wollte, daß du unbesiegbar bist, stärker als das Leben selbst. Weniger wollte ich nicht von dir akzeptieren, und das war mein Fehler.

Madrone stand still, wagte kaum zu atmen. Sie versuchte verzweifelt, einen Blick von Bird aufzufangen. Einen Blick nur, um ihm ein Zeichen zu geben, wenn sie ihm schon nichts zurufen konnte. Aber er sah niemanden an, er hatte nur Augen für Maya, die sich hier anschickte zu sterben. Oder würde Bird sterben? Madrone wollte schreien, wollte ihren Körper zwischen die beiden werfen, wollte selbst sterben. Wenn du das tust, wenn du schießt, Bird, zerstörst du uns alle. Wir alle wären nie wieder fähig, Kraft zum Widerstand gegen unsere Feinde zu finden.

Im Menschengewühl erspähte sie Cress. Er war von seinen Freunden umringt. Diosa, was würden sie tun? Wenn Bird schoß, würde Cress seine übelsten Vorwürfe bestätigt sehen. Das zerbricht unsere Einheit, dachte sie unklar. Sie würden keine Ratsversammlung mehr haben, ein Bürgerkrieg würde losbrechen, Schüsse aus dem Hinterhalt, marodierende Horden in den Straßen. Niemand würde mehr auch nur einen Versuch machen, sich an ihren Tisch zu setzen, wo doch immer noch ein Platz für sie frei war. Ihre Gedanken überschlugen sich. Sie werden zurückschießen, und wir sind die Verlierer.

Aber wenn Bird sich weigert? Mußte sie dann ohnmächtig zusehen, wie er vor ihren Augen starb? Ohne jede Chance, ihm einen letzten Gruß zuzunicken? Oh Bird, Bird, ich liebe dich – und ich kann dir nicht helfen, ich habe nicht den Hauch einer Chance. Sie konnte nur versuchen, einen letzten Blick von ihm zu erhaschen.

Bird fühlte einen sanften Windhauch seine Wangen streicheln, wie eine ferne Liebkosung von zärtlicher Hand, sanft wie Frühlingsregen. Er empfand, daß da jemand war, der ihm beistand.

Wer immer du bist, geh weg, laß mich allein, flehte er stumm. Niemand kann mir jetzt beistehen. Bis herher bin ich auf meinen eigenen Füßen gegangen. Es gibt keinen Weg zurück. Sie sind zu stark für uns, und ich kann nicht mehr nachdenken. Mein Kopf schmerzt, und in meinen Ohren dröhnt es.

Madrone wartete. Bird sah sie nicht, er würde sich nicht umdrehen, und vielleicht war das gut so. Denn sie konnte ihm nicht helfen. Doch tief im Inneren glaubte sie doch, daß sie ihn schützen konnte. Vielleicht war dies nur eine Illusion, wie so vieles andere auch. Trotz all ihrer Kraft und Geschicklichkeit, konnte sie nur warten und aufpassen. Aber nichts bewahrte sie vor dem Schmerz, bei den Gedanken an ihre eigene Vergangenheit. Sie sammelte ihre Kräfte, atmete tief ein und begann sich zu öffnen.

Stückchenweise drang sie in die Tiefen ihrer Seele vor. Legte ab,

was sie sich jemals zurechtgelegt hatte über ihre eigene Persönlichkeit. All die Konstruktionen, wer sie war und wer nicht. Sie fühlte, wie sie Mayas Hand hielt. Nicht die alte Hand von heute, sondern eine harte Jungmädchenhand mit abgebrochenen Fingernägeln. Ihre andere Hand hielt Johannas Finger, die ihre Nägel in ihr Fleisch bohrten, und dann versank sie in einem Wirrwarr aus schmerzlichen Gefühlen und Erinnerungen, Haß und Angst stiegen in ihr auf, das Gefühl der ruhelosen Leere ihrer Jugend bemächtigte sich wieder ihrer. Sie schluckte und schluckte alles hinunter, bis ihr der Magen weh tat, sie schrie wieder vor Wut. Alles war spürbar, tausend Jahre Sklaverei, die seelischen Martern als Farbige und der Schatten der Atombombe. Konnte sie das alles heilen, so wie sie Krankheiten heilen konnte? Konnte sie den Schmerz heilen und die Lust, Schmerzen auszuteilen und die tiefen Verletzungen, die dahinter steckten?

Die Geister der Toten schwärmten aus, schwirrten über die Plaza wie Bienen, Millionen von ihnen, Legionen von Opfern, Legionen von Tätern. Sie fühlte sich wie ein elektrischer Draht zwischen zwei Geisterhänden, hell und dunkel zugleich. Sie konnte das alles nicht länger aushalten, konnte dieses Schwanken zwischen Liebe und Haß nicht ausgleichen, vermochte ihre eigene Vergangenheit nicht zu überwinden. Sie waren auf immer verloren, Bird, sie selbst und die anderen auch. Sie starrte auf ihn, er war so nahe und doch so unendlich fern. Bird, der die Kraft hatte, sie mit einem einzigen Blick, mit einer einzigen Berührung glücklich zu machen. Wie haben wir das nur gemacht, uns so viel Glück geschenkt, und uns gleichzeitig so viel Schmerz zugefügt? Es gab immer die Wahl zu verletzen oder zu heilen. Doch jetzt wußte sie nicht mehr, was Heilen eigentlich war. Sie fühlte Regentropfen auf ihrem Gesicht und Wind auf der nackten Haut, und sie hörte ein Lied, das nicht an ihre Ohren reichte, sondern direkt in ihre Haut einzudringen schien, als wäre sie ein Musikinstrument, das von geübter Hand gespielt wurde, wie ein Löffel, der im Kessel des Lebens rührte, wie ein Messer, das den Stoff der Welt durchtrennte, im Diesseits wie im Jenseits. Sie schloß die Augen und begann Honig abzusondern.

Bird spürte die Bewegung um sich. Wie von fern hörte er die Stimme des Generals: „Ich zähle jetzt bis zehn, Boy! Zehn...“

Er konnte nicht denken, und sein Körper schien seinen eigenen Willen zu haben. Seine Arme waren wie ein Echo auf die Kommandos aus der Ferne.

„Neun...“

Bird hob das Gewehr. Es lag schwer in seinen Händen, schwerer als ein schlafendes Kind. Er versuchte, um sich zu blicken.

„Acht...“

Alles verschwamm um ihn herum. Ihm war übel.

„Sieben...“

Ruhig! Das Gewehr ruhig halten. Mayas Gesicht war ein verschwommener, heller Fleck, sichtbar durch das Kreuz in dem Kreis, die Mandala, die vier heiligen Himmelsrichtungen, Symbol der Vier Heiligen Dinge.

„Sechs...“

Luft, ich kann nicht atmen. Das ist zuviel, ich kann nicht mehr.

„Fünf...“

Feuer, alles brennt, abuela, meine Seele verbrennt, verzeih mir, vergib mir.

„Vier...“

Wasser, Wasser, wird es denn nie mehr regnen?

„Drei...“

Die Erde, die Erde, sie ist hart wie Stein. Wenn sie aufbricht, entstehen Akkorde, Madrone zu begleiten, wenn sie singt, ein Lied, das sie nie mehr singen wird. Ich drehe mich, ich falle, wo ist denn die Erde geblieben?

„Zwei...“

Im Geist hörte er das Lied, es gab ihm das Gefühl ihrer Nähe, brachte die Momente des Liebeglücks wieder zurück, eine Erinnerung, die ihn schrecklich schmerzte, denn er war nicht mehr, der er damals gewesen war. Auch sie konnte ihn nie mehr heilen.

„Eins...“

Abuelita, dies ist ein Geschenk von mir an dich. Ich schenke es dir. Ist es nicht so? Oh, wenn nur mein Kopf nicht so schwer wäre.

„Fertig!“

Aber er war nicht fertig, er würde nie fertig sein.

„Anlegen!“

Mein Ziel ist, dich zu beschützen, abuelita, du sollst nicht erleiden, was ich erlitten habe.

„Feuer!“

Eine Biene landete auf Birds Stirn. Sie stach ihn zwischen die Augen. Bird schrie leise auf. Ein goldener Schmerz durchzuckte ihn und schoß durch seinen Körper, wie ein warmer Sonnenstrahl, der plötzlich durch den Nebel bricht. Hunderte Mayas verschwammen vor seinen Augen. Bienen schwärmten über seine Hände, stachen zu, und Bird fühlte sich glücklich: Sie hatten ihn also nicht verlassen,

nicht vergessen. Nicht, daß er Mitleid verdient hätte. Er sah die Bienen vor sich, wie sie, geheimnisvolles Symbol der ewig sich erneuernden Natur, über blühende Wiesen summten und die Kräfte der Natur aufsaugten. Das war das Heiligste, das wahre Geschenk, das wahre Geheimnis, nicht der Tod, sondern die Liebe – das fünfte Heiligtum.

„Feuer!“ brüllte der General.

Bienengift pulste durch seine Adern und vertrieb die lähmende Wirkung der Drogen, die ihm die Steward-Soldaten verabreicht hatten, vertrieb seine Müdigkeit, vertrieb Haß und Schmerz aus seinem Herzen. Plötzlich wurde er ganz klar. Er sah jedes einzelne Gesicht in der Menschenmenge. Er sah Mayas Augen, sie leuchteten hell und freundlich. Nein, er würde sie nicht töten. Alles, was passiert war, ihr und Rosa, es hatte keine Bedeutung. Er konnte sie alle nicht schützen. Er konnte Geschehenes nicht ungeschehen machen, seine früheren Entscheidungen nicht rückgängig machen, er konnte nicht dafür einstehen, immer nur stark zu sein. Aber das war alles unwichtig. Wichtig war nur, allen Mut zusammenzunehmen, und einen weiteren Schritt auf der Straße des Lebens zu machen.

Langsam und vorsichtig, als wäre das Gewehr ein schlafendes Kind, legte Bird das Gewehr auf den Boden.

„Ich werde nicht für Sie töten“, sagte er zum General.

„Dann stirbst du.“

„Das ist die bessere Lösung“, gab Bird zurück, „dann kann ich noch hoffen.“ Er hob die Arme und wartete auf den Schuß, auf den Schmerz und das Dunkel der Erlösung. Er spürte keine Angst, er fühlte wieder festen Boden unter seinen Füßen.

Das Lied, das er für Madrone gesungen hatte, klang ihm in den Ohren. Er hatte gemeint, die Musik habe ihn verlassen. Doch nun begannen seine Muskeln ohne sein Zutun zu arbeiten. Sein Mund öffnete sich, seine Lippen bewegten sich, seine Zunge artikulierte Worte und Tonfetzen – er sang. Er sang, für die Menschenmassen auf der Plaza, für Maya, für Madrone, für alle. Die Töne klangen kraftvoll über die Plaza. In seiner Stimme klang Liebe mit, Liebe zu den Menschen, Liebe zur Natur, zum Leben, zu den Göttern. Liebe!

Das war alles, was er noch tun konnte: Für seine Großmutter, für seine Geliebten, für seine Feinde und Henker, singen. Er hatte wieder festen Boden unter den Füßen. Er hatte sich lange nicht mehr so fest und zuversichtlich gefühlt. Dieses Gefühl war stärker als Angst und auch Hoffnung. Er verstand plötzlich, daß ihm die Musik niemand nehmen konnte. Die Musik in ihm wuchs und wuchs. Sie hatten sei-

nen Körper geschunden, hatten ihm die Knochen gebrochen, seine Hände zerschmettert, aber sie hatten seinem Geist und seiner Stimme nichts anhaben können. Sie hatten seinen Willen gebrochen, aber nicht sein musikalisches Empfinden, nicht sein Herz. Und wenn sie sein Gehör verletzt hätten, so hätten sie ihm doch niemals sein inneres Gehör nehmen können. Und wenn sie ihm seine Stimme genommen hätten, würde eine Stimme in ihm nicht aufhören zu singen. Es war falsch, zu glauben, die Musik sei in ihm. Es war genau umgekehrt, er war in der Musik, und sie würde immer ein Instrument finden.

„Einheit fünf! Feuer!“ brüllte der General. „Tötet ihn!“

Gespensstisches Rauschen in der Luft, wie von unzähligen Vogelschwingen.

Jetzt, dachte Bird. Jetzt werde ich sterben und mit euch vereint sein.

Er blickte auf die Männer, die ihre Gewehre auf ihn richteten. Es war jene Einheit, zu der er eigentlich auch gehörte. Es war fast ein Trost, von der Hand dieser Männer zu sterben, die doch seine Freunde waren, jedenfalls keine Fremden. Er hatte mit ihnen gelebt, mit ihnen gegessen, er war einer von ihnen gewesen, in ihrer Mitte. Er lächelte und sang lauter.

Aber er starb nicht. Einer nach dem anderen ließen die Männer ihre Gewehre sinken.

„Feuer!“ tobte der General. Doch die Männer standen da, still, passiv und ungehorsam.

Nun macht schon, dachte Bird ungeduldig. Macht schon, damit es vorbei ist. Macht schon, ich kann es nicht länger ertragen.

Er hörte auf zu singen. Gespanntes Schweigen herrschte auf der Plaza. Bird hörte nur das Vibrieren der Geister in der Luft und ferne Trommelschläge, hart, fordernd, rhythmisch pulsierend.

„Er gehört zu unserer Einheit“, stieß Drei-zwei hervor, „wir töten Keinen von uns.“

„Feuer!“ schrie der General zum dritten Male, „schießt, ihr Hundesöhne, oder ich töte euch eigenhändig.“

Da sprang plötzlich River auf die Plattform. „Einheit fünf!“ schrie er, und auf der ganzen Plaza hörte ihn jeder, „Einheit fünf! Wir sind in der falschen Armee! Folgt mir, und kämpft für euch selbst! Die Hexen können uns helfen, so daß wir keine Booster brauchen. Die City-Bewohner sind unsere Freunde. Helft ihnen, helft euch damit selbst. Kommt!“

„Schießt ihn nieder!“ befahl der General seiner Leibwache.

River stieß Bird zu Boden und riß das fallende Gewehr an sich,

während Schüsse aufbellten. Die Männer der fünften Einheit sprangen von der Plattform, hinein in die Menschenmasse und schossen zurück. Schüsse peitschten, Laser zuckten, Menschen schrien, drängten entsetzt zurück. Die Soldaten um Maya wichen zurück, und plötzlich strömten sie in Richtung der übergelaufenen Soldaten aus Rivers Einheit.

„Runter!“ schrie Madrone und riß Nita zu Boden. Sie lagen zwischen die Leibwachen des Generals und Rivers Einheit. Schüsse peitschten über ihre Köpfe hinweg. Oben auf der Plattform stand Maya als wäre nichts geschehen, unberührt von Schüssen und Lasern.

„Madrina“, schrie Madrone, doch ihr Schrei ging unter in dem allgemeinen Getümmel.

Ein verirrter Laser traf die Elektrokabel unter der Plattform. Rauch stieg auf, Flammen züngelten.

„Los, komm!“ rief Isis und kroch in Richtung Plattform. Madrone folgte ihr. Sie krochen auf dem Bauch durch das Chaos aus Rauch, Schüssen, Schreien und fliehenden Menschen. Nita war zurückgelieben.

Bird lag auf dem Boden der Plattform, fast bewußtlos. Ihm war nicht klar, war er tot oder war er noch am Leben? Um ihn her wurde erbittert gekämpft. Er mußte hier fort, aber sein Körper wollte ihm nicht gehorchen. Rauchwolken verdunkelten alles. Geisterschwingen rauschten durch die Luft. Cleis und Zorah und Tom erschienen ihm, sein Bruder Marley schlug eine unsichtbare Trommel, die Wolken wurden dichter, Regen strömte; Rio beugte sich über ihn, hinter ihm die schemenhafte Umrisse seiner Vorfahren, Krieger, und die drohend ausgebreiteten Schwingen riesenhafter, längst ausgestorbener Vögel mit seltsamen Schnäbeln. Jedes mißhandelte Kind, jeder geprügelte Sklave, jeder geschundene Kleinbauer, jede vergewaltigte Frau, jeder Soldat, der für fremde Herren gekämpft hatte, Legionen und Legionen von grausam Getöteten marschierten über ihn hinweg, heulend, winselnd, drohend. Eiskalte Finger griffen nach ihm, rissen ihn an den Haaren. Bird öffnete den Mund und versuchte zu singen. Aber der beißende Rauch hinderte ihn. Schließlich kroch er zur Seite. Gerade, als er mühsam von der Plattform kletterte, schossen riesige Flammen mit einem dumpfen Knall in die Höhe, und alles ging in Flammen und Rauch unter.

Luft! Endlich Luft! Er konnte wieder atmen. Der Rauchvorhang lichtete sich, und er sah Maya, immer noch an den Fahnenmast gefesselt. Erst kriechend, dann auf den Knien, dann auf den Füßen, stolperte er immer schneller auf sie zu.

Isis und Madrone erreichten Plattform gerade rechtzeitig um zu sehen, wie Bird sich zu Füßen Mayas duckte, um dem Laserfeuer zu entgehen. Mayas Kleider waren zerrissen, angekohlt, aber sie schien unverletzt.

„Bist du okay?“ stieß Bird heiser hervor. Sie nickte. Er zerrte an den Stricken, mit denen sie gefesselt war, bekam aber die Knoten nicht auf. Jemand zupfte ihn am Bein und legte ihm ein Taschenmesser in die Hand. Er durchschnitt die Stricke, mit denen Maya gefesselt war.

„Gib sie hierher“, hörte er Isis sagen. Er hob Maya nach unten und Isis legte sie sich über die Schulter. Mitten im Kugelhagel und den zuckenden Laser ließ er sich von der Plattform fallen. Bird fühlte sich heftig umarmt. Er blickte auf und sah in Madrones Gesicht.

„Du lebst!“

„Und du auch!“ Für einen langen Moment hielten sie sich fest, während die Plattform in Feuer aufging, und die Menschen flüchteten. In ihren Armen fühlte er sich befreit und erlöst, errettet. Sie hielt ihn in den Armen und war zu Hause.

Er drehte sich um: „Rosa! Wir müssen Rosa retten!“

Sie bahnten sich ihren Weg durch die Massen. Und sie riefen immer wieder Leuten zu: „Die Gefangenen! Wir müssen die Gefangenen befreien!“

Die Masse hinter ihnen drängte vorwärts. Sie rannten zur Nordseite der Plaza und die Straße hinunter zur alten Bibliothek. Immer mehr Menschen fanden sich vor den zertrümmerten Glasportalen des Rathauses ein, vor dem fünf bewaffnete Soldaten Wache hielten.

„Wer geht zuerst?“ fragte Madrone, mit einem vorsichtigen Blick auf die Bewaffneten.

„Die Toten!“ sagte Bird, und begann zu singen. In der Luft erhob sich ein Rauschen. In Sekundenschnelle umschwärmten sie ganze Wolken von Bienen. Die Bienen stürzten sich auf die Soldaten, flogen ihnen in die Augen. Die Soldaten ließen ihre Waffen fallen und flohen.

Sie fanden Rosa in einem der Kellerräume. Sie lag auf dem Boden, die Augen geschlossen, ihr Kopf merkwürdig verdreht. Madrone packte Entsetzen. Oh Mutter, Mutter, ich habe doch alles versucht, um so viel Gewalt zu verhindern, aber ich habe versagt.

Bird beugte sich zu Rosa nieder und nahm sie in den Arm. Ihre

Haut war eiskalt, aber sie regte sich und versuchte zurückzuweichen, als sie die Berührung spürte.

„Sie lebt“, flüsterte Bird, „Dank der Göttin.“

Rosa öffnete die Augen, blickte ihn an und schreckte zurück.

„Es ist alles gut, querida. Du bist nun in Sicherheit. Sieh nur, Madrone ist hier.“

„Madrone?“

Bird hob Rosa vorsichtig hoch und legte sie Madrone in die Arme. Sie umschlang das zitternde Mädchen voller Sanftheit und Güte, streichelte ihr beruhigend übers Haar. „Es ist alles okay, Baby. Es ist alles wieder gut. Diosa, ich bin so froh, daß du lebst.“

Bird lehnte sich erschöpft an die Zellenwand. Die Energie verließ ihn. Tränen liefen ihm übers Gesicht. Die Geister verließen ihn. Es war dunkel hier unten im Keller, aber er konnte gut sehen. Gleich würde ihm übel werden.

„Laßt uns rausgehen“, sagte er.

Sie brachten Rosa an die frische Luft. Sie saßen in der Sonne auf den Stufen vor dem Rathaus. Die Menge hatte sich zerstreut.

„Wir stürmen nun das Spital“, rief einer der vorbeihastenden City-Bewohner ihnen zu.

Die Soldaten bekämpften sich gegenseitig.

River hatte eine Schwadron angeführt, die sich des Waffenarsenals der Stewards bemächtigt hatte. Nicht wenige der Stewards waren in Richtung Southlands geflohen. Doch noch mehr übergaben ihre Waffen und baten um Asyl. Auf der Plaza und in den angrenzenden Straßen lagen die Toten. Gruppen von Freiwilligen drangen in die besetzt gewesenen Gebäude ein, suchten nach Gefangenen und befreiten sie.

Die Rathausstufen waren noch kalt, die Sonne warm. Und auch Madrones Hand lag warm in Birds Hand. Rosa schmiegte sich an Madrones Schulter, immer noch zitternd und unfähig zu sprechen. Menschen strömten vorbei, schwangen Fahnen und sangen Siegeslieder.

„Ich schätze, wir haben gesiegt“, sagte Madrone. „Ich kann es kaum glauben. Wir sollten glücklich sein.“

„Bald kann ich es auch“, sagte Bird, „aber im Moment muß ich mich erst fassen, es kam alles zu plötzlich.“

Innerlich fühlte er sich kalt und leer. Das helle Sonnenlicht blendete ihn. Er hätte so gern Madrone umarmt, doch er war nicht einmal imstande, sich zu ihr umzudrehen.

„Ich habe ihr Klavierstunden gegeben“, sagte er schließlich, „Rosa,

erinnerst du dich? Vielleicht lernst du ja nun das Mozartstück doch noch?“

Dann begann er zu weinen, und Madrone nahm ihn in die Arme.

„Du wirst heilen“, flüsterte sie, „wir alle müssen erst wieder heil werden.“

Er sah zu ihr auf, wischte sich die Tränen mit dem Ärmel ab. „Ich werde wohl künftig bei den Wild Boar Leuten wohnen müssen. Glaubst wirklich die ganze City, daß ich ein Verräter bin?“

„Nach dem heutigen Tag werden alle wissen, daß du ein Held bist.“

„Oh, nein, ich will kein Held sein.“

„Ja, was willst du dann sein, querido? Dies ist unser Sieg, und du kannst alles sein, was du nur willst.“

„Klavierlehrer“, sagte er und lachte. Plötzlich war er glücklich. Er lebte, Rosa hatte überlebt, und Madrone auch. In diesem Moment zog ein Junge das Banner der City am Flaggenmast vor dem Rathaus hoch: die doppelte Spirale mit den geviertelten Kreisen auf einem Regenbogen. „Klavierlehrer“, wiederholte er, „selbst wenn ich nur ein schlechter wäre.“

Madrone prustete los, und auch Rosa blickte lächelnd hoch.

„So, und wie bringe ich euch beide nun nach Hause?“ fragte Madrone. „Die Göttin weiß, ob es Transportmöglichkeiten gibt. Ich kann Rosa nicht so weit tragen, und du, Bird, siehst aus, als kämest du direkt aus der Hölle.“

„Ja, da war ich!“

„Aber jetzt sind wir draußen, oder?“ fragte Rosa.

„Ja, jetzt sind wir frei!“ lächelte Madrone, „die Schreckenszeit ist vorüber. Wir sind frei und in Sicherheit. Das ist jetzt unsere Wirklichkeit. Wir sind zurück in El Mundo Bueno.“

„Halte mich fest, damit ich mich daran erinnere“, seufzte Bird.

Sie schlang ihre Arme wieder um ihn, und Rosa war in ihrer Mitte. Er war warm und lebendig, ebenso wie sie, trotz aller Widrigkeiten. Und sie hatten wieder zueinander gefunden. Schmerz und Freude hüllte sie beide ein. Birds Augen schmerzten noch immer, doch als er sie schloß, waren seine Ohren plötzlich angefüllt mit Musik. Er wußte nun, wenn die Zeit dafür gekommen war, würde er es singen, sich durchkämpfen um es zu spielen und es schließlich aufschreiben. Gut oder schlecht, das tat nichts zur Sache, nur daß er sang, was in ihm war. Lieder für die Lebenden, Lieder für die Toten. Er begann zu summen. Madrone fühlte die Musik wie das Summen der Bienen, eine Musik, für die sie selbst das Instrument war. Ein Lied des Sieges.

Heute, daran erinnerte sie sich plötzlich, war der erste August, oder der dritte Nebelmond, der Tag der Schnitterin und der einundzwanzigste Jahrestag des Aufstandes. Bald schon würden sie den Hügel hinaufwandern, ihre Opfer darbringen und zur Schnitterin sagen: „Schau, Göttin, dies haben wir aus deiner City gemacht. So haben wir sie für dich bewahrt, sie verteidigt und unser eigenes Leben gerettet.“ Bald würden die Wasser wieder fließen. Und in diesem Winter würde es regnen.

Freudenfeuer brannten Tag und Nacht auf allen Hügeln rund um die City. Nächtelang dröhnte der erregende Rhythmus der Trommeln, klang Musik von überall her, und alle tanzten in Ekstase. Das Udenkbare war Wirklichkeit geworden. Sie hatten gesiegt. Sie, die Unbewaffneten. Die fremde Armee war fort. Viele der Steward-Soldaten waren geflohen, hinunter in den Süden, über den alten Highway. Andere waren im Kugelhagel gefallen. Aber die Mehrzahl hatte einfach ihre Gewehre niedergelegt und um Aufnahme gebeten. Das Leben in der City nahm allmählich wieder seinen gewohnten Gang, Wasser strömte durch die Kanäle, Lichter wanderten in der Nacht über die Bay: Segler, die nach Hause wollten...

Der General lag in seinem Krankenbett. Maya, immer noch ganz in Weiß, saß neben ihm. Sie hatte etwas Fleischbrühe und Toast zu sich genommen. Sie fühlte sich selbst sehr viel besser, viel lebendiger, auch wenn Sam zu ihr gesagt hatte, sie solle, verdammt nochmal, zu Hause bleiben. Aber sie hatte kein Bedürfnis dazu, ihr Geist arbeitete hell und klar, wie nach langem Fasten. Als sie gehört hatte, daß General Alexander hier im Spital lag, ein Laserstrahl hatte ihn getroffen, da wußte sie, daß sie zu ihm mußte.

„So ist das, Sie sterben, und ich werde leben“, sagte Maya. Der General lag da mit geschlossenen Augen, hatte er sie überhaupt gehört? „Eine Ironie des Schicksals. Getroffen von den eigenen Männern, während ich davongeschleppt wurde wie eine kranke

Amazone. Nicht schlecht für ein Frau in meinem Alter, wie?“

Der General stöhnte.

„Haben Sie Schmerzen? Vielleicht sollte ich Madrone schicken, sie bringt manchmal sogar Wunder zuwege.“

Sie hatten ihm Hilfe angeboten. Doch als Madrone tatsächlich kam und ihre Hände auf seinen Kopf legen wollte, wies er sie zurück. Mit versagender Stimme flüsterte er: „Keine Hexereien!“

„Vielleicht kann ich Ihnen doch helfen?“ hatte Madrone geantwortet, „ganz ohne Ideologie.“ Aber er schüttelte nur den Kopf. Sie zuckte mit den Achseln und ging, nicht eben widerstrebend. Sie fühlte sich so müde.

Sie hatte an jenem Tag nach langer Suche schließlich ein Fuhrwerk aufgetrieben und Bird und Rosa nach Hause gebracht. Das hatte Stunde um Stunde gedauert, und danach war sie auch nicht zur Ruhe gekommen. Zu viele riefen nach ihr, zu viele verlangten nach ihren heilenden Kräften. Kaum, daß sie einmal zum Essen gekommen war. Und hier lag der Mann, der Rosa und Bird hatte foltern lassen, der Marie ermorden ließ – und wieviele andere noch.

Aber Madrone hätte ihre heilenden Kräfte auch für ihn eingesetzt. Ja, trotz allem, das wußte sie genau. Sie hätte es zumindest versucht.

So aber ging ein Mensch verloren, ein Mensch, dem sie vielleicht hätte helfen können. Ein Rückschlag in ihren Bemühungen also. Ich glaubte immer, jemanden zu heilen, sei durch Energie-Übertragung möglich, dachte sie. Aber es ist viel mehr, es geht darum, den Kranken sich selbst gegenüber zu öffnen. Damit er seine eigenen, inneren Kräfte nutzen kann. Sie fühlte sich reich, selbst bei aller Erschöpfung.

Nun würde sie bald nach Hause kommen – nach Hause zu Bird, der längst die Steward-Uniform abgelegt und nach einem ausgiebigen Bad seine eigenen Kleider wieder angezogen hatte. Sie würden zusammen sitzen, jeder die Nähe des anderen genießen, seine Berührung würde in ihr singen, und sie würde auf ihre Weise für ihn auch ein Lied anstimmen.

„Es macht nichts, wenn ich sterbe“, flüsterte der General plötzlich. Er sprach so leise, daß Maya ihr Ohr tief zu ihm hinunter beugen mußte. „Lieber sterben als mit der Niederlage weiterleben.“

„Dieser Gedanke hat im Laufe der Geschichte mehr Menschen getötet als jede Krankheit“, gab Maya zurück. „Trotzdem wäre es uns allen lieber, wenn wir ihnen helfen, Ihre Schmerzen lindern könnten.“

Der General stöhnte. Dann war lange Zeit Stille. Maya saß und wartete. Warum sitze ich eigentlich hier, fragte sie sich. Ist es nur

Mitleid, oder möchte ich mit eigenen Augen sehen, daß dieser Mann wirklich tot ist?

„Ihr habt euch selbst besiegt“, sagte sie schließlich halblaut, ohne Hoffnung, daß diese Worte bei dem General ankommen würden, „Sie mit Ihren eigenen Ängsten und Haßgefühlen. Davon waren Sie so voll, daß Sie schließlich geglaubt haben, Sie wären stärker als wir. Aber das war ein Irrtum, obwohl ich zugebe, daß wir oft gedacht haben, wir gehen alle unter.“

Der General atmete schwer, und unter Anstrengung spuckte er ein paar Worte aus: „Andere werden nach mir kommen.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Vielleicht habt ihr uns auch nur gezeigt, wie wir uns gegen euch durchsetzen können“, gab Maya zurück.

Der General keuchte, Blut quoll ihm aus den Mundwinkeln. „Krieg endet niemals“, seine Stimme verebbte.

Maya ergriff seine Hand, sie war eiskalt und leblos. „Wir hätten einen Platz für Sie gehabt an unserem Tisch, General, wenn Sie uns nur geglaubt hätten.“

„Okay, Lily, und nun?“ fragte Sam. Die kleine Küche war gemütlich warm. Es roch nach Gemüsesuppe, und lautes Stimmengewirr herrschte. Sieben, acht Leute sprachen gleichzeitig durcheinander.

„Komm zum Council, morgen“, sagte Lily. „Wir werden alles durchsprechen. Was sollen wir mit den Soldaten machen? Was zuerst wieder aufbauen? Und wie wollen wir gegebenenfalls weitere Angriffe auf unsere City abwehren?“

„Morgen?“ fragte Madrone verblüfft. War das Council schon morgen? Sie hatte mehrere Nächte überall Hilfe leisten müssen und nur wenig geschlafen. Darüber war ihr wohl das Zeitgefühl abhanden gekommen. „Habe ich einen Tag vergessen?“

„Du bist nur übermüdet, ich weiß. Aber so vieles ist jetzt dringend, und wir sollten endlich mit der Diskussion darüber beginnen, wie es weitergeht! Im übrigen wird ohnehin nichts so schnell entschieden. Aber du kommst doch, nicht wahr? Alle kommen, auch ihr aus dem Süden, nicht wahr? Wir brauchen alle Informationen, die ihr uns geben könnt.“

„Ich komme gern“, sagt Katy und nahm Lucia auf den Arm. Die Kleine mußte die Brust bekommen. „Ich wollte schon immer sehen, wie eure Versammlungen ablaufen.“

„Ich glaube, ich sollte auch kommen“, sagte Maya. Sie hatte sich in dem riesigen Sessel am Fenster niedergelassen, eine alte Decke von Johanna auf den Knien. Sie aß immer noch sehr wenig. Sie sah durchsichtig aus, ständig schienen unsichtbare Geister um sie herum zu schweben. Gerade jetzt schlang doch Johanna ihre Arme um sie, Rio saß zu ihren Füßen und hatte ihr leicht die Hand auf den Schenkel gelegt.

„Ich denke, du solltest im Bett bleiben“, sagte Sam in entschiedenem Ton.

„Soll das ein Vorschlag sein?“

„Nein, ein Befehl!“

„Ja, dann natürlich, dann muß ich gehen. Befehlen gehorche ich niemals.“

„Was denkt der Verteidigungsausschuß? Besteht die Gefahr eines weiteren Angriffs?“ fragte Nita.

„Niemand weiß Genaues“, sagte Lily. „Wir glauben nicht, jedenfalls nicht so schnell. Die Stewards werden Zeit brauchen, sich von dieser Niederlage zu erholen und ihre Schlüsse daraus zu ziehen. Solange die Southlands ihr Herrschaftssystem beibehalten, müssen wir wohl mit neuen Attacken rechnen. Das ist auch der Grund, warum wir euch aus den Southlands bei der Diskussion dabei haben wollen. Wir müssen besser Bescheid wissen, wie es da unten zugeht“.

Bird saß in der Sofaecke, er hörte schweigend zu. Er war sehr blaß. Bisher war es ihm nicht gelungen, den Gedanken an die Geister abzuschütteln, sie schienen ihn überall hin zu verfolgen. Von Zeit zu Zeit ängstigte ihn der Gedanke an Rosa, dann sprang er schnell auf und ging in Mayas Zimmer, wo sie lag und schlief. Gottlob, sie lebte noch, es war ihr nichts zugestoßen. Wenn er die Augen schloß, sah er Marie, Lan und Roberto vor sich. Seine Ängste schwanden nur, wenn Madrone ihn berührte oder wenn er am Klavier sitzen und spielen konnte, so wie er es heute Morgen getan hatte. Er klimperte die Melodien herunter, die ihm durchs Ohr gingen und notierte sie eilig. Jetzt merkte er, daß Lily ihn schon geraume Weile anblickte.

„Nein, Lily, ich gehe nicht hin. Ich gehe nicht zum Council. Ihr könnt mich alle besser verdammen, wenn ich nicht dabei bin.“

„Keiner will dich verdammen, Bird. Die Leute verstehen die Zusammenhänge inzwischen. Sie denken jetzt eher, daß du ein Held bist.“

„Nun ja, auch das bin ich nicht. Ich bin ebensowenig ein Held, wie ich vorher ein Schurke war. Keiner von euch versteht das mindeste von dem, was mir wirklich geschehen ist.“

„Wir wissen alle, daß du getan hast, was du nur tun konntest, Bird“, sagte Lily freundlich.

„Natürlich habe ich das. Vielleicht sogar das Allerbeste. Aber darum geht es nicht. Das Problem ist, ich war nicht gut genug. Denkt daran, bevor ihr die Southlands befreien wollt.“

„Vielleicht war es so, Bird. Vielleicht mußte es alles so kommen. Wenn du nicht für sie gearbeitet hättest, wärest du auch nicht so sehr Teil von ihnen geworden. Dann hätte dich deine Einheit aber auch niemals so als einen der Ihren angesehen. Und das erst hat alles entschieden, hat uns City-Bewohnern den Sieg ermöglicht.“

„Das ist eine schöne Erklärung. Ich wünschte, ich könnte auch daran glauben“, sagte Bird. „Glaubst du das denn wirklich?“

„Ich glaube, du hast nie aufgehört, ihnen Widerstand zu leisten, hast immer überlegt, was du tun könntest. Manchmal waren deine Bemühungen umsonst, manchmal auch falsch, aber daraus kann dir niemand einen Vorwurf machen. Der Verteidigungs-Ausschuß wird dich ganz sicher um Hilfe bitten.“

„Ihr seid alle verrückt. Cress wird auch alle zur Stadt rausjagen. Es sei denn, er wäre gestern gefallen.“

„Er hat eine böse Verletzung an der Schulter von einem Lasergewehr. Aber er wird es überleben“, sagte Madrone.

„Davon abgesehen: Ich bin nicht alt, und ich bin auch keine Frau.“

„Der Verteidigungs-Ausschuß will seine künftige Taktik planen. Wir sind das einzige Komitee mit geschlechtsspezifischen Restriktionen. Das ist nicht mehr tragbar. Leute wie Cress sehen darin eine Chance. Aber Du, Bird, weißt inzwischen mehr über alles, wofür und wogegen wir kämpfen. Wir können von dir und deinen Erfahrungen viel lernen. Auch von deinen schlimmen Erfahrungen. Ja, ganz besonders von denen. Wir brauchen dich, vielleicht sogar für Verhandlungen mit den Southlands.“

Bird wußte nicht recht, ob er ihr Glauben schenken sollte. Aber er fühlte sich durch ihre Worte doch erleichtert. Er blickte auf Madrone, die ihm schräg gegenüber in der anderen Zimmerecke saß. Sie sah so klein aus, so alt. Das haben die Southlands aus dir gemacht, dachte er. Aber sie war schön, mehr noch als früher, vielleicht, weil sie nun das Schicksal verband, beide waren sie verwundet, beide hatten sie überlebt. Und beide waren sie daran gewachsen, beide waren sie stärker geworden. Ja, ich bin stark, dachte Bird. Selbst wenn andere Kräfte manchmal stärker sind.

„Und wie war es in den Southlands?“ fragte er Madrone.

„Hart“, gab Madrone zurück. Warum fragt er, dachte sie, ich habe

meine Geschichte doch schon jedem erzählt. „Sehr hart, aber ich bin froh, daß ich dort war. Ich habe viel gelernt. Ich weiß nicht, ob ich viel ausgerichtet habe, oder ob ich jemals dorthin zurückgehen würde.“

„Hast du darüber nachgedacht?“ fragte Katy eifrig.

„Das fragst du mich? Du hast doch gedroht, du würdest niemals mehr den Garten der Schwestern verlassen.“

„Ich möchte wieder zurück. Vielleicht geht es ja nicht, aber ich möchte es. Es ist meine Heimat, und die meines Babys auch.“

Madrone blickte auf Bird: „Würdest du gehen?“

Er blickte sich im Raum um. Er wirkte warm, hell und freundlich, es roch angenehm nach Essen, ringsumher saßen Freunde und Familienmitglieder. Hier war er sicher, niemand wollte ihm hier etwas Böses oder würde ihn gar foltern. Er hatte seine Musik, soweit seine verletzten Hände das zuließen, und ihm gegenüber saß Madrone, lebendig und hielt ihre sanften Augen auf ihn gerichtet. Würde er das alles aufs Spiel setzen?

„Wenn ich mich ausgeruht hätte“, sagte er dann, „könnte ich darüber nachdenken. Gemeinsam mit dir.“

„Komm zurück, aber mit der Einheit, Mann“, sagte River spontan. Er saß am Tisch vor einem Teller Suppe. „Wir holen uns da unten eine Armee, befreien sie von den Boostern, und dann übernehmen wir das Land.“

„Ich kann nicht eigenhändig jeden einzelnen Soldaten in den Southlands von der Sucht nach Boostern befreien“, sagte Madrone.

„Sobald die Laboratorien wieder in Ordnung sind, machen wir eine eingehende Analyse“, sagte Sam, „ich bin sicher, wir finden einen Weg, um alle oder fast alle von den Boostern unabhängig zu machen.“

„Das würde den Sieg möglich machen“, sagte Katy.

„Schöner Gedanke“, gab Lily zu, „wir haben auch wieder Radio- und Funkverkehr. Die Funkblockade ist vorüber. Der Kurzwellenverkehr funktioniert. Wir empfangen wieder Nachrichten aus anderen Teilen der Welt. Die Zeit der Isolierung ist vorüber. Vielleicht können wir bald wieder überall hin.“

„Wohin denn?“ fragte Isis und setzte sich mit einem Ruck auf.

„Wohin du willst. Über die Berge nach Osten, über das Meer zu den Inseln im Westen. Vielleicht nach Japan und Asien? Überallhin hatten wir doch Verbindung, bis dieser Krieg uns isolierte.“

„Ich möchte nach Westen“, sann Isis, „ich möchte über den Ozean segeln und alles kennenlernen. Mit dir, mein Baby“, sie streichelte Saras Arm.

„Ich möchte nicht wieder zurück in die Southlands“, sagte Sara,

„aber ich würde gern mal nach Hawai. Glaubst du, daß wir nach Hawai finden?“

„Wir können ja mal nachschauen. Das gefällt mir. Wer kommt mit?“ Isis zwinkerte Maya zu. „Und was ist mit dir, Grandma? Vielleicht raubt dich ein dunkelhäutiger Pirat von der Seite deines grauhaarigen Opas?“

Maya lächelte. Ja, wirklich, warum nicht große Pläne machen? Sie sah sich schon an Bord eines kleinen Schiffes. Sie war eigentlich nur müde, und dennoch fühlte sie sich von dem Gedanken an eine große Reise angezogen. Sie würden über die Wogen des Ozeans segeln, bei Sturm, bei blauem Himmel, im Zickzack gegen den Wind aufkreuzen. Sie würden die alten Inseln neu entdecken. Und sie würde tun, was sie immer getan hatte: Mit den Menschen sprechen, ihnen zuhören und ihnen antworten. Sie würde auch dort hochhalten, was sie immer hochgehalten hatte, und an was sie glaubte, die heiligen Werte des Lebens: Luft und Feuer, Wasser und Erde. Sie würde überall Gleichgesinnte finden, überall Freunde haben, das wußte sie, und der Gedanke wärmte sie.

Und vielleicht würde sie auf dem Weg über den Ozean das Meer der Meere finden. Jenes geheimnisvolle Meer der Sagen, wo Gedichte auf dem Wasser träumten, wie weiße Wale. Das tiefste aller Meere, wo die Delphine sprangen und alle Lebewesen ein friedvolles, freudvolles Rendezvous auf dem Grund der goldenen See hatten.

Oh, die Welt war groß. Und sie war schön. Sie war in ihrer Jugend mehr als genug herumgereist, sie wußte, wieviele Wunder es überall zu entdecken gab, nicht nur im Westen. Dort waren die Inseln des ewigen Sommers, wo die Vögel immer sangen. Dort war der geheimnisvolle Ursprung der Lachse, bevor sie zurückzogen zu ihren Heimatflüssen und über Stromschnellen sprangen. Oh ja, oh ja. Sie glaubte immer noch, was sie als kleines Mädchen geglaubt hatte: Daß die Seepferdchen am Ende eines Sonnentages um ihre Geliebte tanzten, Spiralen um Spiralen, als Dank für das glückliche Zusammensein. Sie hatte niemals ein Seepferdchen gesehen, aber sie würde nun gehen und welche finden. Sie finden, diese lebenden Zeugen einer untergegangenen alten Welt, voll verschwundener Herrlichkeiten, einer Welt, die noch nicht von Menschen verwundet, ausgebeutet und vergiftet worden war.

Sie würde all dies finden, auf dem Weg nach Westen, begleitet von den Geistern ihrer Ahnen, begleitet vom Tod, der ja auch das Leben war, von toten und lebenden Helden. Sie würde nach Westen gehen und all dies mit nach Hause bringen. Sie würde westwärts ziehen,

dem Mond entgegen und dem Abendstern, nach Westen in die Strahlen der untergehenden Sonne und in den beginnenden Glanz der Sterne hinein. Westwärts, solange, bis der Sonnenuntergang sich wieder zum Sonnenaufgang verwandelte, bis die Zeit, die Ewigkeit, von Neuem begann.

Danksagung der Autorin

Viele Menschen haben mir beim Schreiben dieses Buches geholfen und mich unterstützt. Isis Coble las das Roh-Manuskript und zeigte dabei viel Einfühlungsvermögen und Enthusiasmus. Marie Cantlon, Herausgeberin meiner drei früheren Bücher, leistete ebenfalls unschätzbare Hilfe, ihre Gedanken befruchteten meine Arbeit ungemein. Linda Gross von Bantam Books stellte viele Fragen, die dazu führten, daß das Buch eine klare Struktur bekam. Alle Mitarbeiter von Bantam zeigten großes Interesse und ich weiß ihre professionelle Hilfe sehr zu schätzen.

Mein Agent, Ken Sherman, spornte mich immer wieder freundlich an, wenn meine Arbeit mal zu stocken drohte. Wendy Williams er fand den Titel. Susan Sedon-Boulet gestaltete den Bucheinband. David Abram brachte mich bei Wanderungen durch die Berge bei Santa Monica auf den Einfall mit den Bienen. Arisika Raszak, Marina Alzugary und Arachne gaben mir wertvolle Informationen über Geburtshilfe. Patricia Witt informierte mich über biologische Themen und die Funktionsweise des menschlichen Immunsystems. Rafael Jesus Gonzalez vertiefte mein Wissen über mexikanische Götter. Charles Dabo lehrte mich Spanisch und half bei Übersetzungen. Michael Shapiro von Libros Sin Fronteras gab zusätzliche Hinweise auf die spanische Sprache. William Doub half bei den chinesischen Ausdrücken, die im Buch verwendet wurden.

Viele der Lieder und Gedichte in diesem Buch werden üblicherweise bei Ritual-Veranstaltungen gesungen. „Wenn wir die Kraft haben“, wurde von mir und Rose May Dance geschrieben. Das Lied „Die Erde ist unsere Mutter“ ist ein Slogan der Web Native

American. Der Song „Silbern schimmerndes Rad“ stammt von Sparky T. Rabbit. „Yemaya Asesu“, ein Lied das Madrone singt, ist ein altes afrikanisches Yoruba-Lied, ich verdanke das Wissen darüber Luisah Teish. Die magische Beschwörung „Die Erde ist ihr Körper...“ entstand auf einem traditionellen Hexenzauber-Fest und wurde von mir nach einer Komposition von Victor Anderson gedichtet. Das Lied an Elijah wurde einst vom Jüdischen Sender ausgestrahlt.

„Meine Mutter macht falschen Whisky“ ist eine Variation des alten Liedes „My Bonnie Lies Over The Ocean“. Rose May Dance sang es mir vor, und es ist ein wunderbares Lied, um nervöse Babys zu beruhigen.

Das Zitat von Diane Di Prima auf Seite 312 stammt aus einem Gedicht, das sie bei einer Veranstaltung für die Beendigung der Nukleartests in der Ersten Unitarischen Kirche in San Franzisko vortrug. Alle anderen Lieder, Gedichte und Verse stammen von mir.

Ch'i, das chinesische Wort für feinsinnige, sanfte, menschliche Energie wird heute oft auch Qi geschrieben. Ich habe die alte Schreibweise beibehalten.

Meine Zukunftsvisionen in diesem Buch stammen aus vielfältigen Quellen. Mark Shoenbeck nahm mich freundlich im Institut für Neue Alchemie (Cape Cod) auf. Von dort stammen viele meiner Ideen über neue Anbaumethoden, wie ich sie beschrieben habe. Die Stimmen im Council erfand ich, angeregt durch die Teilnahme beim Fünften Nordamerikanischen Biologischen Kongress 1989.

Viele der beschriebenen Rituale beruhen auf uralten Riten, wie ich sie in meinen Kursen den Teilnehmern wieder nahebringe. Besonders die Ahnenkulte, die wir nun stets am Halloween-Tag (Allerheiligen) zelebrieren.

Ich danke außerdem den Mitgliedern der Planungsgruppe: Sie haben eine multikulturelle Vision wieder zu neuem Leben erweckt. Der Spruch: „Mögest du niemals hungrig sein, mögest du niemals Durst leiden“ ist Teil unseres Rituals, mit dem die wichtige Bedeutung der Nahrung in unser aller Leben gewürdigt wird.

Viele der politischen, der sozialen und gesellschaftlichen Strukturen, wie ich sie in diesem Buch beschreibe, sind Ergebnis meiner jahrelangen Gruppenarbeit gegen Gewalt, Krieg und Rüstung.

Die Personen, die Handlung und teilweise die Orte in diesem Buch sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen wäre rein zufällig. Ich lebe jedoch tatsächlich in einer Wohngemeinschaft, die große Ähnlichkeit mit dem Black Dragon House aufweist. Ich danke meinen Mitbewohnern für alle Anregungen zu diesem Buch, die sie

mir durch unser Zusammenleben lieferten, durch Streit, Ver-söhnungen, Gespräche und Freundschaft. Meinen Compañero, David Miller, lernte ich kennen, als dieses Buch halb fertig war. Er gab mir Liebe, Kraft und Unterstützung, dieses Werk fertigzustellen, mehr, als ich jemals für möglich gehalten hätte.

Florence Ida Dabo Kemp erinnerte mich jeden Tag, was noch zu tun sei. Dieses Buch ist ihr gewidmet und ihrer jüngsten Schwester Aminatou Kaira Dabo Kemp. Außerdem meinen Patenkindern Casey Cooper Quirke und Emily Sunrise Iverson. Darüber hinaus all jenen schon Geborenen und noch Ungeborenen, die in einer Zukunft leben müssen, die wir erschaffen oder zerstören mit unseren Entscheidungen heute.

Über die Autorin Starhawk

Die Bestsellerautorin von „Der Hexenkult“, „Mit Hexenmacht die Welt verändern“ und „Wilde Kräfte“ ist eine Feministin und Kämpferin für den Frieden. Sie ist eine der ersten Stimmen des Öko-Feminismus, einer Bewegung, die sich nicht nur für die Rechte der Frauen einsetzt, sondern auch für den Schutz unserer elementaren Lebensgrundlagen eintritt. Auf ihren weiten Reisen durch Nordamerika und Europa hält Starhawk Seminare und Workshops ab. Sie lebt in San Francisco und arbeitet dort mit einer staatlich anerkannten religiösen Gemeinschaft, die Lehrgänge, Workshops und öffentliche Rituale in erdgebundener Spiritualität anbietet.

Zur Erklärung

Starhawks Buch heißt im amerikanischen Originaltitel „The Fifth Sacred Thing“, also simpel übersetzt: Die fünfte heilige Sache. Das erschien uns kein Buchtitel, der im Deutschen irgendetwas aussagen könnte. Heilig sind in der erdgebundenen Religion, die in diesem Buch von den Hauptpersonen praktiziert wird, die vier heiligen Elemente: Erde, Feuer, Wasser, Luft und alles was sich aus ihnen zusammensetzt oder aus ihnen entsteht. Somit also jeder Teil, jedes Wesen der Schöpfung. Das fünfte Heiligtum ist ein Geheimnis, das sich dem Menschen allmählich erschließt: Das fünfte Heiligtum ist der Geist.

Aus dieser Begründung entstand für uns der deutsche Titel: „Das fünfte Geheimnis“.

Bei der Übersetzung haben wir manche Wörter im amerikanischen Original belassen, oder sie alternierend auch erklärt, um den Lesefluß nicht zu stören. Im Anhang finden Sie ein knappes Wörterbuch, das wir auf das Wesentliche beschränkt haben.

Spanisch ist eine verbotene Sprache bei den Stewards. Spanisch wird in der City häufig gesprochen. Viele wörtliche Reden sind mit spanischen Brocken durchsetzt. Wo es zum Verständnis nötig war, haben wir die deutsche Übersetzung unmittelbar angehängt. Ansonsten ließen wir die spanischen Ausrufe unübersetzt stehen.

Angels – wörtlich Engel; hier gezüchtete und geklonte (durch Genmanipulation aus einer Zelle entwickelte) Wesen von kalter, seeleloser Schönheit, die alle gleich oder zumindest ähnlich aussehen.

Backup – Unterstützung; hier ist die kräftemäßige Unterstützung bei Trancereisen durch nahestehende Personen gemeint.

Booster – süchtig machende Droge; hier Medikamente, die das Immunsystem stützen, das ohne diese Mittel zusammenbricht.

Coatlicue – aztekische Göttin mit dem Schlangenrock. Wie bei der indischen Göttin Kali ist das Haupt abgeschlagen und aus dem Stumpf treten zwei Schlangen als Blutströme hervor.

Council – Versammlung; hier Ratsversammlung und verschiedene Unterabteilungen mit Spezialgebieten (z. B.: Wasser Council, der Arbeitskreis, der sich mit allen Wasserfragen beschäftigt). Die Bewohner der City in diesem Buch leben und gestalten eine soziale Utopie. In der Versammlung gibt es die Position der vier symbolisch dargestellten Elemente. Sie werden vertreten durch Menschen in Tiermasken, die sich in Trance versetzen und Kanal sind für die Aussagen der Elemente. Sie sprechen in Trance zur Versammlung – stellvertretend für die vier heiligen Elemente. Die Beschlüsse in der Ratsversammlung werden durch einen „Prozeß“ (Meinungsbildungsvorgang) und abschließenden Konsens gefaßt.

Canyon – enges, tief eingeschnittenes Tal, meistens mit Wasserlauf im Talgrund, kommt besonders häufig im südwestlichen Teil der USA vor.

Diosa – spanisch Göttin; hier die oberste Gottheit einer erdgebundenen Religion, die von den meisten Bewohnern der City praktiziert wird. Wird hier häufig als Ausruf gebraucht.

Guadeloupe – größte Insel der Kleinen Antillen

Hexe – germanisch Hagedise, altdeutsch Hagazussa, die Zaunreiterin, also die in der Lage ist, die spirituelle Welt zu betreten; hier Vertreterin der erdgebundenen Religion. Während der 250 Jahre währenden Inquisition wurden in Europa neun Millionen Frauen als angebliche Hexen liquidiert. Tatsächlich handelte es sich bei diesem dunklen Kapitel der Geschichte um einen Kampf der Kirche gegen Revolution und Andersgläubige. Hexe und Hexer in diesem Buch praktizieren eine Religionsrichtung, die sich auch heute schon in Kalifornien etabliert hat. Unter der Bezeichnung „Pagan“, was so viel

wie „Heiden“ heißt, wird eine erd- und schöpfungsverbundene Spiritualität gelebt.

Mandala – mystisches Vieleckbild, wird in Indien gern als Mittel zu Meditationen gebraucht

Meeting – Zusammentreffen, Gesprächskreis.

Millennialisten – das 1000jährige Reich der Offenbarungen des Johannes; utopische Ausrichtung einer beherrschenden christlichen Sekte mit faschistischen Zügen.

Persephone – Tochter des Zeus mit der Göttin Demeter, wurde beim Blumenpflücken von Hades, dem Gott des Totenreichs, entführt. Seitdem muß sie ein halbes Jahr im Totenreich und ein halbes Jahr auf der Erde leben.

Ritual Room – Raum für feierliche Zeremonien; hier der Raum, der im Black Dragon House eingerichtet wurde, um die Rituale der erdgebundenen Religion zu feiern.

Stewards – hier der Name für die im Süden herrschenden Faschisten.

Sykamore – Baumart, botanisch: *Ficus sycomorus*, Maulbeer-Feigenbaum, Eselsfeige.

Toxic Council – Arbeitskreis für Umweltfragen

Uprising – Aufstand; hier ein in den zwanziger Jahren des kommenden Jahrhunderts vorgestellter Aufstand gegen die Herrschaft der Stewards. Danach Wiederherstellung der Eigenständigkeit der City und des gemeinschaftlichen Lebens in Madrones Heimatstadt

Utopia – griechischen Ursprungs, wörtlich: Land, das nirgendwo ist. Sinngemäß: Traumland, erdachtes Land, in dem ein gesellschaftlicher Idealzustand herrscht.

